DEUTSCHE KULTUR- UND SITTENGESCHICHTE

Johannes Scherr




DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.



Scherr's

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte.

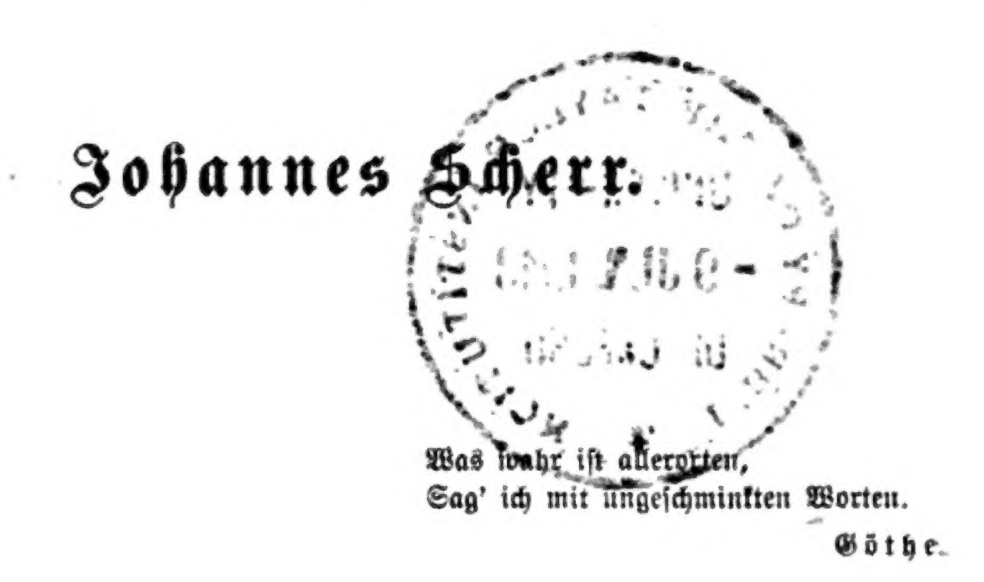
[illegible] zu Zürich den
21ten December 1856.

Deutsche

Kultur- und Sittengeschichte.

Von

Johannes Scherr.

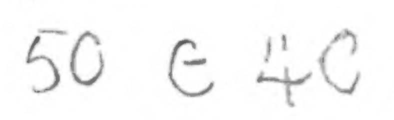


Was wahr ist allerorten,
Sag' ich mit ungeschminkten Worten.

Göthe.

Sechste neudurchgesehene und stark vermehrte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1876.





Vorwort zur sechsten Auflage.

Als ich vor anderthalb Jahren die fünfte Auflage dieses Buches bevorwortete, durfte ich nicht hoffen, heute schon der sechsten ein Geleitswort mitgeben zu können. Damals, am 3. Oktober von 1873, hatte ich Veranlassung, mit verschiedenen Gegnern eine kurze Abrechnung zu halten, was ich heute kaum noch thun, d. h. kaum noch der Mühe werth erachten würde. Ich kann mich also diesmal kurz fassen, auf die „Einleitung" verweisend, wo ja deutlich angegeben ist, in welchem Geist und Sinne meine Arbeit .ernommen und durchgeführt worden.

Vor Drucklegung der vorliegenden Auflage habe ich das Buch rgsam durchgesehen und mit so zahlreichen Zusätzen versehen, daß s ein „stark vermehrtes" heißen darf, wie der Titel besagt. Seitdem es vor dreiundzwanzig Jahren zum erstenmal erschien, hat sein Umfang von Auflage zu Auflage zugenommen, so daß die sechste wohl das zweifache Volumen der ersten haben dürfte. Immer jedoch blieb die Rücksicht auf die anfänglich von mir gewollte und erstrebte Handlichkeit des Werkes für mich eine gebieterische. Die Beschränkung auf e i n e n nicht allzu ungefügen Band sollte festgehalten werden, und wer über das ungeheuer reiche und vielfältige Material, welches zu verarbeiten war, einen

Ueberblick hat, wird anerkennen, daß die Bewältigung dieses Stoffes innerhalb des gegebenen Rahmens keine leichte Sache war. Wissende werden auch zugeben müssen, daß ich das Material aus erster Hand zu beziehen mich bemühte.

Es wird mir, hoffe ich, nicht als thörichte Selbstberühmung ausgelegt werden, wenn ich heute von meinem Versuche, zum erstenmal ein geschichtliches Gesammtbild vom Kultur- und Sittenleben unseres Volkes zu entwerfen, als von einem nicht mißlungenen rede. Denn was auch für Hingebung, Zeit und Arbeit ich seit so vielen Jahren diesem Buche gewidmet habe, immer übersteigt ja die Theilnahme und Gunst, welche demselben in stets sich erweiternden Kreisen und allüberall, wo Deutsche leben, zutheil geworden, weit mein Verdienst. Namentlich freue ich mich der mir hundertfach bezeugten Thatsache, daß nicht allein die studirende, sondern überhaupt die strebsame Jugend meinem Buch eine immer steigende Achtsamkeit zuwendet, und nicht weniger freue ich mich der Thatsache, daß es in der Frauenwelt immer mehr Leserinnen findet. Ist es ja doch eins der erfreulichsten Zeichen der Zeit, daß die große Lehrerin Geschichte jetzt eifr[illegible] aufgesucht wird denn je zuvor. Möchten nur ihre Lehren be[illegible] und beherzigt werden, wie sie es verdienen! So, wie sie [illegible] diesem Buche sprechen, wird ihnen, das weiß ich, kein Leser [illegible] keine Leserin etwas entnehmen können, was eines deutsch[illegible] Mannes oder einer deutschen Frau unwürdig wäre.

Zürich, 1. Mai 1875.

Johannes Scherr.

Inhalt.

Erstes Buch.

Vorzeit und Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Die Vorzeit.

Zweites Kapitel.

Das Christenthum und die Völkerwanderung.

Drittes Kapitel.

Das karlingische und ottonische Zeitalter.

Viertes Kapitel.

Die Zeiten der fränkischen und der schwäbischen Kaiserdynastie.

Fünftes Kapitel.

Die höfisch-ritterliche Gesellschaft.

Sechstes Kapitel.

Die ritterlich-romantische Dichtung.

Siebentes Kapitel.

Die Kirche. Die Wissenschaft, die Kunst und das Theater.

Achtes Kapitel.

Das Kriegswesen und das Rechtswesen.

Neuntes Kapitel.

Bürgerthum und Bauerschaft.

Zehntes Kapitel.

Rückblick und Aussicht.

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Reformation.

Erstes Kapitel.

Wiedergeburt.

Zweites Kapitel.

Reform, Revolution und Reaktion.

Drittes Kapitel.

Die materielle und die gesellige Kultur.

Viertes Kapitel.

Das Kriegswesen.

Fünftes Kapitel.

Das Hofleben und die vornehme Bildung.

Sechstes Kapitel.

Das gelehrte Wesen und Unwesen.

Siebentes Kapitel.

Das Zauberwesen und der Hexenproceß.

Achtes Kapitel.

Die Kunst und die Literatur.

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

Erstes Kapitel.

Die menschlich-freie Zeit.

Zweites Kapitel.

Die deutsche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Drittes Kapitel.

Die deutsche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts (Schluß).

Viertes Kapitel.

Das klassische Zeitalter deutscher Wissenschaft und Kunst.

Fünftes Kapitel.

Staat und Kirche.

Sechstes Kapitel.

Die Neu-Romantik und der Liberalismus.

Siebentes Kapitel.

Reichthum und Armuth.

Achtes Kapitel.

Schatten und Licht.

Einleitung.

Ohne Licht kein Schatten, ohne Schatten kein Licht ..... Es ist dieselbe Hingebung des Geistes, welche die Schönheit einer Erscheinung fühlt und die Mängel derselben empfindet. Loben und tadeln, was zu loben und zu tadeln ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur beides mit Aufrichtigkeit. Lessing.

Land und Leute.

Die Stellung und Geltung der Kultur- und Sittengeschichte ist in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine wesentlich andere, eine viel bedeutendere geworden, als sie bislang gewesen war. Früher als eine „historische Hilfewissenschaft“ nur so nebenbei beachtet oder von oben herab behandelt, ist sie in verhältnissmäßig kurzer Zeit dazu gelangt, die historische Hauptwissenschaft zu werden. Die Ursachen sind bekannt, liegen aber nirgends so handgreiflich zu Tage wie in Deutschland. Denn hier steht ja vor jedem sehenden Auge die unwidersprechliche Thatsache, daß die Deutschen nicht in Folge ihrer so lange Jahrhunderte hindurch jammersäligen politischen Geschichte, sondern trotz derselben eine der ersten Kulturnationen, nein, die erste Kulturnation geworden sind.

Von dieser Thatsache geht das vorliegende Buch aus. Dasselbe darf den Anspruch erheben, daß es zum erstenmal beabsichtigte und unternahm, den Bildungsgang und die Lebensführung unseres Volkes von den Dämmerungen der Vorzeit an und bis zur Tageshelle der Gegenwart herab im Zusammenhange historisch darzustellen. Ich wage also den Versuch — denn ein Wagniß ist es und ein Versuch nur kann es sein — mit quellenmäßigen Farben ein Gesammtbild der Kulturarbeit und der Daseinsweise unseres Volkes zu entwerfen und dieses Bild zu Nutzen und Frommen aller Empfänglichen auf offenem Markte aufzustellen. Denn das Leben macht ja seine rechtmäßigen Ansprüche an die Wissenschaft immer entschiedener geltend und fordert, daß die Ergebnisse der Forschung möglichst unmittelbar ihm übermittelt werden sollen. Mit der Anerkennung dieses Satzes war auch die Formfrage meines Unternehmens schon entschieden: ich durfte und wollte nicht für die Studirstuben schreiben, sondern — sei das kühne Wort wunschweise gestattet! — für die ganze Nation. Ein Volksbuch also wollte ich verfassen, obzwar nicht im trivialen und vielmissbrauchten Sinne des Wortes. Denn ich besitze Erfahrung genug, um zu wissen, daß der Wille und die Fähigkeit, ein Buch, wie das vorliegende ist, kennen zu lernen, zu lesen und zu verstehen, schon einen nicht unbeträchtlichen Bildungsgrad voraussetzt.

Indem ich aber die Geschichte der Kultur und Sitte meines Landes zu erzählen anhebe, bemerke ich zuvörderst, daß meine Untersuchung und Darstellung von den dermaligen staatlichen Gränzen desselben nicht beschränkt werden darf. Die Kulturgeschichte einer Nation ist in keiner Weise von den willkürlichen Bestimmungen diplomatischer Kongresse abhängig. Ich habe demnach nur die natürlichen und sprachlichen Marken zu beachten und verstehe unter Deutschland das ganze in Mitteleuropa gelagerte Ländergebiet, welches deutsch ist in Denkart, Sprache, Bildung und Brauch. So konnte ich schon vor 1870 von den Vogesen und kann ich heute von den Alpen als von deutschen Gränzen reden und so darf und muß ich namentlich auch die deutsche Schweiz wie Deutsch-Oestreich in den Kreis meiner Betrachtung ziehen. Das Land zwischen dem deutschen, dem baltischen und dem adriatischen Meere, zwischen den Karpathen und den Vogesen, zwischen den polnischen Wäldern und den holländischen Marschen, zwischen den berner Alpen und den jütischen Haiden, — dieses Deutschland ist der Schauplatz meiner Erzählung.

Fassen wir also zunächst das Land in's Auge, welches den Gegenstand unserer kultur- und sittengeschichtlichen Berichterstattung ausmacht. Denn kein Wissender wird bestreiten wollen, daß die natürliche Beschaffenheit des Landes die Zustände, die Sitten und den Charakter der Leute urmächtig bedingt und bestimmt. Die Bodengestaltung ist eine der bedeutendsten und unveränderlichsten Ursachen der geschichtlichen Entwickelung einer Nation und mit Fug durfte ein geologischer Forscher sagen, daß eine Menge von Wurzeln des menschlichen und staatlichen Lebens tief in das Innere der Erde hinabreiche.

Nun aber hat die Natur unser Land weder zu üppig noch zu kärglich bedacht. Wenn sie uns mit den melancholischen Nebeln, dem Schnee und Frost eines langen Winters nicht verschonte, so gab sie uns dagegen auch einen blüthenreichen Frühling, früchtereifende Sommerwärme und eine klare, milde Herbstsonne. Der Uebergang der kalten Jahreszeit in die warme und dieser in jene ist in der Regel kein schroffer, sondern ein der Gesundheit zuträgliches stufenweises vor- und rückschreiten. Einige unfruchtbare Striche abgerechnet, leistet der Boden für die Mühwaltung seiner Bebauer überall dankbaren Ersatz. Auf unübersehbaren Flächen wogen goldene Aehrenfelder im Winde, in fetten Niederungen gedeihen Futterkräuter in Fülle, Wälder von Obstbäumen wechseln mit wohlgepflegten Gemüsegärten und an den sonnigen Halden klimmt die Rebe empor, welche besonders im Rhein-, Main- und Neckargau edelste Ausbeute gewährt. Auch der unterirdische Reichthum unseres Bodens ist groß. Lager von Torf und Steinkohlen kommen einem der wichtigsten Bedürfnisse des Menschen entgegen, Gesundbrunnen treiben ihre gesegneten Stralen aus der Tiefe hervor und reiche Erzgänge öffnen ihre Metallschätze dem Berg-

mann, welcher auch nach gehaltvollen Silberadern nicht vergebens sucht und dem sogar mehr als ein „Körnlein Goldes" entgegenblinkt. Noch ist der Edelhirsch und das schlanke Reh in unsern Forsten nicht ausgestorben, wenn auch Ur, Bär, Elenn und Wolf der Kultur weichen mußten. Zahllose Heerden füllen unsere Weiden und in Flüssen und Seen wimmelt der Fische schuppige Brut. Und nicht nur das nothwendige gewährt uns die Natur; sie hat auch, dem regen Naturgefühl unseres Volkes entsprechend, für Schönheit und Schmuck gesorgt. Deutschland mit seinen Bergen und Wäldern, mit seinen Thälern und Strömen ist ein schönes Stück Erde. Die mannigfaltigen Formen seiner Oberfläche verleihen ihm jene landschaftliche Abwechselung, die für das Auge so wohlthuend ist. Von den höchsten Alpengipfeln im Süden an stuft sich das Land durch Hochebenen und Bergketten mittlerer und niederer Art mälig bis zu den Marschen der nördlichen Küstengegenden ab. Wenn die Schweiz, Tirol und Steiermark die großartige Schönheit der Hochalpennatur besitzen, so erfreuen sich die Nord- und Ostseeländer der Poesie des Meeres. Schwaben ist seines Schwarzwaldes schattiger Waldheimeligkeit, der Rheingau seiner romantischen Herrlichkeit, Thüringen des idyllischen Friedens seiner Auen froh. Die Haiden Westphalens stimmen den Wanderer zu sinnender Betrachtung, die Bergquellen des Harzes plaudern ihm uralte Sagen vor, auf Helgoland und Rügen weitet ihm Seehauch die Brust und die gewaltige Donau führt ihn auf ihrem Laufe, entlang das fruchtreiche Baiern und in's fröhliche Oestreich hinein, durch ein farbensattes Gemälde voll Reiz und Wechsel der Scenen.

Was immer die Natur geboten, wurde von den Bewohnern Deutschlands emsig und dankbar benutzt. In der Landwirthschaft steht kein Land dem unsrigen voran und nur wenige stehen mit ihm auf gleicher Stufe. Unserer Bauerschaft unermüdlichem Fleiß und entsagungsvoller Wirthlichkeit ist die Umwandelung der germanischen Urwaldwildniß zu einem der bevölkertsten und ertragsfähigsten Länder der Welt hauptsächlich zuzuschreiben. Sobald der Vorschritt der Geschichte die Begründung und Entwickelung des Bürgerthums ermöglichte, sehen wir dasselbe mit Kraft und Strebsamkeit die Wege der Industrie wandeln und mit preiswürdiger Kühnheit die Bahnen des Handels sich eröffnen. Dieses Bürgerthums Ruhm und Stolz sind die deutschen Städte, wie sie sich inmitten einer zahllosen Menge wohnlicher Dörfer zu tausenden erheben, geschmückt mit Domen, Hallen und Palästen, angefüllt mit allem, was dem Leben höheren Reiz verleiht und feinere Genüsse sichert, verbunden unter sich durch Heerstraßen, durch Wasserwege, durch die „ländereinigenden" Schienenpfade, auf welchen das Dampfroß ungeheure Lasten mit der Geschwindigkeit des Windes fortbewegt, und durch jene gleich wundersamen Drahtzüge, auf denen Botschaften mit des Blitzes Raschheit hin- und herfliegen. Ja,

nicht allein die Natur, sondern auch die Kultur hat Deutschland zu einem schönen Lande gemacht und die Schöpfungen der letzteren sind wohlgeeignet, auch schwarzsichtige Zweifeler mit Zukunftsvertrauen zu erfüllen.

Unser Land ist zwischen dem 23. bis 37. Grad östlicher Länge und dem 45. bis 54. Grad nördlicher Breite gelegen. Es besitzt also ein Klima, welches geeignet ist, die Bevölkerung vor des Nordens Erstarrung wie vor des Südens Erschlaffung gleichermaßen zu bewahren. Auch zeigt in der That die Gemüthsart unseres Volkes das fernsein der Extreme und im ganzen eine glückliche Mischung von skandinavischer Kraft und romanischer Regsamkeit auf. Um aber gerecht zu sein, darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß die deutsche Art vielfach einerseits in norddeutsch zähes Phlegma, andererseits in süddeutsch unbeholfene Philisterei ausartet. Diese Eigenheiten können den an unserem Volke nur allzu oft wahrnehmbaren Mangel an Elasticität und Energie zwar erklären, aber nicht entschuldigen. Brütendes Phlegma und schneckenhäusliche Philisterei sind rechte Todsünden deutscher Nation geworden, und wie häufig und verderblich die wesentlich deutschen Tugenden der Beharrung und der Treue in die Laster des Schlendrians und der Knechtseligkeit umschlugen, beweist nur allzusehr der ganze Verlauf unserer Geschichte. In nicht minder niederschlagender Weise lässt er uns erkennen, daß der deutsche Gedanke in hagestolzer Bequemlichkeit leider allzu häufig versäumt habe, mit der gesunden Volkskraft zur Ehe zu schreiten, um seine schönste Tochter, die That, zu zeugen. Berauscht von dem Zauber der Idee, haben wir zu oft und zu gerne vergessen, was wir der Wirklichkeit schulden, und diese hat dann ihre Vernachlässigung bitter genug an uns gerächt. Uns ist selten gelungen, Theorie und Praxis in harmonische Wechselwirkung zu setzen, und darum haben andere von den Blüthen unseres Geistes so häufig die Früchte geerntet. Aber was wir aus allen unseren trüben Erfahrungen, aus allen unseren Missgeschicken, Demüthigungen und Schmerzen uns gerettet, das ist der Glaube an das Ideal. Dieser Glaube ist der Grundton unserer Geschichte.

Die große Vielartigkeit des inneren Baues, wie der äußeren Gestaltung des Bodens von Deutschland lässt die Vielartigkeit der deutschen Volksstämme als von der Natur gesetzt ansehen. Unser Land hatte, wie bis zur neuesten Zeit keinen staatlichen Mittelpunkt, keine eigentliche Hauptstadt, so auch keinen einförmigen Typus in Auffassung und Führung des Lebens. Welche außerordentliche Mannigfaltigkeit der deutschen Bevölkerungen in Gewohnheiten und Bräuchen, in Behausung und Tracht, im Betrieb der Landwirthschaft und der Industrie! Welcher Wechsel des landschaftlichen Charakters und der atmosphärischen Verhältnisse von den Gletscherhöhen der Alpen bis hinab zu den Niederungen der Oder, Elbe und Weser oder vom Rheinthal bis hinüber zu den Blachfeldern Schlesiens!

Was für Unterschiede der Bevölkerung im schauen, denken und sprechen stoßen dem Beobachter auf, wenn er den Lauf des Rheins von den rhätischen Alpen bis nach Holland oder den der Donau vom Schwarzwalde bis zur ungarischen Gränze begleitet! Wie fremdartig muß der Märker dem Schwaben, der Schweizer dem Holsten, der Rheinländer dem Ostpreußen, der Tiroler dem Friesen vorkommen! Deutscher Art vortretender Zug, die Hochhaltung und Geltendmachung der Persönlichkeit, vom individuellen zum Stammcharakter erweitert, — dieser Zug vor allen anderen hat uns verhindert, eine ganz gleichartige Nation, ein stramm in sich geschlossener Volkskörper zu werden. Beklagen mochte diesen Umstand der Patriot, welcher seinem Volke den gebührenden Platz unter den Völkern Europa's, ja an der Spitze derselben eingeräumt sehen wollte: der Kulturhistoriker seinerseits darf aber nicht übersehen, daß aus den vielgliederigen Stammesbesonderheiten eine Fülle von Bildungsstralen hervorgebrochen ist, daß der Hang zur freien Selbstbestimmung in allen Verhältnissen der materiellen und geistigen Arbeit eine Menge von Zuflüssen zugeführt, daß das deutsche aufsichstehen der einzelnen wie der Stammes-Persönlichkeit dem deutschen Genius seine Selbstständigkeit, der deutschen Sittlichkeit ihre Tiefe und Frische gesichert und endlich unter den einzelnen Stämmen jenen regen Wetteifer des schaffens begründet hat, dessen Resultate dann doch wieder dem nationalen ganzen zu gute gekommen sind. Wie jener wunderbare Banianenbaum Indiens, der seine Aeste in den Boden senkt, daß sie, als Stämme wieder aufsteigend, die hoch im Luftraum sich wiegende Krone tragen, jeder gesondert für sich und doch durch des Mutterstammes Wurzelsaft genährt und zu e i n e m Organismus verbunden, — so ist Deutschland! Die deutsche Art beseelt doch alle die einzelnen Stämme und ihre Krone ist die Einheit im Reiche des deutschen Geistes. Diese Einheit, in jahrhundertelangen tapferen und schmerzlichen Kämpfen errungen, zu bewahren, sie gegen alle Bedrohung, sei es von jenseits der Alpen, sei es von jenseits des Rheins oder des Niemens, sei es von woher immer, sicher zu stellen, sie mehr und mehr dem ganzen Volke zum Bewußtsein zu bringen, d a s zunächst ist die Aufgabe der Gegenwart. Von ihrer gewissenhaften Erfüllung wird es abhängen, daß die jetzt endlich auf dem Wege zu ihrer Verwirklichung begriffene deutsche Zukunftshoffnung einer s t a a t l i c h e n Einheit zur v o l l e n Thatsache werde.

Man hat die deutsche Natur in Beziehung auf Gestaltung des Bodens, landschaftlichen Charakter und atmosphärische Verhältnisse nicht mit Unrecht eine knorrige genannt. Auch unser Volk hat in seiner Erscheinung etwas knorriges, eckiges. Es fehlt im Ausdruck der Züge das südliche Feuer, in Bewegung und Gebärde die französische Raschheit und Geschmeidigkeit. Hellenische Schönheit des Profils gehört zu den seltensten Ausnahmen. Wenn aber auch in den unteren Ständen der Arbeit

Mühsal und der Entbehrung Druck, in den oberen verkehrte Erziehung und das Affenthum der Mode die natürliche Anlage zu körperlicher Schönheit vielfach arg verkümmern, so ist darum unser Volk doch kein unschönes. Denn wie in Wahrheit nicht die Eiche, sondern vielmehr die Linde der deutsche Lieblingsbaum von jeher gewesen — unsere Dichtung vom Minnegesang bis zu den jüngsten Volksliedern herab beweist dies — so ist im deutschen Gesichte neben dem schroffen und harten auch wieder viel lindes und weiches. Das vorschlagend blonde oder bräunliche, schlicht anliegende Haar, die Weiße der Haut, das zarte Wangenroth, des Auges heller, treuherziger Blick, die meist hohe und gewölbte Stirne, bezeichnet mit dem Stempel der Intelligenz, — das alles mildert und veredelt das derbe, eckige und rohe der deutschen Gesichtsbildung. Der ganze Typus in Zügen und Haltung trägt den Charakter der deutschen Innerlichkeit und Innigkeit, des deutschen Insichgesammeltseins, nicht minder aber auch der deutschen Unschlüssigkeit und der kritischen Zweifelei.

Und wie im deutschen Gesichte die realen Schatten neben den idealen Lichtern stehen, so auch im moralischen Wesen unseres Volkes. Es ist echtdeutsch, wenn Göthe seinen Faust klagen läßt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Die Vielseitigkeit der deutschen Art hat vielfachen Zwiespalt im Gefolge und bringt eine Menge von Widersprüchen in unseren Charakter. Es scheint, als wollte der deutsche Genius einen festen Charakterstempel gar nicht dulden, als gehörte schwanken und zerfahrensein mit zu unserem eigensten Wesen. Wir sind keine in sich geschlossene, einförmige Nation, wir haben auch keinen ein für allemal fertigen Nationalcharakter. Erinnern wir uns aber hierbei daran, daß der prosaische Mensch viel leichter und sicherer zu einem fertigen und abgeschlossenen ganzen wird als der genialisch angelegte. Das Franzosenthum kann unter die Schablone gebracht werden, das Deutschthum niemals. Dagegen fällt bei unserem Volke der Mangel eines Vorzugs auf, dessen die Franzosen und noch mehr die Italiener sich erfreuen: — der Mangel an Schönheitsinstinkt und künstlerischem Formgefühl. Dieser Mangel, welcher die Massen zu den Schöpfungen unserer Poesie und Kunst nur eine spärliche oder gar keine Beziehung gewinnen ließ, hat auch in die deutsche Politik leidig genug herübergewirkt. Nur ein Volk ohne Formsinn vermochte so widerliche politische Missbildungen zu ertragen, wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und der Deutsche Bund gewesen sind.

Wir haben es schon gesagt: Idealismus ist die deutsche Grundstimmung. Aus ihr entspringt die unvergleichliche Kühnheit des deutschen Gedankens, die deutsche Begeisterung für das edle, schöne, große, aus ihr entspringt auch jener weltweite Kosmopolitismus, der uns hochherzigste Theilnahme und Gerechtigkeit gegen andere Völker lehrt, welchen aber ein großer Dichterpatriot mit Grund beschränkt wissen wollte[1]). Vergegenwärtige

dir nur den deutschen Idealismus in seinen höchsten Aufschwüngen, in Poesie, Philosophie, Freiheitsbegeisterung, Rechtsgefühl und Weltbürgerthum, und dann stelle daneben die deutsche Spießbürgerphilisterei, deren blödes Auge über den Gesichtskreis des Kirchthurms ihres Krähwinkels nicht hinaussieht, nicht hinaussehen will: welch ein Gegensatz! Ist nicht die deutsche Heimseligkeit hold und schön? Aber dicht neben dieser poesiegetränkten Blume des deutschen Gemüths wuchert das giftige Unkraut des Partikularismus, wuchern alle die Schmarotzerpflanzen, alle die Lächerlichkeiten und Laster der Kleinstaaterei. Der sehnsüchtige Zug nach der Fremde, wie viele Bildungskeime trägt er in sich, und doch auch zugleich wie viele Keime des Verderbens, in seiner Ausartung zur äffischen Nachahmungssucht und zur Verachtung des eigenen und heimischen! Hierbei trifft namentlich die deutsche Frauenwelt der begründetste und schärfste Tadel. Was immer der Auswurf der pariser Kurtisanen- und Kokottenwelt an unschönen, verrückten und schamlosen Haar- und Kleidermoden erfinden mag, mit der leichtfertigen Hast von richtigen Aeffinnen machen es die deutschen Frauen und Mädchen nach. Gar zu gern erfreut sich der Deutsche der „Freiheit in dem Reich der Träume“ und ist daneben in der Wirklichkeit nur allzu oft ein zahmster und, ach! ein bewusst Unfreier, ein Knecht mit Methode, den zu strafen patriotischer Zorn ein leidig göthe'sches Wort zu parodiren sich versucht fühlt *). Wie rührend ist die deutsche Pietät, aber wie leicht auch schlägt sie in servile Gewöhnung um! Auch die Tugend der freien Selbstbestimmung hat ihre Kehrseite, eigensinnige Verhärtung von Kopf und Herz und jene „Politik des einzelnen“, welche das eigene Ich zum Mittelpunkte der Welt macht und auf gemeinste Selbstsucht hinausläuft. Die deutsche Familienhaftigkeit, wie ist sie preiswürdig in ihrer Reinheit und Innigkeit! Wie ist sie selbst dann noch liebenswürdig, wann sie außerhalb des eigenen Hauses, im Wirthshaus, als „gemüthliche Kneiperei“, wie nur der Deutsche solche kennt, das Familienbedürfniß zu befriedigen sucht! Aber wie oft erstickt in der Familienhaftigkeit das Bürgergefühl, der Sinn für Gemeinde- und Staatsleben! Und was die ewige Wirthshausbummelei betrifft, wie sie in Süddeutschland und in der Schweiz grassirt, so ist sie nicht nur eine volkswirthschaftliche Kalamität von unberechenbar schlimmen Folgen, sondern auch darum zu verdammen, weil sie, die Wirthshausbummelei, die urtheilslose Menge unschwer dazu verführt und daran gewöhnt, großmäuligen Phrasenschwatz für Politik und Patriotismus zu halten. Mannhaftigkeit, Tapferkeit, Kriegsgeist hat den Deutschen noch niemand abgesprochen. Auf tausend Schlachtfeldern haben sie ihren Muth erprobt.

---

*) Etwa so: —

Der Mensch ist zwar geboren, frei zu sein;
Doch für den Deutschen gibt's kein höher Glück,
Als Herren, die er lieb hat oder hasst, zu dienen.

Aber ist es nicht eine traurige Wahrheit, daß die Deutschen ihr Blut so häufig für fremde Zwecke vergossen? Wenn die Treue im Privatleben auch jetzt noch eine deutsche Tugend ist, wie oft wurde diese Tugend im öffentlichen Leben zu einem Märchen! Schön bewährt sich die sittliche Kraft unseres Volkes in Arbeit und Ausdauer, in entsagungsvollem ringen mit der Noth des Lebens. Aber zuweilen auch bricht aus der maßvollen deutschen Natur in stoßweisen Entladungen, oft angesammelt durch die noch keineswegs überwundene urgermanische Trinksucht, ein furchtbarer Jähzorn hervor, eine berserkerhaft sinnlose Lust an Schlägerei und Zerstörung, das Erbtheil walдursprünglicher Wildheit. Und hart daneben steht wieder die sinnigste Gemüthlichkeit, das mitleidvolle Erbarmen, die vorsorgliche Theilnahme für das Unglück, für den Fremden, für das Thier, für die Opfer des Lasters und Verbrechens sogar. Endlich berühren sich im deutschen Volkscharakter auch die Gegensätze des Ernstes und der Heiterkeit. Vorwiegend ist der Deutsche ernst, oft verschlossen, nicht selten ängstlich und schwermüthig. Und doch, wie kann er offen, mittheilsam, keck, fröhlich, lustig sein! Seine verständnißvolle Freude an der Natur theilt der Deutsche mit allen Sprößlingen der germanischen Völkerfamilie, aber nur er weiß so recht, was die Freude an „Wein, Weib und Gesang" zu bedeuten hat.

Summa: Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten. Nur thörichte Volksschmeichler mögen den Deutschen weismachen wollen, unser Volksthum sei ein Inbegriff aller Tugenden. Wer offenen Auges und Ohres unter den Klassen, welche man vorzugsweise das „Volk" zu nennen pflegt, gelebt hat, wird, was ältere Idylliker und neuere Dorfnovellisten von der Wahrhaftigkeit und Gutmüthigkeit, von der Redlichkeit, Treue und Ehrsamkeit des „Volkes" zu singen und zu sagen wissen, nur mit etwelchem spottlächeln anhören. Schöne und schönste Blüthen des deutschen Geistes, edle und edelste Früchte der deutschen Sitte sprossen und reifen nur im Umkreise der deutschen Bildung. Was deutsche Volksrohheit und Massengemeinheit vor der englischen, französischen, italischen und russischen voraushaben sollte, vermag nur Unverstand oder Selbstbetrug anzugeben. Wenn vor Zeiten der Kardinal Granvella das Volk schlechtweg eine „boshafte Bestie" genannt hat, so war das eine pfäffische Abscheulichkeit, keine Frage. Aber wenn, wie in unseren Tagen häufig geschieht, in deutschen Landen grüne Phantasten das „Volk" als das „immer gutmüthige" lobpreisen und beschmeicheln, so wird der denkende und erfahrene Mann diese Faselei als das werthen, was sie ist.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen beginne ich sofort meine Erzählung. Möge das bisher gesagte darthun, daß sie, wenn auch fest in dem Gefühle des Vaterlandes wurzelnd, dennoch eine unbefangene sein wird.

Die Uebersichtlichkeit des ganzen zu erleichtern, bequeme ich mich der herkömmlichen Eintheilung der deutschen Geschichte in drei Zeiträume: Mittelalter, Reformationszeit, Neue Zeit. Die erste Periode charakterisire ich näher als die katholisch-romantische, die zweite als die protestantisch-theologische, die dritte als die menschlich-freie Zeit. Die Darstellung der Vorzeit, welche ich selbstverständlich da beginne, wo von historisch bezeugten Zuständen die Rede sein kann — die Stein-, Bronze- und Pfahlbauerzeit gehört nicht der Geschichte, sondern der Alterthumskunde an — die Darstellung der Vorzeit möchte ich als die in möglichst verjüngtem Maßstab aufgeführte Vorhalle meines kultur- und sittengeschichtlichen Bauwerkes angesehen wissen. Indem ich den Leser zum Eintritt lade, sei mir der Wunsch gestattet, daß er darin vaterländischen Sinn und geschichtliche Treue nicht vermissen möge. Ich werde viel schmerzliches, demüthigendes und furchtbares, aber auch viel tröstliches, erhebendes und ruhmreiches zu berichten haben. Jenes wie dieses soll seinen vollen und rückhaltslosen Ausdruck finden. Denn ich diene ja nicht unter der Modefahne jener Golem-Historia, welche die Pfaffen der Erfolgreligion aufgerichtet und „wissenschaftlich“ zugestutzt und aufgeflittert haben, um diese schamlose Buhlerin des Despotismus an die Stelle der keuschen und strengen Weltrichterin zu schmuggeln. Auf hofhistoriographischen und hofphilosophaster'schen Kathedern verkündigt und von Feuilletonsschwätzern, deren Wissen noch geringer als ihr Gewissen, ausposaunt, stellt sich diese modernste „Geschichtewissenschaft“ mit breiter Unverschämtheit auf den Satz, das ethische Moment im weltgeschichtlichen Processe sei nur eine lächerliche Illusion; Recht oder Unrecht gäbe es in diesem Processe so wenig wie in der Bewegung der physischen Welt und gerade wie in dieser käme und ginge alles, wie es kommen und gehen müsste. Die Evolutionen und Revolutionen in der moralischen Welt vollzögen sich nach so unveränderlichen Gesetzen wie der Auf- und Niedergang der Gestirne. Folglich sei es „unwissenschaftlich“, von historischen Tugenden und Lastern, Verdiensten und Verbrechen zu sprechen, weil als einziger Maßstab der Erfolg oder Nichterfolg zulässig, und demnach sei die Weltgeschichte keineswegs das „Weltgericht“, wie ein gewisser Schiller in seiner „Unwissenschaftlichkeit“ gemeint habe, sondern sie sei vielmehr nur eine Registratur. Die Aktenstöße dieser Registratur aber hätten die Bestimmung, für Hofhistoriographen, Hofphilosophaster, Kronsyndici und Feuilletonsschwätzer das nöthige Material zu liefern, wann dieselben, entweder „in höherem Auftrag“ oder aus Antrieb der eigenen Jämmerlichkeit, beweisen wollten, daß „alles vernünftige wirklich und alles wirkliche vernünftig“ und demnach die brutale Thatsache der Macht allzeit die „in die sinnliche Erscheinung getretene“ Idee des Rechtes sei.

Damit wäre denn jener Stein des Anstoßes für das mehrbezeichnete geschichtefärbende und geschichtefälschende Gesinde glücklich aus der Weltgeschichte hinweggethan: — die Verantwortlichkeit. Denn woher noch sollte diese kommen und wie sollte sie irgend statthaben können, wenn die Feinde des Menschengeschlechtes aus und mit derselben Nothwendigkeit frevelten, womit die Gestirne auf- und niedergehen? Das letzte Wort dieser erbaulichen Geschichtesophistik müsste nothwendig sein: Die Welt ist nur für das glückliche Verbrechen und für das triumphirende Laster da.

Diese logische Schlußfolgerung aus der Voraussetzung einer einseitig und roh materialistischen Weltanschauung, müsste die Gesellschaft schließlich wieder in die Bestialität zurückwerfen, aus welcher sie sich mittels einer harten Kulturarbeit von Jahrtausenden allmälig emporgerungen hat. Wem solche Wiedervertierung als Endziel der Menschheit gefällt, mag an die „Geschichtephilosophie" der Materialisten glauben und, wie es ja dieser Glaube verlangt, in stupidem Fatalismus die Hände in den Schoß legen. Wir anderen wollen, ein jeder an seiner Stelle und nach Maßgabe seiner Kraft, rüstig weiterarbeiten an dem großen Werke der Vermenschlichung unseres Geschlechtes — weiterarbeiten selbst dann, wann wir zum Pessimismus uns bekennen, d. h. zu der Ueberzeugung, daß dereinst ein Tag kommen muß und wird, wo die Tragikomödie des Menschendaseins „wie ein leeres Schaugepränge erblasst" und die todte Erde nur noch als ein Planet-Gespenst im unendlichen Raume kreis't, ohne daß zuvor die große Räthselfrage nach dem Warum? und Wozu? des menschlichen Trauerlustspiels beantwortet worden wäre. Wir wissen, wie die Rolle des einzelnen Menschen, so wird auch die Rolle der Menschheit selbst einmal ausgespielt sein, ohne daß wir oder unsere Nachfahren bis an's Ende der Tage die Motive und den Endzweck des Spieles erfahren. Aber wir ergeben uns darum doch nicht einer aus der traurigen Botschaft des Materialismus mit Naturnothwendigkeit resultirenden Blasirtheit, und wäre es auch nur darum nicht, weil wir fühlen und sehen, daß der Mensch und die Menschheit nicht allein vom Brote, sondern auch von Illusionen lebt. Diese, d. h. die Ideale sind der armen Menschheit unbedingt nöthig, wenn sie ihre Rolle in dem tragikomischen Drama ihres Daseins mit Anstand, mit einiger Würde durchführen soll. Und das soll sie doch?

Die Blasirtheit verneint diese Frage, der Pessimismus bejaht sie. Ganz natürlich! Denn Pessimismus ist höchstes Schönheitsgefühl, Blasirtheit tiefste Gleichgiltigkeit. Der Pessimist legt den Maßstab des sittlichen Ideals an die Erscheinungen der Welt und muß die Ueberzeugung von der Nichtigkeit derselben gewinnen, weil die Wirklichkeit nicht nur den Ideen des Guten, Wahren, Schönen nirgends ganz entspricht, sondern auch denselben häufig geradezu widerspricht. Die Blasirtheit dagegen

will von Idealen gar nichts wissen. Sie hebt mit selbstsüchtiger Genußgier an und hört mit dem Ekel der Impotenz auf. Sie bleibt als „Phlegma", als „Kaput mortuum" des vulgären Materialismus zurück, nachdem sich dessen „Spiritus", die egoistische Lust, verflüchtigt hat. Der Pessimist ist „von der Menschheit ganzem Jammer angefasst", der Blasirte nur von dem eigenen Katzenjammer. Der Blasirte ist faul, der Pessimist thätig; jener feig, dieser tapfer. Nichts kann dem Pessimisten verächtlicher sein als die gefrorene Gleichgiltigkeit des Blasirten; denn der Pessimismus ist ganz wesentlich Gefühl und Leidenschaft, heißer Wunsch und Wille, das Elend des Daseins zu mildern und die Schäden der Gesellschaft zu bessern. Er weiß sehr wohl, daß all sein Bemühen, das Weltweh aufzuheben, in letzter Linie eitel ist; aber darum lässt er doch nicht ab von seinen Lebens- und Leidensbrüdern. Mit Ernst, Eifer und Enthusiasmus arbeitet er, das Räthsel des Daseins seinen Mitmenschen wenigstens leichter und erträglicher zu machen, und wenn er bei seiner durchaus selbstlosen Arbeit mehr nur negativ-kritisch als positiv-schaffend zu verfahren vermag, so ist zu beherzigen, daß es immerhin auch kein kleines Verdienst, die Lüge und den Unsinn immer und überall zu verneinen und mittels Zerstörung aller Dummheitsschranken und aller Götzentempel für die Entwickelung freien Raum und offene Bahn zu schaffen.

In diesem — falls das Wort gestattet ist — sittlich-pessimistischen Sinne habe ich mein Buch zu schreiben mich bemüht. Was immer für Mängel demselben anhaften mögen, rücksichtslosen Wahrheitseifer und unerbittliches Rechtsgefühl wird ihm kein redlicher Urtheiler absprechen können. Und es ist ja der ungeschminkten Wahrheit der Geschichte eine wundersame Kraft des Trostes eigen. Aus ihrem ernsten Mund ertönt nicht allein der strafende Wahrspruch des Richters, sondern auch die weissagende Verheißung des Propheten. Ob der Wahrspruch vollzogen, ob die Weissagung erfüllt werde oder nicht, gleichviel! Der Richter thut seine Schuldigkeit, wie er kann, und der Prophet weissagt, weil er muß.

Erstes Buch.

Vorzeit und Mittelalter.

Ich ſach mit minen ougen
mann' unde wibe tougen,
daʒ ich gehorte und geſach
ſwaʒ iemen tet, ſwaʒ iemen ſprach.

Walther von der Vogelweide.

Erstes Kapitel.

Die Vorzeit.

Bild des Landes. — Abstammung, Urheimat und Name der Germanen. — Stellung zu Rom. — Abwerfung des römischen Joches. — Die „Germania" des Tacitus. — Volkszahl. — Die deutschen Stämme. — Waffen, Krieg und Jagd. — Gelage. — Viehzucht. — Besiedelungsart. — Tracht. — Die Frauen. — Deutsch-germanische Religion. — Nordisch-germanische Glaubenslehre. — Der Gottesdienst. — Orakeleinholung. — Lieder und Sagen. — Sociale und politische Verhältnisse. — Recht und Rechtspflege. — Todtenbestattung.

Ein wundersam eigenthümliches Gefühl muß uns anwandeln, so wir, im Geiste den Anblick festhaltend, welchen unser Land dermalen darbietet, zweitausend Jahre vor heute im Vogelfluge über Germanien uns hingetragen denken. Da erschauen wir einen unermesslichen Forst, aus dessen eintönig düsterer Fläche Gebirge hervorragen, bewaldeten Inseln gleich. Mächtige Wasser, welche die großen Stromgebiete entlang wandeln, um an öden Küsten in das Meer zu münden, sowie da und dort zerstreute Lichtungen, Rodungen und Ansiedelungen bringen doch nur eine spärliche Abwechselung in das Waldgemälde, dessen unbegränzte Monotonie viel mit der des Oceans gemein hat und wie diese den Eindruck des Erhabenen hervorzubringen vermag.

In diesen weiten und mit dem rauhen Klima nordischer Waldlandschaft behafteten Gebieten machten unsere Altvorderen den Thieren der Wildniß den Boden streitig, auf welchem der gewaltige Auerochs mit dem zottigen Bären um das Thierkönigthum stritt. Deutliche Erinnerung an dieses germanische Urwaldsleben hat unsere uralten Waldgeruch athmende Thiersage bewahrt und überliefert.

Betreten wir das Dunkel der altdeutschen Wälder, so finden wir dort ein Volk vor, welches in eine Menge von größeren und kleineren Stämmen getheilt ist und dessen Zustände vielfach eine überraschende Aehnlichkeit haben mit denen der Kaukasusvölker unserer Tage, so lange sie ihrer Selbstständigkeit sich erfreuten. Ganz abgesehen nämlich von der großen Ueber-

einstimmung in Denkweise, Sitten und Bräuchen, wie gleichartige klimatische Verhältnisse und gleichartige Lebensbedingungen häufig sie hervorbringen, entsprach die sociale Gliederung der Adighé-Stämme des Kaukasus, bevor dieselben von den Russen bejocht und vernichtet oder aus ihrer Heimat getrieben wurden, merkwürdig genau dem germanischen Gesellschaftorganismus der späteren Vorzeit. Die vier dortigen Stände oder Klassen der Pschis (Häuptlinge), Usden (Edelleute), Tschfokolts (Hörige) und Pschilt (Sklaven) waren analog den Nobiles, Ingenui, Liti und Servi unseres germanischen Kastenwesens.

Des deutschen Volkes Ursprung verliert sich in jene Märchenferne der Zeiten, deren Geheimnisse die rastlose Forschung unserer Tage zu durchdringen sich abmüht, aber noch lange nicht zu einer allseitig klaren Lösung gebracht hat. Außerordentlich wirksame Dienste hat zur Aufhellung vorzeitlicher Finsternisse bekanntlich die vergleichende Sprachkunde geleistet und ihren Nachweisungen insbesondere verdanken wir es, daß Herkommen und Urheimat der Germanen aus mythischem Dunkel allmälig in die geschichtliche Dämmerhelle herübertraten. Die Deutschen sind ein Zweig der großen indogermanischen Völkerfamilie, welche die Ost-Arier (Inder) und die West-Arier (Iraner), ferner die Hellenen und Italiker, endlich Slaven, Kelten und Germanen umfasst. Dorthin also, von wo der große Strom der arischen Familie ausgegangen, müssen wir unserer Väter Ursitz verlegen, auf die mittelasiatische Hochebene, über welche der Paropamisos oder Hindukusch emporsteigt, aus ewigen Schneelagern den Indus gen Süden, den Oxus gen Norden entsendend. Kaukasischer Rasse ist unser Volk demnach und alpenhafter Urheimat. Der Sprache Wurzelgemeinschaft, der Weltanschauung idealistischer Grundton, vielfache Uebereinstimmungen in Religion und Sitte, bezeugen laut die arische Verwandtschaft. Bedeutsam auch weisen auf sie zurück die Einklänge altindischer und altdeutscher Heldensage, insbesondere die Analogie zwischen dem indischen Heros Karna und dem deutschen Helden Sigfrid.

Wann der germanische Sprössling vom arischen sich abgezweigt habe, wann unsere Ahnen von dem arischen Urlande („Airijana vaêdsha“) — welches übrigens statt im Quellengebiete des Oxus und Jaxartes neuestens auch viel weiter westwärts, nämlich in der lithauisch-russischen Ebene, vermuthet wird — ausgezogen und nach Europa hereingewandert sein mögen, ist mit Bestimmtheit zu ermitteln bis jetzt nicht gelungen; immerhin aber mit einiger Wahrscheinlichkeit. Die Trennung der Germanen von der großen arischen Familie scheint stattgefunden zu haben, bevor die Arier vom nomadischen Hirtenleben zu sesshaftem Ackerbau übergingen. Diese Annahme stützt sich auf die deutliche Uebereinstimmung des Sanskrit und des Deutschen in Sprachformen, welche auf die Viehzucht sich beziehen (z. B. sanskritisch uxan, deutsch Ochse — s. gô, d. Kuh — s. varâha, alt-

hochd. barach, Schwein — s. hansa, d. Gans — s. avis, althochd. ouwi, Mutterschaf, u. a. m.). Wogegen der Faden sprachlicher Uebereinstimmung reißt, sowie man von den hirtlichen Bezeichnungen zu den ackerbäuerlichen vorschreitet. Da nun die ackerbauende Kultur der indischen und medopersischen (iranischen) Arier erst im oder nach dem 12. Jahrhundert v. Chr. eingetreten zu sein scheint, so ist daraus der Schluß gezogen worden, daß die Abzweigung und Westwärtswanderung der Germanen zu oder noch vor der bezeichneten Zeit stattgefunden haben müsste. In welchen Beziehungen die germanische Wanderung zu der hellenisch-italischen, zu der slavischen und keltischen gestanden, ist dunkel. Nur soviel steht fest, daß im Süden von Europa die Griechen und Italiker, im Mittellande die Kelten, ostwärts hinter ihnen die Slaven und im Norden die Germanen sich niederließen.

Was die Bezeichnung unseres Volkes und des mit ihm engverwandtschaftlich verbundenen skandinavischen als Germanen angeht, so ist dieser Name vielleicht ein Tribut, welchen die Nachbarn unserer Altvorderen ihrer kriegerischen Tugend zollten. Er ist nicht etwa, wie früher irrthümlich geschah, von dem lateinischen Wort germanus abzuleiten. Seine Bedeutung ist Speermänner, Wehrmänner, Kriegsmänner, denn das altdeutsche Wort Ger bedeutet einen Wurfspeer. Man hat auch den Versuch gemacht, den Namen Germanen von dem keltischen Wort gairm oder garm abzuleiten, welches Lärm bedeute, so daß die Kelten, welche mit dem germanischen Stamme der Tungern am Niederrhein zusammenstießen, ihnen den Namen, Lärmer, Schreier, „Rufer in der Schlacht" gegeben hätten. Doch scheint die Ableitung von Ger vorzuziehen. Eigentlich sollte der Name Germannen lauten, analog Alemannen. Aber die weichere Form Germani statt Germanni erklärt sich daraus, daß der Name erst im römischen und im römisch-gallischen Munde zu einem Gesammtnamen der Deutschen wurde. Denn der ursprüngliche Nationalname der Germanen war wohl Teutonen, Deutsche, auf das Volk übertragen von seinem mythischen Stammvater Teut (Tuisto) oder besser Deut, zu welcher Schreibweise ja das im Altdeutschen zu Anfang des Wortes gebrauchte weiche Th mahnt. Seinen uralt mythischen Charakter erweist der Name Teut durch seine nahe sprachliche Verwandtschaft mit der Bezeichnung des Gottbegriffes in den indogermanischen Idiomen (deva, daëva, θεός, deus, diewas). Man hat jedoch „deutsch" auch hergeleitet von diet, althochd. diot (zum Volke gehörig, volksmäßig), sowie von diutan, d. h. deuten, verständlich machen. Das Dasein der deutschen Sprache als einer Nationalsprache, im Gegensatze zu den romanischen Idiomen, ist zuerst i. J. 813 n. Chr. urkundlich bezeugt („lingua theutisca, theotisca, theudisca, theodisca"). Erst im 10. Jahrhundert, zur Zeit Kaiser Otto's des Großen, ist übrigens der alle deutschen Stämme umfassende Nationalname „Deutsche (Theutonici, Theutones)" aufgekommen und allmälig bräuchlicher worden. Der ge-

nannte Herrscher hieß zuerst urkundlich „Rex Teutonicorum“, König der Deutschen.

Die Germanen scheinen aus ihren asiatischen Ursitzen zuerst nach Skandinavien gezogen zu sein, in dessen Abgeschlossenheit altgermanisches Wesen länger und reiner sich erhielt als im eigentlichen Deutschland, welches letztere ein Theil des Volkes mit gewaltsamer Westwärtsdrängung der Kelten später von Skandinavien aus in Besitz nahm. Um welche Zeit das Vorrücken der Germanen von Norden nach Süden stattgehabt, darüber geben weder Sage noch Geschichte Auskunft. Vielleicht ist der Alpenübergang der Kimbrer und Teutonen, welcher hundert Jahre vor Christi Geburt geschah, als eine Folge des drängenden Lebens zu betrachten, womit das allmälige Südwärtsrücken der Germanen die deutschen Wälder erfüllen mochte. Mit diesem berühmten Zuge zweier deutscher Volksstämme traten die Germanen zuerst auf die Bühne der Weltgeschichte. Zwar wandte des Marius Feldherrngenie und der römischen Legionen Disciplin den bedrohlichen Anfall der Nordländer diesmal noch von Italien ab, aber das Unternehmen der Kimbrer und Teutonen war nur ein verfrühtes, gleichsam ein prophetisches Vorspiel der furchtbaren Heimsuchung, welche die Germanen später über Rom bringen sollten. Denkwürdig ist übrigens, daß schon unserer Altvorderen erster Auftritt auf der Weltgeschichtebühne, der kimbrisch-teutonische Wanderzug, durch einen Grundmangel deutschen Wesens gekennzeichnet wurde: durch den Mangel an politischem Verstand, Schick und Takt. Urahn Michel begann als tapferer Tolpatsch.

Die Geschichte Roms war damals die der Welt. Unserer Vorfahren erstes Auftreten bildete zu einer verhängnißvollen Zeit eine Episode der römischen Geschichte. Wüthende Parteikämpfe erschütterten das riesenhafte Gebäude, welches römische Kriegs- und Staatskunst errichtet hatte, bis in seine Grundfesten. Schon wurde nicht mehr um Republik oder Monarchie gekämpft, sondern nur noch um den Besitz der Alleinherrschaft. Marius und Sulla übten dieselbe nacheinander in brutalster Weise. Der große Sklavenkrieg (73 — 71 v. Chr.) und die Verschwörung Katilina's (63 v. Chr.) legten die inneren Schäden des Staates in erschreckender Weise bloß und die Geschichte der beiden Triumvirate zeigt unwiderlegbar, daß eine freie Staatsform nur gedeihen könne auf dem Boden sittlicher Reinheit und hochsinniger Vaterlandsliebe und daß namentlich eine Republik undenkbar sei ohne die Voraussetzung republikanischer Bürgertugend. Nach Ueberwindung seines Nebenbuhlers Pompejus (48 v. Chr.) gründete Julius Cäsar das cäsarische Regiment. Die Ermordung des genialen Mannes durch die republikanischen Aristokraten vermochte den gänzlichen Untergang römischer Freiheit nicht aufzuhalten. Der Sieg, welchen die Mitglieder des zweiten Triumvirats in der Ebene von Philippi über Brutus und Kassius erfochten (42 v. Chr.), entschied zu Gunsten der Monarchie, der

imperatorischen Gewalt, die der schlaue Oktavianus, nachdem er sich mittels des Seesieges bei Aktium seines Mitbewerbers Antonius entledigt hatte, dauerhaft feststellte. Der Titel Augustus, welchen er sich geben ließ, beurkundete deutlich genug, daß die höchste Macht über die römische Welt fortan bei einem einzelnen sei. Der neue Kaiser adoptirte für seine monarchische Politik ein wichtiges Moment der republikanischen Staatsidee Roms, den Grundsatz, der altrömischen Ausbreitungs- und Eroberungslust unausgesetzt Genüge zu thun. Großartige Erwerbungen nach außen sollten die Römer die Einbuße der inneren Freiheit vergessen machen und diese Eroberungspolitik nun brachte den römischen Staat auch mit den Bewohnern Germaniens in nähere Berührung. Schon Cäsar hatte während seiner Statthalterschaft in Gallien Pläne gegen Deutschland entworfen und mittels wiederholter Rheinübergänge auszuführen begonnen. Die Feldherren des Augustus nahmen die Entwürfe Cäsars auf und die Römer faßten im Süden und Westen unseres Landes festen Fuß, mit der gleichen Beharrlichkeit und dem nämlichen Kolonisationstalent auch hier auftretend, womit sie in den kolchischen Wäldern, im Nilschlamm Aegyptens, in den Wüsten Numidiens, auf den Küsten Spaniens und in den Druidenhainen Galliens die römischen Adler siegreich aufgepflanzt hatten. Ihren kriegerischen Triumphen in Deutschland kam die Ueberlegenheit zur Hilfe, welche die Civilisation gegenüber der Ganz- oder Halbbarbarei stets behauptet. Das römische Wesen machte in Germanien so rasche Vorschritte, daß es den Anschein gewann, das ganze weite Land unserer Vorfahren müßte ihm anheimfallen. Die Art römischer Kultur begann die germanischen Urwälder zu lichten. Heerstraßen wurden durch Sümpfe und undurchdringliche Forste gezogen, um die römischen Niederlassungen untereinander zu verbinden, befestigte Standquartiere (castra, Kastelle) und Wartthürme errichtet, über Berg und Thal setzende Walllinien aufgeworfen, Städte angelegt, römische Verwaltung, römische Justiz, römische Sprache eingeführt. Feilheit und unpatriotische Gesinnung deutscher Häuptlinge erleichterte das Werk der Eroberung. Germanische Große traten in Bundesgenossenschaft mit den Eroberern und halfen als Vasallen der Römer das Joch derselben weiter hineintragen in die Gauen des Vaterlandes, die Söhne der angesehensten Familien nahmen römische Kriegsdienste und betrachteten die Erwerbung des römischen Bürgerrechtes und der römischen Ritterwürde als ein glänzendes Ziel des Ehrgeizes, kurz, die Unterwerfung des Germanenthums unter das Römerthum schien auf bestem Wege zu sein. Allein die Römer hatten in ihrer Rechnung einen bedeutsamen Posten vergessen, den stolzen Unabhängigkeitstrieb, welcher ein so urkräftiges Volk, wie die Germanen waren, beseelen mußte, und die deutsche Vorliebe für das Gewohnte und Hergebrachte. An der letztern vielleicht mehr noch als an dem ersteren scheiterten sie. Die Germanen empörten sich gegen die gewaltsame, in

einzelnen Fällen auch mit Härte und Grausamkeit verbundene Verdrängung ihrer Sprache, ihrer Sitten und Einrichtungen, wie die Römer sie versuchten, und diese Empörung fand einen geschickten Nährer und Führer in Armin (Hermann), dem Sohne Segimers, welcher einem Theile des Stammes der Cherusker als Häuptling (Edeling, Adaling) vorstand. Es lebte und wirkte in Armin unstreitig ein großer nationaler Gedanke, mittels dessen er die einzelnen deutschen Volksstämme zu einem wuchtigen Schlag gegen das Römerthum zu verbinden wußte. Durch den berühmten Sieg, welchen er an der Spitze der verbündeten Germanen im teutoburger Walde über drei Legionen römischer Kerntruppen unter Varus erfocht (9 n. Chr.), sowie durch seine spätere geschickte Kriegführung gegen die Römer unter Germanikus (15—17 n. Chr.) ward er der Retter unserer nationalen Existenz. Ein Geist wie der seinige mußte das Grundübel, woran Deutschland von uralters her krankt, wohl erkennen. Was vereinte deutsche Kraft vermag, hatten ihn seine Siege gelehrt und desshalb unternahm er es, sein Volk, nachdem er dessen Selbstständigkeit gerettet, aus dem Zustande der Zerrissenheit und Zersplitterung heraus und zur nationalen Einheit zu führen. Der Idee der deutschen Einheit hat es bis auf unsere Tage herab nie an Aposteln und Märtyrern gefehlt. Hermann eröffnete die Reihe derselben. Er fiel, von seinen Verwandten meuchlings erschlagen, der Selbstsucht der deutschen Fürsten zum Opfer. Sie hatten seinen großen Gedanken nicht würdigen können oder wollen und ihr gemeiner Neid barg seine bösen Anschläge hinter der Anklage, der Römerbesieger strebe nach despotischer Alleinherrschaft in Germanien. Schon damals also erhoben die deutschen Großen jenes Geschrei von Bedrohung der deutschen „Libertät", welches sie auch später jederzeit anstimmten, wann es galt, ihre dynastischen Sonderinteressen der Einheit des Vaterlandes zu opfern.

Der Widerstand, den die Römer durch Armin erfahren, war übrigens von nachhaltiger Wirkung, welche durch die Freiheitskämpfe der niederrheinischen Völkerschaften unter der Führung des Civilis (69—71 n. Chr.) noch erhöht wurde. Seitdem war an die Unterwerfung des ganzen Deutschlands nicht mehr zu denken, obwohl die Römer in den südlichen und westlichen Gränzmarken die ganze Kaiserzeit hindurch den alten Ruhm ihrer Waffen aufrecht zu halten suchten. Die Siege, welche Julian zu Anfang der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts über die Alemannen und Franken davontrug, machen eine der letzten glänzenden Waffenthaten des sinkenden Römerreichs aus. Von jetzt an gestaltet sich das Verhältniß der beiden Nationen völlig um. Aus Angegriffenen werden die Germanen Angreifer, und wie sie, von ihrer angestammten unbändigen Wanderlust auf's neue ergriffen, erobernd die südlichen Abhänge der Alpen hinabsteigen, sinkt vor ihren ehernen Tritten das alte Römerthum in raschem Einsturze zu Boden. Wir werden hierauf bei Betrachtung der Völkerwanderung

zurückkommen. Jetzt liegt uns ob, auf die inneren Zustände Altdeutschlands, wie sie vor der eben erwähnten ungeheuren Umwälzung Europa's waren, einen prüfenden Blick zu werfen.

So, wie Römer seit Cäsars Zeit zu Germanien standen, mußte ihnen viel daran liegen, über die Beschaffenheit des Landes und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner nähere Aufklärung zu erhalten, als die unbestimmten und oft geradezu märchenhaften Sagen, welche in Griechenland und Italien über die Wald- und Nebelländer des Nordens umliefen, zu gewähren vermochten. Forschungseifrige, mit politischem Scharfblick ausgestattete Männer kamen diesem Bedürfniß entgegen und Geographen und Historiker der antiken Welt fingen an, mit dem seltsamen Deutschland sich zu beschäftigen. Ihre Arbeiten sind die Quellen der Geschichte deutscher Vorzeit, denn von den Anfängen derselben bis zum Beginne der Völkerwanderung fehlen einheimische Sprachdenkmale und Geschichtedokumente gänzlich. Vor allen müssen Julius Cäsar und Tacitus in Betracht kommen. Jener hat in die Denkwürdigkeiten über seine gallischen Kriege Episoden eingeflochten, welche von germanischen Dingen handeln, dieser, der römischen Historik größter Meister, hat nicht nur in seinen zwei Geschichtewerken („Historien" und „Annalen"), welche zwei Perioden der Kaiserzeit umfassen, auf die Verhältnisse der Römer zu den Germanen achtsame Rücksicht genommen, sondern er hat auch in einer eigenen Schrift die altgermanischen Zustände einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen. Dies ist die berühmte „Germania" des Tacitus oder wie der Titel des Werkes in den Ausgaben gewöhnlich lautet: „Das Buch von der Lage, den Sitten und Völkerschaften Germaniens (de situ, moribus et populis Germaniae libellus)". Es mag sein, daß die Absicht, der Krankheit und Verdorbenheit römischer Civilisation die Gesundheit halbbarbarischen Naturlebens strafend gegenüberzustellen, auf den großen Historiker bei Mischung der Farben zu seinem Gemälde von Altgermanien nicht ohne Einfluß gewesen; allein es heißt denn doch den Geist hoher Wahrhaftigkeit, welcher Tacitus beseelte, völlig verkennen, wenn man, wie schon gethan worden, der Germania nur den ganz zweifelhaften Werth einer überspannten Tendenzschrift beilegen will. Falls man die plastische Anschaulichkeit seines Berichtes erwägt, so gewinnt die Annahme, daß Tacitus, dessen Geburt in den Anfang der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fallen mag, wenigstens theilweise nach eigener Anschauung seine Schilderung von Altdeutschland entworfen habe, nicht wenig an Wahrscheinlichkeit. Meist ist er scharf, bestimmt, die Schattenseiten seines Gegenstandes keineswegs verschweigend, und nur da ungenau und ungenügend, wo ihm, wie inbetreff der religiösen Ideen der Germanen, seine römisch-griechisch mythologischen Vorstellungen in der richtigen Auffassung von gar zu fremdartigem hinderlich waren. Abgesehen davon, dürfen wir uns, mit Beherzigung der Winke, die von

anderer Seite kommen, bei unserer Wanderung durch die altdeutschen Wälder seiner Führung zuversichtlich anvertrauen.

Will man sich von dem Zustande einer menschlichen Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit eine richtige Vorstellung bilden, so ist es zuvörderst von Wichtigkeit, festzustellen, aus wie vielen Personen diese Gesellschaft etwa bestanden habe. Leider aber fehlen uns die Mittel, die Einwohnerzahl von Altdeutschland auch nur annähernd zu bestimmen. Unser Land hat ja seit zwei Jahrtausenden inbezug auf Anbau und Nährfähigkeit des Bodens die außerordentlichsten Veränderungen erfahren. Nur soviel ist gewiß, daß auf derselben Landstrecke, welche jetzt eine Million von Bauern und Handwerkern gemächlich nährt, in der Vorzeit hunderttausend Jäger und Krieger ihre Nahrung kaum finden konnten. Vielleicht läßt sich auf den Auszug der Helvetier, welche zu Cäsars Zeit mit Weib und Kind ihr schweizerisches Heimatland verließen, hinsichtlich der Volksmenge von Altdeutschland eine Schlußfolgerung gründen. Cäsar erzählt uns, daß die Gesammtzahl der Helvetier 368,000 Personen jedes Alters und Geschlechtes betragen habe. Sollte nun diese Angabe nicht zu der Annahme berechtigen, daß unter der Bevölkerung vom damaligen Gesammtdeutschland etwa eine halbe Million wehrhafter Jünglinge und Männer vorhanden gewesen sei? Diese Zahl niedriger zu greifen lässt die Beherzigung der Kriegermassen, welche einige Jahrhunderte später über das römische Reich herstürzten, als unthunlich erscheinen.

Welche Zahl aber auch immer die Bewohnerschaft Germaniens erreichte, eine geschlossene Masse, einen Gesammtstaat bildete sie nicht. Wie von uralters her der freie deutsche Mann mit Vorliebe abgesondert auf seiner Hufe lebte — eine germanische Sitte, die uns insbesondere die bäuerischen Gehöfte Westphalens noch heutzutage lebhaft vergegenwärtigen — so sonderte sich auch Stamm von Stamm und dieses Sondergelüste, tief begründet in dem germanischen Streben nach Geltendmachung der Persönlichkeit, war von jeher als trennender Keil in die Gesammtheit deutscher Nation getrieben. Das häusliche Leben hat bei uns das staatliche stets in den Hintergrund gedrängt, und nur einem Sohne der Mutter Germania, dem angelsächsischen in England, war es schon frühzeitig beschieden, dieses und jenes gleich tüchtig auszubilden. Die älteste Eintheilung der Germanen nach Stämmen finden wir bei Tacitus. Er sagt: „In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und Annalen, verherrlichen sie den Gott Thuisto, der Erde Sprössling, und seinen Sohn Mannus als ihres Volkes Stammväter und Stifter. Dem Mannus aber schreiben sie drei Söhne zu, nach welchen dann die zunächst dem Meere wohnenden Germanen den Namen Ingävonen, die in der Mitte den Namen Hermionen und die übrigen den Namen Istävonen erhalten haben sollen." Der römische Historiker kennt und nennt jedoch im weiteren auch die Stämmenamen der

Marser, Gambrivier, Sueven und Vandalen als uranfängliche, während der ältere Plinius seinerseits von fünf großen Stämmen oder Geschlechtern („genera") der Germanen spricht: Vindiler, Ingävonen, Istävonen, Hermionen und Peuciner. Die Genesis der deutschen Stämme in älterer und ältester Zeit genau zu bestimmen und nachzuweisen, ist eine bare Unmöglichkeit. Hierüber, wie über noch gar viele Punkte des germanischen Alterthums wird der gelehrte Streit nie zur Ruhe kommen. Die einzelnen Stämme waren unter sich an Volkszahl und Macht sehr verschieden. Nur große, allgemeine Gefahr vermochte die getrennten, meist mit einander in Fehde lebenden etwann zu gemeinschaftlichem Handel zu vereinigen. Sonst schlang nur die Gemeinsamkeit der Sprache, der Sitte und der religiösen Vorstellungen ein loses Band um sie. Von urzeitlichen deutschen Völkerbünden waren vor allen drei berühmt und auf die Geschicke des Gesammtvaterlandes Einfluß übend: der von Cäsar geschilderte Suevenbund, der von Armin gestiftete niederdeutsche Cheruskerbund und der diesem entgegenstehende oberdeutsche Markomannenbund, an dessen Spitze Marbod stand. Im untersten Rheingau saßen die Bataver, weiter hinauf an beiden Ufern unseres schönsten Stromes die Ubier (bei Köln), die Trevirer (um Trier), die Nervier (im Hennegau), die Vangionen (bei Worms), die Nemeter (um Speier), die Triboker (im Elsaß). Zwischen Rhein und Elbe wohnten die Katten (in Hessen), die Usipier (nördlich von der Lippe), die Tenkterer (im Bergischen), die Cherusker (auf beiden Seiten des Harzes), die Brukterer (im Osnabrückischen) und nördlich von ihnen die Chamaven und Angrivarier. Zwischen Weser und Ems mögen die von Tacitus erwähnten Dulgibiner und Chasuaren gesessen haben. In den Nordseegegenden hausten die Chauken und Friesen, an den Küsten der Ostsee die Heruler und Rugier, an der Niederelbe die Sachsen, an welche südöstlich die Angeln gränzten, weiter hinauf am Westufer der Elbe die Langobarden, in dem deutschen Donaugebiete und später in Böhmen die Markomannen, den Strom weiter hinunter die Quaden, in Schlesien die Semnonen und Burgunder, zwischen Weichsel und Pregel die Gothen. Den Namen der Sueven trug eine Vereinigung vieler Völkerstämme in dem weiten Raume zwischen der Elbe, der Weichsel und der Ostsee. Später breitete sich dieser Bund gegen den deutschen Süden aus, daher hier noch jetzt der Stammname der Schwaben berühmt ist. Die Gränzen aller dieser und anderer Stämme lassen sich nicht genau bestimmen. Sie wechselten schon in der Urzeit häufig ihre Sitze und die Völkerwanderung verwischte dann die taciteische Zeichnung germanischer Stammgränzen vollends bis zur Unkenntlichkeit.

Die Schriftsteller der Alten stimmen darin überein, daß sie in den

Germanen ein Volk von hoher Eigenthümlichkeit in physischer und moralischer Beziehung anerkennen. Tacitus insbesondere preist sie als eine „unvermischte, nur sich selbst ähnliche" Nation (propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse). Ein hoher und muskelkräftiger Wuchs, Stärke und Rüstigkeit der Glieder, feuriges Blau der Augen, röthliches Blond der Haare, eine franke freie Haltung galten als charakteristische Kennzeichen der germanischen Rasse; nicht minder Wunden und Tod verachtende Tapferkeit, ein bis zur Wuth sich steigernder Streitmuth, der den Römern unter dem Namen des „furor teutonicus" lange Zeit hindurch Schrecken einflößte. In seinem Berichte von den Kämpfen mit Ariovist gibt Cäsar („De bello gall." I, 39) eine höchst anziehende Schilderung von dem Grauen, welches die Römer bei ihrem ersten feindlichen Zusammentreffen mit den Deutschen empfanden, und noch in unseren Tagen hat bei den Italienern dieses Grauen vor den „deutschen Eisenherzen (cuôri di ferro)" verhängnissvolle Wirkung gethan. Bei sehr mangelhafter Bewaffnung — denn unseren Altvorderen waren die Künste des Bergbaues und der Schwertfegeresse unbekannt — wussten sie doch durch die unwiderstehliche Gewalt ihres Anstürmens die römischen Legionen niederzuwerfen. Ihre Hauptwaffen waren Pfeile und Spieße, letztere, Framen genannt, mit schmaler und kurzer Eisenspitze versehen, zur Wehr von nah und fern gleich geeignet. Nur mit dem leichten Kriegsmantel bekleidet, selten mit Panzer und Helm versehen, gingen diese gegen Frost und Unwetter abgehärteten, dem Hunger und der Ermüdung trotzenden Männer in die Schlacht. Ihre Hauptstärke bestand im Fußvolke, doch kannten und übten sie auch den Gebrauch der Reiterei. Ihre Schlachtordnung stellten sie in Keilrotten auf. Flucht beschimpfte und die Zurücklassung des Schildes machte geradezu ehrlos. Waffen waren des freien Mannes Kennzeichen, Schmuck und Stolz; sie anzulegen war keinem gestattet, bevor die Gemeinde ihn wehrhaft erklärt hatte. Die Wehrhaftmachung der Jünglinge mit Schild und Frame geschah in voller Versammlung der Gemeinde, in welcher sie erst durch diesen Akt Sitz und Stimme erhielten. Den Oberbefehl im Kriege verlieh nicht die Geburt, sondern vorragende Tapferkeit. Wer den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrte, war entehrt auf lebenslang. Durch Vertheilung der Beute, durch Geschenke von Rossen und Waffen, durch reichliche Bewirthung knüpfte der Häuptling sein kriegerisches Gefolge fester an sich. Die Mittel zu solchem Aufwande lieferten Krieg und Raub und daher auch die unersättliche Kriegslust der Anführer und Gefolgschaften. Außer dem Kriege wurde einzig und allein noch die Jagd als ein freier Männer würdiges Geschäft angesehen. Die Zeit, welche sie nicht mit Jagd und Krieg ausfüllten, verbrachten sie in träger Ruhe oder mit Zechgelagen, welche die beiden großen altgermanischen Laster, Trinksucht und Spielsucht,

nährten. Aus Feldfrüchten, geronnener Milch und Wildbrät bestand vornehmlich ihre Kost; ihr Getränke, das sie im Uebermaße liebten, war ein aus Gerste oder Weizen gezogener Saft, zu einiger Aehnlichkeit mit Wein verderbt (in quandam similitudinem vini corruptus), wie des Tacitus treffender Ausdruck besagt. Dies der Anfang des seither so sorgsam ausgebildeten Nationalgetränkes, welches jetzt unter dem Namen „deutsches Lagerbier" die Runde um die Welt macht. Da es bräuchlich war, Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen, ging das Gelage nicht selten in Kampftumult über, um mit Todtschlag zu endigen. Vom Biere erhitzt, mitunter auch nüchtern, Hab und Gut, ja zuletzt die persönliche Freiheit im Würfelspiel einzusetzen, war durchaus nicht ungewöhnlich. Andererseits wurden fast alle wichtigen Angelegenheiten beim Gastmahle verhandelt. Hier wurden Aussöhnungen zuwegegebracht und Ehebündnisse verabredet, hier wurden sogar über Krieg und Frieden Beschlüsse gefasst, hier zeigte sich die Gastfreundschaft, diese von den Germanen bis in ihre äußersten Konsequenzen geübte Tugend, in ihrem vollsten Glanze, hier wurde unserer Ahnen liebstes Schauspiel, nackter Jünglinge Tanz zwischen aufgerichteter Schwerter Spitzen und Schneiden, aufgeführt, hier endlich öffnete sich bei „zwangloser Fröhlichkeit das Innere der Brust eines Volkes ohne List und Trug".

Der einzige der Rede werthe Nationalreichthum von Altdeutschland bestand aus Heerden. Der Boden, dessen Anbau den Weibern, den Greisen und Sklaven überlassen war, brachte ja nur zur Nothdurft Getreide hervor. Feinere und reichlichere Erzeugnisse versagte er, wie überall, wo die Landwirthschaft noch in ihrem Kindheitalter steht. Rinder- und Schafheerden nebst Waffenvorrath und Rossen waren der einzige und liebste Besitz, der auch zum Tauschhandel die Mittel bot. Die Werthschätzung von Gold und Silber, Kenntniß und Gebrauch des Geldes kamen erst allmälig von den Römern herüber.

Die Besiedelungsart des Landes stand raschem Vorschreiten der Kultur im Wege. Abgesondert und zerstreut siedelten die Germanen sich an, wo gerade „ein Quell, eine Flur, ein Gehölz sie einlud". Holz und Lehm bildeten die bräuchlichen Baustoffe, doch deutet das Uebertünchen der Hauswände mit einer Art glänzender Erde das Erwachen des Schönheitssinnes leise an. Den Winter über suchten viele in Erdhöhlen Zuflucht vor der Kälte. Jeder umgab seine Wohnung mit einem Hofraum und diesen mit einer Umzäunung, so daß das ganze eine Art Burg darstellte (daher der Name „Wehre"), eine germanische Sitte, deren hohe Bedeutung in des Engländers Grundsatz: „My house is my castle!" noch heute fortlebt. Ein germanisches Dorf bildete nicht etwa zusammenhängende Gassen, sondern bestand aus einer Anzahl vereinzelter, auf einer weiten Fläche zerstreuter Höfe. Städte waren unseren Vorfahren

geradezu widerwärtig. Sie sahen solche Mauerwerke als eine Beeinträchtigung männlich freien Lebens an. Als in den Kriegen des Civilis die Tenkterer durch eine Gesandtschaft die Ubier aufforderten, zur Zerbrechung des Römerjoches gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, bestanden sie vor allem darauf, daß Köln, diese berühmte, von der Kaiserin Agrippina gegründete römische Pflanzstadt, zerstört würde, als ein Bollwerk der Knechtschaft[1], in dessen Mauern eingeschlossen man die Tapferkeit verlernte.

Einfach und rauh, wie ihr ganzes Leben, war auch die Tracht der Germanen. Allgemeinstes, bei den ärmeren sogar einziges Kleidungsstück war ein Mantel oder Rock aus Thierfellen oder Linnen, auf der linken Schulter mit einer Spange oder in Ermangelung derselben mit einem Dorn befestigt. Demzufolge jedoch, was alte Autoren über die Tracht unserer Ahnen beibringen, dürfen wir annehmen, daß die Kleidung der reicheren und die der Frauen nicht so ganz waldursprünglich gewesen sei, sondern daß der wohlhabendere Mann einen kurzen, anliegenden Rock mit Aermeln getragen habe, über welchen ein Mantel aus Fellen oder Pelzen geworfen war. Auch die Frauen hatten diesen Mantel und darunter trugen sie einen längeren Leibrock, welcher ohne Aermel war, und Arme, Schultern, Nacken und den oberen Theil der Brust bloß ließ. Rechnen wir hierzu bei beiden Geschlechtern noch einen Leibgürtel, so haben wir eine Tracht, welche sich in ihren wesentlichen Zügen das ganze Mittelalter hindurch gleich blieb. Von uraltem Ursprunge scheint die Sitte germanischer Krieger, ihr Haupt mit dem Kopffell wilder Thiere zu bedecken, um sich in der Schlacht ein schreckhafteres Ansehen zu geben. Daß die Bekanntschaft mit den Römern eine allmälige Vervollständigung und Schmückung der Kleidung und Bewaffnung herbeiführen mußte, versteht sich von selbst. Mußte doch der häufigere Anblick der Bequemlichkeit und des Luxus, welche die Römer in ihren Pflanzstätten im südlichen und westlichen Deutschland entfalteten, seine naturgemäße Wirkung auf die Kinder des Waldes üben, um so mehr, da die römische Tracht in ihrem Grundwesen mit der germanischen übereinstimmte. Der deutsche Nachahmungstrieb, welcher später so viel leidige Nachäffungssucht in unsere Geschichte gebracht hat, that das übrige.

Der lichteste Punkt in der Sittengeschichte unserer Vorfahren ist das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander und die Stellung der Frauen, eine Stellung, welche unverhältnissmäßig höher und edler war als die, welche das antike Zeitalter dem Weibe einräumte. In ältester Zeit freilich war auch die germanische Vorstellung vom Weibe eine sehr harte. Daß das neugeborne Kind höher geachtet wurde, wenn es ein Knabe als wenn es ein Mädchen, ist jetzt noch nicht ganz verwunden. Und noch in historischer Zeit kommen einzelne Züge von großer Rohheit vor: so, wenn

die Friesen ihre Frauen den Römern als Waare hingaben, um den auferlegten Tribut zu leisten. Aber während der künstlerische Grieche eben so wenig wie der pragmatische Römer seiner Vorstellung von dem Weibe als von etwas untergeordnetem, ja sogar unreinem, nie sich entschlagen konnte, wuchs in den Schatten germanischer Wälder eine Ansicht von der Frau groß, welche dem deutschen Idealismus zum höchsten Ruhme gereicht. Daß die Frau die nährende und wärmende Flamme der Geschichte ist, das haben erst die Germanen erkannt; erst durch sie wurde das Weib wirklich in die Gesellschaft eingeführt. Sie sahen, berichtet Tacitus, im Weibe etwas heiliges, vorahnendes; sie achteten auf den Rath der Frauen und horchten ihren Aussprüchen. Wie begabte Frauen im alten Deutschland nicht selten prophetisches Ansehen besaßen, beweist der von unserem eben erwähnten Gewährsmanne bezeugte Einfluß, welchen Aurinia und Veleda unter ihrem Volke geübt haben. Die letztere, eine Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer, herrschte, zur Zeit der Kriege der Deutschen gegen die Römer unter Vespasian, weit umher; Civilis begehrte ihres Rathes und übersandte ihr Trophäen seiner Siege. Vom Priesterthum der germanischen Frauen weiter unten. Von der den Frauen gewidmeten Verehrung legen auch schon die altdeutschen Frauennamen sinnvolles Zeugniß ab. Zu den ältesten mögen gehören: Skonea (die schöne), Berchta (die glänzende), Heidr (die heitere), Liba (die lebendige), Swinda (die rasche). Später kamen eine Menge nicht minder sinnige hinzu, in welchen besonders die Zusammensetzungen mit wiz (weiß, z. B. Svanhvit), heit (stralend, z. B. Adalheit), brun (hell, z. B. Kolbrun) und louk (lohend, z. B. Hiltilouk) vorschlugen. Ihrerseits wussten die germanischen Frauen der Männer Achtung zu erwerben und zu erhalten. Wie Tapferkeit des Mannes, so war Keuschheit des Weibes höchste Zier. Das Preisgeben der Jungfräulichkeit vor der Ehe war diesen hochschlanken, blondhaarigen, blauäugigen Schönen unbekannt und wurde in den seltenen Fällen, wo es vorkam, mit der für ein Mädchen härtesten Strafe belegt; denn einer Entehrten gewann weder Schönheit noch Reichthum einen Mann. Wie hoch als Ehegenossin die Frau gehalten wurde, deutet schon das Wort an; denn Frau bedeutet ursprünglich die frohmachende, erfreuende, und erhielt später geradezu die Bedeutung „Herrin“. Im allgemeinen eilten im alten Deutschland beide Geschlechter mit Eingehung des Ehebundes nicht allzusehr. Vollreife des Leibes und Geistes ward dazu gefordert und vor Erreichung des zwanzigsten Jahres in der Regel keine Heirat geschlossen. In der ältesten Zeit lag in der Darbringung von Geschenken seitens des Bräutigams an die Verwandten der Braut wohl ein faktisches erkaufen der Person der letzteren; später erhielt der Brautkauf mehr eine nur symbolische Bedeutung, indem er die Befreiung der Braut von der angeborenen Mundschaft des väterlichen Hauses

und ihren Uebertritt in die Sippe und den Schutz des Bräutigams veranschaulichte. In Rindern, in einem aufgezäumten Rosse, einem Schilde nebst Frame und Schwert bestanden die Gaben des Werbers; ihrerseits brachte auch die Braut demselben kriegerisches Rüstzeug zu. Sonstige Mitgift der Frauen konnte nur in fahrender Habe bestehen, wenigstens in der Urzeit; denn in dieser war das Weib vom Grundbesitz ausgeschlossen. Nur in Liedern und Sagen geschieht es, daß die Jungfrau in der versammelten Gemeinde Ring freisam den Gatten selber sich wählt, vielleicht eine Erinnerung an arischen Urheimatbrauch: auch in den indischen Epen halten ja Königstöchter Gattenwahl, z. B. Drapaudi und Damajanti. Wie weit das eheliche Verhältniß der Germanen über den geschlechtlichen Zuständen barbarischer Völker stand, beweist die bei den meisten Stämmen vorherrschende Sitte der Einweibschaft, welche freilich bei den Großen und Reichen die Gewohnheit, Beischläferinnen zu halten, keineswegs ausschloß. Die Heilighaltung des Ehebündnisses wurde namentlich von der Frau unbedingt gefordert. Ehebruch war äußerst selten, seine Bestrafung summarisch und dem Ehemanne anheimgestellt. In Gegenwart der Verwandten wurde die Ehebrecherin, nachdem man sie entkleidet und des Hauptbaares beraubt hatte, von dem Manne aus dem Hause gestoßen und durch das ganze Dorf gepeitscht. Dem altgermanischen Rechte zufolge durfte der beleidigte Gatte das sündigende Weib sammt dem Buhlen, so er sie auf frischer That ertappte, ungebüßt erschlagen und noch spät im Mittelalter belegte germanisches Recht da und dort die Ehebrecherin mit der schrecklichen Strafe des Lebendigbegrabenwerdens. Doch dehnte diese spätere Gesetzgebung ihre Härte auch auf den ehebrecherischen Mann aus, eine frühere Ungerechtigkeit sühnend. Das Band der Ehe sollte nur der Tod lösen. Ja, nicht einmal der Tod. In ältester Zeit nämlich folgte die deutsche Wittwe, wie bis in unsere Tage herein die indische, dem Gatten ins Grab, ein Brauch, der sich im Norden viel länger erhielt als in Deutschland. Dem Manne nachzufolgen in den Tod, das gereichte der Frau zu hohem Ruhme, das Gegentheil zu tiefer Schmach. Der Byzantiner Prokopius erzählt, daß unter den Herulern die Sitte des Mitbestattens der Frauen bis ins 5. und 6. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung sich fortgepflanzt habe. Die skandinavischen Quellen weisen manches Beispiel dieses auf religiösen Vorstellungen fußenden Brauches auf. Man glaubte, daß dem Verstorbenen, welchem seine Frau in den Tod nachfolgte, die schweren Thore der Unterwelt nicht auf die Fersen schlügen. Gunnhild folgt in der nordischen Sage ihrem Gemahl Asmund in den Tod, und Saxo Grammatikus, welcher die Sage erzählt, fügt ausdrücklich bei, daß das Volk der treuen Frau ihre Opferung zu hohem Verdienst angerechnet habe. Nanna wird in der Mythe mit ihrem Gatten Baldur verbrannt, Brunhild tödtet sich selbst, um dem ihr verlobt gewese-

nen Sigurd in den Tod zu folgen, und schmäht sterbend ihre Schwägerin Gudrun, weil diese es unterlässt, ihren Gemahl auf den Scheiterhaufen zu begleiten.

Der altdeutsche Familienvater that sich etwas darauf zu gut, eine starke Familie zu haben. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder gar eines der nachgeborenen zu tödten, war daher unseren Vorfahren ein Gräuel, wogegen allerdings missgeschaffene Kinder in Sümpfen erstickt wurden. Unter die schwersten Verbrechen rechneten sie Frauenraub und gewaltsame Verletzung weiblichen Schamgefühls. Die Frau stand dem Manne als eine treue Genossin in Glück und Unglück zur Seite; sie besorgte daheim die einfache Feld- und Hauswirthschaft, sie folgte ihm auch auf seinen kriegerischen Zügen, trug ihm Speise und Trank zu und befeuerte durch ihren Zuspruch seinen Kampfmuth. Werden doch Beispiele erzählt, daß wankende germanische Schlachtreihen durch inständiges Flehen, durch Darhalten der Brust, durch Hinweisung auf die Schmach der Gefangenschaft von seiten der Weiber wieder hergestellt und zum Siege geführt wurden. Aber auch von der Zornwuth, von der Rach- und Mordsucht germanischer Frauen haben Sage und Geschichte manches Beispiel überliefert, und daß unter den weiblichen Untugenden auch Hinterlist und Treulosigkeit gefunden wurden, hebt die ihrem Inhalte nach älteste Urkunde des Germanenthums, die „Edda“, an mehreren Stellen scharf genug hervor. Sagt sie doch einmal geradezu: „Den Worten eines Mädchens traue niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn wie ein Rad drehen ihre Herzen sich und Wandel ist in ihre Brust gelegt.“ Alles zusammengehalten, dürfen wir, ohne unseren Aeltermüttern unrecht zu thun, die Ansicht aussprechen, daß sie in höherem Grade kräftige und keusche als anmuthige und liebenswürdige Lebensgefährtinnen gewesen sein mögen. Es muß etwas sprödes, herbes, mannweibliches in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Gebaren gelegen haben. Ihre gefälligeren und sanfteren Eigenschaften und Reize zu entwickeln war der vorschreitenden Kultur vorbehalten.

In den religiösen Vorstellungen eines Volkes pflegt sich dessen ureigenstes Wesen in seiner ganzen Tiefe zu offenbaren, weil in diesen Vorstellungen die ganze Gedankenwelt einer menschlichen Gesellschaft wie in einem Brennpunkt zusammenläuft und alle einzelnen Stralen ihrer Welt- und Lebensanschauung von diesem Centrum ausgehen. Das kühne, trotzige, wilde, welches im altgermanischen Charakter nach allen seinen Aeußerungen zu Tage tritt, wird darum erst recht begreiflich durch Betrachtung der Religion, unter deren Einfluß das Volk dachte, sprach und handelte. Hier aber lassen unsere antiken Führer uns im Stiche, weil sie, unvermögend, die Eigenthümlichkeit dieser nordischen Mythologie aufzufassen, den Ideenkreis ihrer eigenen auf dieselbe übertrugen und die Ober-

flächlichkeit ihrer Kenntniß mit dem Schilde griechisch-römischer Götternamen zu decken suchten. Selbst der sonst so scharfsichtige Tacitus weiß bloß zu sagen, daß die Germanen den Merkur und Mars, den Herkules und die Isis verehrt hätten, und als glaubwürdig brauchbar ist von seinen diesfälligen Notizen fast nur die, daß unsere Altvorderen es der Hoheit der Götter nicht für angemessen hielten, dieselben in Wände einzuschließen, sondern ihnen an Tempelstatt vielmehr heilige Haine und Gehölze weihten.

Unserer heimischen Alterthumsforschung war es vorbehalten, die zahllosen Spuren, welche unserer Ahnen religiöses Vorstellen und Fühlen hinterlassen, aufsuchend, sammelnd, vergleichend, deutend, den altväterlichen Glauben dem Verständnisse der Enkel nahe zu bringen. Zwar um ein völlig klares und abgeschlossenes zu sein, dazu ist in diesem Verständniß noch vieles zu dunkel und zusammenhanglos. Die mündliche Tradition der Ahnenreligion ist freilich im Volksgemüthe bis auf diese Stunde nie ganz unterbrochen worden und eine Menge volksgläubiger Vorstellungen, wie sie noch jetzt gäng und gäbe sind und in zahllosen Mythen und Sagen sich gefestigt haben, ist altgermanischen Ursprungs. Man braucht, ihre heidnische Natur zu erkennen, nur die mehr oder weniger geschickte, oft ganz leichte christliche Ueberfärbung zu entfernen und sich etwann auch daran zu erinnern, daß noch heute drei unserer Wochentage, zwei in hochdeutscher und einer in alemannisch-schweizerischer Mundart, nach Gottheiten unserer heidnischen Ahnen benannt sind: der Donnerstag (Tag des Donar), der Freitag (Tag der Freia) und Ziestig (Tag des Zio, hochd. Dienstag). Dagegen aber hat uns die Ungunst des Zufalls und mehr wohl noch die fromme Wuth der christlichen Bekehrer nur dürftigste schriftliche Zeugnisse deutschen Heidenthums übriggelassen, wenigstens nur dürftigste heidnisch-religiöse Urquellen. Streng genommen, beschränkten sich dieselben bis vor kurzem auf zwei kleine alliterirende Gedichte, Zauberformeln, welche ihrem Inhalt zufolge unzweifelhaft der heidnischen Zeit angehören. Georg Waitz hat sie in der Bücherei des merseburger Domkapitels aufgefunden, Jakob Grimm hat sie herausgegeben. Der erste Spruch bezweckt die Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen, der zweite die Heilung des verrenkten Fußes von einem Pferde. Beide Formeln sind in altthüringischer Mundart abgefasst und sie lauten so: 1) Eiris sâzun idisî sâzun hera duoder — sumâ hapt heptidun sumâ heri lezidun — sumâ clûbôdun umbi cuoniwidî — insprinc haptbandun invar vîgandun. — 2) Phol ende Wôdan vuorun zi holza — du wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit — thu biguolen Sinthgunt, Sunnâ erâ suister — thu biguolen Friiâ Volla era suister — thu biguolen Wôdan sô he wola conda — sôse bênrenkt sôse bluotrenkî sôse lidirenkt — bên zi bêna bluot zi bluoda — lid zi geliden

sôse gelimidâ sin. Neuhochdeutsch: 1) Vormals saßen Weiber, saßen her und hin: die einen Fesseln fesselten, die andern das Heer aufhielten, die andern pflückten nach Kniestricken. Entspringe den Fesselbanden, entgehe den Feinden! 2) Phol (Vol) und Wodan fuhren zu Walde; da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt; da besprach ihn Sinthgunt (und) Sunna, ihre Schwester; da besprach ihn Frija (und) Volla, ihre Schwester; da besprach ihn Wodan, wie er wohl verstand, so die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung, wie die Gliederverrenkung, Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien. Zu diesen heidnischen Reliquien ist nun ein weiterer Fund hinzugekommen, die sogenannte nordendorfer Spange mit ihrer durch C. Hofmann entzifferten und erklärten niederdeutschen Runen-Inschrift: — Loga thore Vodan, vigu Thonar (Wodan, hemme oder stille die Flamme! Donar, hemme den Kampf)!

Die zweite der merseburger Formeln und die nordendorfer Runenschrift sind von größter Wichtigkeit, indem sie ja bestimmte Anhaltspunkte dafür gewähren, daß die ursprüngliche Gemeinschaft der deutschen und skandinavischen Bruderstämme in Sprache, Recht und Sitte auch auf den religiösen Glauben im wesentlichen sich erstreckte. Wodan (Wuotan, Wuodan, Wodan, Woden, Wode) ist identisch mit Othin (Odhin, Odin), dem Hauptgotte, so zu sagen dem Zeus oder Jupiter der skandinavisch-germanischen Glaubenslehre, und Thonar oder Donar ist identisch mit dem skandinavischen Thor. Der nordischen Religion war aus weiter unten zu berührenden Gründen eine größere Reife, eine allseitigere Entwickelung und systematischere Ausbildung gegönnt als der deutschen, welche letztere dem Christenthum zum Opfer fiel, bevor sie dahin gelangt war, zu voller Blüthe auszuschlagen. Daher ist auch unser Wissen von altdeutscher Religion mehr nur ein fragmentarisches, während die altnordische als vollständiges System, als wohlgegliederter Organismus vor uns hintritt. Aber das Grundwesen beider ist eins und passend hat Wilhelm Müller zur Veranschaulichung des Verhältnisses deutscher und nordischer Religion auf die Entwickelung der nördlichen und südlichen germanischen Sprachformen verwiesen. Wie die verschiedenen Dialekte der germanischen Sprache im ganzen Uebereinstimmung in Lauten, Wurzeln und Flexionen zeigen, wie aber die Laute und Flexionen in den einzelnen Dialekten sich individuell ausgeprägt haben, wie Wurzeln in dem einen verloren gegangen, in dem andern enthalten sind und neue Schößlinge getrieben haben, so wird auch ein übereinstimmender Grundtypus in dem Glauben aller Germanen gewesen sein, der sich aber bei den einzelnen Stämmen noch individueller gestaltete als ihre Sprache.

Wollten wir den berührten Grundtypus germanischer Religion bis zu seinen tiefsten Wurzeln hinab verfolgen, müßten wir zu den Adityas zurück-

greifen, den kosmischen Göttern der indogermanischen Urreligion. Allein zu so weitausholenden Untersuchungen ist hier kein Raum. Wir begnügen uns demnach, in gedrängtester Kürze anzugeben, was bis jetzt über Altdeutschlands religiösen Glauben in Erfahrung gebracht worden, geben dann nach nordischen Quellen einen Umriß der skandinavischen Religionslehre und sprechen schließlich von dem Kultus der Germanen.

Wir können es nicht für wahr halten, daß alle religiösen Vorstellungen unserer Altvorderen aus dem Begriff eines und geistigen Urwesens hervorgegangen seien. Einer solchen Annahme widerstrebt die allgemeine Erfahrung, daß erst eine vorgeschrittenere Bildung zum monotheistischen Gottesbegriffe sich erhebt, widerstrebt ferner die analoge Thatsache, daß die Urreligion der den Germanen stammverwandten Arier ein kosmischer Polytheismus war. Und wenn, wie wir unten sehen werden, die nordische Glaubenslehre von einem geistigen Urwesen ausgeht, von einem Alfadur (Allvater), so ist nicht nur zu bedenken, daß die späte Systematisirung der Asenreligion jüdisch-christliche Einflüsse höchst wahrscheinlich macht, sondern auch das, daß ja der hellenische Polytheismus in seinem Zeus ebenfalls so einen Allvater kennt und nennt. Angenommen aber auch, unserer Ahnen religiöses Gefühl sei von dem Begriff eines göttlichen Urwesens ausgegangen, welches in allen deutschen Mundarten mit dem Namen Gott bezeichnet wurde, so hat sich im Volksbewußtsein dieser Gottbegriff doch sehr bald polytheistisch oder, wenn man will, pantheistisch gespalten. Die Ansicht, in der Spaltung des einheitlichen Gottbegriffes in eine Dreiheit (Wuotan, Fro, Donar) habe eine Ahnung der christlichen Trinität gelegen, ist ganz wunderlich, da ja die arisch-indische Dreifaltigkeit bekanntlich viel älter ist als die christliche. Die germanische Götterdreiheit schritt auch bald zu weiterer Entfaltung in eine Zwölfzahl fort, welche zwar bis jetzt noch nicht vollständig in Deutschland, wohl aber im Norden nachweisbar ist.

Die einzelnen altdeutschen Götter angehend, ist Wodan (Wuotan) der höchste Gott, der alldurchdringende Weltgeist. Er ist der Himmel, welcher die Erde schützend umfängt; er ist die Sonne, welche jene beleuchtet und befruchtet; er ist die schaffende Kraft, welche alle Dinge gestaltet; von ihm hängt in letzter Instanz alles ab, des Feldes Fruchtbarkeit, Krieg und Sieg; von ihm geht alles aus und zu ihm kehrt alles zurück. In der Umarmung mit der Erde erzeugt er seinen gewaltigsten Sohn, den bartrothen Donar (nord. Thor), den Donnerer, den rastlosen Schirmer seiner Mutter, der Erde, und ihrer Bebauer, den muthigen Bekämpfer der Feinde der Götter und Menschen. Fro (nord. Freyr) ist der frohmachende Gott, Schirmherr des Friedens und der Ehe, der schöpferischen, zeugenden Liebe. Zio (Sahsnot, Saxnot, nord. Tyr), der eigentliche Kriegsgott, in allem, was auf Krieg und Schlacht sich bezieht, gleichsam

die ausführende Hand seines Vaters Wodan. Paltar (nord. Baldur), auch ein Sohn Wodans, der weise, gerechte, beredsame Gott, Geber von Recht und Gesetz, dem als ein Helfer sein Sohn Forasizo, der Händelschlichtende, der Vorsitzer der Gerichte, zur Seite stand. Aki (nord. Oegir) ist der Gott des Meeres und Vol (nord. Ullr) der Gott der Jagd. Man sieht, alle diese Götter waren kosmische oder sittliche Ausflüsse der allumfassenden Wesenheit Wodans. Von dem Widersacher der Götter, Lohho oder Loko (nord. Loki) haben sich bis jetzt in Deutschland nur wenige unmittelbare Spuren auffinden lassen, desto mehr aber mittelbare in den zahllosen Teufelssagen, welche unter unserem Volke umgingen. — Mit der Entwickelung der Vielgötterei finden sich überall auch die weiblichen Gottheiten ein. Unter den von unseren Ahnen verehrten Göttinnen stand obenan die Nerthus (Nirdu, nord. Jörd), die fruchtbringende, gebärende Mutter, Personifikation der im Gegensatze zum männlich gedachten Himmel weiblich gefassten Erde. Weiter werden genannt die Holda, die Beschützerin der Liebenden, die Segnerin der Ehebündnisse; die Perahta (Berchta), mit jener verwandt, weiblichen Fleißes Schutzgöttin; die Hluodana, des häuslichen Herdes Schirmerin; die von Tacitus erwähnte Tanfana, deren Wesen noch unaufgehellt ist; die Nehalennia, wahrscheinlich identisch mit Volla, der suevischen Göttin der Fülle; die Ostara, des aufsteigenden Morgenlichtes, des blüthenbringenden Frühlings Göttin (daher unsere „Ostern“, Osterzeit, Frühlingszeit); die Frouwa, von welcher der Name Frau abstammt, des Fro holdselige Schwester, Verleiherin von Anmuth und Reiz, wie Holda im Bewußtsein des Volkes später durch die christliche Maria ersetzt; endlich Frikka (nord. Frigg), die Gemahlin Wodans, den alles überschauenden Hochsitz ihres Gatten und seine Allwissenheit theilend. Entgegen diesen wohlthätigen weiblichen Mächten stand die Hellia (nord. Hel), die schaurige unerbittliche Göttin der Unterwelt, zu welcher die Seelen der an Altersschwäche oder Siechthum Gestorbenen kamen und deren persönlicher Begriff in christlicher Zeit zu einem örtlichen sich wandelte: aus der Hellia oder Hella wurde die Hölle.

Wie in der griechischen, so bestand auch in der altdeutschen Religion zwischen Göttern und Menschen eine Mittelstufe, die der Helden. Das Christenthum hat diese Mittelstufe beibehalten, nur daß es an die Stelle der Helden die Heiligen setzte. Die Helden sind besondere Lieblinge der Götter, verkehren mit ihnen, zeugen mit Göttinnen Söhne und Töchter, sind von ihren göttlichen Freunden und Freundinnen mit wunderbaren Gaben und Geschenken ausgestattet, werden bei ihrem Tode zu den Sitzen der Seligen entrückt. Unsere deutsche Heldensage eröffnet sich mit Tuisto oder Tuisko (wahrscheinlich für Tivisko, d. i. Tius' Sohn, also Gottessohn, denn tius, plur. tivar stimmt mit dem arischen deva, Gott). Tuisto

ist nach Tacitus der Urahn unseres Volkes und sein Sohn Mannus wird der erste der Helden, aller Menschen Vater genannt. Von ihm kommen dem Mythus zufolge durch seine drei Söhne Ingo, Isko und Irmino die drei Hauptstämme der Deutschen. Von da an wird die Stammtafel der deutschen Heldenschaft dunkel und auf Namen wie Skeaf und Gibicho fällt nur ein dämmernd Licht. Heller wird es in der Religion der deutschen und der skandinavischen Heldenbücher des Mittelalters: hier treten die Helden Sigfrid, Dietrich und Hildebrand, Mime, Eigil, Wieland und Wittich, Wate und andere klar in das dichterische Bewußtsein.

Aber mit Göttern und Heroen fand sich das religiöse Bedürfniß unserer Ahnen noch nicht zufriedengestellt. Die gläubige Volksphantasie suchte im walten der Naturkräfte überall Anhaltspunkte zu götter- und geisterhaften Bildungen und eben dieses durchgeistigen der Natur verleiht der altdeutschen Religion etwas pantheistisches. Freilich wird das in der Vorstellung von den Riesen, auch Dursen oder Hünen genannt, wieder sehr materiell gefasst; denn diese ungeschlachten Wesen überragen den Menschen nur an körperlicher Länge und Stärke, keineswegs an Witz und Verstand: sie sind „so dumm wie lang". Die Erinnerung an das in der nordischen Glaubenslehre sehr bestimmt ausgebildete erzfeindliche Verhältniß der Riesen zu den Asen scheint in Deutschland völlig verloren gegangen zu sein. Ein weit geistigeres Element als in den Riesen ist in den halbgöttlichen Wesen verkörpert, welche der Körpergröße nach unter den Menschen stehen. Sie heißen Wichte oder Elben (nord. Alfen) und theilen sich in lichte (wohlgebildete) und in schwarze (Zwerge). Das deutsche Märchen wimmelt von ihnen und die Zwergkönige Alberich, Laurin und andere sind auch in der Heldensage berühmt. Im allgemeinen ist das Elbenvolk gutmüthig und dem Menschen wohlgesinnt („die guten Holden"); aber die Elbinnen suchen gern schöne Jünglinge, die Zwerge schöne Jungfrauen in ihre Arme zu locken. Es gibt eine große Menge elbischer Wesen: Hausgeister („Heinzelmännchen", „Wolterken", „Hütchen"), Waldgeister („Moosleutchen", „Buschgroßmutter", „Moosfräulein") und Wassergeister („Nixen", „Wasserholden", „Mümmelchen"). Endlich gestaltete sich in der Vorstellung unserer Altvorderen auch der Begriff des Glückes zu einem persönlichen. Diese Glücksgöttin ist die Frau Sälde, noch im Mittelalter, bei den mittelhochdeutschen Dichtern, häufig genannt und angerufen. Aber über allen göttlichen und halbgöttlichen Wesen sowohl, als über den Menschen, thront hocherhaben die ewige Naturnothwendigkeit, das Schicksal, im nordischen Glaubenssystem zu persönlicher Gestaltung gebracht in den drei Schicksalsschwestern (Nornen). Ihnen werden wir bald wieder begegnen, da wir uns sofort zur Darstellung der germanischen Theogonie und Kosmogonie wenden, wie sie in den nordischen Quellen enthalten ist.

Ueber den schriftlichen Denkmälern altnordisch-heidnischen Geistes hat ein günstigeres Geschick gewaltet als über den altgermanischen. In der fernen Inseleinsamkeit Islands fand dieser Geist eine Zuflucht vor fürstlicher und christlich-priesterlicher Unterdrückung. Dorthin waren von 874 an norwegische Männer ausgewandert und hatten daselbst ein freies Gemeinwesen gegründet, welches erst nach dem Jahre 1000 unter der Einwirkung des vom Mutterlande herübergekommenen Christenthums allmälig dahinwelkte. Die geistige Hinterlassenschaft dieses isländischen Freistaates sind eine Anzahl von Dichtungen und Prosawerken, welche uns die Urzustände des Germanenthums und die vorchristlich-germanische Weltanschauung vergegenwärtigen. Die isländische Dichtung zerfällt in zwei Hauptgattungen: Göttermythen und Heldensagen, wozu als dritte die Lieder der Skalden (Skálld, d. i. Dichter, Sänger) hinzukommen. Die alten Götter- und Heldensagen hat uns als kostbares Vermächtniß überliefert das Sammelwerk, welches unter dem Namen der Edda (Aeltermutter, Urahne) berühmt ist. Sämund Sigfusson, ein isländischer Gelehrter, welcher 1133 starb, soll diese Sammlung veranstaltet haben, wesswegen sie auch die sämundische Edda heißt oder auch die ältere, im Gegensatze zu der jüngeren, von welcher unten Meldung geschehen wird. Die Lieder der älteren Edda sind in Stabreimen (alliterirenden Versen), also in der ältesten Form germanischer Poesie gedichtet. Ihre Verfasser sind unbekannt, ihr Alter lässt sich im einzelnen schlechterdings nicht nachweisen. Aber jedenfalls sind sie ihrem Geiste und größeren Theils auch ihrer Form nach uralt. Kühn, starr, ungeheuerlich wie die altnordische Natur ist die Poesie, welche diese Lieder athmen. In knappgeschürzter Sprache, mit wilder Hast und Energie stürzen sie dahin, wie die Harste grimmiger Nordlandshelden zum Kampfe eilten. Die mythologischen Gesänge der Edda erzählen entweder einzelne Göttermythen oder suchen den ganzen Verlauf der nordischen Götterlehre in großartigen Umrissen zu zeichnen. Dies thut insbesondere die Völuspa, d. i. die Weissagung oder Vision der Wala (Seherin, Sibylle), welche für das älteste der Eddalieder gilt und ohne Frage das wichtigste ist. Unter den epischen Gesängen der Edda stehen an specifisch nordisch-heroischem Gehalte die Helgi-Lieder voran, von noch höherem Interesse für uns aber ist der Liedercyklus, welcher die Sigfrids- und Nibelungensage behandelt, die hier unzweifelhaft in der ältesten uns erhaltenen Form vorliegt, obgleich sie in ihrer ursprünglichen Gestalt aus Deutschland in den Norden eingewandert sein mag. Mit der Zeit nahm die epische Dichtung Altskandinaviens eine mehr historische Richtung. In dieser Weise wurde sie von den Skalden gepflegt, deren schaffende Thätigkeit vom Ende des achten bis zum Ende des elften Jahrhunderts reichte. An die Skaldenpoesie schloß sich die geschichtliche Prosa Islands an. Ihr bedeutendstes Werk ist des 1241 erschlagenen Snorri Sturluson berühmte Geschichte der Könige von Nor-

wegen, nach den Anfangsworten gewöhnlich „Heimskringla (Weltkreis)“ genannt, mit der mythischen Vorzeit beginnend und bis zum Jahre 1176 herabreichend, ein prächtiges Seitenstück zur älteren Edda, in Geist und Form die ganze Wildheit altnordischen Wikingerlebens veranschaulichend. Dem Snorri wird auch, mit Recht jedoch nur theilweise, das didaktische Hauptwerk der isländischen Literatur zugeschrieben, die jüngere Edda, auch Snorraedda genannt, welche in drei Abschnitten zuerst von Göttermythen, dann von den Regeln der Skaldendichtung, endlich von den isländischen Buchstaben (Runen) und den Gesetzen der Redekunst handelt.

Asen (nord. aesir, Einzahlf. às) hießen die Götter des germanischen Nordens und ist dieses Wort identisch mit dem gothischen Ansen (anses), welches Jordanis durch Halbgötter (semidei) wiedergibt. So, wie die religiöse Weltanschauung der Germanen in den Edden vorliegt, ist sie eine polytheistische. Allein dieser Polytheismus erhob sich weit über gemeinsinnlichen Fetischismus; denn die Asenlehre wurzelte in der Annahme eines geistigen Urwesens, Allvater (Walvater, Alfadur, Alldafathr), welches war, bevor die Welt entstand, und sein wird, wann diese längst wieder untergegangen. Dem Schöpferworte dieses Urwesens verdankt alles sein Dasein, auch die Götter und die Menschen. Die verschiedenen Attribute seines Wesens traten in der Form von Göttern und Göttinnen dem sinnlicheren Begriffsvermögen des Volkes näher. So gestaltete sich der nordische Olymp (Asgard). Der oberste Herrscher desselben ist der weise Odin, reitend auf seinem achtfüßigen Wunderrosse Sleipnir, seinen niefehlenden Speer Gungnir in der Hand. Um ihn gruppirt sich sein zahlreiches Geschlecht, der Donnergott Thor, der als streitgewaltigster, von der nordischen Mythe mit Vorliebe behandelter Ase den unwiderstehlich zermalmenden Hammer Miöllnir führt; ferner der milde gerechte Baldur, der schnelle, schlaue Hermodur, der liederspendende Bragur oder Bragi, dann Heimdall, der Wächter der gen Asgard emporführenden Bifröstbrücke, der Wettergott Freir, der Zwisteschlichter Forsetti, der verschwiegene Widar, der muthige Uller, der bogenkundige Wali, der windebeherrschende Niördr, der blinde Hödur und der unerschrockene Tyr. Ihrerseits hat Odins Gemahlin Frigg einen zahlreichen Kreis von Töchtern, Gefährtinnen und Dienerinnen um sich, Freia, Iduna, Lofn, Gesion, Saga, Fulla, Siöfn, Eir, Hlin, Syn, Wara, Snotra, Gna und andere. Besondere Erwähnung verdienen die Nornen und die Walküren. Erstere, Personifikationen der ewigen Naturnothwendigkeit, wohnen unter der Lebensesche Yggdrasil; sie sind drei an der Zahl, Urd, Werdandi und Skuld, ordnen nach unwandelbaren Gesetzen den Lauf der Dinge und ertheilen den Asen Rath. Den Walküren (Todtenwählerinnen) liegt ob, in unvergänglicher Schönheit in die Schlacht zu reiten,! die zum Tode bestimmten Helden auszuwählen, die gefallenen in Odins Sal zu geleiten

und sie dort beim Gelage zu bedienen. Dem Geschlechte der Asen steht feindlich gegenüber das der Riesen (Joten, Jötune), welche in Jötunheim wohnen, und Loki sammt seiner Nachkommenschaft. Loki ist das böse Princip, der Ahriman der Asenreligion. Er ist selbst ein Ase, aber den anderen völlig ungleich, ein Dämon voll Arglist und Verruchtheit, der Vater der Lüge, der Schöpfer von Laster und Frevel. Mit dem Joten-mädchen Angurboda zeugt er drei Ungeheuer, die erdumspannende Schlange Jormungandr (Mitgardschlange), den Wolf Fenris und die scheußlige Todesgöttin Hel, welche Helheim beherrscht, den traurigen Aufenthaltsort der Geister derer, welche nicht den Tod des Kriegers starben. Sehr seltsam ist es, daß Loki immer in der Gesellschaft der Asen erscheint, da er ihnen doch alles mögliche Leidwesen bereitet. Unter den untergeordneten Genien und Dämonen der nordischen Mythologie spielen die Zwerge und Elfen (Alfen) eine bedeutende Rolle. Jene, in Felsen oder unter der Erde wohnend, sind als Zauberer gefürchtet und als Künstler geschätzt. Die Elfen theilen sich in Lichtelfen und in Schwarzelfen; die ersteren sind lieblich anzusehen, gefallen sich im Umgange mit den Menschen und spenden ihnen Wohlthaten, die letzteren sind missgestaltet und von heimtückischer, schadenfroher Sinnesart. — Der Verlauf nordischer Kosmogonie und Göttergeschichte stellt sich folgendermaßen dar. Bevor Himmel, Erde und Meer existirten, waren vorhanden drei Dinge: Hitze, Kälte und Wasser, über deren Entstehungsweise wir ganz im Dunkeln gelassen werden. Im Süden befand sich die heiße, helle Welt Muspelheim mit ihrem Gränzhüter Surtur, im Norden die kalte Welt Niflheim, von deren werden wir gleichfalls nicht näher unterrichtet sind. Zwischen beiden that sich ein ungeheurer Abgrund auf. Dieser wird ausgefüllt durch das Eis, welches zwölf aus Niflheim kommende Flüsse in ihm ablagern. Auf diesem Raume begegnen sich die Feuerstralen aus Muspelheim und der Reif aus Niflheim. Letzterer schmilzt und aus den niederfallenden Tropfen entsteht der Riese Ymir und seine Ernährerin, die Kuh Audhumla, aus deren Euter vier Milchströme rinnen. Einst, als Ymir schlief, fing er an zu schwitzen und da wuchs ihm unter seinem linken Arme Mann und Weib und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Von diesem stammt das Geschlecht der Riesen oder Joten, auch Hrimthursen (Frostriesen) genannt. Die Kuh Audhumla nährte sich durch belecken der Eisblöcke, welche salzig waren, und den ersten Tag, da sie die Steine beleckte, kam aus denselben am Abend Menschenhaar hervor, den andern Tag eines Mannes Haupt, den dritten Tag war es ein ganzer Mann und der hieß Buri. Er gewann einen Sohn, wie, ist nicht gesagt, der den Namen Bör führte. Bör vermählte sich mit dem Riesenmädchen Bestla und zeugte mit seinem Weibe drei Söhne, Odin, Wili und We. Odin aber und seine Gattin Frigg sind die Stammeltern des Asengeschlechtes. Börs Söhne tödteten den Riesen Ymir, aus dessen

Wunden so viel Blut lief, daß das ganze Geschlecht der Hrimthursen darin ertrank, bis auf Einen, Bergelmir geheißen, der sich mit seinem Weibe auf einem Boote rettete und von dem nachmals das neue Riesengeschlecht stammte — eine eigenthümlich nordische Gestaltung der Diluvialsage. Aus Ymirs Leichnam bildeten Börs Söhne die Welt. Aus seinem Blute schufen sie das Meer und alles übrige Gewässer, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Kinnbacken und Zähnen die Steine, aus seinen Haaren die Bäume, aus seinem Gehirne die Wolken, endlich aus seinem Hirnschädel die Himmelswölbung mit ihren vier Ecken; unter jede Ecke setzten sie als Stütze einen Zwerg und diese Zwerge nannten sie Austri (Osten), Westri (Westen), Nordri (Norden), Sudri (Süden). Noch war die Welt lichtleer und finster. Da nahmen Börs Söhne die Feuerfunken, welche, von Muspelheim ausgeworfen, umherflogen, und setzten sie an den Himmel, um diesen und die Erde zu erhellen und nach ihrem festgeregelten Gange die Eintheilung von Jahr und Tag bestimmen zu lassen. Auf der kreisrunden Erde, welche rings vom tiefen Weltmeer umgeben ist, befestigten sie das innere Land mittels eines aus den Augenbrauen Ymirs gemachten Dammes und nannten es Mitgard. Als sie aber einst am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume und aus diesen schufen sie das erste Menschenpaar, indem Odin Geist und Leben, Wili Verstand und Bewegung, We Sprache, Gehör und Gesicht hergab. Den Mann nannten sie Ask (Esche), die Frau Embla (Erle). Von diesen kommt das Menschengeschlecht, welchem Mitgard zur Wohnung verliehen ward. Für sich selbst aber bauten die Asen mitten in der Welt die Burg Asgard, welche durch die Bifröstbrücke (der Regenbogen) mit der Erde verbunden ist. Der Hof dieser Götterburg heißt das Idafeld, wo sich die Asen zur Berathung und zum Mahle versammeln. Hier wurden zwölf Stühle erhöht und ein Hochsitz für Odin. Der Palast, welcher diese Sitze umgab, hieß Gladsheim und war von außen sowohl als von innen von lauterem Golde. Daneben war ein anderer Sal, Wingolf genannt, der war die Wohnung der Asinnen. Die Auszierung Asgards mit kostbarem Hausrathe ließen die Asen durch die Zwerge besorgen, welche sie aus den Maden im Fleische Ymirs geschaffen. Es war auch noch ein Sal da, der Walhalla (die Halle der Erschlagenen) hieß. Darin saßen die Einherier, d. h. die gefallenen Helden, und zechten Göttermeth, bedient von Walküren. Jeder Mann, der hienieden in der Schlacht oder an empfangenen Wunden starb, gelangte zu den Freuden Walhalla's, wesswegen auch die nordischen Krieger lachend starben und viele Greise, wenn sie ihr Ende herannahen fühlten, sich die Todesrune ritzen, d. h. sich mit der Lanzenspitze verwunden ließen, um nicht hinabzumüssen zur blauen Hel. — In Jötunheim wohnte ein Riese, der Narfi (finster) hieß und eine Tochter hatte, die hieß Nott (Nacht). Von ihrem ersten Gatten Naglfari erhielt sie einen Sohn, Audr

(Stoff), von ihrem zweiten Gatten Annar eine Tochter, Jörd (Erde), von ihrem dritten Gatten Delingr, der vom Asengeschlechte war, wieder einen Sohn, den Dagr (Tag), welcher licht war und schön. Da nahm Allvater die Nacht und ihren Sohn Tag, gab ihnen zwei Rosse und zwei Wagen und setzte sie an den Himmel, daß sie alle zweimal zwölf Stunden um die Erde fahren sollten. Die Nacht fährt voran mit ihrem Rosse, welches Hrimfaxi (reifmähnig) heißt und jeden Morgen die Erde mit dem Schaum seines Gebisses bethaut. Der Tag folgt ihr mit seinem Rosse Skinfaxi (lichtmähnig), welches mit dem Glanze seiner Mähne Luft und Erde erleuchtet. Weiter hatte ein Mann Namens Mundilföri zwei Kinder, die waren hold und schön, und er nannte den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne). Allein ihr Stolz erzürnte die Asen, sie nahmen die Geschwister und setzten sie an den Himmel und hießen Mani den Gang des Mondes leiten und hießen Sol die Hengste führen, die den Sonnenwagen ziehen, welchen die Asen aus den Feuerfunken aus Muspelheim geschaffen hatten. Sonne und Mond aber fahren so schnell, weil sie beständig gejagt werden von zwei riesenhaften Wölfen, Sköll und Managarm (Mondhund), Kindern eines Riesenweibes. — Lange lebten die Asen fröhlich und sorglos ein goldenes Zeitalter, nachdem sie die gefährlichen Kinder Loki's einstweilen unschädlich gemacht, indem sie der Hel die Herrschaft über das Todtenreich gegeben, die Mitgardschlange in's Weltmeer gestürzt und den Wolf Fenris mit einem durch die Schwarzelfen aus den Barthaaren einer Jungfrau und aus dem Schalle des Katzentrittes gewobenen Band — (in dem Spiel mit Unmöglichkeiten kommt die altnordische Poesie mit der altindischen bedeutsam überein) — gefesselt hatten. Aber ihr schlimmster Feind, Loki selbst, war nicht unthätig. Die Mythe von den drei Riesenmädchen, welche nach Asgard kamen und den Asen die wunderbaren Goldtafeln wegnahmen, worauf schicksalsmächtige Runen (Sprüche) uraltester Weisheit geschrieben waren, darf man wohl auf die Nornen deuten, welche den Göttern ihr Geschick bestimmten. Dies verfinstert sich nun allmälig, besonders rasch aber, nachdem durch Loki's Tücke der Tod des gerechten Baldur war herbeigeführt worden. Die Götter nahmen zwar Rache für dieses und anderes, indem sie den verrätherischen Loki an einen Felsen schmiedeten, so, daß eine über ihm aufgehangene Giftnatter ihm ihr Gift beständig in's Gesicht träufelte. Hier stoßen wir dann auch auf einen der wenigen sanften, auf einen der schönsten Züge der nordischen Mythologie. Loki's Weib nämlich, Sigyn, hält unwandelbar treu bei dem gefesselten aus und wehrt in rührender Liebe das tropfende Natterngift durch unterhalten einer Schale von dem Antlitz des Gatten ab. Ist die Schale voll, so gießt Sigyn sie aus; derweil aber tropft dem Loki das ätzende Gift in's Gesicht, wogegen er sich in seinen Banden so heftig sträubt, daß die ganze Erde schüttert, und das ist, was die Menschen ein Erdbeben nennen. Frei

wird er erst wieder zur Zeit der Götterdämmerung (Ragnarök). Das ist der Weltuntergang. Schauerliche Vorzeichen künden das große Ereigniß an. „Brüder befehden sich — wie es in der Völuspa heißt — und fällen einander, Geschwisterte sieht man die Sippe brechen; unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch (sehr charakteristisch!); Beilalter, Schwertalter, wo Schilde klaffen, Windzeit, Wolfzeit, eh' die Welt zerstürzt.“ Den „jüngsten Tag“ der nordischen Religion selbst beschreibt die jüngere Edda sehr anschaulich also. „Da geschieht es, was die schrecklichste Zeitung dünken wird: daß der Wolf die Sonne verschlingt, den Menschen zu großem Unheil. Der andere Wolf wird den Mond packen und die Sterne werden vom Himmel fallen. Da wird es sich auch ereignen, daß so die Erde bebt und alle Berge, daß die Bäume entwurzelt werden, die Berge zusammenstürzen und alle Ketten und Bande reißen. Da wird der Feuriswolf los und das Meer überflutet das Land, weil die Mitgardschlange wieder Jotenmuth annimmt und das Land sucht. Der Feuriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, so daß sein Oberkiefer den Himmel, sein Unterkiefer die Erde berührt. Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Mitgardschlange speit Gift, daß Luft und Meer entzündet werden; entsetzlich ist ihr Anblick, indem sie dem Wolf zur Seite kämpft. Von diesem Lärmen birst der Himmel. Da kommen Muspelheims Söhne hervorgeritten, Surtur fährt an ihrer Spitze, vor ihm und hinter ihm glühendes Feuer. Indem sie über die Brücke Bifröst reiten, zerbricht sie. Da ziehen Muspels Söhne nach der Ebene, die Wigrid heißt. Dahin kommt auch der Feuriswolf und die Mitgardschlange und auch Loki wird dort sein und mit ihm alle Hrimthursen und Hels ganzes Gefolge. Und wann diese Dinge sich begeben, erhebt sich Heimdall und stößt aus aller Kraft in's Giallarhorn und ruft alle Götter zum Kampfe. Odin voran, eilen die Asen und Einherier zur Walstatt. Odin geht dem Feuriswolf entgegen und Thor schreitet an seiner Seite, mag ihm aber wenig helfen, denn er hat ja vollauf zu thun, mit der Mitgardschlange zu kämpfen. Freir streitet wider Surtur und kämpfen sie ein hartes Treffen, bis Freir erliegt. Inzwischen ist auch Garm, der Hund, losgeworden; der kämpft mit Tyr und bringt einer den andern zum Falle. Dem Thor gelingt es, die Mitgardschlange zu tödten, aber kaum ist er neun Schritte davongegangen, so fällt er todt zur Erde von dem Gifte, das der Wurm auf ihn speit. Der Feuriswolf verschlingt Odin und wird das sein Tod. Alsbald kehrt sich Widar gegen den Wolf, setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer, greift ihm mit der Hand nach dem Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei und wird das des Wolfes Tod. Loki kämpft mit Heimdall und erschlägt einer den andern. Darauf schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt [2].“ Doch nicht mit solchem haarsträubenden Schrecken endigt die nordische Glaubenslehre. Das wirbelnde Sturmlied verklingt in dem sanften säu=

seln eines neuen Schöpfungsmorgens, welcher anhebt, wann die Flammen der Weltverbrennung ausgetobt haben. In verjüngter Schönheit, im grünsten Schmucke taucht die Erde wieder aus den Meeresfluten auf und Korn wächst darauf ungesäet. Die Asen erstehen aus ihrer Vernichtung, kommen gen Asgard und finden dort die goldenen Runentafeln wieder. Auch das Menschengeschlecht war nicht völlig untergegangen. Ein Menschenpaar, Lif (Leben) und Lifthrasir (Lebenskraft), hatte sich im Hoddmimirsholze vor Surturs Flammen geborgen und mit Morgenthau genährt. Von diesen beiden stammt ein so großes Geschlecht, daß es die ganze Erde bewohnen wird. Die Seelen der in der Weltverbrennung untergegangenen Menschen aber wohnen in Nastrand (Leichenstrand), wo die bösen leiden, und in Gimil (Himmel), wo die guten seliger Wonnen ohn' Ende genießen. So finden wir denn auch im urgermanischen Glauben die bedeutsame Lehre von der endlichen Wiederbringung aller Dinge, wobei freilich anzumerken ist, daß hier christliche Einflüsse sehr thätig gewesen sein mögen. Wenigstens die Lehre von der Bestrafung der bösen in der Hölle und von der Belohnung der guten im Himmel trägt ganz entschieden christliches Gepräge, obzwar allerdings der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode der Asenreligion in ihrer Ursprünglichkeit innewohnte.

Den Kultus der altgermanischen Religion haben wir uns sehr einfach zu denken. In das Schattendunkel der Wälder verlegte germanische Innerlichkeit die Stätten ihrer Gottesverehrung und verlieh der Aeußerung derselben gerne einen geheimnißvollen Anstrich, wie insbesondere der Dienst der Nerthus (Jörd) auf Rügen (oder Helgoland? oder Seeland?) darthut. Was Tacitus davon erzählt, zeigt übrigens, daß der religiöse Glaube unserer Vorväter einen sänftigenden, friedestiftenden Einfluß auf ihre trotzigen Gemüther geübt hat. Auf die bildliche Darstellung ihrer Götter großen Werth zu legen verbot den Germanen schon ihre Unerfahrenheit in der Bildnerei; jedoch war eine solche Darstellung keineswegs ganz ausgeschlossen. Es beweist dies insbesondere das berühmte altsächsische Nationalheiligthum, die Irminsäule, welche Karl der Große zerstörte. Sie stellte einen bewaffneten Mann vor, in der Rechten eine Fahne haltend, in der Linken eine Wage, als Sinnbild des Kriegsglückes. Vielleicht war es ein Bild des Saxnot (Zio, Tyr). Dem Donar war die Eiche, als Sinnbild der Kraft geweiht. Heilige Stätten waren außer den Hainen auch Quellen, Wasserfälle, Berggipfel. Außer dem Gebete gehörten, wie alte Volksgebräuche schließen lassen, auch Gesang und Tanz zum Gottesdienste, sowie festliche Umzüge, mit denen namentlich der Wechsel der Jahreszeiten begangen wurde. Die freudigste Feier dieser Art rief der Frühlingsanfang hervor. Des Gottesdienstes wesentlichsten Antheil aber machten die Opfer aus; denn der unter den mannigfaltigsten Formen in allen Religionen wiederkehrende Gedanke, die Götter durch Darbringung von Opfergaben

zu versöhnen, ihre Hilfe gleichsam zu erkaufen, ihnen zu danken, fehlte auch in der germanischen nicht. Unsere Altvorderen opferten ihren Göttern Früchte, Thiere und — es lässt sich nicht verschweigen — Menschen. Die Geten, in welchen man nach Grimm die nächsten Vorfahren der Germanen zu erkennen hat, waren gewohnt, alle fünf Jahre einen Boten an ihren Gott Zamolxis (Gebeleizeis) zu senden, d. h. ihn dem Gotte zu opfern. Man band dem Opfer Hände und Füße, schleuderte es in die Höhe und fing es beim niederfallen auf drei Lanzen auf. Eigenthümlichen Menschenopferdienst, verbunden mit Orakeleinholung, übten die Kimbrer bei ihrem Einbruch in Oberitalien (i. J. 101). Sie hatten Priesterinnen, grau vor Alter, barfüßig, mit weißen Gewändern angethan, mit ehernen Gürteln gegürtet, bloße Schwerter in den Händen. So traten sie im Lager gefangenen Römern entgegen, bekränzten dieselben und führten sie zu einem großen ehernen Kessel. Hier durchschnitt die Oberpriesterin den über den Kesselrand emporgehobenen Opfern die Kehlen und aus dem in den Kessel strömenden Blute weissagten sie. Die Sachsen sodann opferten, bevor sie auf eine gefahrvolle Unternehmung auszogen, dem Wodan den zehnten Mann, die Katten gelobten im Kriege gegen die Hermunduren die Opferung aller gefangenen Männer und Rosse; denn letztere Thiere wurden als eine der Gottheit besonders wohlgefällige Opfergabe angesehen. Die skandinavischen Germanen hielten am Menschenopferkulte länger fest als die deutschen. Snorri in der Ynglingasage (18) erzählt: „Domalldi nahm das Erbe nach seinem Vater Wisbur und beherrschte die Lande. In seinen Tagen war in Schweden großer Hunger und viel Elend. Da thaten die Schweden große Opfer zu Uppsalir; den ersten Herbst opferten sie Ochsen und verbesserten dadurch den Gang der Fruchtbarkeit auch nicht. Aber den andern Herbst hatten sie Menschenopfer (manblót); doch der Gang der Fruchtbarkeit war derselbe oder schlimmer. Aber den dritten Herbst kamen die Schweden vielmännig nach Uppsalir, da, als die Opfer sein sollten. Da hatten die Häuptlinge ihre Rathschläge gemacht und kamen überein, daß die unfruchtbare Zeit würde stehen vor ihrem Könige Domalldi, und dabei, daß sie sollten ihn opfern um fruchtbare Zeit für sich und einen Anfall auf ihn thun und ihn tödten und die Gestelle (Altäre der Götter) röthen mit seinem Blute; und so thaten sie.“ Auch ihren König Olaf Tretelgia „gaben die Schweden Odin und opferten ihn um Fruchtfülle für sich“ (Ynglingas. 47). Die drei Hauptopferzeiten des germanischen Gottesdienstes fielen so ziemlich mit unseren Martini, Weihnacht und Walpurgis zusammen. Zum Opferdienste gehörte wohl auch das anzünden von Feuern auf Bergen und Hügeln. Aus dem wiehern der Pferde, aus dem Flug und Geschrei der Vögel wurden mancherlei Weissagungen und Mahnungen gezogen. So auch aus dem rauschen, wallen und wirbeln strömender Wasser. Als der germanische Heerfürst Ariovist dem Cäsar in

Gallien gegenüberstand, erklärten ihm die Alrunen oder Seherinnen, die mit über den Rhein gezogen waren, daß sie das ziehen und rauschen der Bäche und Flüsse beobachtet und daraus ersehen hätten, das deutsche Heer würde sieglos sein, so es vor dem Neumond zur Schlacht schritte. Eine weitere Art von Orakeleinholung war die Ziehung oder Lesung von Runen. Das hierbei beobachtete Verfahren beweist zugleich das vorhandensein einer Art von Schrift im alten Deutschland. In die abgebrochenen Zweige eines fruchttragenden Baumes, als welcher und zwar vornehmlich auch die Buche angesehen war, wurden gewisse Zeichen geritzt oder geschnitten. Dann streute man diese Zweige oder Stäbe (daher Buch=Staben) auf's gerathewohl auf den Boden, las sie wieder auf (daher unser Wort lesen) und deutete ihren Sinn jenen Zeichen gemäß, indem man entweder, wie die Buchstaben nach und nach aufgelesen wurden, ein Wort aus ihnen zusammensetzte oder aber dem Namen jedes einzelnen Buchstabs eine Beziehung auf den in Frage stehenden Gegenstand gab. Diese urgermanische Buchstabenschrift war eine nicht gemeine Kenntniß und deßhalb erhielt sie den Namen Runenschrift (von Runa, Geheimniß). Bis weit in's Mittelalter hinein wurden insbesondere in Skandinavien Runen in Holz geschnitten und in Steine gehauen.

Ein abgeschlossener Priester= und Priesterinnenstand kann als im alten Germanien vorhanden schwerlich angenommen werden. Jeder freie Mann war Priester seines Hauses, jeder älteste Priester seiner Gemeinde. Weil jedoch nach dem Glauben unserer Ahnen dem Weibe etwas heiliges innewohnte, wurden mit Vorliebe Frauen mit priesterlichen Diensten betraut. Eine Hauptseite solchen Dienstes war die Erforschung des Schicksals, die Weissagung. Hierzu besonders befähigte Frauen genossen hohen Ansehens, wie das Beispiel der schon erwähnten Veleda und andere oben berührte Fälle zeigen. Das Fundament dieses Ansehens war unstreitig die Lehre von den Nornen. Die allmälige Uebertragung der Eigenschaften derselben auf die Prophetinnen (Völur, Walen) ist deutlich nachweisbar. Aber die Verehrung dieser weisen Frauen, welche neben der Weissagung auch die Heilkunst betrieben, sollte im Verlaufe der Zeiten in Haß und grausame Verfolgung umschlagen. Denn es darf kühnlich behauptet werden, daß die Tradition von den altgermanischen Walen in der christlichen Zeit „der Zeugungskraft der theologischen und kriminalistischen Phantasie mit den Anlaß gab, jenen Inbegriff von Gebräuchen und Meinungen zu erfinden, der als Hexenwesen bis in unsere Tage spukt.“ Daß das Hexenwesen, auf welches wir an seinem Orte ausführlicher zu sprechen kommen werden, auch in nichtdeutschen Ländern in Gräuelblüthe stand, vermag diese Ansicht nicht umzustoßen, weil zu berücksichtigen ist, daß der alte Volksglaube bei den verschiedenen Völkern wie in den Grundgedanken so auch in den Nebenzügen vielfachste Uebereinstimmung aufzeigt.

Sowie ein Volk aus dem Zustande der Wildheit in den Kreis der Kultur tritt, beginnt es auch dichterische Aeußerung seines Gemüthslebens lautwerden zu lassen. An die Thaten der Vorfahren knüpft solche Aeußerung sich mit Vorliebe und vorwiegend episch ist sie schon desshalb, weil kindliche Naivität am stofflichen hängt. Ein tiefpoetischer Hauch durchdringt das gesammte Germanenthum und ist uns Bürge, daß der Poesie göttlicher Funke in unserem Lande schon in grauester Vorzeit geglüht habe. Zu welcher Kühnheit und Macht die Einbildungskraft, aller Dichtung Grundbedingung, bei unsern Ahnen sich gehoben, bezeugt die germanische Götterlehre, an deren mythischem Stoffe die dichterische Thätigkeit frühestens sich geübt haben mag. Mythischen Inhalts waren auch die alten Lieder von Tuisto und dessen Sohn Mannus, den sagenhaften Stammvätern unseres Volkes. Diese Lieder nennt Tacitus die einzigen geschichtlichen Denkmäler Altgermaniens und in der That vertrat das epische Volkslied die Stelle der Geschichtschreibung. Prosa gab es noch keine. Mehr historischen Gehalt als die erwähnten Lieder hatten unstreitig die späteren von den Thaten des Befreiers Armin, welche noch am Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung klangreich unter den deutschen Stämmen umgingen. Gesang erscholl bei den Gelagen unserer Ahnen, mit Gesang zogen sie in die Schlacht. Aus des Schlachtliedes schwächerem oder vollerem Klang suchten sie den Ausgang des Kampfes zu errathen, wesswegen sie auch bei Anstimmung ihres Gesanges die Höhlung des Schildes vor den Mund hielten, den Schall dröhnender zu machen. Davon erhielt das Kriegslied den Namen Bardit (Schildlied, vom altnordischen Wort Bardhi, Schild). Die hieraus von deutschthümelndem Eifer gezogene Folgerung, daß in Altdeutschland eine eigene Dichter- und Sängerzunft, die Barden, existirt hätten, ist als ganz unbegründet und auf einer Verwechselung germanischer mit keltisch-gallischen Verhältnissen beruhend abzuweisen. Was die Form der alten Mythen- und Kriegslieder betrifft, zu welchen auch noch Spott-, Schmäh- und Räthsellieder gekommen sein mögen, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß dieselbe auf dem Gesetze der Alliteration fußte, daß es die stabreimende war, welche uns die Ueberreste unserer ältesten Dichtung überall entgegentragen. Sehr wohl lässt es sich denken, daß unsere älteste vorchristliche Dichtung mit zwei der bedeutendsten germanischen Sagenstoffe angelegentlicher sich befasst habe, mit der Sage von dem Drachentödter Sigfrid und mit der Sage vom Wolf Isengrimm und vom Fuchs Reinhart (d. i. der schlaue, in plattdeutscher Verkleinerungsform Reineke). Wenigstens reichen diese Sagen mit ihren Wurzeln weit in die germanische Urzeit hinauf, was der ersteren specifisch mythisch-heidnischer Charakter, der letzteren naive Waldursprünglichkeit darthut. Beider Behandlung hat daher vielleicht schon begonnen, sobald unsere Sprache von dem gemeinsamen Sprachstamme des Sanskrit und

Zend, des Keltischen, Hellenisch-Italischen und Slavischen bestimmter sich abzweigte.

Zur Vervollständigung dieses Versuches einer Schilderung Altdeutschlands ist es nöthig, noch die politischen und rechtlichen Verhältnisse unserer Altvorderen in's Auge zu fassen, was mit Voranschickung der Bemerkung geschieht, daß die nachstehende Skizzirung dieser Verhältnisse nur allgemeine Grundzüge gibt und auf die Vielgestaltigkeit des Staats- und Rechtslebens bei den einzelnen deutschen Stämmen nicht eintritt.

Von altdeutscher Freiheit ist viel gesagt und gesungen worden. Unverzeihliche Unkenntniß und verzeihlicher Enthusiasmus haben gleicherweise daran gearbeitet, den staatlichen Haushalt unserer Ahnen mit einer Glorie der Freiheit zu schmücken, deren phantastischer Schimmer vor dem Lichte unparteiischer Forschung nicht hat bestehen können. Es ist wahr, es lag in der altgermanischen Freiheit der Verfaultheit der römischen Welt gegenüber „die Ankündigung einer zweiten Jugend Europa's“; allein ebenso wahr ist es, daß von einer Freiheit im jetzigen Sinne, d. h. von Erstreckung der sogenannten „Menschenrechte“ über alle Klassen der Nation, in den altdeutschen Wäldern überall gar keine Rede war. Es gab Freie, ja, aber Sklaven gab es noch weit mehr. Das ganze Volk schied sich zuvörderst in zwei große Stände, in Freie oder Bevorrechtete und in Unfreie oder Rechtlose. Die letzteren übertrafen die ersteren an Zahl bedeutend: zu allen Zeiten hat ja ein Herr, eben um den Herrn spielen zu können, viele Knechte nöthig. Der Stand der Freien und der Stand der Unfreien theilten sich dann später wieder jeder in zwei Unterarten, nämlich der erste in edle Freie (Adalinge, Edelinge, in den alten Rechtsbüchern nobiles genannt) und in gemeine Freie (Gemeinfreie, ingenui oder liberi), der zweite in zins- und dienstpflichtige Hörige (Liten, liti) und in eigentliche Sklaven (Schalke, servi). Die Sklaven, ein ursprünglich aus Kriegsgefangenen gebildeter Stand, werden in den alten Rechtssatzungen ausdrücklich mit den Thieren auf eine Stufe gestellt. Der deutsche Sklave war eine Sache, eine Waare, ein Tauschmittel; der Herr konnte ihn ungestraft misshandeln, verwunden, tödten, weil nach altgermanischer Gerichtsverfassung nur Freie im Schutze des Rechtes standen. Die Hörigen oder Liten unterschieden sich von den Schalken dadurch, daß ihnen von den Herren Grundstücke zur Bebauung und Nutznießung gegen gewisse Dienstleistungen und Abgaben (Feod) überlassen wurden und daß sie nur zugleich mit dem Grundstück, auf welchem sie saßen, verkauft werden konnten. Auf dem ökonomischen Verhältnisse der Hörigen zu den Grundbesitzern beruhte das später ausgebildete Lehns- oder Feudalwesen (eben von „Feod“). Besser daran als der eigentliche Sklave war der Hörige allerdings, namentlich desshalb, weil ihm die Gelegenheit des Erwerbes und damit die Möglichkeit geboten war, sich aus der Knechtschaft loszukaufen, wobei jedoch anzumerken ist, daß eines frei-

gewordenen Liten Nachkommen erst im dritten Geschlecht in den Genuß sämmtlicher Rechte der Freien eintraten. So lange er hörig war, hatte er ebensowenig wie der Sklave ein Klagrecht oder die Befugniß, vor Gericht zu erscheinen, sondern mußte sich durch einen Freien vertreten lassen. Die ganze Brutalität des Verfahrens gegen Unfreie verräth schon der Rechtssatz, daß einem Knechte, der seinen Herrn eines Verbrechens zieh, nicht geglaubt werden durfte. Je größer nun die Rechtlosigkeit der Unfreien, um so größer die Vorrechte der Freien. Nur diese hatten das Recht, Waffen zu tragen, nur sie hatten Sitz und Stimme in der Volksversammlung, nur sie konnten Ankläger, Zeugen und Richter sein, nur sie konnten das Priesteramt bekleiden. So war also Kult, Gesetzgebung, Staatsgewalt und Richteramt ausschließlich in ihren Händen. Von einem demokratischen Zug, welcher durch unsere Urzeit hindurchgegangen sei, kann man demnach nur sprechen, sofern man den Begriff „Volk“ auf eine Minderzahl von Bevorrechteten, auf die Herren, die Freiherren einschränkt. Für das eigentliche Volk aber bestand die altdeutsche Freiheit in schweren Arbeiten und Entbehrungen, starken Abgaben, Frohnden und Stockschlägen. Sein Loos, das der Hörigen und Sklaven, war ein sehr trauriges. Es hatte für seine müssig gehenden Herren zu schaffen und bei dem geringsten Vergehen Misshandlungen zu befahren. Rechtlos in diesem Leben, hatte es auch keine Aussicht auf ein jenseitiges: nur Freie fanden Zutritt in Wuotans Walhalla.

In der frühesten Vorzeit bildeten den bevorrechteten Stand allein die Adalinge (daher auch Urfreie, Semperfreie genannt), welche sich im Besitze eines Allod, d. h. eines nach dem Rechte der Erstgeburt vererbbaren Freigutes befanden. Grundbesitz und Adel waren demnach ursprünglich ein und dasselbe Ding. Desshalb wird auch das Wort Adal oder Adel selbst zurückgeführt auf Odal (von Od, d. i. Gut), wobei freilich zu bemerken, daß diese Ableitung streitig, indem anderweitig behauptet wird, Adel habe uranfänglich Geschlecht (genus) bedeutet, mit dem Nebensinne von Nobilitas, wie ja auch im Mittelalter die adeligen Stadtbürger „Geschlechter“ hießen. Der Stand der Gemeinfreien bildete sich allmälig aus freigewordenen Liten. Aus den Adalingen ging später der hohe, aus den Gemeinfreien der niedere Adel hervor, während die Gefolgschaften, die sich um einzelne berühmte Kriegshelden scharten, die Pflanzschule des durch die Völkerwanderung bedeutend gewordenen Waffenadels waren. Dem Allodbesitzer stand die Mundschaft und Herrschaft über seine Familie (Sippschaft) zu; seine männlichen und weiblichen Verwandten (Schwertmagen und Spill- oder Spindelmagen) schuldeten ihm Gehorsam (standen in seinem Bann). Mehre Allode machten in freier Vereinigung eine Mark oder Gemeinde aus. Gemeinsamkeit der Interessen vereinigte eine Anzahl von Gemeinden zu einem Gau, dessen öffentliche Angelegenheiten in einer Versammlung der Freien unter freiem Himmel berathen und entschieden wurden. In solchen Ver-

sammlungen wählte man durch Besitz, Muth und Kriegsruhm ausgezeichnete Männer zu Herzogen, die vor dem aus Allodbesitzern und ihrem Gefolge bestehenden Heerbann als Führer herzogen, daher der Name; ferner die Priester und die Gaurichter (Grafen, vom altd. gerefa, Einnehmer, Richter). Von diesen Beamten gingen die auf Gewohnheitsrechten beruhenden, wohl auch mittels der Runenschrift fortgepflanzten Gesetze aus. Fassen wir das gesagte zusammen, so ergibt sich, daß den losen, lockeren Staatsverbänden von Altdeutschland mit Fug und Recht der Name Adelsrepubliken, aristokratischer Freistaaten gegeben werden darf.

Die germanische Gerichtsverfassung blieb im wesentlichen von der ältesten bis zum Ende der karlingischen Zeit die gleiche. Daß nur Freie Ankläger, Zeugen und Richter sein konnten, ist schon erwähnt worden. Die Stätten, wo Gericht gehegt wurde, die Mallen, befanden sich im freien bei geheiligten Bäumen und Quellen, was schon errathen läßt, daß die Schlichtung der Rechtshändel in heidnischer Zeit von religiösen Gebräuchen begleitet war und das Priesterthum an der Rechtspflege seinen Antheil hatte. Anfangs waren die Priester selbst Richter, später wurden die Richter durch die Freien aus ihrer Mitte gewählt und der Graf saß dem Gerichte vor. Das Verfahren war ein öffentliches vor dem versammelten Volke, d. h. vor dem rechtsfähigen Theile desselben, woraus sich ergibt, daß die Urtheile entschieden auf der Basis der öffentlichen Meinung ruhten. Dem uralten Rechtsgrundsatz: „Wo kein Ankläger, kein Richter" — gemäß war die Form des Verfahrens die des Anklageprocesses. Das gangbarste Beweismittel von Schuld oder Nichtschuld war der Eid, abgelegt auf des Schwertes Griff oder Schneide, unter Anrufung dieses oder jenes Gottes. Männer schwuren auch auf ihren Bart, während die Frauen beim schwören die Hand auf ihre Brust oder an ihren Haarzopf legten. Mit dem Eide war das eigenthümlich germanische Institut der Eidhelfer verbunden. Bei den meisten deutschen Stämmen galt nämlich der Grundsatz, der Ankläger habe nicht die Schuld des Angeklagten, sondern dieser seine Unschuld zu beweisen. Desshalb musste sich der Angeklagte mittels eines Eides reinschwören, aber sein Wort allein genügte nicht, um das öffentliche Vertrauen zu ihm wiederherzustellen. Darum musste er sich nach einer Anzahl Freunde umsehen, welche bereit waren, mit ihrem eigenen Eide zu bekräftigen, daß sie der Versicherung seiner Unschuld glaubten. Sie legten also nicht sowohl Zeugniß über den Thatbestand ab, als vielmehr über die Glaubwürdigkeit des Angeklagten, sie halfen ihm bei seinem Eide, daher die Bezeichnung Eidhelfer. Die Zahl derselben war je nach der Schwere des in Frage stehenden Verbrechens verschieden, bei den schwersten stieg sie bis auf 40, 70 und 80. Wenn aber der Ankläger dem Eide des Angeklagten und dem der Eidhelfer desselben nicht traute, so blieb ihm noch übrig auf gerichtlichen Zweikampf als auf ein Gottesurtheil (Ordâl, wo-

von das lat. ordalium, angelsächsische Wortform, althochdeutsch urteili) anzutragen; denn in solchen Fällen, meinten unsere Ahnen, müsste man das Urtheil der Gottheit selbst anheimstellen, welche dem unschuldigen Theile Sieg verleihen würde. Auch der Angeklagte musste sich, wenn er keine Eidhelfer finden konnte, durch Zweikampf reinigen oder aber sich einer andern Art von Gottesurtheil unterwerfen, nämlich der Wasser- oder Feuerprobe. Das gewöhnlichste Verfahren bei dieser Art von Gottesurtheilen war, daß der Angeklagte einen Ring aus siedendem Wasser herauslangen musste. Blieb seine Hand bei diesem Versuche unversehrt, so war seine Unschuld dargethan, im entgegengesetzten Falle aber galt er für überwiesen. Dieser Art von Gottesurtheil oder einer ähnlichen andern wurden alle angeklagten Unfreien unterworfen (die Liten besaßen jedoch ausnahmsweise da und dort die Eidesfähigkeit); ebenso die Frauen, wenn sie keinen fanden, der ihre Sache gegen den Ankläger im Zweikampfe vertreten wollte. Wir werden bei Schilderung der mittelalterlichen Rechtsbräuche auf die Einholung von Gottesurtheilen zurückkommen und ausführlicher davon handeln; an diesem Orte nur noch d i e Bemerkung, daß die einzige Stelle der germanischen Volksrechtebücher, welche das Vorkommen der Ordalien zur Zeit des Heidenthums bezeugt, im ältesten Texte der „Lex Salica“ vorkommt, wo (Art. 56) von der Kesselprobe die Rede ist. Indessen ist nachzuweisen und nachgewiesen, daß, wie bei den alten Indern, so auch bei den meisten oder sämmtlichen germanischen Völkern die Gottesurtheile schon in heidnischer Zeit bekannt waren, obschon ihre processualische Ausbildung erst mit der Bekehrung unserer Altvorderen zum Christenthum anhob. Einem angeklagten Freien war nur in zwei Fällen jedes Schutzmittel entzogen, wenn er nämlich von der ganzen Gemeinde auf handhafter That ergriffen wurde oder wenn die ganze Gemeinde den Thatbestand zu seinen Ungunsten bezeugte. Gegen überwiesene Unfreie lautete in Kriminalfällen von irgendwelcher Bedeutung das Urtheil kurzweg auf Tod in mannigfachster Gestalt oder wenigstens auf grausame Verstümmelung. Ueber Freie jedoch konnte die Todesstrafe oder eine körperliche Strafe überhaupt nur dann verhängt werden, wann sie durch Mord des Heerführers, durch Landesverrath u. dgl. m. als unmittelbare Feinde und Schädiger des Gemeinwesens auftraten. Alle sonstigen Verbrechen, Mord nicht ausgenommen, büßte der Freie bloß durch Erlegurg von Sühngeld (Wergeld, compositio), welches an die Familie des Beleidigten, Geschädigten oder Getödteten fiel. Diese Buße, deren Höhe nach der Schwere des Verbrechens sich bestimmte und gerichtlich festgestellt wurde, ward in Geld oder in Ermangelung desselben in Vieh oder anderer Habe entrichtet und diese Bestimmung würde roher Willkür und Lasterhaftigkeit der reichen Leute allerdings Thür und Thor geöffnet haben, hätten nicht die ziemlich hohen Wergeldsansätze einigermaßen einen Riegel vorgeschoben. Bei den Franken

z. B., wo der Werth einer Kuh einem Solidus (Schilling) gleichstand, musste der Mord einer wehrlosen Frau mit 600 Solidis oder Kühen gesühnt werden und in diesem Verhältnisse wurden auch geringere Verletzungen und Beleidigungen, namentlich solche gegen weibliche Schwäche und Ehrbarkeit gebüßt. Wer z. B. einer Frau in beleidigend unehrbarer Weise die Hand streichelte, musste es mit 15 Schillingen oder Kühen büßen; streichelte er ihr den Oberarm, so hatte er es, natürlich bei erfolgter Klage und Ueberweisung, mit 35 Schillingen oder Kühen zu sühnen; wagte er gar, ihr die Brust zu betasten, so stieg die Buße auf 45 Schillinge oder Kühe. Dann ist noch hervorzuheben eine weitere wichtige Seite des germanischen Strafrechtes, das sogenannte Faust- oder Fehderecht, welches einestheils in dem uralten Brauche der Blutrache seine Wurzel hatte, anderntheils in der Auffassung des ganzen Rechtsverhältnisses als eines Friedensverhältnisses von seiten unserer Vorväter. Wer das Recht brach, brach damit auch den Frieden mit dem Verletzten und dessen Sippschaft. Der unpolizirte altgermanische Staat überließ es nun dem Beleidigten, falls derselbe nicht bei den Gerichten Recht suchen wollte, sich selber Genugthuung zu verschaffen und zum Faust- oder Fehderecht zu greifen, welches darin bestand, daß dem Geschädigten gestattet war, mit seinen Sippen und Freunden gegen den Schädiger Fehde (Faida) zu erheben und den Bruch des Rechtsfriedens mit dem Blute des Friedenbrechers zu sühnen, wenn er dies im stande war oder wenn nicht ein rechtzeitiger Vertrag das äußerste verhütete. So bildete zum Recht auf Wergeld das Fehderecht eine Ergänzung; auch war es nicht ohne Einschränkung, denn bei bloßen Civilansprüchen durfte nicht zur Fehde gegriffen werden.

Die Achtung und Ehrung der Todten stellt sich mit der anhebenden Kultur überall ein. Auch in Altgermanien war sie einigermaßen vorhanden. Die älteste historische Bezeugung gibt Tacitus in der Germania (K. 27). Da erfahren wir, daß die „Feuerbestattung“, wie sie ja zu unserer eigenen Zeit in Deutschland wiederum in Anregung gebracht worden, schon in den altdeutschen Wäldern Brauch gewesen. Der römische Geschichtschreiber stellt auch die Sache so allgemein hin, daß ihm zufolge angenommen werden darf, zu seiner Zeit hätten die Germanen ihre Todten nicht begraben, sondern allesammt verbrannt. Der Kostenpunkt konnte ja dazumal nicht in Frage kommen, maßen das Holz umsonst zu haben war. Im übrigen vergaß Tacitus nicht zu erwähnen, daß der Ständeunterschied, die kastenartige Ungleichheit, welche das Leben in Altdeutschland kennzeichnete, auch noch im Tode gewahrt wurde. Zur Verbrennung der Leichen von Adalingen waren nämlich besondere Holzarten vorbehalten. Die Germania sagt in ihrer knappen Sprache: „Mit den Todten machen sie nicht viele Umstände. Doch wird darauf gehalten, daß zur Verbren-

nung der Leichname vornehmer Männer gewisse Arten von Holz verwendet werden (ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur). Gewänder und Specereien werden nicht (mit dem Todten) auf den Holzstoß gethan, wohl aber die Waffen des Mannes und mitunter auch sein Roß. Ein Rasenhügel markirt die Grabstätte (der Asche). Vom mühsamen Aufthürmen stattlicher Denkmäler wollen sie nichts wissen; solche, meinen sie, beschwerten nur die Todten. Wehklagen und Thränen lassen sie bald, nicht aber das Leid und die Trauer. Jammern zieme Weibern, treues Gedenken Männern." Die eigenartigste Bestattung, welche im Umkreise der germanischen Welt vorgekommen ist, war zweifelsohne die vom Jordanis in seiner Gothenchronik (De reb. get. 30) erzählte und nachmals vielbesungene Beisetzung des gewaltigen Alarich im abgeleiteten und nach gethanem Werke wieder gefüllten Strombette des Busento in Kalabrien.

Rückblickend finden wir, daß im alten Germanien zwar nicht jene idealischen Zustände sich vorfanden, welche deutschthümelnder Enthusiasmus sich selber einbildete und anderen einzubilden suchte, daß aber daselbst ein gesundes, starkes, geistig und körperlich gut organisirtes, sittlich frisches und kräftiges Volk in Verhältnissen sich bewegte, welche aus der waldursprünglichen Barbarei bereits entschieden herausgearbeitet waren und die fruchtbarsten Keime weiterer Entwickelungen in sich trugen. Dies gesagt, treten wir aus den Schatten der altdeutschen Wälder heraus, um durch das Getümmel der Völkerwanderung hindurch dem Mittelalter entgegenzuschreiten.

Zweites Kapitel.

Das Christenthum und die Völkerwanderung.

Ungeheure Umwälzung. — Die Gothen. — Ulfila. — Jordanis. — Warnefrid. — Des weströmischen Reiches Fall. — Theodorich. — Die Langobarden. — Die Franken. — Romanismus und Katholicismus. — Bonifacius. — Die Bekehrung der germanischen Stämme zum Christenthum. — Die dichterische Hinterlassenschaft des deutschen Heidenthums. — Die nationalen Heldensagenkreise. — Die Lieder vom Hildebrand und Hadubrand, vom König Beowulf und vom Walther von Aquitanien.

Bei Betrachtung der römischen Kaisergeschichte drängt sich jedem die Ueberzeugung auf, daß die Menschheit einer Erneuerung bedurfte, wenn sie nicht unrettbar in pesthauchende Fäulniß versinken sollte. Die antike Gesellschaft, wie des Tacitus Lapidarstil sie geschildert, wie Juvenals satirischer Pinsel mit zornglühenden Farben sie gemalt hat, kannte und wollte in orgienhafter Trunkenheit nur noch den Wechsel von Wollust und Grausamkeit und wankte in bakchantischem Taumel einer Katastrophe entgegen, welche mit eiserner Faust die alte Welt in Trümmer schlug, um diese Trümmer zum Fundamente einer neuen zu verwenden.

Eine ungeheure Revolution kündigte sich an und vollbrachte sich mittels der Macht des Gedankens einestheils, mittels rohester Gewalt anderntheils. Wenn der orientalische Spiritualismus, im Christenthum neugeboren, wie ein jüngster Tag den hellenisch-römischen Sensualismus hinwegtilgte, so brach die materielle Wucht nordischer Volkskraft als eine historische Götterdämmerung über die antike Welt herein. Der psychischen Fastenkur, welche das Christenthum vorschrieb, kam bei Erneuerung des gesellschaftlichen Körpers das barbarisch gesunde Blut germanischer Völkerjugend zur Hilfe. Auf der Mischung neuer ideeller und materieller Elemente, wie sie beim Uebergange des Alterthums in das Mittelalter vor sich ging, beruht die neue, die moderne europäische Gesellschaft.

Das Christenthum hatte schon lange als Traum und Ahnung in den Herzen der Menschen gelegen. Die uralte Sehnsucht des Menschengeschlechtes nach Verschmelzung des göttlichen mit dem menschlichen hatte schon das religiöse Bewusstsein der Griechen in seiner Art zu stillen versucht, indem es die Mythe von dem gottmenschlichen Dionysos (Bakchos) schuf, welchen der olympische Zeus mit einer Erdgeborenen zeugte, auf daß seine freudespendenden Gaben den Menschen von der sorgenvollen Scholle emporhöben in die Aetherhöhen der Begeisterung und Gotttrunkenheit. Allein der überwiegend sensualistische Charakter des Hellenenthums hatte es zu einer durch diesen tiefsinnigen Mythus angedeuteten Versöhnung

von Geist und Natur nicht kommen lassen. Unter einem ganz anders organisirten Volke sollte sich der mythische Proceß der Menschwerdung Gottes vollziehen und sollte diese kühne Fiktion zu einer weltgeschichtlichen Macht werden, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß hierbei griechische Mythologie und Philosophie ebenso einflussreich gewesen sind wie die orientalische Kraft der Abstraktion, wodurch sich Judäa von jeher ausgezeichnet hatte. Nur mittels dieser Kraft war es dem großen hebräischen Staatsmann und Patrioten gelungen, sein Volk aus polytheistischer Zerfahrenheit und zugleich aus dem politischen und socialen Schmutz ägyptischer Sklaverei herauszureißen. Der Gott, welcher durch die mosaische Gesetzgebung als Nationalgott und höchster Herrscher Israels proklamirt wurde, steht inmitten der buntwimmelnden lasciven alten Götterwelt wie ein unfassbarer und doch allmächtiger, wie ein unbegreiflicher und doch alle Verhältnisse des Lebens durchdringender und beherrschender Gedanke da. Die ganze jüdische Geschichte ist nur e i n schmerzliches Ringen, sich dem tyrannischen Joche dieses eifersüchtigen und grausamen Monotheismus zu entziehen. Dem vorschreitenden religiösen Bewusstsein konnte aber die Idee einer Gottheit, die sich ewig unnahbar in metaphysische Wolken hüllte, in die Länge nicht genügen. Daher die leise allmälige Reform, welche namentlich seit der babylonischen Gefangenschaft, wo die Juden mit der Glaubenslehre Zarathustra's bekannt geworden, im Jahveglauben vor sich ging, eine Reform, die sich in der Hindeutung auf eine große Verjüngung der Nation, in der Lehre vom kommen eines Messias prophetisch ankündigte. Wunderbar traf die Erfüllung solcher Weissagungen mit einer sehnsüchtig religiösen Stimmung zusammen, welche die Verworfenheit und Abgelebtheit der abendländischen Welt in allen edleren Gemüthern geweckt und die platonische und stoische Philosophie genährt hatten. Als daher der Prophet von Nazara, der Apostel der endlich gefundenen mystischen Gottmenschheit, die tröstlichen Worte sprach: „Kommt alle zu mir, die ihr mühsälig und beladen seid; ich will euch erquicken! —“ da lauschte das Ohr von Millionen der frohen Botschaft und vor den anbrechenden Stralen einer Weltreligion traten alle die Nationalgötter geblendet zurück. Wahrhaft erhaben in ihrer einfachen Größe steht die christliche Kirche der ersten Zeiten da, sie, die aller Menschen Brüderschaft nicht nur lehrte, sondern auch zu üben versuchte. Sobald sie aber aus einer leidenden und streitenden Kirche zur triumphirenden, aus einer brüderlichen Gemeinde zur Priesterdomäne wurde, sobald sie einer der lasterhaftesten Menschen, die je gelebt, Konstantin der Heilige, zum Werkzeuge der Politik, zur Polizeianstalt, zur Staatsreligion machte, war ihre Glorie dahin. Daß sie dessenungeachtet eine weltbeherrschende Stellung errang und behauptete, das verdankte sie dem Umstande, daß germanische Jugendkraft, welche zur gleichen Zeit den altersschwachen gesellschaftlichen Körper mit frischen

Lebenssäften schwellte, zum eigentlichen weltgeschichtlichen Träger des Christenthums wurde.

Die inneren politischen Zustände Deutschlands hatten sich im Laufe des dritten Jahrhunderts verändert, insofern an die Stelle der argen urzeitlichen Stämmezersplitterung mehrere große Völkerbünde getreten waren. Im Norden, vom Rheine bis zur Elbe und weit nach Schleswig hinein, war der Sachsenbund mächtig. Westlich von ihm hatten sich verwandte Stämme zum Frankenbunde zusammengeschlossen, welcher, gedrängt von den Sachsen, seine Waffen westwärts trug und das römische Nordgallien eroberte und behauptete. Den Südwesten Deutschlands, die oberrheinischen Gegenden bis zur Lahn, besaß der Alemannenbund, der seine Gränzen allmälig bis zum Bodensee erweiterte. Im Norden lehnten sich an ihn die Sitze der Burgunder, im Osten die Sitze der Schwaben. Den eigentlichen Osten Germaniens, von der Ostsee Ufern bis zu den Küsten des schwarzen Meeres, hatten die Gothen inne, ein weitverzweigter Bund verwandter Stämme, unter welchen die Heruler, Rugier, Gepiden und Vandalen namhaft zu machen sind. Oestlich von ihnen gegen die Wolga zu weideten die Alanen ihre Heerden.

Die Gothen, im vierten Jahrhundert durch den Borysthenes (Dnepr) in die Ostgothen und Westgothen geschieden, dürfen in Beziehung auf Kriegsruhm sowohl als Bildungsfähigkeit unter allen damals geschichtlich bedeutenden deutschen Stämmen der vorragendste genannt werden. Sie gaben auf Raubzügen, die sie zu Wasser und zu Lande bis nach Byzanz, Trapezunt, nach Kleinasien und Griechenland hin unternahmen, den Römern des germanischen Schwertes Schärfe zu fühlen, allein zugleich öffneten sie auch ihre Gemüther den sänftigenden Einflüssen der Bildung. Unter den Westgothen lebte ihr großer Bekehrer und Apostel, der gleich einem zweiten Mose verehrte Bischof Ulfila (Wulfila d. i. Wölfle, geb. um 318, gest. 388), welcher die Bibel ins Gothische übertrug, sich dabei eines Alphabets bedienend, auf dessen Formen allerdings das griechische, daneben gewiß aber auch die alte Runenschrift eingewirkt hat [3]). Die Bruchstücke, welche wir von dieser Bibelübersetzung besitzen (hauptsächlich in dem prachtvollen „Silbernen Kodex“ auf der Bibliothek zu Upsala), sind das älteste Schriftdenkmal germanischer Sprache, wie die gothische Mundart, welche mit den gothischen Reichen in Italien und Spanien erlosch, die ehrwürdige Mutter des althochdeutschen Idioms ist, das vom 7. bis zum 11. Jahrhundert herrschende Sprache in Deutschland war, in drei Untermundarten, die alemannische oder schwäbische, die bairische und die fränkische sich schied und durch das Uebergangsglied des thüringisch-hessischen Dialekts mit dem altniederdeutschen oder altsächsischen zusammenhing. Unter den Gothen stand ohne Zweifel auch der vaterländische Heldengesang in früher Blüthe. Sie begleiteten den Vortrag

ihrer Lieder mit der Harfe. Auch die Flöte und das Horn kannten sie. Es gab unter ihnen Sänger und Harfenspieler von Beruf und Ruf. Daß auch Könige und Helden Gesang und Harfenspiel geübt haben, wird in den ältesten Ueberlieferungen unserer Heldendichtung vielfach erwähnt. Von der Liederkunst gothischer Fürsten insbesondere findet sich ein rührendes Zeugniß in dem byzantinischen Geschichtschreiber Prokopius, welcher erzählt, daß der von Pharas in Pappua (533) eingeschlossene König Gelimer in seiner Noth einen Boten an den feindlichen Feldherrn gesandt habe, um sich von ihm drei Dinge zu erbitten: ein Brot, weil er keines mehr gesehen, seit er auf diesen Berg gestiegen; einen nassen Schwamm, um damit seine entzündeten Augen zu kühlen; endlich eine Harfe, um zu ihrem Klange ein Lied zu singen, das er auf sein dermaliges Elend gedichtet habe. Einen recht deutlichen Nachhall alter Gothenlieder lässt uns die großentheils sagenhafte Gothenchronik (De rebus geticis) vernehmen, welche der Ostgothe Jordanis oder Jornandes im Jahre 551 in lateinischer Sprache schrieb. Dieses Buch, sowie die im 8. Jahrhundert von Paul Warnefrid verfasste Langobardenchronik (De gestis Langobardorum) gewähren uns einen Einblick in die Anfänge deutscher Historik.

Die Lawine der Völkerwanderung, welche das Römerreich bedecken sollte, wurde zu rascherem Rollen gebracht durch das im 4. Jahrhundert aus den Steppen Mittelasiens hervorbrechende Nomadenvolk der Hunnen, welche die Alanen niederwarfen, die Ostgothen bewältigten, die Westgothen in die oströmischen Provinzen südlich der Donau drängten und das heutige Ungarn zum Mittelpunkt eines weiten Ländergebiets machten, dessen Insassen (Gepiden, Langobarden u. a.) ihnen tributpflichtig wurden. Die Westgothen geriethen bald mit den Oströmern feindlich zusammen, schlugen den Beherrscher derselben, Valens, in der furchtbaren Schlacht bei Adrianopel (378), verheerten die oströmischen Provinzen grässlich und bedrohten sogar Italien. Westroms damaliger Regent, Gratian, bekleidete in dieser Bedrängniß den waffenkundigen Spanier Theodosius mit der Würde eines Augustus über Ostrom, der mit Waffen und diplomatischen Künsten den Gothenkrieg beendigte und dann, die mörderische Zwietracht, welche im weströmischen Kaiserhaus wüthete, klug benutzend, auch des Abendlandes Thron sich aneignete. Unter dem Skepter dieses Gewaltigen war das ganze römische Weltreich zum letztenmal vereinigt. Vermöge seines Testaments theilte es Theodosius bei seinem Tode unter seine schwachen Söhne Arkadius, welchem das Morgenland mit Konstantinopel, und Honorius, welchem das Abendland mit Rom zufiel. Thatsächlich wurde aber die römische Welt schon von „Barbaren" beherrscht, indem Ostrom von dem Minister Rufinus, einem Gallier, Westrom von dem Minister Stilicho, einem Vandalen, regiert ward. Des Rufinus Neid auf Stilicho reizte den König der Westgothen Alarich zu einem Einfalle in die Provinzen

des weströmischen Reiches. Sengend und mordend durchzogen die Gothen Griechenland, zerstörend und mit Füßen tretend, was von hellenischer Kultur dort noch übrig war, und brachen dann in Oberitalien ein. Allein des Stilicho Kriegskunst brachte ihnen in zwei Schlachten (403) solche Verluste bei, daß Alarich für gut fand, einstweilen nach Illyrien zurückzugehen. Auch dem Einbruche gewaltiger Scharen von Burgundern, Vandalen, Sueven und anderen germanischen Stämmen in Italien, welcher nach dem Rückzuge Alarichs erfolgte, wusste Stilicho durch den Sieg bei Fiesole (405) wirksam zu begegnen. Radagais, der Herzog der verbündeten Germanen, fiel in dieser Schlacht. Die Trümmer seines Heeres traten in römischen Sold oder warfen sich, in Verbindung mit Alemannen, Herulern und anderen auf Gallien, das sie von einem Ende bis zum andern mit Verwüstung erfüllten. In diesem schrecklichen Waffengewirre gründeten die Burgunder das burgundische Reich, welches, die westliche Schweiz und das östliche Gallien umfassend, vom Mittelmeere bis zu den Vogesen reichte und Worms zur Hauptstadt hatte. Vandalen, Sueven und Alanen drangen erobernd von Gallien aus in die pyrenäische Halbinsel ein, deren nordwestlichen Theil die Sueven in Besitz nahmen, während die Alanen in Portugal (Lusitanien) sich niederließen und die Vandalen Südspanien besetzten, von wo aus sie nach zwanzig Jahren unter Geiserich nach Nordafrika hinüberfuhren und dort auf den Trümmern römischer Provinzen ein großes Vandalenreich gründeten. Inzwischen hatten Hofintriken Westrom seines trefflichen Lenkers Stilicho beraubt und so fand Alarich bei seinem zweiten Einfall in Italien keinen ebenbürtigen Gegner mehr. Im Jahre 410 erstürmten die Gothen die Mauern der alten Roma, welche die Welt so lange beherrscht hatte und sie, als Sitz der Päpste, später wieder beherrschen sollte. Alarich starb bald darauf in Unteritalien in der Blüthe männlicher Vollkraft. Er war so recht ein Held, wie germanisches Heldenlied ihn liebte, und selbst sein Begräbniß in dem Bette des abgeleiteten und wieder zurückgeleiteten Busento hat etwas poetisch-sagenhaftes. Alarichs Schwager Athaulf führte in Folge eines mit Honorius abgeschlossenen Vertrages die Gothen nach Gallien, wo sie im Süden des Landes das westgothische Reich mit der Hauptstadt Toulouse gründeten, welches sich, als die Vandalen Spanien geräumt, allmälig über das letztere Land ausdehnte, während Südgallien später an die Franken kam.

Nach Ablauf der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts erhoben sich die Hunnen, die wir in Ungarn verlassen, zu neuer verheerender Wanderung. Attila, in der deutschen Sage Etzel, genannt Gottes Geißel (Godegisel), war der Führer ihrer Horden, deren Anzahl auf mehr als eine halbe Million Krieger sich belief. Durch Oesterreich und Baiern an den Rhein heraufziehend, vernichtete Attila in Worms das burgundische Königshaus,

brach in Gallien ein und legte alles Land bis an die Loire wüste. Hier aber stellte sich ihm des weströmischen Reiches letzter Schirm und Hort, der tapfere Aëtius mit einem aus römischen Truppen, aus Burgundern, Westgothen und Franken bestehenden Heer entgegen und hemmte durch die mörderische Schlacht auf der katalaunischen Ebene (bei Chalons an der Marne, i. J. 451) die hunnische Invasion. Von diesem Schlachtfelde, welches 162,000 Leichen deckten, wandte sich Attila rückwärts, um im folgenden Jahre in Oberitalien einzufallen. Des römischen Bischofs Leo Beredsamkeit soll ihn zu einem Friedensschlusse mit Kaiser Valentinian III. bewogen haben. Kurz darauf machte ein Blutsturz, von welchem der große Eroberer in der Brautnacht, die er mit der schönen burgundischen Ildiko feierte, befallen wurde, Attila's Leben ein Ende (453). Mit ihm war der gewaltige Geist dahin, der das Hunnenreich zusammengehalten, und es zerfiel alsbald in seine widerstrebenden Theile.

Diese Zeit allgemeiner Auflösung, Neuschaffung und Wiederzerstörung von Staaten und Reichen führte endlich auch das letzte Gericht über Westrom herauf. Die zahlreichen germanischen Kriegerscharen, welche in römischen Kriegsdiensten standen, verlangten, schon lange thatsächlich die Herren Italiens, von dem letzten weströmischen Schattenkaiser Romulus Augustulus die formelle Abtretung eines Drittels italischen Bodens zu ihren Gunsten. Als dies verweigert wurde, entsetzten die germanischen Krieger den Kaiser des Thrones und erhoben auf denselben ihren Anführer, den Heruler Odoaker, dem der Sage nach ein christlicher Missionär, Namens Severinus, vormals daheim in Norikum seine dereinstige Erhebung prophezeit hatte (476). Zwölf Jahre lang hatte, nach solchem Ende des weströmischen Reiches, Odoaker unter dem Titel eines Königs von Italien geherrscht, als byzantinische Aufreizung den König der Ostgothen, Theodorich, zum Einbruche in Italien lockte. Die Ostgothen hatten sich nach Attila's Tode von dem nur locker auf ihnen gelegenen Joche der Hunnen freigemacht. Jetzt brachen sie, 200,000 wehrhafte Männer, gefolgt von Weibern und Kindern, aus ihren Sitzen in Pannonien und Mösien nach Italien auf. Bei Verona wurde Odoaker von Theodorich, der in der deutschen Sage Dietrich von Bern (Verona) heißt, überwunden und der Sieger errichtete nun das ostgothische Reich, welches ganz Italien einschloß und bis an die Donau in Oesterreich hinaufreichte. Theodorich machte seine Gothen zu Zinsherren von allem Grund und Boden und wies ihnen ausschließlich die Waffenführung zu. Daneben aber begünstigte er eine Verschmelzung des römischen und germanischen Wesens in Verwaltung, Gesetzgebung und Lebensweise. Auch der Rettung der Ueberbleibsel antiker Bildung bewies er sich nicht abgeneigt. Unter seiner Regierung lebten und schrieben der letzte berühmte Philosoph der alten Welt Boëthius, dessen Buch „Von den Trostgründen der Philosophie

im Unglück", obgleich von heidnisch wissenschaftlichem Geiste eingegeben, ein Lieblingsbuch mittelalterlicher Gelehrsamkeit wurde, und der Geschichtschreiber Kassiodorus, der auf die Bildung des Mittelalters höchst bedeutenden Einfluß geübt hat. Von ihm rührt nämlich die bekannte Eintheilung aller für nöthig erachteten Schulwissenschaften in das sogenannte Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) für die unteren Klassen und in das sogenannte Quadrivium (Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie) für die oberen Klassen her, welche Disciplinen unter dem Namen der sieben freien Künste Grundlage und Lehrstoff alles mittelalterlichen Unterrichtes wurden und blieben.

Indessen neigte sich die ostgothische Herrlichkeit in Italien nach Theodorichs Tod rasch dem Untergange zu. Nach harten Kämpfen erlagen die Ostgothen, obgleich von so glorreichen Helden wie Totila und Teja geführt, der Kriegskunst byzantinischer Heere, welche der oströmische Kaiser Justinian unter seinen genialen Feldherren Belisar und Narses nach Italien geschickt hatte. Nach dem Falle des Ostgothenreiches (554) verwaltete Narses Italien als oströmische Provinz, bis er, kurz vor seinem Tode, durch höfischen Undank bewogen wurde, den germanischen Stamm der Langobarden aus Pannonien, wohin er von der Niederelbe gezogen war, über die Alpen zu rufen. Unter ihrem König Albuin kamen die Langobarden und gründeten in Oberitalien das Langobardenreich mit der Hauptstadt Pavia. Albuin selbst hatte sich seines neuen Besitzes nicht lange zu erfreuen und sein Ausgang bezeugt recht grell die Wildheit und Rohheit jener Zeit. In der Trunkenheit eines Gelages hatte er seine Frau Rosamunda, die Tochter des von ihm erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, gezwungen, aus dem Schädel ihres Vaters, der nach germanischer Sitte als Trinkschale kreiste, zu trinken. Rosamunda rächte diese Grausamkeit, indem sie um den Preis des Genusses ihrer Reize einen Mörder erkaufte, welcher den König im Schlafe überfiel und tödtete. Das Langobardenreich selbst wusste sich zwei Jahrhunderte zu erhalten, bis es im 8. Jahrhundert dem fränkischen Eroberer Karl erlag.

Die Franken am Niederrhein und in Belgien waren getheilt in die ripuarischen und die salischen Franken. Als der tiefschlaue, gewissenlose und streitfertige Chlodwig zur Herrschaft über letztere gelangt war, wusste er in der Form einer Bundesgenossenschaft auch die ersteren von sich abhängig zu machen und warf sich dann mit der ganzen Wucht der Frankenmacht auf die Alemannen, welche sich rheinabwärts ausgedehnt hatten und von Chlodwig in der großen Schlacht bei dem zwischen Aachen und Bonn gelegenen Zülpich entscheidend geschlagen wurden (496). Der Sieger, welcher nun das Frankenreich rheinaufwärts bis an den Neckar, später durch Bewältigung der Burgunder bis an die Rhone und durch Unterwerfung der Westgothen in Frankreich bis an die Garonne ausdehnte,

trat zum Christenthum über und eröffnete so recht eigentlich die Reihe jener „allerchristlichsten“ Könige — diesen Titel gab ihm die Geistlichkeit — welche im Namen und unter dem Deckmantel der Religion die verabscheuungswürdigsten Frevel übten. Die Art und Weise, in welcher Chlodwig zur Durchführung seiner politischen Pläne des Christenthums sich bediente, zeigt mit erschreckender Wahrheit, wie tief dasselbe von der idealen Höhe seines Ursprunges im 6. Jahrhundert bereits herabgesunken war. In der That, es war schon einerseits zum lächerlichsten und zugleich unduldsamsten Fetischismus, andererseits zum unterwürfigsten und bequemsten Hilfemittel des Despotismus geworden und erst der Blüthezeit des Ritterthums war es vorbehalten, ihm wieder eine etwas idealere Färbung zu geben, namentlich durch Uebertragung der Konsequenzen des Mariakultus auf die Poesie und die gesellige Sitte. Chlodwigs Verworfenheit erbte in seiner Dynastie fort, welche nach einem alten fabelhaften Stammkönig der Franken, Merovig, die merovigische heißt. Selbst die unsittlichste Phantasie würde sich vergebens abmühen, Laster und Gräuel zu ersinnen, wie sie in dem merovigischen Hause heimisch waren. Rohester Aberglaube, wildeste Sinnlichkeit, wüthende Habsucht, Meineid, Verrath, Blutschande, Giftmischerei, Verwandtenmord, raffinirteste Bosheit und Grausamkeit sind die Hauptzüge des Gemäldes, welches uns der klerikale Chronikschreiber Gregor von Tours (starb 595) von jener Zeit entworfen hat („Historia Francorum“, libr. X). Alles aber überboten die Frevelthaten der beiden merovigischen Königsweiber Fredegund und Brunhild, an welchen die menschliche Natur gezeigt hat, was sie in kolossaler Lasterhaftigkeit zu leisten vermöge. Die Geschichte dieser beiden Weiber ist eine lange entsetzliche Tragödie, die einen gräßlichen Schluß erhielt durch das Ende Brunhilds, welche Chlotar II., ihrer Todfeindin Fredegund Sohn, besiegte, gefangen nahm, drei Tage lang foltern, endlich an den Schweif eines wilden Rosses binden und so todtschleifen ließ (613). Stellen wir diese Scene mit dem Ausgang Albuins zusammen und vergegenwärtigen wir uns, daß in einem der merovigischen Verwandtenkriege einst in einer Schlacht von beiden Seiten mit solcher Wuth gestritten wurde, daß die Erschlagenen keinen Raum hatten, zu Boden zu sinken, sondern, eingestaut zwischen die Kämpfenden, wie Lebendige aufrecht mit fortgeschoben wurden: so werden wir von der bestialischen Wildheit der Völkerwanderungsperiode uns unschwer eine Vorstellung machen können.

Von dem „Christenthum“ jener Zeit im allgemeinen und von dem „germanisch-christlichen“ Wesen im besonderen gibt Gregors Frankenchronik ein unbezahlbar treues, freilich haarsträubend scheußliches Bild. Dasselbe zeigt erschreckend, was es mit dem Gerede von der Kirche als von der „liebevollen Lehrerin und Bildnerin der Völker“ eigentlich auf sich

hatte. Es steht ja bekanntlich in einer der „heiligen" Schriften dieser Kirche geschrieben: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Nun wohl, die Früchte dieses fränkischen Christenthums waren solche, daß abscheulichere geradezu undenkbar. Die schmachvollsten Laster, die verworfensten Tücken, die ruchlosesten Frevel gehörten zum täglichen Leben der verchristlichten Franken. Und wie hätte das anders sein können? War doch die „liebevolle Lehrerin und Bildnerin der Völker", die Kirche dieser Zeit, in Wahrheit und Wirklichkeit selber nur eine rohe und lasterhafte Barbarin. Wie konnte sie der Barbarei wehren? Dieses „Christenthum" ist alles Wahrheitsgefühls, alles Rechtssinnes bar und ledig gewesen; es hatte nicht einmal eine dunkle Ahnung, geschweige ein klares Bewusstsein von dem besseren und edleren im Menschen. Die angebliche „Lehrerin und Bildnerin der Völker", wie die Kirche von frechen Pfaffen und frecheren Pfäfflingen genannt wurde und wird, musste sich selber erst einigermaßen entbarbarisiren, musste zuvor beim antiken Heidenthum in die Schule gehen, bevor sie auf das germanische Heidenthum civilisirend einzuwirken vermochte. Die Kirche der Zeit Gregors von Tours vermochte das nicht. Vorragendstes Beispiel hierfür der von der Kirche so hoch gepriesene Bekenner und Bekehrer Chlodwig oder Chlodovech selbst. Seine grässlichsten Gräuelthaten und schandbarsten Scheusäligkeiten hat dieser „christliche" König erst nach seiner Bekehrung begangen. Gregor, der fromme Bischof von Tours, erzählt uns breitspurig naiv diese chlodovechschen Gräuelthaten und Scheusäligkeiten; dann zieht er so zu sagen die Summe der Chlodovechigkeiten in dem berüchtigten Satze — welchen zu entschuldigen oder zu umdeuteln die moderne Geschichtesophistik vergeblich sich bemüht hat —: „Tag für Tag warf Gott seine (Chlodovechs) Feinde vor ihm zu Boden und vergrößerte sein Reich, darum, weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was in seinen Augen wohlgefällig war (prosternebat enim quotidie deus hostes ejus sub manu ipsius et augebat regnum ejus, eo quod ambularet recto corde coram eo et faceret quae placita erant in oculis ejus." H. F. l. 2, c. 40).

In dem Herabkommen und schließlichen Verderben der merovigischen Dynastie machte sich der träge schlurfende Gang der Nemesis hörbar. Wie die Könige aus diesem Hause zuletzt so versimpelt waren, daß sie als „faule" oder „nichtsthuende" ein blödsinniges Dasein hinschleppten, wie allmälig ihre Hausmaier (Majordomus) alle Regierungsgewalt an sich rissen, wie diese Gewalt in der Familie der Pippine von Heristall erblich wurde, wie endlich der Majordomus Pippin der Kurze den letzten Merovinger entthronte und an seiner statt König der Franken wurde (752), braucht hier nicht des näheren erzählt zu werden. Ebenso wenig, wie Pippins Sohn Karl, genannt der Große, das Frankenreich zu einer Welt=

monarchie erweiterte, wie er, namentlich durch Besiegung und grausame Christianisirung der Sachsen, die unter ihrem heldischen Herzog Witukind altgermanische Nationalität und Religion vertheidigten, ganz Deutschland sich unterwarf, wie er endlich, vom Papst Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt — eine Scene, von welcher die Päpste später das Recht herleiteten, die deutschen Könige in ihrer Würde zu bestätigen — das abendländische Kaiserthum erneuerte (800), zugleich aber auch durch Bestätigung der Länderschenkungen seines Vaters an den päpstlichen Stuhl und durch Hinzufügung neuer den Grund zur weltlichen Papstmacht legte.

Karl entschied den Sieg des römischen Christenthums über das heidnische Germanenthum. Er hatte wohl begriffen, welche Hilfemittel die Bundesgenossenschaft einer Kirche bot, die den Begriff einer von der Gottheit unmittelbar ausgehenden und nur ihr verantwortlichen fürstlichen Majestät aufstellte, welcher den Germanen bisher völlig unbekannt gewesen, und leidenden, unbedingten Gehorsam gegen diese Majestät predigte. Zwar schon die häufige Berührung mit den Ost- und Weströmern hatte die Germanen mit dem römisch-fürstlichen Wesen bekannt gemacht, wie die während der Völkerwanderung allmälig unter ihnen aufgekommenen römischen Herrscher- und Herrentitel Rex, Dux, Comes anzeigen, allein erst durch Karl wurde jene große Umwandelung der germanischen Staatsverfassung bewerkstelligt, welche die Souveränität von der Volksversammlung der Freien (Thing) auf die Person des Fürsten übertrug. Mit Karl beginnt demnach eine neue Staatsperiode, mithin auch ein neues Kulturzeitalter für Deutschland, das christkatholisch-germanische. Wir werden es in seinen Einzelnheiten verfolgen, nachdem wir zuvor noch einige Betrachtungen nachgeholt, die aus der in der Völkerwanderung vorgegangenen Völkermischung, aus der Einführung des Christenthums unter den Germanen, wie aus dem Auftreten des Islam gegenüber der christlichen Welt, für unsern Zweck sich ergeben.

Von der Völkerwanderung an hörte die deutsche Kultur auf, eine selbstständige zu sein, indem sie fortan in jeder Beziehung von der romanischen Bildung stark beeinflusst wurde. Romanen nennt man, wie bekannt, die Mischlingsnationen, welche aus der Vermischung der germanischen Eroberer mit der unterworfenen Bewohnerschaft der römischen Provinzen hervorgingen, also vorzugsweise die Italiker, Franzosen, Spanier und Portugiesen. Die Eroberer mischten auch ihre Sprache mit der der besiegten Römer, und weil die letztere einer vollendeteren Entwickelung und Gestaltung sich erfreute, so war es naturgemäß, daß sie die roheren Idiome der Sieger dergestalt sich unterwarf, daß das Latein in den vormals weströmischen Provinzen für Rede und Schrift durchgreifende Grundlage ward und blieb. Freilich musste in diesem sprachlichen Processe die lateinische Sprache der Aufnahme vieler fremder Elemente sich unter-

ziehen, ging durch Verarbeitung derselben ihrer Eigenthümlichkeit verlustig und modelte sich im Volksmunde, während das eigentliche Latein fortdauernd die Sprache der Kirche und der Gelehrten blieb, allmälig zu dem sogenannten Romanzo, einem Idiom, welches in den romanischen Ländern ziemlich lange allgemeine Geltung hatte, bis sich von demselben mit der schärferen Scheidung der einzelnen romanischen Nationalitäten auch die verschiedenen romanischen Mundarten abzweigten. Der poetischen Form des Romanzo wurde die Silbenzählung eigen und der Endreim, sei es, daß letzterer, wie einige wollen, aus der neulateinischen Poesie, wie sie aus der römisch-kirchlichen Dichtung sich entwickelte, in die romanische überging oder aber, wie andere mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit behaupten, aus der reimreichen Dichtung der Araber in Spanien. Die romanische Poesie hat aber höchst bedeutend auf die mittelalterlich-deutsche eingewirkt und so verdrängte auch der romanische Endreim schon frühe den germanischen Stabreim. Wie hierbei, so verloren überhaupt die Germanen bei ihrer Mischung mit den Südländern nur, um andererseits zu gewinnen. Die Einbuße ihrer Urgeschichte, ihrer nationalen Heldensage, also des Fundamentes, auf welchem die selbstständige historische Entwickelung eines Volkes fußt, wurde wenigstens einigermaßen dadurch aufgewogen, daß des Südens Elasticität die Starrheit und Rohheit der nordischen Kraft milderte und daß die Brutalität des germanischen Feudalismus in der heiteren Beweglichkeit südlichen Volkslebens ein heilsames Gegengewicht fand. Nicht zu übersehen ist ferner, daß der Austausch nordischer und südlicher Traditionen, Mythen und Sagen ein poetisches Kapital häufte, welches die Dichtkunst noch immer nicht zu erschöpfen vermochte. Endlich verdankt man der durch die Einwanderung der Nordländer wieder physisch aufgefrischten südlichen Lebensfreudigkeit die Vermenschlichung — im besseren Sinne gemeint! — welche das jüdischstarr spiritualistische Dogma im Katholicismus erfuhr.

Durch den beim antiken Heidenthum in die Schule gegangenen Katholicismus wurde das Christenthum, welches in rohen Götzendienst ausgeartet war, in die Sphäre der Kunst erhoben. Da er, das dogmatische Skelett mit Fleisch bekleidend, mehr auf die Sinne und das Gemüth als auf den Geist des Menschen wirken wollte, schuf er die christliche Kunst, indem er, mit Wiederbelebung und Anwendung des dichterischen Wortes, der Musik, der Architektur, Skulptur, Malerei, ja sogar der Schauspielkunst, den ganzen Gottesdienst künstlerisch gestaltete. In der phantasievollen Symbolik des Katholicismus wurzelte die Romantik, die Blüthe des mittelalterlichen Lebens. Das Wort ist romanisch und ihren Leib auch verdankt die Romantik den romanischen Völkern; aber die Seele hat ihr das Germanenthum eingehaucht. Diese Seele ist das romantische Liebesideal, welches das Weib zum Mittelpunkte des Lebens machte. Die

Stralen dieser neuen Liebessonne gingen zunächst von dem Mariakultus aus, welcher von den Germanen mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, weil er der urdeutschen Verehrung des Weibes entsprach. Vermöge ihrer Begeisterung für diesen Kultus machten die Germanen die Verachtung zunichte, womit Apostel und Kirchenväter das Weib angesehen wissen wollten. Die wegwerfende Art, womit Paulus, die garstig schmutzigen Ausdrücke, womit die Kirchenväter von dem Weibe und dem Umgange mit ihm gesprochen hatten, wurden erst durch die Romantik vergütet. Der germanisch-innerliche Zug derselben umgab die Liebe mit einem Heiligenschein. Wie ganz anders als das Urchristenthum unsere Ahnen die Stellung des Weibes aufgefasst haben, kann schon folgendes Beispiel darthun. In einem alten deutschen Mysterium wird die Hochzeit von Kana dargestellt. Die Mutter Jesu bittet ihn um Beschaffung von Wein. Das Evangelium lässt den Sohn kurzweg grob der Mutter antworten: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" Aber der deutsche Dichter verwandelt diese brutal orientalische Anrede in die Worte: „Reines Weib und Mutter mein." Ja, die germanische Minne (vom althochd. Wort meinan, meinen, gedenken, lieben), die Gottes- und Frauenminne ist die Seele der Romantik, das zuerst von den romanischen Völkern ausgebildete Ritterthum ihr Leib. Näher auf Ritterthum, Minne und Romantik einzugehen, ist jedoch hier noch nicht der Ort.

Inbetracht der Umgestaltung des Kulturlebens unserer Altvorderen durch die Einführung des Christenthums darf die Kulturgeschichte nicht unterlassen, einen Blick auf die Umstände und Mittel zu werfen, welche diese Einführung ermöglichten. Der Politik der römischen Bischöfe, die mit zähester Beharrlichkeit auf ihrem Wege zum Principat über die christliche Kirche fortwandelten, konnte es nicht entgehen, welcher Zuwachs an Einfluß und Macht ihnen entspringen müsste aus der Einverleibung der nordischen Völker in die Kirche. Sie fanden zur Ausführung dieses Unternehmens Werkzeuge, deren Eigenschaften dem angestrebten Zwecke vollkommen entsprachen; denn es heißt nur gerecht sein, wenn man anerkennt, daß die Missionäre, welche der römische Stuhl über die Alpen sandte, in ihrem Bekehrungsgeschäfte nach Befund der Umstände ebenso viel Schlauheit als Muth, ebenso viel Nachgiebigkeit als Energie entwickelten. Ihre Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel erklärt die Raschheit und Größe ihrer Erfolge. Schon im vierten Jahrhundert waren längs des Rheins und der Donau, soweit römische Herrschaft oder römischer Einfluß reichte, christliche Kirchen und Bisthümer gegründet worden, wo ihnen römische Pflanzstädte gerade festere Anhaltspunkte boten. Auch hatten da und dort Missionäre auf eigene Hand das Bekehrungsgeschäft getrieben, wie in Alemannien und am Main, und zu Anfang des 8. Jahrhunderts war das Christenthum unter fränkischem Schutze schon

weit in die deutschen Wälder hinein, theilweise bis zur Saale und Elbe vorgedrungen. Allein ihre eigentliche Begründung, ihre feste Norm und Form hat die christliche Kirche in Deutschland doch erst durch **Winfrid**, genannt Bonifacius (680—755), erhalten, der vom päpstlichen Stuhle förmlich zu seiner Bekehrungsarbeit autorisirt war. Der Sturz der uralten, dem Donar geweihten, weitumher als nationales Heiligthum verehrten Eiche zu Geismar in Hessen, welche unter Winfrids Beilschlägen fiel, verkündete den Untergang des germanischen Heidenthums. Bis zur Bigoterie gläubig, ein Fanatiker, aber dabei, wie die meisten Fanatiker, einer bedeutenden Dosis diplomatischer Schlauheit keineswegs ermangelnd, war Bonifacius dem römischen Stuhle, welcher ihn zum ersten Erzbischof von Mainz (Moguntia) einsetzte, mit unbedingter Anhänglichkeit ergeben und sein streben, die junge germanische Kirche, welche er durch Gründung von Klöstern und Bisthümern, durch Einführung von geistlichen Synoden und andere Institute sicherte, der päpstlichen Gewalt zu unterwerfen, gelang nur zu gut. Die deutschen Römlinge hatten und haben Ursache, den Bonifacius als einen Heiligen zu verehren. Ist er doch so recht ein Typus des vaterlandslosen Fanatismus gewesen. Aber auch die deutsche Kulturgeschichtschreibung muß diesem schlauen und energischen Mönch eine vorragende Stellung einräumen; denn Winfrids wirken hat zweifelsohne ein Motiv geschaffen, welches in der gesammten deutschen Kulturbewegung zeitweise immer wieder gewaltig sich erwies und in unsern eigenen Tagen wiederum so gewaltig als nur jemals vordem: — das Motiv der Opposition des germanischen Freiheitprincips und Selbstbestimmungsrechtes gegen das romanische Autoritätprincip und dessen Wunsch und Willen, in der Form einer pfäffischen Universaldespotie sich zu verwirklichen.

Man würde jedoch schwer irren, wollte man das Aufkommen des Christenthums unter unseren Vorfahren vorwiegend als eine Sache der Ueberzeugung betrachten. Mit welcher Abneigung viele deutsche Stämme den neuen Glauben betrachteten, wie sie sich gegen die an demselben haftende Leistung des Zehnten sträubten, beweist namentlich der Widerstand der Sachsen, welchen Karl der Große nur in Strömen von Blut zu ersticken vermochte. Es ging, wie bei allen großen Umwälzungen, auch hier sehr unsauber zu. Von einer geistigen Erkenntniß des Christenthums war bei der Masse der Bekehrten gar nicht die Rede. Was Indolenz, Neugierde, materielles Interesse nicht zuwegebrachten, verrichteten List und Gewalt. Die polytheistischen Religionen sind an und für sich nicht so unduldsam, wie die monotheistischen. Unseren Ahnen konnte es demnach nicht so schwer fallen, in die Zahl ihrer Götter noch einen neuen, den Christus, aufzunehmen. Auch den jüdischen Jahve, dessen wilder Grimm den eigenen Sohn sich zum Opfer bringen ließ, konnten sie, die gewohnt waren, ihren Göttern Menschen zu opfern, unschwer sich gefallen lassen. Der

christliche Teufel entsprach ganz gut ihrem Loki, wie ihren Halbgöttern und Genien die christlichen Heiligen entsprachen. Thors und Odins Wunder machten ihnen auch die der christlichen Götter glaubhaft, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele war ihnen nicht fremd und das Dogma vom jüngsten Gericht konnte ihnen ganz gut als eine Version ihrer Mythe von der Götterdämmerung erscheinen. Welche Macht sodann sinnliche Pracht auf die Gemüther der Menschen übte, hatten die christlichen Priester schon bei ihrem Kampfe gegen das griechisch-römische Heidenthum erprobt. Der Wetteifer der Arianer und Athanasianer (Orthodoxen), es einander in kirchlichem Gepränge zuvorzuthun, hatte Bilderdienst und Ceremonienwesen noch rascher ausgebildet und so vermochte die Kirche den Germanen liturgische Schauspiele zu bieten, ob deren Pomp und Prunk diese Naturkinder in ehrfurchtsvollstes staunen gerathen mussten. Bewunderung ist aber stets die Brücke zur Anhänglichkeit, welche sich die christlichen Priester um so leichter zu erwerben wussten, als eine einheimische heidnische Priesterkaste, mit deren Interessen sie in Zwiespalt kommen konnten, gar nicht vorhanden war. Die Bekehrer suchten auch den Bekehrten das Joch des neuen Glaubens möglichst leicht zu machen. Sie begnügten sich damit, daß die Proselyten Gebete hersagen lernten, sich mit dem Taufwasser begießen ließen, für gar zu grobe Verbrechen ein äußerliches Bußwerk verrichteten, etwa eine Wallfahrt zu einem gepriesenen Heiligthum machten, was ja auch schon ein urdeutsch religiöser Brauch gewesen, und vor allem nicht vergaßen, die Kirche zu beschenken. Wie oberflächlich die Bekehrung war, verräth der Umstand, daß es zur Zeit des Bonifacius Priester in Deutschland gab, welche im Namen Christi tauften und daneben dem Donar opferten. Wie ganz heidnisch materiell das Christenthum gewöhnlich von den Bekehrten aufgefasst wurde, veranschaulicht die bekannte Anekdote von dem Friesenfürsten Radbod, der sich der Taufe weigerte, weil ihm sein Bekehrer auf die Frage, wo sich seine Vorfahren befänden, geantwortet hatte: in der Hölle, und er in diesem Falle nach dem Tode lieber bei seinen tapfern Ahnen in der Hölle als mit erbärmlichen Mönchen im Himmel sein wollte. Auch roheste Habsucht der zu Bekehrenden spielte in dem Bekehrungswerke keine kleine Rolle. Der Umstand, daß man die Täuflinge zu beschenken pflegte, mehrte ihre Zahl und führte manchen komischen Auftritt herbei. So pflegten zur Osterzeit Dänen am Hofe des glaubenseifrigen Kaisers Ludwig sich einzufinden, um sich taufen zu lassen, wobei man sie mit einem schönen weißen Gewande beschenkte, welches symbolische Bedeutung hatte. Einmal war unerwartet eine große Anzahl erschienen und die bereitgehaltenen Gewänder reichten nicht aus. Eilends ließ der Kaiser Bettzeug zusammenschneiden und Taufkleider daraus machen. Solches Gewand sagte aber einem dänischen Häuptling übel zu und zornig rief er aus: „Hab' ich mich doch schon zehnmal hier

taufen lassen und jedesmal das schönste weiße Kleid bekommen; aber ein Sack wie der da steht einem Krieger nicht an, und schämte ich mich nicht, nackt zu gehen, so würd' ich dir den Lappen sammt deinem Christus an den Kopf werfen." Daß ferner in der Heidenbekehrung die Weiber eine große Rolle spielten, beweisen viele historische Zeugnisse. Die christlichen Priester hatten sich die Hinneigung der Frauen zur religiösen Schwärmerei wie ihren Einfluß auf das Herz der Männer frühzeitig nutzbar und aus jeder Weiberschürze eine Glaubensfahne zu machen gewusst. Christliche Prinzessinnen, welche an heidnische Fürsten verheirathet wurden, wirkten zahlreiche Bekehrungswunder, um so mehr, da auch der roheste Barbar nicht stupid genug war, um die Brauchbarkeit eines Glaubens, welcher dem Volke für den Verlust diesseitiger Rechte und Güter jenseitigen Ersatz verhieß, zur Erweiterung und Befestigung fürstlicher Despotie lange zu verkennen. Die größte Bekehrungskraft wohnte indessen dem Schwert inne. Wie von dieser Kraft im großen Stile Gebrauch gemacht wurde, zeigen die Sachsenkriege Karls, der ja an einer Stelle an fünftausend Sachsen niedermetzeln ließ, welche sein Christenthum und Königthum verschmähten. Im kleineren Stile der Gewaltbekehrerei hat sich besonders der norwegische König Olaf Tryggvason den Namen eines Heiligen erworben. Der ließ, um nur eine seiner derartigen Thaten anzuführen, einen seiner Häuptlinge, welcher nicht Christ werden wollte, rücklings auf einen Balken festbinden, ließ ihm dann den Mund aufbrechen und eine Schlange hineinstoßen, welche dem Gemarterten die Eingeweide zerfraß.

Wenn dergestalt die Bekehrung zum Christenthum meist nur eine äußerliche war, so soll damit nicht geleugnet werden, daß die neue Lehre, wie sie in der Kirche sich festgestellt hatte, bei den nachfolgenden Generationen mehr in Fleisch und Blut übergegangen sei. Das germanische Gemüth übte bald seine religiöse Kraft und deutscher Tiefsinn versenkte sich mit schwärmerischer Innigkeit in die Mysterien des neuen Glaubens. Auch drohte von außen her, von dem eroberungssüchtigen Mohammedanismus, eine Gefahr, welche sehr viel dazu beitrug, die christliche Welt in sich zu befestigen. Allerdings war durch den großen Sieg, welchen der fränkische Hausmaier Karl Martell an der Spitze der Christen über die aus Spanien, wo sie das westgothische Reich vernichtet hatten, nach Frankreich vorgedrungenen Araber bei Poitiers erfochten hatte (732), dieser Gefahr die schärfste Spitze abgebrochen worden; allein das ganze Mittelalter hindurch schlang die feindselige Stellung, welche die mohammedanische Welt gegenüber der christlichen einnahm, ein Band der Gemeinschaft um die letztere. Als gefeierter Repräsentant solcher Einheit steht am Eingange des Mittelalters Kaiser Karl da, welchen, seit er in Nordspanien gegen die Araber glücklich gekriegt hatte, Sage und Geschichte vorzugsweise als christlichen Helden und Heerfürsten, sowie auch als von den Mohammedanern durch

Abordnung von Gesandtschaften an ihn anerkannten Schirm und Hort der Christenheit aufzufassen und darzustellen liebte. Wir kehren zu ihm zurück, sobald wir das Auge noch rasch auf die spärliche literarische Erbschaft zurückgewandt, welche uns die vorkarlingische Zeit hinterlassen hat.

Alle Poesie hat ihren Ursprung im Volke und des Naturlautes regelloser Klang zeigt den Modulationen der Kunst den Weg. Daß unsere Vorfahren gesangbegabt waren und solcher Begabung, sie übend, sich freuten, das wissen wir mit Bestimmtheit. Wenn wir aber den angelsächsischen „Beowulf“ beiseite lassen, so ist zu sagen, daß von den waldursprünglichen Liedern deutscher Vorzeit nur spärlichste Ueberreste auf uns gekommen sind. In erster Reihe stehen hier die schon oben erwähnten merseburger Zauberformeln, in zweiter die älteste, uns nur bruchstückweise bewahrte Fassung des Hildebrandliedes. Wie frühe deutsche Volkspoesie sich gewerbsmäßige Pfleger und Träger geschaffen, ist unbekannt; schon sehr zeitig jedoch gab es fahrende Sänger, welche die heimischen Heldenlieder vor dem Volke und den Fürsten „sangen und sagten“, d. i. recitativartig vortrugen unter Begleitung der Harfe, der Zither oder der Fidel. Daß auch Könige und Helden des Gesanges und Saitenspieles kundig waren, hat uns schon oben Gelimer gezeigt und zeigen uns ferner der Fidelbogenschwertführer Volker im Nibelungenlied, der alte König im Beowulf und Horand in der Gudrun. Das Gesetz der Betonung, noch jetzt unserer Verskunst oberstes, mag wohl schon bei ihren urzeitlichen ungefügen Versuchen seine naturgemäße Geltung gehabt haben. Aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts stammen die ältesten regelmäßigen deutschen Verse, welche uns gerettet worden. Wir dürfen in ihnen, die aus Langzeilen mit acht Hebungen bestehen, wohl das uralte Maß des volksmäßigen Heldenliedes vermuthen. Bis ins 8. und 9. Jahrhundert war das Bindemittel solcher Verse die Alliteration oder der Stabreim, von da ab der Endreim. Zwei Langzeilen bildeten die älteste Versstrophe. Die Völkerwanderung störte jedoch die stätig nationale Entwickelung unserer alten Poesie. In ihrem Tumulte verloren sich die alten Stammsagen aus dem Gedächtnisse der germanischen Völker. Verchristlichung und Amalgamirung mit den Südländern pflanzten in die Seelen unserer Ahnen die Keime der Romantik, welche üppig aufschießend das altgermanisch heidnische in den neuen Sagenkreisen, die in und nach der Völkerwanderung um vorragende Heldengestalten sich bildeten, rasch überwucherten.

Es ist zum Verständiß unserer mittelalterlichen Dichtung unerläßlich, den Kreis von Helden und Heldinnen, welchen diese Sagenwelt vorführt, sich zu vergegenwärtigen. Es sind 1) der Hunnenkönig Attila (Etzel), in dessen Umgebung Walther von Aquitanien, Rüdeger von Bechlarn, Irnfrid von Thüringen und andere Recken auftreten (hunnischer Sagenkreis); 2) die burgundischen Königsbrüder Gunther, Gernot und Giselher mit

ihrer Mutter Ute, ihrer Schwester Kriemhild, ihren Dienstmannen Hagen, Volker und Dankwart, mit Gunthers Frau Brunhild und deren früherem Verlobten, dem niederrheinischen Helden Sigfrid (burgundisch-niederrheinischer Sagenkreis); 3) die ostgothischen Könige aus dem Geschlechte der Amaler (Amelungen), Ermanrich und sein Neffe Dietrich von Bern (Theodorich) mit seinen Mannen, den Wölsungen, deren gefeiertster der alte Waffenmeister Hildebrand (ostgothischer Sagenkreis); 4) der Friesenkönig Hettel mit seiner Tochter Gudrun, der Dänenkönig Horand mit seinen Oheimen Frute und Wate, denen die Normannenkönige Ludwig und Hartmuth gegenüberstehen (friesisch-dänisch-normannischer Sagenkreis); 5) der Jütenkönig Beowulf und die skandinavischen Helden Wittich und Wieland mit ihrer mythischen Umgebung (nordischer Sagenkreis); 6) die lombardischen Könige und Helden Rother, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich (lombardischer Sagenkreis). In diesen Sagenkreisen bewegte sich die epische Volksdichtung des deutschen Mittelalters. Wesen und ursprünglichen Ton derselben bringen zur Anschauung drei Gedichte, die in alter Fassung (aus dem 8. und 9. Jahrh.) auf uns gekommen sind: — das Lied vom Beowulf, das vom Hildebrand und Hadubrand und das vom aquitanischen Walther. Der Beowulf in angelsächsischer Sprache und in Stabreimen gedichtet, führt in nordisch-mythischem Dämmerlicht urgermanisches Reckenleben und Kampfgewühl vor. Das Lied vom Hildebrand und Hadubrand schildert einen Zweikampf zwischen Vater und Sohn und lässt uns, obzwar in ursprünglicher alliterirender Fassung nur noch fragmentarisch vorhanden, die ganze Wildheit der Völkerwanderungszeit ahnen. Dies thut auch das Lied vom Walther von Aquitanien, welches uns leider nur in lateinischen Hexametern überliefert worden, eine Form, in die der St. Galler Mönch Ekkehard d. ä. (st. 973) den uralten Sagenstoff kleidete. Die unbändige altheidnische Gesinnung, welche beide Gedichte athmen, macht uns recht begreiflich, mit welchen Hindernissen Kaiser Karls erleuchteter Despotismus bei Durchführung seiner großartigen Entwürfe zu kämpfen hatte.

Drittes Kapitel.

Das karlingische und ottonische Zeitalter.

Die Staatsidee Karls d. Gr. — Umgestaltung des Adels. — Heer-, Finanz- und Gerichtswesen. — Die Kirche und die Sitten. — Möncherei. — Geistliche Dichtung: Ludwigslied, Heliand, Otfrid. — Die materielle Kultur. — Landwirthschaft und Wohnart. — Münzwesen. — Gewerbe und Handel. — Das deutsche Wahlkönigthum und „das heilige römische Reich deutscher Nation". — Die Geschlechts- und Gutsnamen. — Anfänge des deutschen Bürgerthums. — Kunst und Wissenschaft unter den Ottonen. — Eine mittelalterliche Schriftstellerin.

Einheit der abendländischen Christenheit, gestützt auf die kirchliche und politische Einheit Deutschlands, war Karls Staatsidee. Ihre mit Umsicht und Thatkraft, mit Klugheit und Härte angestrebte Verwirklichung gebot einerseits eine feste Organisation des neuen Glaubens, andererseits eine Umwandelung der altgermanischen Adelsrepubliken in die eine unumschränkte fränkische Erbmonarchie. In letzterer Beziehung traf Karl die durchgreifendsten neuen Einrichtungen. Schon seine Vorgänger hatten den Nutzen eines sorgsam gegliederten Hofstaates erkannt. Karl erweiterte und erhöhte die Pracht desselben, so daß die Inhaber der hohen Hofämter, der Haushofmeister (Senescalchus, Seneschall), der Oberstallmeister (Marescalchus, Marschall), der Obergeheimschreiber (Referendarius), der Obersteuereinnehmer (Cubicularius), der Oberhofrichter oder Pfalzrichter (Comes palatii, Pfalzgraf), den Vorrang vor dem alten Stammadel erhielten, welchen Karl überhaupt auf alle Weise zu entmächtigen oder ganz zu beseitigen strebte. Der Zudrang zu den Hofämtern wurde auch bald sehr groß, und da man auch Freigelassene, nicht nur Freie, zum Genusse der Vorrechte des Hofdienstes zuließ, so mußte dies dem neuen Königthum in den unteren Klassen eine Masse von Anhängern werben. Ein anderes Hilfemittel bot die Ausbildung des Beneficien- oder Lehnswesens im monarchischen Sinne. Der König leitete aus der Idee, daß seine Macht und Majestät ein unmittelbarer Ausfluß der göttlichen sei, ein königliches Obereigenthumsrecht über allen Grund und Boden ab, welches er mit kluger Berechnung zunächst seinem um ihn gescharten Kriegsgefolge zu gute kommen ließ. Der aus der Völkerwanderung hervorgegangene neue Waffenadel (Leudes, Leute; Gasindi, Gesinde; Vassi, Vasallen) und der mit dem neuen Königthum aufgekommene Hofadel (Ministeriales) erhielt demnach Grundstücke (Feuda) meistens auf Lebenszeit und war dafür dem Aufgebote des Lehnsherrn auch zu dessen Privatkriegen und zum Hofdienste verpflichtet, wogegen die alten Allodebesitzer nur den Reichsheerdienst zu leisten hatten.

Letzteres Recht wusste Karl, welcher zu seinen fortwährenden Kriegen starke Heere nöthig hatte, zu beseitigen, indem er die Verpflichtung aller Freien, der Erbeigenthümer wie der Lehnsleute, zum Heerbanne des Königs durchsetzte und jede Weigerung, seinem Aufgebote Folge zu leisten, mit schwerer Strafe belegte. Die volle Leistung des Kriegsdienstes regelte sich nach dem Umfange des Grundbesitzes, und da jeder Freie sich selber ausrüsten und drei Monate lang auch selber verpflegen musste, so waren die ärmeren bald außer standes, jene volle Leistung zu erschwingen, d. h. sie traten zu zwei, zu drei, zu fünf und sechs zusammen, um gemeinschaftlich einen Krieger auszurüsten und zu verpflegen, und hierdurch entwöhnten sich die besitzloseren Freien allmälig des Waffenlebens, wurden demnach in Menge waffenlos und unterthänig. Dazu kam „der fromme Knechtsinn unzähliger freier Leute, welche sich und ihr Eigenthum der Kirche schenkten und dasselbe als Kirchengut zurückempfingen, um es als Zinsbauern der geistlichen Stifte zu bebauen." Auch die Veränderung der Kampfart, welche die Kriegsweise der Reichsfeinde der nächsten Jahrhunderte nöthig machte, trug zur Verminderung der Gemeinfreiheit ungemein viel bei. Denn die neue Kampfart bestand hauptsächlich im Reiterdienst und dieser erforderte mehr Vermögen und eine kriegerische Uebung, welche sich nicht mit ländlicher Beschäftigung vertrug, kam also immer ausschließlicher in die Hände des Adels, dessen Stellung eine bevorrechtigtere wurde im gleichen Verhältniß, in welchem die des Volkes zur knechtischen herabsank.

Ein Königthum, wie Karl es begründete, ist ohne eine geregelte Finanzverfassung gar nicht denkbar. Die königlichen Einkünfte bestanden aus dem Ertrage der königlichen Hausgüter (Krondomänen), welche Karl durch sogenannte „Kammerboten" verwalten ließ, dann aus den Lehns-(Feudal-)Abgaben der Vasallen, aus den königlichen Zöllen, womit der Handel schon bei seinen ersten Anfängen belastet wurde, aus dem Antheile der Staatskasse an den Strafen, endlich aus den Erträgnissen des fiskalischen Erbrechtes, welche aus der Hinterlassenschaft kinderloser Freigelassener flossen. Karl wusste diese Einnahmequellen mittels des Rechtes der Gewalt, des obersten zu allen Zeiten, bedeutend zu vermehren. War er auf Reisen, so zwang er den Gemeinden, in deren Nähe er sich aufhielt, die Verpflegung seines Hofhaltes auf, ein Zwang, woraus sich in der Folge eine Menge von Lieferungen und Leistungen entwickelte. Auch reisende königliche Beamte mußten unentgeltlich verpflegt werden, ja zuletzt das ganze königliche Heer auf seinen Märschen. Deutschland verdankt seinem ersten Kaiser auch die Einführung der Steuern; denn Karl verwandelte das freiwillige Geschenk von Vieh und Feldfrüchten, welches, wie Tacitus erzählt, die deutschen Stämme in der Urzeit ihren Oberhäuptern von Zeit zu Zeit darzubringen pflegten, in eine jährliche, feststehende Schuldigkeit.

Eine despotische Regierung hat immer und überall getrachtet, die Rechtspflege sich zu unterwerfen. Karl befolgte diese Maxime gleichfalls, indem er das Gerichtswesen unter unmittelbare königliche Leitung stellte. Die Richter, welchen er den Namen Schöffen (scabinii) gab, wurden zwar noch von und aus der Versammlung der Freien gewählt; allein der Einfluß, welchen die königlichen Beamten auf die Wahl übten, machte diese zu einer leeren Förmlichkeit. Die Centgrafen (centenarii), welche den Gemeindegerichten vorsaßen, die Gaugrafen, welche die Gaugerichte leiteten, die Sendboten oder Sendgrafen (missi), welche alle Vierteljahre größere Distrikte behufs der Ueberwachung des Gerichtswesens bereisten und Rechtsfälle zur Entscheidung brachten, in welchen der Graf das Recht verweigert oder verzögert hatte, sie alle ernannte der König. Als oberste Instanz galt das königliche Hofgericht unter Vorsitz des Pfalzgrafen. Geschworenengerichte blieben demnach die Gerichte noch immer, aber sie wurden bevormundet durch die königliche Gewalt, welche auch die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, des Rechtsschutzes stärkste Bürgschaft, sehr zu beschränken wusste, indem die Gerichtsstätten überbaut, die Gerichtssitzungen aus dem Freien zwischen Mauern verwiesen wurden, die weniger Raum gewährten. Das Strafrecht erweiterte sich außerordentlich, an die Stelle des Wergeldes trat auch bei Freien immer häufiger Bestrafung an Leib und Leben oder wenigstens an der Ehre. Die Zeit wurde stets erfinderischer in Handhabung mittelalterlicher Galgen- und Radjustiz, und Kerker-, Folter- und Henkerknechte bildeten bald einen zahlreichen Stand.

Weil Karl neben der Gewalt auch die Klugheit walten ließ, so gönnte er der Souveränität der Volksversammlung der Freien noch ein Scheinleben. Alljährlich zweimal, im Herbst und im Frühling (Maifeld), traten noch immer die Allod- und Feodbesitzer zur Annahme und Bestätigung der Gesetze zusammen. Diese Versammlungen, welche rasch zu den nachmaligen Reichsständen zusammenschrumpften, standen aber unter königlicher Leitung und waren, wie bereits das ganze Staatsleben, so von der neuen königlichen Bureaukratie umschnürt, daß an ein selbstständiges handeln derselben gar nicht mehr zu denken war. Sie glichen, nur unter roheren Formen, ganz und gar den Kammern des modernen Konstitutionalismus, denen man zu beschließen gestattet, was den Regierungen genehm ist. Nur die alles überragende Persönlichkeit Karls vermag die ungeheure Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, welche er vollbrachte, zu erklären. Mit ihm zerfiel auch wieder sein stolzer Königsbau. Unter seinen Nachfolgern zeigte es sich bald, daß der Adel, welcher mit dem Klerus auch das Vorrecht der Steuerfreiheit (Immunität) zu theilen anfing und dessen anhebenden Trotz gegen das Königthum der schon im 9. Jahrhundert eifrig betriebene Burgenbau bezeichnet, der königlichen Gewalt über den Kopf wuchs. Die Lehnsaristokratie begann den Besitz ihrer Lehen erblich zu machen, aus

königlichen Vasallen wurden Dynasten, die nach Landeshoheit trachteten und dem Feudalwesen eine Ausdehnung gaben, welche die Gemeinfreiheit völlig verschlungen haben würde, hätte sich derselben in den mälig aufblühenden Städten nicht eine Zuflucht aufgethan.

Die karlingische Königsmacht hatte an der von ihr allseitig geförderten Kirche eine bereitwillige Bundesgenossin. Beider Interessen waren ja auf's engste verknüpft. Die Kirche unterbreitete dem Siege des Königthums über die altgermanische Adelsrepublik die religiöse Weihe, das königliche Schwert half der Kirche die Christianisirung Deutschlands vollenden. Schenkung des Grundes und Bodens, auf welchem Kirchen und Klöster gegründet wurden, sowie die Einsetzung des Zehntens, welcher „eifriger gepredigt wurde als das Evangelium" und dessen Leistung im fränkischen Reiche Staatsgesetz war, gaben die Grundlagen des weltlichen Besitzes der Kirche ab. Ihre Würdenträger, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte wurden mit Land und Leuten belehnt und traten so in die Vorderreihe der Großen des Reiches. Die Kirchengüter besaßen die Immunität, waren jedoch zum Heerbanne verpflichtet. Ueber den niederen Klerus übte der hohe eine drückende Gewalt. Die Kirche behielt das römische Recht, dessen Uebergriffe in's deutsche mit der Zeit immer fühlbarer wurden. Der hohe Klerus nahm Recht vor des Königs Gericht, aber Schöffen seinesgleichen gaben den Wahrspruch. Den niederen Klerus richtete nicht nur in allen geistlichen Dingen, sondern auch in Civilsachen der Bischof des Sprengels; in peinlichen Fragen, wo das Verbrechen erwiesen war, sollte ein aus Geistlichen und Laien gemischtes Gericht das Urtheil sprechen. Die unheilvolle Abhängigkeit der deutschen Kirche von Rom war von vornherein festgestellt, und blieb es: auf der ersten deutschen Synode (743) schwuren die Bischöfe dem Papste Gehorsam. Die Sitten der Geistlichkeit zeigten schon in frühester Zeit größte Verwilderung. Obgleich die Ehe der Kleriker noch geduldet wurde, war Ehebruch und Unzucht unter ihnen an der Tagesordnung. Ihr Umgang mit den Frauen war ausdrücklich für straflos erklärt, falls er sich auf das beschränkte, was man damals eine „bloße Liebkosung" nannte. Eigene Gesetze bestimmten das Strafmaß für die verschiedenen Grade pfäffischer Trunkenheit. Waffen zu tragen war dem Klerus verboten, aber Bischöfe und Aebte geharnischt an der Spitze ihrer Dienstleute im Heerbanne reiten und bei jeder Gelegenheit tüchtig mit dem Schwerte dreinschlagen zu sehen war das ganze Mittelalter hindurch gewöhnlich.

Wenn wir also Hierarchie und Königthum in der karlingischen Zeit zum Nachtheile germanischer „Freiheit" Hand in Hand gehen sehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie auch zum Vortheile der Civilisation Hand in Hand gingen. Mag immerhin das bestreben, dem kirchlichen Römerthum und der christlichen Königsgewalt den vollständigen Sieg über

das heidnische Germanenthum zu verschaffen, bedeutend mitgewirkt haben, gewiß bleibt doch, daß das deutsche Schulwesen, daß die ganze neue Bildung Deutschlands im Kaiser Karl ihren Begründer und Schutzpatron zu verehren haben. Karl war wissenschaftlichem streben eifrigst zugethan und suchte noch in reiferen Jahren, wie uns sein Geheimschreiber und Biograph Eginhard (Einhard) erzählt, die bedeutenden Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen. Er sprach das Latein, verstand das Griechische und weilte gern im Kreise der Gelehrten, welche er an seinem Hofe versammelt hatte. Die Zierden dieses Kreises waren der Angelsachse Alkuin, der Bischof Theodulf, der Abt Adelhard, der eben erwähnte Eginhard und Paul Diakonus (Warnefried). Alkuin (gest. als Abt zu Tours 804) war insbesondere zur Erziehung der kaiserlichen Kinder, deren Karl vierzehn eheliche und uneheliche besaß, berufen worden; aber die Aufführung seiner Zöglinge, besonders der weiblichen, machte seiner Mühwaltung wenig Ehre. Die Töchter Karls führten ein sehr lockeres, ja geradezu lüderliches Leben. Von zweien derselben, Bertha und Rotrudis, wissen wir ausdrücklich, daß sie uneheliche Kinder gehabt, was schon verräth, wie es an dem Kaiserhofe zugegangen, dessen Haupt der Wollust selber in hohem Grade zugethan war. Wie leicht der Kaiser Liebesintriken zu nehmen pflegte, veranschaulicht die bekannte hübsche Kiltgangsage von seiner Tochter Emma und ihrem Galan Eginhard.

Karl hatte zur Erbauung und Ausschmückung seiner prächtigen Pfalzen (von palatium) zu Aachen und Ingelheim, wie zur Förderung kirchlicher Architektur, Baukünstler aus Italien mitgebracht. Ebendaher verschrieb er sich Musiker zur Verbesserung des Kirchengesanges. Durch diese romanischen Künstler kam in Deutschland allmälig jener Kunststil auf, welcher, als der romanische bezeichnet, dem germanischen voranging. Trotz dieser Förderung romanischen Wesens blickte jedoch aus Karls Kulturstreben die deutsche Gesinnung deutlich heraus. Diese bewog ihn, seiner kirchlichen Abneigung gegen germanisches Heidenthum ungeachtet aus dem Munde des Volkes eine Sammlung vorchristlicher Heldenlieder zu veranstalten, die noch im 12. Jahrhundert handschriftlich in England vorhanden gewesen sein soll, seither aber leider spurlos verschwunden ist; ferner bewog sie ihn, den Unterricht in der deutschen Sprache den „Klosterschulen“ gesetzlich vorzuschreiben. Hier, in den Klosterschulen, die auf Anregung Alkuins entstanden, welcher am kaiserlichen Hoflager selbst eine Schule (schola palatina) hielt, fand die Bildung des karlingischen Zeitalters hauptsächlich ihre Pflege. Freilich war es eine fremdartige, nicht eine aus dem Volksleben als nationale Blüthe hervorsprossende, sondern eine kirchlich-lateinische Bildung; aber es war doch immerhin eine.

Auf den Ursprung und die Einrichtung des Mönchswesens hier näher einzugehen fehlt uns der Raum. Ist doch allgemein bekannt, daß die

christliche Möncherei, von asketischen Schwärmern im 4. Jahrhundert in den Einöden Aegyptens begründet, schon im 5. Jahrhundert als kirchliches Institut erschien und sich rasch über alle zum Christenthum bekehrten Länder verbreitete; ferner, daß den morgenländischen Klöstern der heilige Basilius ihre Regel gab, während die abendländischen eine solche erst später durch Benedikt von Nursia, den Gründer des berühmten Benediktinerstammklosters Monte Kassino (529), erhielten; endlich, daß im Verlaufe der Zeit den Benediktinern eine Menge anderer Mönche- und Nonnenorden zur Seite trat. Heutzutage ein vermorschtes, nutzloses, lebensunfähiges und daher gemeinschädliches Institut, haben die Klöster (claustra) zu ihrer Zeit und vor ihrer Verderbniß unstreitig gutes und großes gewirkt. Auf ihre frühere und spätere Geschichte läßt sich ganz gut das göthe'sche Wort anwenden: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage"; aber für das Klosterwesen auch in seinen Anfängen nur rationalistisches Achselzucken zu haben ist unpassend. Durch die ganze Geschichte der christlichen Welt geht ein tiefer Zwiespalt zwischen der Idee des Christenthums und der offiziellen Kirche hindurch. Die Möncherei machte in ihrer Art den Versuch, diesen Gegensatz aufzuheben. Sie vergriff sich allerdings in den Mitteln; allein ihr ursprüngliches streben war dessungeachtet wohl geeignet, reine und edle Gemüther anzuziehen. Begabte Jünglinge, welche der erste harte Zusammenstoß ihrer jugendlich hochsinnigen Denkweise mit der gräuelvollen Wirklichkeit in Schrecken setzte, trugen ihre Ideale — jede Zeit hat die ihrigen — in's Kloster, um ihnen dort einen Altar zu bauen, welchen religiöse Autorität vor Umsturz oder Befleckung durch wilde Horden sicherte, und in Waffen oder Staatsgeschäften gereifte Männer suchten den Schmerz der Enttäuschung in klösterlicher Stille zu lindern unter Beschäftigungen, welche der Mit- und Nachwelt zu gute kamen. So zog sich z. B. der oben erwähnte römische Geschichtschreiber Kassiodorus aus den wechselvollen Stürmen des Hoflebens in ein von ihm gegründetes kalabrisches Kloster zurück, in welchem mit dem beschaulich asketischen Leben einestheils die Pflege antiker Wissenschaft und Jugendunterricht, anderntheils Landwirthschaft, Viehzucht und Obstkultur sich verbinden sollten.

Allerdings barg schon in früher Zeit die Masse der Mönche unter der Kutte nur krasse Ignoranz, verbunden mit unverschämtester Spekulation auf den Aberglauben des Volkes und mit gemeinster Sinnenlust; allein daneben gab es auch Mönchegesellschaften, welche ihre civilisirende Mission, wie sie dieselbe erfaßt hatten, mit redlichstem Eifer erfüllten. Namentlich gebührt den ältesten deutschen Klöstern und den von der karlingischen Zeit an damit verbundenen Klosterschulen die Anerkennung, inmitten der furchtbaren Verkommenheit und Verwilderung, welche dem unerhörten Tumult der Völkerwanderung gefolgt war, in den germanischen Wäldern materielle und

geistige Kultur begründet und gefördert zu haben. Muster der Klosterschulen, denen Kaiser Karl die lebhafteste Aufmerksamkeit zuwandte, wurde die, welche der eigentliche Begründer mönchischer Gelehrsamkeit in Deutschland, Hraban Maurus (776—856), im Kloster Fulda 804 einrichtete und welcher bald die von St. Gallen, Hirschau, Reichenau, Weißenburg, Korvey und andere nachfolgten. Hauptgegenstand des Unterrichts in diesen Anstalten war das oben berührte Trivium und Quadrivium der sieben freien Künste und die Kenntniß der lateinischen Sprache. Dem Fleiße, womit das Latein gepflegt wurde, ist die Rettung, Bekanntmachung und Verbreitung (durch Abschreiben der Handschriften) vieler Literaturschätze des klassischen Alterthums zuzumessen. Wunderbare Fügung, daß die Rollen, welche „so viel zu lehren hatten", vor der Aechtung durch die Barbarei des beginnenden Mittelalters in den Zellen christlicher Mönche ein Asyl sich eroberten, damit der in ihnen wachende Geist der Schönheit und Humanität später von dort aus mit neuer Kraft seine Sonnenstralen über eine versinsterte Welt ergösse. Uebrigens brachte es die Stellung der die Klosterschulen leitenden Geistlichkeit mit sich, daß sie neben dem Latein auch die deutsche Sprache emsig pflegen musste. Konnte sie doch nur mittels letzterer auf das Volk einwirken. Behufs des Schulunterrichts wurden deutsch-lateinische und lateinisch-deutsche Wörterbücher („Glossarien") zusammengestellt, behufs der kirchlichen Unterweisung liturgische und oratorische (Tauf-, Beicht-, Gebet-, Predigt-) Formeln in deutscher Sprache verfasst. Solche zum Theil noch aus dem 8. Jahrhundert stammende Vokabularien und Formeln gehören mit zu den ältesten Denkmälern unserer Sprache, sind also für den Entwickelungsgang derselben höchst beachtenswerth[4]). Dabei ließen es aber die Geistlichen nicht bewenden. Sie erkannten, obgleich von Bonifacius an heftig gegen die heidnische Volkspoesie eifernd, daß sie auch das poetische Bedürfniß des Volkes zu beachten hätten, ein Bedürfniß, dessen fortwährendes vorhandensein insbesondere eine königliche Verordnung (capitulare) vom Jahre 789 bezeugt, welche den Nonnen verbot, Wein- und Liebeslieder zu schreiben und einander mitzutheilen.

Das Volk bewahrte, wenn auch der altnational-heidnische Heldengesang vor der christlichen Kultur allmälig verstummte, dennoch insgeheim eine liebevolle Erinnerung an das in den alten Liedern lebende Götter- und Heldenthum. An die Stelle desselben musste etwas anderes gesetzt werden, um die Phantasie des Volkes der dem christlichen und monarchischen Wesen gleich gefährlichen Beschäftigung mit den alten Sagen zu entreißen. Die Pfaffen begannen daher eine christlich-deutsche Dichtkunst aufzubringen, welche den christlichen Mythus zu ihrem Thema nahm. Demzufolge verschwindet vom 9. Jahrhundert an die nationale Heldensage

aus unserer Literaturgeschichte, um erst drei Jahrhunderte später neubelebt wieder hervorzutreten, freilich stark überchristlicht und romantisirt. Anfangs übte sich die geistliche Poesie an der Uebertragung lateinischer Kirchenhymnen, auch Psalmen übersetzte und paraphrasirte sie. Begleiten wir sie auf ihrem Vorschritte zur selbstständigen Aeußerung, so zeigt sich das erfreuliche, daß des altnationalen Heldentons nachwirkende Kraft wenigstens zunächst noch durch die geistliche Dichtung sehr vernehmbar hindurchschlägt. So in dem auf den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) von einem Geistlichen (Hukbald?) gedichteten „Ludwigslied", so noch weit bedeutsamer, ja wahrhaftig großartig und schön in der aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammenden altsächsischen Evangelienharmonie, betitelt „Heliand" (Heiland), welche auf Veranlassung Ludwigs des Frömmlers von einem sächsischen Sänger gedichtet wurde. Der Name des vortrefflichen Dichters ist leider unbekannt. Mit Zugrundelegung der vier Evangelien erzählt er das Leben Jesu in echt episch-naivem und einfachem Geiste, durchaus im altnationalen Volkston, ohne alle Möncherei. Höchst ergreifend ist es, zu sehen, wie er seinen jüdisch-christlichen Stoff in die epische Form und Farbe altgermanischen Volks- und Heldenlebens zu gießen und zu tauchen verstand, wie er uns mit der liebenswürdigsten Naturwahrheit Christus unter seinen Jüngern wie einen germanischen Adaling und Stammherzog unter seinem Heergefolge vorführt. In der Schilderung vom Weltuntergang glaubt man das Sturmlied der Edda von der Götterdämmerung noch einmal zu hören [5]). Im Heliand klingt der männlich volle, naturwahre Ton altdeutscher Volkspoesie zum letztenmal rein und ungetrübt aus den germanischen Wäldern herüber. Im Gegensatze hierzu stellt sich uns in der unter dem Titel „Krist" bekannten oberdeutschen Evangelienharmonie, welche der Benediktinermönch Otfrid zwischen 863 und 872 im Kloster Weißenburg dichtete, ein echtes Produkt christlich-geistlicher Dichtung dar. Otfrids Werk ist nicht nur als Sprachquelle wichtig, wichtig ferner nicht nur deßhalb, weil dasselbe an die Stelle der Alliteration zum erstenmal in der deutschen Poesie den Endreim setzte, sondern insbesondere auch darum, weil es in bewusstem Gegensatze zur Volksdichtung die Bahn der Kunstpoesie eröffnete. Otfrid, der auf die volksmäßige Dichtung als Christ und Gelehrter mit Verachtung herabsah, wie er in seiner Vorrede des breiteren auseinandersetzte, ging einerseits darauf aus, in seinem in 5 Bücher abgetheilten Krist die christlich-mönchische Bildung seiner Zeit vollständig darzulegen, andererseits wollte er moralisiren und belehren. Er erweist sich daher weit weniger als Dichter denn als ein verständiger Mann, der sich in gelehrter Literatur umgesehen hat. Nicht die Erzählung war ihm die Hauptsache, wie sie einem wirklichen Epiker hätte sein müssen, sondern die mönchische Mystik

und die moralische Nutzanwendung, mittels welcher er seine Leser erbauen wollte, ein Zweck, womit er allerdings den weiteren, die Muttersprache auch unter den Gebildeten zu Ehren zu bringen, in ehrenhaftester Weise verband.

Eine geistige Kultur, wie sie die besprochenen Anfänge christlich-germanischer Literatur, wie sie die wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen eines Hraban in Fulda, eines Walafrid in Reichenau, eines Hartmod in St. Gallen darlegen, hat die Basis einer erhöhten materiellen Civilisation zur unumgänglichen Voraussetzung. In der That muß Deutschland im 7., mehr aber noch im 8., 9. und 10. Jahrhundert schon einen viel wohnlicheren Anblick gewährt haben als in der Urzeit, wo das Eigenthumsrecht der Adalinge über unermessliche Bodenstrecken dem Aufkommen der Landwirthschaft eher hinderlich als förderlich gewesen war. Vom siebenten Jahrhundert an lichtete sich allmälig der deutsche Urwald. Die Insassen der Klöster führten das Beil und den Karst mittelalterlicher Hinterwäldler mit Ausdauer, denn auf die Erträgnisse des gerodeten Bodens um ihre stillen Sitze her sahen sie sich doch zunächst angewiesen. Kaiser Karl selbst widmete dem Landbau die eifrigste Sorgfalt, munterte zur Ausreutung der Forste auf und überließ denen, welche solche Arbeit verrichteten, einen Theil des neugewonnenen Bodens als grundzinsleistendes Eigenthum. Und nicht nur suchte er durch Gesetze und Dekrete Ackerbau und Viehzucht zu heben, er selbst ging durch Einrichtung von Musterwirthschaftenianf seinen Hausgütern den Landbebauern mit gutem Beispiele voran. Noch zwei Jahre vor seinem Tode erließ er eine Verordnung über die Bewirthschaftung seiner Güter, welche über den damaligen Stand der Agrikultur höchst willkommene Aufschlüsse gibt. Im einzelnen wird da gehandelt von der Behandlung der Getreidefelder, der Wiesen und Wälder, von der Viehzucht, von der Pflege der Pferde, von der Bienenzucht und bis ins einzelne vom Gartenbau. So erfahren wir, auf welche Blumen und Gemüse die deutsche Gärtnerei zu Anfang des 9. Jahrhunderts Fleiß und Sorgfalt verwandte, wir erfahren, daß Rosen, Lilien und andere Ziersträucher gepflegt, daß Kümmel, Fenchel, Petersilie, Kresse, Gurken, Bohnen, Karotten, Zwiebeln, Lauch, Kerbel, Rübenkohl und andere Gemüse gezogen wurden. Auch die Obstkultur wird betont und auf die verschiedenen Arten des Stein- und Kernobstes näher eingegangen. Dann ist der Wein, der von den Römern gebrachte Freudebringer, ebenfalls nicht vergessen, wie es denn außerdem historisch feststeht, daß Karl zwar nicht die ersten Reben in Deutschland gepflanzt, wohl aber den Weinbau am Rheine veredelt und erweitert hat. Endlich lässt die altgermanische Vorliebe für linnene Kleider den sorgsamen Betrieb des Flachsbau's nicht nur vermuthen, sondern wir haben für die Achtsamkeit, welche demselben fortwährend geschenkt wurde, ein ausdrück-

liches Zeugniß in dem hohen Strafansatz, womit das salfränkische Gesetz den Diebstahl im Flachsfelde belegte.

Wo der Acker sich verbessert, verbessert sich auch die Wohnung des Bebauers. Mit dem Vorschritte der Landwirthschaft in der karlingischen Zeit schritten daher auch die baulichen Einrichtungen zum besseren vor. An die Stelle der altdeutschen roh aus Baumstämmen aufgeblockten, mit Lehm verstrichenen, rohrgedeckten, fenster- und treppenlosen Hütte, in welcher Menschen und Vieh während des Winters zusammenwohnten oder vielmehr zusammenstallten, traten allmälig Behausungen, wie die Entwickelung des Ackerbaues und der Viehzucht sie nöthig, wie eine menschlichere Existenz sie wünschenswerth machte. Schon theilte sich selbst der Hörigen Behausung in Wohnhaus, Scheune und Viehstall, während die Gehöfte der Grundbesitzer bestanden aus dem Herrenhaus (sala), Kellerhaus (cellaria), Badhaus (stuba), Speicher (spicarium), Kornboden (grania), Pferde- und Rindviehstall (scuria), Schafstall (ovile) und Schweinestall (porcaritium). Hierzu kam noch ein abgesondertes Haus für die Frauen (genitium oder screona, d. i. Schrein), in welchem sie der Beschäftigung mit Spindel und Webstuhl oblagen, wesswegen das Frauenhaus auch kurzweg Arbeitshaus oder Webstätte genannt wurde. Hier saßen die Frauen die meiste Zeit über, welche ihnen die Geschäfte des Haushaltes übrigließen, den Rocken zwischen den Knieen, die Spindel in der Hand — (die Spinnräder wurden erst im 15. Jahrhundert erfunden) — oder mit kundiger Hand das Weberschifflein regierend, und lagen so einer Arbeit ob, welche noch lange den Hauptstoff zu ihrer und ihrer Männer Gewandung lieferte, einer Arbeit, welcher die Königstochter nicht minder als die Bäuerin oder die leibeigene Magd sich unterzog. Kaiser Otto's des Großen Tochter Luitgardis, die Gemahlin des Herzogs Konrad von Lothringen und Franken, war eine so fleißige Spinnerin, daß als Zeugniß dessen eine goldene Spindel über ihrem Grabe aufgehängt wurde. Neben der Linnenweberei wurde auch Wollweberei schon frühe von den deutschen Frauen betrieben, und zu welcher Kunstfertigkeit sie es darin brachten, bezeugt der angelsächsische Kirchenhistoriker Beda (st. 735), indem er erzählt, daß üppige Nonnen schon im 7. Jahrhundert ihre Meisterschaft in der Weberei dazu benützten, ihre Liebhaber mit kostbaren Gewändern zu beschenken, ein Wink zugleich, daß man auch schon in ältester Zeit in den Nonnenklöstern das Gelübde der Keuschheit nur für eine Phrase ansah. So lange die Tracht der Männer und Frauen im allgemeinen einfach und kunstlos blieb, also bis weit in's Mittelalter hinein, handhabten die Frauen neben Spindel und Webstuhl auch die schneidernde Scheere und Nadel und in mittelalterlichen Gedichten wird uns manche hübsche Scene vorgeführt, wo Fürstinnen die Kleider zuschneiden und ihre Dienerinnen die zugeschnittenen nähen. Von

der späteren Verfeinerung der weiblichen Handarbeiten im höfischen Zeitalter werden wir weiter unten ein Wort sagen.

Auf die ländliche Bauart des karlingischen Zeitalters zurückkommend, bemerken wir, daß anfangs die erwähnten Gebäulichkeiten noch meistens aus geschrotenem Holz aufgeführt wurden. Steine und Ziegel waren selten. Inwendig boten die Häuser einen einzigen hohlen Raum ohne Wandabtheilung dar. Inmitten dieses Raumes ragte eine Säule empor, welche das Dach trug (Firstsul). Bald begann man aber die Wohnungen mit Schindeln zu decken, Wandabtheilungen und Treppen einzuführen. Unter und nach Kaiser Karl fing man an, steinerne Häuser zu errichten. Nicht nur die berühmten kaiserlichen Pfalzen zu Aachen, Ingelheim und anderwärts, auch viele der Herrenhäuser auf Karls Gütern waren schon aus Steinen gebaut. In einem derselben fanden sich drei Wohnzimmer, elf Arbeitsstuben, zwei Vorrathskammern und ein Keller. Das ganze Haus war mit Söllern umgeben und hatte zwei bedeckte Gänge. Unter dem Hausrath finden sich verzeichnet fünf Federbetten mit Matratzen, zwei kupferne und sechs eiserne Kessel, ein eiserner Leuchter, Tücher zu einem Tischgedeck, ein Handtuch, ferner mit Eisen gebundene Zuber, Sicheln, Hacken, Aexte, Bohrer u. s. w. Der Preis eines eingerichteten Herrenhauses wurde i. J. 895 auf zwölf Schillinge (Schildlinge) geschätzt, was uns Gelegenheit gibt, eine kurze Episode über die altdeutschen Münzverhältnisse hier einzuflechten.

Abgesehen von den vielen Umgestaltungen, welchen die deutsche Münzverfassung vom 5. bis zum 8. Jahrhundert bei den verschiedenen Völkerschaften unterlag, steht im allgemeinen fest, daß schon damals der Unterschied zwischen dem norddeutschen Thalersystem und dem süddeutschen Guldensystem existirte, insofern bei den Sachsen 12 Schildlinge oder Thaler auf das Pfund Silber gingen, während bei den Franken, Alemannen und Baiern auf das Pfund Silber 20 Gulden (Solidi) gerechnet wurden. Der Goldsolidus war gleich 40 Silberdenaren, der Silberschildling gleich 12 Denaren. Goldgulden wurden 72 auf das Pfund Gold gerechnet. Der fränkische Goldsolidus verhielt sich zum silbernen wie 40 zu 12, der sächsische Silberschildling zum fränkischen wie 12 zu 20. Der Silberschildling, sowie der Golddenar, war eine ideelle Münze, denn wirklich geschlagen wurde in Gold nur der Gulden, in Silber nur der Denar. Das Recht, Münzen zu schlagen, war königliches Regal und schon Chlodwig ließ Goldgulden mit seinem Brustbilde prägen. Im Verlaufe der Zeit wurde dann das Münzrecht von den Königen einzelnen Fürsten, Baronen, Bischöfen und Aebten, weiterhin auch Städten verliehen. Was das Verhältniß des Geldwerthes der alten Zeit zu dem der jetzigen betrifft, so hatte das Geld damals mindestens den sechsunddreißig- bis vierzigfachen Werth von jetzt, ja eher noch

einen höheren. Ein wohlausgewachsener Ochse galt damals zwei Silberschildlinge, jetzt gilt er dreihundert und mehr Gulden, demnach war ein Schildling damals ungefähr so viel werth wie gegenwärtig hundert Gulden. Angenommen, daß ein Silbersolidus nach damaligem Geldwerthe 50 unserer Reichsgulden gleichstand, so machten 1000 Silbersolidi nach heutigem Geldwerth ein Vermögen von 50,000 Gulden aus, und da ein goldener Schildling gleichkam $3^1/_3$ silbernen, so formirten 1000 Goldschildlinge einen Besitz, welcher heutzutage 170,000 Gulden betragen würde. Welche enorme Unterschiede in Kauf und Vertrag, in Strafansätzen (Wergeld), in allen öffentlichen und privatlichen Angelegenheiten die Rechnung nach Gold- oder Silbermünze begründen musste, ist klar.

Die Blüthe der Gewerbe und des Handels wird nur durch bürgerliche Freiheit in's Leben gerufen. Bürgerliche Freiheit aber gab es in der karlingischen Zeit keine. Erst unter der sächsischen Kaiserdynastie begann sich eine solche zu begründen mit dem aufblühen der Städte, von welchen sie unzertrennlich ist. Indessen soll damit nicht behauptet werden, daß in der karlingischen Zeit Gewerbethätigkeit und Handel noch gar nicht sich geregt hätten. Vor allen sahen die Bewohner der Klöster sich genöthigt, gewerbliche Fertigkeiten zu erwerben, um den eigenen Bedürfnissen zu genügen, Bedürfnissen, welche durch geselliges zusammenleben schon frühe über die primitiveren roher und vereinzelter Hofbauern hinausgesteigert waren. Als sich dann die gewerbliche Produktion in den Klöstern und unter deren Schutze nach und nach vermehrte, waren die klugen Mönche auch nicht verlegen, Konsumenten herbeizuschaffen. Sie benutzten den Umstand, daß an den hohen Kirchenfesten Weihnacht, Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt — das prachtvollste, das Fronleichnamsfest, wurde erst im 13. Jahrhundert eingeführt — wie auch an den Festen der Schutzheiligen, eine Menge gläubigen Volkes bei den geistlichen Stiften zusammenströmte, zur Einrichtung von Märkten. Dem Feste durfte natürlich die feierliche Messe nicht fehlen, und da Fest und Markt sich aufs engste aneinanderschlossen, so erhielt der letztere auch den Namen Messe. Der Katholicismus zeigte also auch hier wieder seine verweltlichende Tendenz, was wir ihm keineswegs verdenken wollten, hätte sich derselben nur nicht von Anfang an der gemeinste Betrug mit Zauber-, Wunder- und Reliquienplunder beigesellt. Wo aber immer die katholische Romantik eine praktische Seite des Lebens, wie hier den Handel, in ihre Kreise zog, wusste sie aus kleinen Anfängen bald etwas großes zu machen. Hatten die geistlichen Stifte erst Märkte gegründet, welche sie durch Erwerbung von Zoll- und Münzprivilegien zu einer trefflichen Einkommensquelle zu machen verstanden, so war damit auch die Grundlage zu einer städtischen Gemeinschaft gelegt, die sich bald befestigte und erweiterte. Anderen städtischen Gemeinschaften

gewährten die königlichen Pfalzen und Landhäuser eifrigst benutzte Anhaltspunkte; denn hier, unter dem unmittelbaren Schutze der königlichen Macht, konnte sich gewerblicher Fleiß mit verhältnissmäßiger Sicherheit niederlassen. Endlich boten solche Plätze, an welchen sich der Handel mit den benachbarten Völkern koncentrirte, naturgemäßeste Gelegenheit zu städtischen Anlagen, was das frühe emporkommen von Bardowik, Magdeburg, Erfurt, Regensburg und Lorch bezeugte. Zu den ältesten Handelsplätzen gehörte auch Köln, das den Vereinigungspunkt des nord- und südwestlichen Verkehrs bildete. Wie diese Stadt, waren auch Mainz, Trier, Augsburg und andere deutsche Städte auf den Trümmern römischer Kolonien neu erstanden und außer diesen finden wir schon im 5. und 9. Jahrhundert noch Straßburg, Worms, Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Fürth, Eichstädt, Schlettstadt, Saalfeld, Forchheim, Merseburg, Halle, Passau, Linz, Wien, Salzburg, Zürich, Basel, Chur, Osnabrück, Minden, Bremen, Hamburg und viele andere, freilich meist erst im entstehen begriffen. Kaiser Karl selbst erwarb sich um Gewerbe und Handel bedeutende Verdienste durch energisches Verfahren gegen Räuberhorden, welche die öffentliche Sicherheit beeinträchtigten, durch Förderung der Binnenschifffahrt, durch Anlegung von Brücken und durch Verordnungen gegen den Zollunfug, dessen sich gar viele Große schuldig machten. Der Adel wusste sich überhaupt den auflebenden Handel frühzeitig tributbar zu machen, einestheils durch Anlegung von Zollstätten an Wegen und Stegen, anderntheils dadurch, daß er die reisenden Handelsleute gegen Belohnung mit einem bewaffneten Geleite von einem Orte zum andern versah. Letzteres war unumgänglich nothwendig; denn in einer so wilden, raublustigen Zeit musste sich die königliche Polizei, falls von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, völlig unzulänglich erweisen. Den damaligen Handel selbst haben wir uns in sehr bescheidener Gestalt zu denken. Der Binnenhandel war meist bloßer Hausirhandel, der Gränzverkehr vorwiegend Tauschhandel. Wo er sich etwa zum Großhandel aufschwang, war er sicherlich in den Händen der Juden, deren Spekulationsgeist überhaupt das gewerbliche und kommercielle Leben beherrschte. Die Finanzkunst dieses Volkes bethätigte sich, wie überall, auch in Deutschland schon frühzeitig; um so mehr, da ihm das Geld Ersatz bieten musste für die brutale Unterdrückung, die es erfuhr. Die deutschen Großen wussten übrigens die Brauchbarkeit der Juden in Geldgeschäften zu würdigen. Die Nachkommen Abrahams standen im Schutze des Königs, erhielten später die Benennung kaiserlicher „Kammerknechte“ und wurden häufig mit dem Einzuge der Steuern betraut.

Die von Kaiser Karl begründete christlich-germanische Kultur kam gänzlichem Untergange nahe in den verheerenden Kriegen, welche seine Nachfolger unter sich selber führten und außerdem gegen Slaven, Nor-

mannen und Magyaren (Ungarn) durchzufechten hatten. Schon unter der Regierung von Karls Sohn, dem schwachen frömmelnden Ludwig (814—840), welcher weit mehr zum Mönch als zum Beherrscher eines so großen Reiches passte, ging es rasch abwärts mit der karlingischen Herrlichkeit. Die Bruderkriege zwischen Ludwigs Söhnen sodann führten 843 die Theilung der fränkischen Monarchie herbei, welche durch den berühmten Vertrag von Verdun festgestellt wurde. Lothar erhielt Italien mit Burgundien und der Kaiserkrone, Karl der Kahle Westfranken (Frankreich), Ludwig Ostfranken (Deutschland), wesshalb er auch der Deutsche genannt wird.

Mit dem Vertrage von Verdun hob demnach die selbstständige und nationale Staatsexistenz unseres Landes an. Sie war bald von einer bedeutenden Schwächung der königlichen Macht begleitet; denn die Beschränktheit und Kraftlosigkeit der Karlinger ließ sie auch in Deutschland in der drangvollen Zeit auf ein ihrem Ansehen höchst gefährliches Mittel verfallen. Sie stellten nämlich, um das Kriegswesen zu heben, die altgermanische, von Kaiser Karl beseitigte Herzogswürde wieder her und räumten den Herzogen, wie den Hütern der Gränzmarken (Markgrafen) und anderen Großen, eine erbliche Gewalt ein, welche diese zur Begründung der hohen Aristokratie des Reiches befähigte. Was diese Aristokratie zu bedeuten hatte, sollten die Karlinger bald erfahren. Denn als Karl der Dicke (876—887), welcher in Folge des raschen absterbens seiner Brüder und nächsten Verwandten fast das ganze Erbe seines kaiserlichen Ahnherrns noch einmal in einer Hand vereinigte, durch seine Unfähigkeit und Feigheit die Erbitterung der deutschen Großen erregte, traten diese in Tribur am Rheine zusammen, entsetzten ihn ohne weiteres des Thrones und erhoben darauf seinen Neffen, den Herzog Arnulf von Kärnthen. Mit dem kinderlosen Sohn Arnulfs, Ludwig dem Kind, erlosch der karlingische Stamm in Deutschland (911), während er unlange darauf mit dem kinderlosen Ludwig dem Faulen von Frankreich gänzlich ausstarb (987). Frankreich ging dann unter der von Hugo Kapet gegründeten Königsdynastie der Kapetinger der politischen Einheit und Centralisation entgegen, die deutsche Geschichte aber nahm einen anderen Verlauf. Die hohe Aristokratie war bei uns schon so mächtig geworden, daß sie den Partikularismus aufrecht zu erhalten vermochte. Da jedoch das Bedürfniß einer, wenn auch nur lockeren Staatseinheit zu gebieterisch hervortrat, so bequemte sich die unter anderen Formen wieder in's Leben getretene altgermanische Adelsrepublik dazu, freiwillig einem höchsten Reichsoberhaupte sich unterzuordnen. Hieraus ging das deutsche Wahlkönigthum hervor. Die hohe Aristokratie machte Deutschland zu einem Wahlreich, indem sie nach dem erlöschen der deutschen Karlinger den trefflichen Herzog Konrad von Franken zum deutschen König wählte.

Wie sehr diesem daran lag, die Reichseinheit zu fördern und das königliche Ansehen zu heben, zeigt sein energisches Verfahren gegen die alemannischen Grafen Erchanger und Berchtold, welche das Unterfangen, ihr Kammerbotenamt eigenmächtig zur erblichen Herzogswürde zu erhöhen, mit dem Tode büßten.

Die Erwähnung dieser Brüder, welche in der Geschichte kurzweg bei ihren Taufnamen genannt werden, fordert uns auf, hier einen gelegentlichen Seitenblick auf das Namenwesen zu werfen. Beinamen verschafften zu Anfang des Mittelalters in Deutschland körperliche Eigenschaften oder Gemüthsbeschaffenheiten, wie bei den Fürsten und Edelleuten, oder gewerbliche Beschäftigungen, wie bei dem gemeinen Mann. Dann fing der hohe Adel an, Beinamen zu führen, die seinen Stamm- oder Lehnssitzen entnommen waren, jedoch vielfach sich änderten, bevor sie stehend wurden. Unter dem niederen Adel wurde die Gewohnheit, den Namen des Gutes als Geschlechtsnamen zu führen, weit später herrschend. Beim Bürger- und Bauernstande kamen stehende Geschlechtsnamen nicht vor dem 14. Jahrhundert auf und wurden sogar erst nach dem Mittelalter allgemein bräuchlich.

Konrads Einsicht und Tugend vermochte die Wirren und Drangsale seiner Zeit nicht zu bewältigen. Erst der Kraft der sächsischen Königsdynastie, welche durch die Wahl des Herzogs von Sachsen, Heinrichs des Voglers oder Finklers, begründet wurde (919), gelang dieses besser. Heinrich I. hat sich nach außen durch die Wahrung Deutschlands vor den verheerenden Einfällen der Ungarn, nach innen durch festere Begründung des Städtewesens und Bürgerthums glorreiche Verdienste um unser Land erworben. Er hat zwar nicht die deutschen Städte geschaffen, denn es gab deren viele schon vor ihm, wohl aber den deutschen Mittelstand, indem er der Bewohnerschaft der Städte, welche der Mehrzahl nach aus dem Stande der Leibeigenen und Sklaven hervorgegangen, bis zu einem gewissen Grade die Rechtsfähigkeit verlieh, — der erste Schritt aus der Knechtschaft heraus zur bürgerlichen Freiheit. Zwei andere Wohlthaten Heinrichs erhöhten die Bedeutung des werdenden Bürgerthums nicht wenig. Erstlich verlieh er den Städten das Münzrecht und zweitens gebot er die Verlegung der Volksversammlungen und aller größeren Feierlichkeiten in die Städte. Wie sehr durch beides städtische Gewerbe- und Handelsthätigkeit, mithin die Nahrungsfähigkeit, mithin das Gedeihen bürgerlicher Genossenschaften gefördert werden musste, bedarf keiner Nachweisung. Ebenso liegt am Tage, daß das von Heinrich gegebene und bald allenthalben nachgeahmte Beispiel der Ummauerung und Befestigung der deutschen Städte ihr aufblühen, welches wir später betrachten werden, wesentlich ermöglichen half. Ueberhaupt muß dem sächsischen Königshause das hohe Lob gezollt werden, daß unter seinem Reichsregimente vieles geschah, die starren kastenartigen

Standesunterschiede, wie sie aus der deutschen Urzeit herübergekommen waren, zu mildern. Auch der Geistlichkeit gebührt ein Antheil an diesen humanisirenden Bestrebungen.

Heinrichs Sohn und Nachfolger Otto I. (936—973) vermehrte den Glanz und Ruhm seines Geschlechtes und Deutschlands. Wenn bei seiner Krönung und Salbung zu Aachen, welche Stadt ihre Würde als Krönungsstätte später dem rivalisirenden Frankfurt abtreten musste, die hohe Aristokratie zum erstenmal jene nachher unter der Benennung „Erzämter" stehend gewordenen Hofdienste verrichtete — (der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler, der Herzog von Lothringen als Erzkämmerer, der Herzog von Franken als Erztruchseß, der Herzog von Schwaben als Erzmundschenk, der Herzog von Baiern als Erzmarschall) — so hatte das zunächst allerdings nur eine symbolisch-ceremonielle Bedeutung. Allein Otto wusste diesem Akte recht gut eine faktisch-politische Geltung zu verschaffen, denn er fühlte, dachte und handelte durchweg als ein König und Herrscher der Deutschen. Darum war auch seine Krönung zum Kaiser des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation", welche er 962 zu Rom vom Papste Johann XII. empfing, keine eitle Ceremonie. Ließ er doch seinen Bekröner bald fühlen, daß in ihm die Herrscherseele Karls des Großen in erhöhter Potenz wieder aufgelebt, indem er den Papst absetzte und den päpstlichen Stuhl unter die Schirmvogtei des römisch-deutschen Kaisers stellte, als unter die des Oberlehnsherrn der ganzen Christenheit. Freilich wurde diese kaiserliche Oberherrlichkeit von den Päpsten nie anerkannt und ihre Behauptung von seiten kräftiger Kaiser führte jene Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum herbei, welche für Deutschland von so bedeutsamen Folgen waren und die von mittelaltersüchtigen Romantikern neuerer Zeit so hoch gepriesene Einheit von Kirche und Staat im Mittelalter zu einer handgreiflichen Lüge machten. Ueberhaupt war — das kann keinem Zweifel unterliegen — die Uebertragung des römischen „Imperium" auf die Deutschen ein ungeheures Unglück für unser Land. Nachdem zuerst Karl der Große diesen Weltherrschaftstraum zu verwirklichen und nachdem Otto der Große diese Verwirklichung zu erneuern versucht hatte, vergeudeten alle bedeutendsten deutschen Kaiser ihre und der Nation beste Kräfte an dieselbe Widersinnigkeit. Statt daheim einen deutschen Staat, ein kompaktes Reich zu schaffen — namentlich mittels unerbittlicher Vernichtung der ewigen Adelsanarchie — überkletterten unsere großen mittelalterlichen Ottone, Heinriche und Friedriche fortwährend die Alpen, um drüben dem trügerischen Phantom der römischen Kaiserkrone nachzujagen. Die Folgen dieser tollen, durch Ströme von Thränen und Blut gehenden Jagd sind bekanntlich für Deutschland und Italien gleich traurige gewesen.

Von Otto I. an gesellte sich in der Verfassung des deutschen Reiches zu dem Princip der Wahl die Maxime der Erblichkeit, indem von jetzt ab die Kaiser mit Erfolg daran arbeiteten, ihren Söhnen die Nachfolge im Reiche dadurch zu sichern, daß sie noch bei ihren Lebzeiten dieselben durch die Fürsten zu deutschen oder, wie der spätere Kanzleistil lautete, zu römischen Königen erwählen ließen. Otto's Sohn und Enkel, Otto II. (973—983) und Otto III. (983—1002), vermochten zwar die Höhe der Kaisermacht, wie Otto I. sie geschaffen hatte, nicht in ihrem ganzen Umfange zu behaupten, indessen verdient namentlich ihr reges civilisirendes streben laute Anerkennung. Geistvolle und gebildete ausländische Prinzessinnen, wie Adelheid von Burgundien und Theophania von Byzanz, hatten den Sinn für geistige Bildung als schönste Mitgift in das ottonische Haus gebracht und dieser Sinn konnte sich um so mehr bethätigen, als zugleich ein insbesondere durch die Entdeckung und Ausbeutung der Silberbergwerge des Harzes mitherbeigeführter neuer Aufschwung der Industrie und des Handels die materielle Kultur hob. Den römisch-romanischen Bildungselementen der karlingischen Periode gesellte die ottonische griechisch-byzantinische. Beide Zeitalter haben aber das ähnliche, daß der Geist ihrer Bildung ein fremder, ein erkünstelter war. Wie an Karls des Großen Hofe drängten sich auch an dem der Ottonen fremde Gelehrte und pfropften ihr ausländisches wissen, ihren römisch-griechischen Geschmack auf den deutschen Stamm, ohne Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit desselben. Unter diesen Gelehrten ragte Gerbert hervor, von Geburt ein Auvergnat, durch seinen Zögling und Freund Otto III. unter dem Namen Sylvester II. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, gestorben 1003. Er besaß in der Mathematik, in der Philosophie und klassischen Literatur Kenntnisse, die für jene Zeit so außerordentlich waren, daß man ihn, namentlich um seiner Erfindung eines Fernrohrs, einer Wasserorgel, eines Rechentisches und verschiedener hydraulischer Maschinen willen, geradezu für einen Zauberer hielt. Die von ihm ausgegangenen Anregungen wurden durch praktische Talente, wie die Bischöfe Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim waren, für Verbesserung gewerblicher Fertigkeit, wie auch für die deutsche Architektur, Malerei, Bildnerei und Musik fruchtbar gemacht.

Der vom Hofe der Ottonen gepflegte Kunstsinn erwies sich, dem christkatholischen Geiste der Zeit gemäß, besonders schöpferisch in Erbauung und Ausschmückung kirchlicher Gebäude. Der altchristliche Baustil, dessen vorzüglichstes Denkmal diesseits der Alpen die von Karl dem Großen unter der Leitung des Abtes Ansigis in den Jahren 796—804 erbaute Münsterkirche zu Aachen ist, ging im 10. Jahrhundert allmälig in den romanischen über, welchen man mit Unrecht gewöhnlich als den byzantinischen bezeichnet. Grundtypus desselben war und blieb nämlich der

Baustil der römisch-christlichen Basilika. Zu diesem Grundelemente kam dann allerdings das byzantinische, durch seine Vorliebe für die Kuppelform ausgezeichnete hinzu, desgleichen wurden aber auch Einflüsse des mohammedanischen Stils bemerkbar und nicht minder schon Anklänge jenes architektonischen Geistes, welcher als germanischer später so großes schuf. Auf die Einzelnheiten des romanischen Stils, unter dessen Hauptmonumenten in deutschen Landen zu nennen sind die Schloßkirche zu Quedlinburg, die Kirche von Huysburg bei Halberstadt, der Dom zu Konstanz, der Münster zu Schaffhausen, der Großmünster zu Zürich, die Kirche zu Höchst am Main, die Jakobskirche zu Bamberg, der Dom und die Godehardskirche zu Hildesheim, die Peterskirche zu Soest, die Dome von Mainz, Worms und Speier — näher einzugehen, darf ich mir um so weniger gestatten, als ich mir den hierzu nöthigen Raum für eine kurze Erörterung der germanischen Architektur vorbehalten muß. Wenn aber die Baukunst schon im 10. und 11. Jahrhundert in Deutschland großartige kirchliche Gebäude schuf, so befassten die bildenden Künste sich eben so eifrig mit der Ausschmückung des Innern dieser Bauwerke, zu deren Wölbungen und Kuppeln die im ottonischen Zeitalter wesentlich verbesserte Kirchenmusik harmonische Hymnenklänge emporsteigen ließ.

Die deutsche Skulptur der romanischen Periode trat zunächst nur im metallarbeiten mit einiger Bedeutsamkeit auf. Ihr Entwickelungsgang lässt sich deutlich verfolgen an den Siegeln, welche in Metall gravirt und in Wachsabdrücken den Urkunden angehängt wurden; dann an den kirchlichen Geräthen und Zieraten (Altartafeln, Reliquienschreine, Monstranzen, Kelche u. s. f.). Wenigstens den Hauptaltar jeder Kirche von Bedeutung mit einer Tafel zu schmücken, welche in Goldblech getriebene Reliefs enthielt, wurde von der karlingischen Zeit an stehender Brauch. Auch die Altargeräthe bestanden aus edlen Metallen und waren oft bizarr genug geformt. So gab es Kannen in Löwen- und Drachenform, Rauchfässer in Gestalt von Vögeln, Kronleuchter, welche im ganzen und in den Einzelnheiten die barocksten Einfälle einer künstlerischen Phantasie verkörperten, die von der edlen Simplicität klassischer Kunst keine Ahnung hatte. Besonders reich ausgestattet waren die Dome von Mainz und Hildesheim, jener durch die Fürsorge des Erzbischofs Willigis (st. 1011), dieser durch den kunstfertigen Bischof Bernward (st. 1022). Der mainzer Dom besaß, außer einer Unzahl goldener und silberner mit Edelsteinen verzierter Gefässe, Prachtgewänder und kostbarer Teppiche, ein kolossales Krucifix, dessen Kreuz mit Goldplatten überzogen war, während die lebensgroße Gestalt des Gekreuzigten, dessen Inneres mit in Juwelen gefassten Reliquien angefüllt war, aus lauterem Golde bestand, so daß das Goldgewicht des ganzen Werkes 600 Pfund betrug. Ein ähnliches Kreuz, das von Bernward selbst verfertigt und mit Gold bedeckt, mit feiner

Filigranarbeit geziert, mit Perlen und edlen Steinen geschmückt ist, bewahrt Hildesheim noch jetzt. Als die ältesten Bronzewerke, welche in Deutschland entstanden, sind zu bezeichnen die ehernen Thürflügel, welche Karl der Große für den aachener Dom gießen ließ, dann die noch vorhandenen, welche Willigis für den mainzer Dom fertigen ließ, deren Flächen aber noch keine bildnerischen Darstellungen zeigen. Solche haben dagegen schon die Bronzethüren des hildesheimer Domes (vom Jahre 1015), auf welchen alt- und neutestamentliche Scenen dargestellt sind, ebenso eine eherne Säule auf dem Domhofe derselben Stadt (vom Jahre 1022), an deren Schaft achtundzwanzig Reliefbilder aus der Geschichte Christi spiralförmig sich emporwinden. Diese und eine Menge anderer in und an den alten Kirchen in Deutschland sich vorfindender Metallarbeiten beweisen, welchen Vorschritt die deutsche Goldschmiedekunst zu jener Zeit schon gemacht hatte. Auch die Skulptur in Elfenbein und Holz von damals hat mehrere schöne Denkmale hinterlassen, namentlich ein großes elfenbeinernes Krucifix im Dome von Bamberg, welches der Sage nach aus dem Jahre 1008 stammt. Seltener als die Metallkunstwerke des romanisch-deutschen Stils sind die Skulpturarbeiten in Stein, die erst mit dem 12. Jahrhundert an Zahl wie an Werth zunahmen und sich vornehmlich mit der reliefartigen Ausschmückung von Kirchenportalen, Chorwänden, Altären, Kanzeln und Grabmonumenten beschäftigten.

Die frühe Anwendung der Malerei in Deutschland wird bezeugt durch die Beschreibung, welche wir von der Kathedrale zu Aachen und von der karlingischen Kaiserpfalz zu Ingelheim besitzen. Freilich dürfen wir uns von den Malereien, welche in diesen beiden Bauwerken vorhanden waren, wohl kaum eine große Vorstellung machen und jedenfalls hatten sie, als von italischen Künstlern ausgeführt, keinen nationalen Werth. Im ottonischen Zeitalter hob sich die Malerei, stand aber wie alle Kunst im Dienste der Kirche. Ihre Entwickelung während des 10. und 11. Jahrhunderts legen besonders die Miniaturbilder dar, womit man die Handschriften verzierte. In jenen bücherarmen Zeiten, wo die Schriftwerke auf Vervielfältigung durch Abschreiben angewiesen waren, machte der Besitz von Handschriften einen Gegenstand des Luxus aus. Die Kirche förderte diesen Luxus, indem sie schon frühzeitig auf schöne äußerliche Ausstattung der handschriftlichen Bücher hielt, welche beim Gottesdienste im Gebrauche waren. Auf sorgfältig zubereitetes Pergament wurden dieselben geschrieben, ihre Deckel mit edlem Metall beschlagen und mit kostbaren Steinen oder auch mit Schnitzwerk von Elfenbein geschmückt. Im Innern wurden die Anfänge und Ausgänge der Abschnitte, wie auch die Seitenränder mit Malereien verziert, welche theils in bloß dekorativer, theils auch in illustrirender Absicht angebracht wurden. Im zehnten Jahrhundert ward in dieser Miniaturmalerei das „Konventionelle der

byzantinischen Kunst herrschend, zugleich aber auch die derselben eigene feine Technik, die lebhaft wechselnde Färbung, die Anwendung goldener Zierden." So z. B. zeigt sich diese Malerei in mehreren Handschriften der Evangelien, welche Kaiser Otto II. fertigen ließ. Später, im elften Jahrhundert, emancipirte sich die Miniaturmalerei mehr von dem byzantinischen Schematismus, um in ihren Gebilden von der germanischen Innerlichkeit und von dem erwachen eines selbstständigen deutschen Kunstsinns Zeugniß abzulegen, bis sie dann im folgenden Jahrhundert, aus den Schöpfungen einheimischer Poesie ihre Eingebungen holend, allmälig in künstlerischer Freiheit und Unbefangenheit aufzutreten wagte. Die Wandmalerei wurde im ottonischen Zeitalter in Deutschland ebenfalls mit Fleiß betrieben. Wir wissen z. B., daß König Heinrich seinen großen Sieg über die Ungarn auf eine Salwand seiner merseburger Pfalz malen ließ. Weniger eifrig scheint die Tafelmalerei kultivirt worden zu sein; ihre aus jener Zeit stammenden Denkmale sind von keinem Belang. Ebenso verhält es sich mit der Mosaikmalerei, wogegen die Kunst, bildliche Darstellungen in Teppiche zu sticken oder zu wirken, verbürgten Nachrichten zufolge schon ziemlich weit gediehen war. Endlich ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß eine ganz neue Gattung der Kunst, die Glasmalerei, gegen Ausgang des zehnten Jahrhunderts in Deutschland erfunden wurde. Deutsche Meister brachten diese Kunst in die benachbarten Länder. Zum kirchlichen Schmucke, als welcher sie bald so bedeutend werden sollte, ist, soviel wir wissen, die Glasmalerei zuerst in der Kirche des bairischen Klosters Tegernsee verwendet worden.

Wie die Kunst, so erfuhr auch Wissenschaft und Literatur im ottonischen Zeitalter Pflege und Förderung. Die Ottonen erneuerten die klösterlichen Studienanstalten Kaiser Karls und stifteten neue, deren berühmteste die von Otto's I. Bruder Bruno zu Köln gegründete war. Ein Aufschwung der literarischen Thätigkeit im nationalen Sinne ging jedoch weder vom Hofe noch von den geistlichen Lehranstalten aus. Die rohe Mönchspoesie, wenn sie sich etwa in deutscher Sprache vernehmen ließ, war nicht geeignet, gebildete Leute, wie die Prinzen und Prinzessinnen des sächsischen Kaiserhauses waren, anzuziehen und dem römisch-griechischen Geschmacke des Hofes kamen dann auch die geistlichen Literaten der Zeit wetteifernd entgegen. Latein war die Sprache des Hofes, Latein die Sprache der Poesie und Geschichtschreibung, in welcher letztern die berühmten Annalisten ihrer Zeit Witukind von Korvey (st. 1004) und Dietmar von Merseburg (st. 1018) thätig waren, während sogar die urgermanische Thiersage lateinische Gewandung sich gefallen lassen musste. Wo die klösterliche Gelehrsamkeit weniger ausschließlich und in vaterländischer Sprache sich äußerte, wie in der Uebersetzung der Psalmen durch den St. Galler Mönch Notker Labeo (st. 1022) und in der Uebertragung

des Hohenliedes durch den ebersberger Abt Williram (1085), förderte sie nur Schriftwerke zu Tage, welche einen bloß sprachlichen Werth besitzen, und so könnten wir unser Kapitel füglich hier beschließen, läge uns nicht die Pflicht ob, dem Leser zuvor noch die merkwürdigste literarische Gestalt der Ottonenzeit vorzustellen, was freilich nur mit der bedenklichen Vorbemerkung geschehen kann, daß die geschichtliche Wesenheit und Wirklichkeit dieser Gestalt durch die neuere historisch-philologische Kritik (J. Aschbach) mit nicht schwachen Gründen angezweifelt und das, was sie zum Gegenstande kulturgeschichtlicher Theilnahme macht, für die Machenschaft eines späteren Falsarius, des Humanisten Konrad Celtes, erklärt worden ist.

Die in Rede stehende Erscheinung — ihre Wirklichkeit vorausgesetzt — war die Nonne Hrotsuith oder Roswitha, welche um 980 im Kloster Gandersheim im Braunschweigischen lebte und schriftstellerte. Das ist eine echte und gerechte Literatin des Mittelalters, mit einem ziemlich bedeutenden Anflug von dem, was die Engländer so ganz treffend Blaustrümpfelei (blue-stockigsm) nennen. Frühzeitig, wie es scheint, in das genannte Kloster getreten, widmete sie sich unter Leitung der gelehrten Schwester Richardis und der feingebildeten Aebtissin Gerberga, der Nichte Otto's II., den klassischen Studien und machte sich durch ihr schriftstellerisches Talent bald weitum bekannt, so daß man sie die „helltönende Stimme von Gandersheim“ (clamor validus Gandershemensis) nannte. Von Gerberga und deren kaiserlichem Oheim dazu aufgefordert, erzählte sie die Thaten Otto's I. in lateinischen Hexametern. Auch die Geschichte der Gründung ihres Klosters, sowie mehrere Märtyrerlegenden hat sie in lateinischen Versen geschrieben. Am berühmtesten wurde sie jedoch durch ihre lateinischen Komödien, in welchen sie ziemlich sklavisch den Terenz nachahmte. Von welchem Gesichtspunkte sie bei diesen dramatischen Arbeiten ausging, setzt sie in der Vorrede derselben auseinander, indem sie sagt: „Es gibt viele gute Christen, die um des Vorzugs einer gebildeteren Sprache willen den eiteln Schein der heidnischen Bücher dem Nutzen der heiligen Schrift vorziehen, ein Fehler, wovon auch wir uns nicht völlig freisprechen können. Dann gibt es fleißige Bibelleser, welche, obgleich sie die übrigen Schriften der Heiden verschmähen, dennoch die Dichtungen des Terentius nur allzu häufig lesen und, bestochen von der Anmuth der Rede, sich durch die Bekanntschaft mit unzüchtigen Gegenständen beflecken. In Berücksichtigung dessen habe ich, die helltönende Stimme von Gandersheim, mich nicht geweigert, den vielgelesenen Autor im Ausdrucke nachzuahmen, damit in ebenderselben Weise, womit dort geiler Weiber schmutzige Laster dargestellt sind, hier die preiswürdige Züchtigkeit gottseliger Jungfrauen nach dem Maße meines geringen Talentes gerühmt werde.“ Der Zweck Hrotsuiths bei Abfassung ihrer

sechs kleinen Dramen — Lustspiele in unserem Sinne kann man dieselben nicht nennen — war also ein moralisch-asketischer, wie er einer Nonne geziemte. Allein es will uns doch bedünken, daß wir ihrer Nonnenhaftigkeit kaum zu nahe treten, wenn wir vermuthen, daß sie, bevor sie ihre Komödien schrieb, nicht nur im Terenz, sondern auch in der Liebe sich umgesehen haben müsste. Wir haben sie uns zur Zeit, als sie die dramaturgische Feder ergriff, allerdings nicht mehr als junges, heißblütiges Mädchen zu denken, sondern vielmehr als gesetzte Matrone mit einem säuerlich frommen Zug um den Mund; dessenungeachtet aber hatte sie den Konflikt zwischen antikem Sensualismus und christlichem Spiritualismus, welcher in einer klassisch gebildeten Klosterschwester nothwendig entstehen musste, noch nicht völlig überwunden. Es lodert in ihren Komödien da und dort das Feuer der Sinnlichkeit noch ganz artig auf, und wenn die klösterliche Dichterin nie unterlässt, ihre Stücke zu einem höchst erbaulichen martyrologischen Schlusse zu führen, so wählt sie doch mit Vorliebe sehr bedenkliche Situationen zur Darstellung. Wir haben es bei ihr, wie bei ihrem Vorbilde Terenz, meist mit Lüstlingen und Buhlerinnen zu thun und Verführung und Bekehrung sind ihre wirksamsten Motive. Wo komische Züge vorkommen, sind es sehr handgreifliche, wie wenn z. B. der lüderliche Statthalter Dulcitius nächtlicher Weile in das Haus der heiligen Jungfrauen Agape, Chionia und Irene eindringt, um sie zu entehren, bei seinem Eintritte aber den Verstand verliert, statt der Mädchen Töpfe und Pfannen küsst und sich so das Gesicht garstig beschmiert. Mag man über den ästhetischen Werth dieser Nonnenpoesie urtheilen, wie man wolle, immerhin gibt sie — ihre Authenticität vorausgesetzt — höchst interessante Winke, daß die antike Reminiscenz schon frühzeitig im Mittelalter in die katholisch-romantische Kultur bedeutsam hereinspielte. Hrotsuiths Dramen würden uns auch einen passenden Uebergangspunkt zur Betrachtung der theatralischen Thätigkeit der Kirche im Mittelalter bieten. Da wir aber diesen anziehenden Gegenstand seinem Ursprung und Fortgange nach später in einem eigenen Abschnitte besprechen wollen, so enthalten wir uns billig, die schon hier gebotene Gelegenheit zu ergreifen.

Viertes Kapitel.

Die Zeiten der fränkischen und der schwäbischen Kaiserdynastie.

Ausbau des Papstthums. — Papst und Kaiser. — Die Reichsverfassung. — Mönchische Gelehrsamkeit. — Die Blüthezeit deutsch-mittelalterlichen Kulturlebens unter der Reichsherrschaft der Staufer. — Die beiden Friedriche. — Waiblinger und Welfen. — Die Römerzüge und die Kreuzzüge. — Aufschwung des romantischen Geistes. — Das Ritterthum. — Der Maria-Kult und der Minnedienst.

Auf den großen Dynastieen unseres Landes im Mittelalter lag ein eigener Fluch, welcher ihnen die Dauer versagte. Das karlingische Haus endigte, was Genie und Kraft betrifft, schon mit Karl selber, der sächsische Kaiserstamm sank mit Otto dem Dritten in ein frühes Grab. Ebenso war dem salisch-fränkischen, endlich dem hohenstaufisch-schwäbischen Kaiserhause eine verhältnissmäßig nur kurze Dauer verliehen. Es ist, als arbeitete das Verhängniß mit neidischer Hast, um das bedeutende rasch verschwinden zu machen, wogegen es das jämmerliche und verrottete durch lange Jahrhunderte sich hinschleppen lässt.

Nach des frömmelnden Heinrichs II. zweiundzwanzigjährigem unerquicklichem Regimente wurde durch die Königswahl Konrads II., welche die geistlichen und weltlichen Fürsten auf der Rheinebene bei Oppenheim vornahmen (1024), die salisch-fränkische Kaiserdynastie begründet, die mit dem kinderlosen Heinrich V. im Jahre 1125 erlosch. Der vorragendste Mann dieser Familie war Heinrich III., nach außen ein wahrhafter „Mehrer" des Reichs, nach innen an das Werk der Gründung einer kaiserlichen Erbmonarchie rüstig Hand legend und zugleich der steigenden Macht des päpstlichen Stuhles mit Energie entgegentretend. Sein in blühender Manneskraft erfolgter Tod machte seine großartigen Entwürfe nicht nur zunichte, sondern verhinderte ihn auch, seinen Sohn und Nachfolger, Heinrich IV., zum Erben und Weiterführer dieser Entwürfe zu erziehen. Des vierten Heinrichs Regierung ist nur eine lange Kette von Missgriffen, Unglück und Schmach. In zarter Jugend von den uneinigen Großen hin- und hergezerrt, verdorben, verbittert, brachte der junge König durch hochfahrend unkluge Behandlung der trotzigen Sachsen einen Riß in das deutsche Reich, in welchen der geniale Papst Gregor VII. sofort seine geistlichen Keile trieb.

Dieser gewaltige Mensch Hildebrand darf sicherlich nicht mit dem Maßstabe bornirt protestantischer Kompendienschreiber gemessen werden.

Er steht, aus niedrigem Stande geboren, der erbarmungslosen mittelalterlichen Aristokratie gegenüber wie ein Rächer des unterdrückten Volkes da; er bewies in einer eisernen Zeit die Macht des Geistes, des Gedankens über die materielle Gewalt. Er hat ein, nachmals von Innocenz III. vollendetes, geistiges Gebäude aufgeführt, welches, wenn auch von den Stürmen der Zeit oft bis in seine Grundfesten erschüttert, noch immer aufrecht steht, von dessen Zinnen das Schlüsselbanner päpstlicher Gedankenmonarchie noch immer unbesiegt weht. Vom armen Mönche hatte Gregor zum Kardinal sich aufgeschwungen und als solcher schon die päpstliche Politik mit souveräner Genialität geleitet. Auf seine Eingebungen hin hatte Papst Nikolaus II. das Kardinalkollegium errichtet und diesem die Papstwahl übertragen, welche bisher dem gesammten römischen Klerus und Volk zugestanden, damit dadurch ebenso die Einwirkung des römischen Adels auf diese Wahl wie das Bestätigungsrecht des römisch-deutschen Kaisers zunichtegemacht würde. Nachdem er die Tiara selber errungen, ging Gregor sofort daran, seine Idee, auf Erden ein Gottesreich zu gründen, d. h. die Statthalterschaft Christi, das Papstthum, über alle weltliche Macht, über Kaiser, Könige und Fürsten zu erhöhen, den Papst zum Oberdespoten über die gesammte Christenheit zu machen — in Wirklichkeit zu verwandeln. Die Grundlage, auf welcher er baute, war der römisch-katholische Glaube oder — kürzer gesprochen — die Dummheit der Völker, sein Werkzeug die Kirche. Dieses Werkzeug musste er sich erst zu passendem Gebrauche zuschneiden und zuschleifen. Er that es mit durchgreifender Energie. Er löste die Kirche gänzlich vom Staate und zwar durch drei bedeutsame Maßregeln: durch das Verbot des geistlichen Aemterkaufs (Simonie), durch das Verbot der Besetzung von Kirchenämtern seitens der Landesfürsten (Laien-Investitur), durch das Gebot der Ehelosigkeit der Geistlichen (Cölibat). Sodann spitzte er das auf den berüchtigten falschen isidorischen Dekretalien beruhende Princip der päpstlichen Autorität und Unfehlbarkeit bis zu dessen äußersten Konsequenzen zu, indem er verordnete, daß nur rechtmäßige, d. h. vom Papste berufene Kirchenversammlungen (Koncilien) Giltigkeit besäßen und daß überdies ihre Aussprüche der päpstlichen Machtvollkommenheit stets untergeordnet seien. Endlich wusste er Bann und Interdikt zu hierarchischen Waffen zu machen, welche in jenen glaubenstollen Zeiten wie Blitzstralen trafen und für einzelne Personen wie für ganze Länder eine unermessliche Furchtbarkeit besaßen. So im Innern gefestigt, so nach außen gerüstet, trat das Papstthum dem Kaiserthum unter Heinrich IV. feindlich entgegen. Von der Niederlage des letzteren gibt die Scene von Kanossa Zeugniß, wo der deutsche König barfuß, barhaupt und in das Büßergewand gehüllt, von dem niedriggeborenen römischen Mönche Vergebung erflehen musste (1077), eine Scene, welche, so sehr sie auch das deutsche National-

bewusstsein demüthigt, in wahrhaft großartiger Weise einen Triumph des Geistes über die Materie markirt. Allerdings nahm Heinrich später an Gregor seine Rache; aber des päpstlichen Fluches Gewalt verfolgte doch den Kaiser noch über das Grab hinaus, und wenn auch sein Nachfolger Heinrich V. dem Kaiserthum gegenüber der Papstgewalt wieder größere Geltung verschaffte, so behauptete das Papstthum fortan dennoch ein Uebergewicht, gegen welches thatkräftige Kaiser zwar ankämpfen, das sie aber nicht überwältigen konnten. Daß der Kaiser statt des Schirmvogtes der Kirche, was Karl und Otto I. gewesen, nur ihr erster Vasall sei, war ein Grundsatz geworden, für dessen Bethätigung die ganze Einrichtung der Hierarchie sorgte. Die deutschen Erzbischöfe — es gab sechs Erzbisthümer: Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Bremen, Salzburg — und Bischöfe — es gab in Deutschland fünfunddreißig Bisthümer — waren durch den Lehnseid, welchen sie bei ihrer Einsetzung der römischen Kurie zu leisten hatten, an diese gebunden und der Papst wusste sie durch seine diplomatischen Sendlinge (Legaten), welchen zur Ueberwachung des ganzen Kirchenwesens außerordentliche Vollmachten übertragen waren, geschickt bei Eid und Pflicht zu erhalten, so zwar, daß die deutschen Prälaten ihre Stellung als deutsche Große ob ihrer neuen kosmopolitisch-hierarchischen bald vergaßen oder wenigstens hintansetzten.

Die Reform des Mönchswesens, welche sich im 10. Jahrhundert von dem burgundischen Kloster Kluny aus über Deutschland verbreitete, schuf auch hier dem päpstlichen Stuhl ein stehendes Heer, dessen geistlichen Waffen kaiserliche Lanzen und Schwerter auf die Dauer niemals gewachsen waren. Zu diesem Heere lieferten die neugegründeten Mönchsorden der Cisterzienser, Prämonstratenser und Karthäuser ihre Kontingente, aber die rüstigsten Scharen stellten die im 13. Jahrhundert von dem Asketen Franz von Assisi gestifteten Bettelorden, von deren Hauptstamm, dem Franziskanerorden, später viele Aeste und Zweige ausliefen (Spiritualen, Barfüßer, Kapuziner, Karmeliter u. a.), und der gleichzeitig von dem spanischen Fanatiker Dominikus aufgethane Dominikanerorden. Die Franziskaner beherrschten als eifrige und populäre Seelsorger die Gemüther des Volkes, dem sie in Freude und Leid nahestanden; die Dominikaner bevormundeten die Wissenschaft und ihre Institute, wachten über die Reinerhaltung des katholischen Dogmas und haben als Inquisitoren und Ketzerverfolger ihren Orden verrufen gemacht. Die tausend Fäden des geistlichen Netzes, womit diese Mönchegesellschaften die deutsche Nation umschnürten, liefen in Rom zusammen. Dort hatten die Generale dieser Mönchsmiliz ihren Sitz. Dem General, welcher nur den Papst zum Gebieter hatte, schuldeten die Mitglieder des Ordens unbedingten Gehorsam. Sie waren der Gerichtsbarkeit der Landesbischöfe entzogen und unmittelbar unter die der Kurie gestellt, ein Umstand, der, verbunden mit ihrem

Vorrecht, überall zu predigen und Beichte zu hören, dem Mönchthum einen unverhältnissmäßig großen Vorrang vor der Weltgeistlichkeit sichern musste.

Unter den salisch-fränkischen Kaisern traten in festeren Formen in Deutschland staatliche Einrichtungen hervor, welche hier kurz zu berücksichtigen sind. Das von den Großen gewählte Reichsoberhaupt führte den Titel eines deutschen Königs, welchen es erst bei seiner Krönung in Rom mit dem Kaisertitel vertauschte. Die obersten Normen der Reichsverwaltung, die Entscheidungen der Reichspolitik wurden mit Zuziehung der Reichsfürsten auf den Reichstagen geschöpft und gefasst. Dem Könige zunächst standen die Reichsprälaten und Reichsbarone, unter welchen letzteren die Herzoge den ersten Rang einnahmen, während unter den ersteren die Inhaber der Erzstifte Mainz, Köln und Trier durch Macht und Ansehen vorragten. Zählt man zu diesen Großen noch eine Menge größerer und kleinerer Dynasten, geistlicher und weltlicher Herren und rechnet man hinzu den immer entschiedener nach Selbstständigkeit ringenden dritten Stand, das Städtebürgerthum, so ergibt sich als Summe ein so vielgegliederter, in so losem Zusammenhange stehender Staatsorganismus, daß es mit einem Wunder hätte zugehen müssen, wenn derselbe mit seiner schwerfälligen Verfassung der streng einheitlichen Macht römischer Hierarchie gewachsen gewesen wäre. Besondere Achtsamkeit wendete die waffenklirrende Zeit der fränkischen Heinriche der Ausbildung des Heerbannes zu. Das Reichsheer war eingetheilt in sieben Harste oder, wie der eigenthümliche Ausdruck lautete, in sieben Heerschilde. Die vier ersten dieser Heerschilde hob der hohe Adel: der König, die geistlichen Fürsten, die weltlichen Fürsten, die Grafen und Freiherren; den fünften der Stand der Mittelfreien, welche der hohen Aristokratie nicht ebenbürtig waren, jedoch Freie zu Vasallen haben konnten; den sechsten die gemeinfreie Reiterschaft (Ritterschaft), den siebenten hoben alle Freien, d. h. alle, die nicht hörig oder unehelich geboren waren.

Von den Kulturbestrebungen der salisch-fränkischen Periode ist nicht viel zu sagen. Sie musste sich im besten Falle damit zufrieden geben, das unter den Ottonen errungene nicht wieder einzubüßen. Von den Werken mönchischer Gelehrsamkeit sind Uebertragungen aus der alten Literatur, wie die des aristotelischen Organon und der philosophischen Trostgründe des Boëthius, als nicht unwichtig zu bezeichnen, insofern sie beweisen, daß die literarischen Schätze des Alterthums allmälig aus dem Staube der Vergessenheit wieder erstanden. Die ausgezeichnetsten Köpfe fuhren fort, die lateinische Geschichtschreibung zu pflegen. So der vielseitige, sprachgewandte reichenauer Mönch Graf Hermann von Veringen (H e r m a n n K o n t r a k t u s, st. 1054) und der rhetorisch glatte L a m b e r t von Aschaffenburg (st. 1077?), dessen Chronik, früher als

die Hauptquelle der Geschichte Heinrichs IV. geltend, klärlich beweist, wie weit die Kunst historischer Falschmünzerei damals schon gediehen war; — so im folgenden Jahrhundert der Verwandte und Biograph Friedrich Barbarossa's, der Bischof Otto von Freisingen (st. 1158), welchen freilich der Vorwurf, seinen Helden idealisirt zu haben, nicht ganz mit Unrecht trifft. Die originale Hervorbringung lag vom 10. Jahrhundert an bis in die Mitte des 12. in den Klöstern völlig brach, denn die Masse der Geistlichkeit hatte weit mehr Anlage und Lust zu politischer Intrike, zum Waidwerk mit Hunden und Falken, zu grobsinnlichen Freuden am Zechtisch, Würfelbrett und im Nonnenbett als zu dichterischer Beschäftigung mit der Muttersprache. Außerdem musste die Nation die Elemente der neugewonnenen Weltanschauung, die katholisch-romantische Kultur erst in sich verarbeiten einestheils, anderntheils bedeutsame Anregung von außen erfahren, bevor in ihrer Mitte eine neue Dichtung aufblühen konnte. Nachdem jene Verarbeitung vor sich gegangen, gaben im Zeitalter der Staufer die Kreuzzüge diese Anregung.

Die Reichsherrschaft der hohenstaufischen (schwäbischen) Kaiserdynastie (1138—1254) bildet die eigentliche Blüthezeit deutsch-mittelalterlichen Kulturlebens. Aus kleinen Anfängen schwangen sich die Staufer mit außerordentlicher Raschheit zu herzoglicher, königlicher, kaiserlicher Größe und welthistorischer Bedeutung auf. Noch zeigt man dem Wanderer beim Dorfe Wäschenbeuern in Schwaben das Mauerwerk des bescheidenen Burgstalls, welcher des berühmten Geschlechtes Wiege gewesen (das „Wäscherschlößle"). Von Beuern (Büren) führte es auch zuerst seinen Namen, bis das kühnaufstrebende von dem benachbarten Berge Hohenstaufen, wohin es seinen, nachmals im Bauernkriege zerstörten Wohnsitz verlegte, eine Familienbenennung annahm, die unvergänglich in das Buch der Geschichte eingetragen werden sollte. Schon der erste Staufer von historischer Geltung tritt als Eidam eines Kaisers (Heinrichs IV.) und als Herzog von Schwaben vor uns. Sein Sohn Konrad eröffnet, zum deutschen König erwählt auf dem Reichstage zu Koblenz 1138, die Reihe der königlichen und kaiserlichen Fürsten seines Stammes, welcher mit Konradins Mord auf dem Schaffot in Neapel (1268) und mit König Enzio's Tod im Kerker von Bologna (1272) erlosch, nachdem er in den beiden Friedrichen seine edelsten Blüthen getrieben hatte. Die Erinnerung an Friedrich Barbarossa's gewaltigen Herrschergeist lebt unverwischbar im Herzen des deutschen Volkes, dessen Phantasie ihn, wie vormals den großen Karl, zu einem halbmythischen Heros stempelte, welcher dereinst aus seinem Zauberschlaf im Kyffhäuser erwachen und des deutschen Reiches Herrlichkeit wiederbringen würde. Friedrichs II. Gestalt umfließt ein eigenthümlicher Nimbus. Er war für seine Person ein über die Befangenheit und Beschränktheit seiner Zeit weit erhabener Mensch, für das schöne im Leben und in der Kunst höchst empfänglich,

einer freieren Weltanschauung lebhaft zugethan, für die farbenhelle Welt des Südens eingenommen, ein kühner Selbstdenker, eine durch und durch liebenswürdige Persönlichkeit, liebenswürdig sogar in seinen Schwächen, groß im Unglück. Wir dürfen uns aber hier nicht verleiten lassen, die Geschichte der Hohenstaufen auch nur im Umrisse zu zeichnen, und müssen uns begnügen, anzumerken, warum diese große Dynastie dennoch so wenig bleibendes für die politische Weltstellung Deutschlands zu stande gebracht hat.

An das aufblühen des staufischen Geschlechtes knüpfte sich der Streit zwischen den Waiblingern und Welfen, welcher Deutschland und nachmals auch Italien in zwei große Parteien schied. Das im Besitze von Sachsen und Baiern mächtige Haus Welf trat der Erhebung der Staufer auf den deutschen Thron mit den Waffen entgegen. Bei der Belagerung von Weinsberg — ein Name, welcher mit dem, freilich unhistorischen, Sagenruhm deutscher Frauentreue für immer verbunden ist — durch König Konrad III. wurden zuerst die berühmten Schlachtrufe: Hie Waibling! (von dem staufischen Städtchen Waiblingen an der Rems?) und: Hie Welf! vernommen, welche diesseits der Alpen und jenseits (Ghibellinen und Guelfen) so lange die Losungen eines unglückseligen Parteihaders sein sollten. Der heldischen Energie Friedrichs des Rothbarts und der rücksichtslosen Härte seines Sohnes Heinrichs VI. wäre es wohl gelungen, des Welfenthums, obgleich sich mit demselben die päpstliche Politik verband, Meister zu werden und damit der Zersplitterung des Reiches durch die hohe Aristokratie überhaupt ein Ende zu machen. Allein einestheils waren die Hohenstaufen selbst zu hocharistokratisch gesinnt, um zur Begründung eines absoluten einheitlichen Königthums in Deutschland des passendsten Mittels sich zu bedienen, d. h. sich mit dem frischaufstrebenden städtischen Bürgerthum, also mit dem „Volk“ von damals, zu Schutz und Trutz gegen die Adelsanarchie auf's engste zu verbünden; anderntheils war ihr Geist und Gemüth von der Idee des römischen Kaiserthums so erfüllt, daß sie alles an die Verwirklichung derselben setzten. Während daher in Frankreich durch ein Kompromiß des Königthums mit dem Volke die Aristokratie unterdrückt und die absolute Monarchie begründet wurde, während in England durch ein Kompromiß des Adels mit dem Volke das Königthum beschränkt und der Grund zur konstitutionellen Monarchie gelegt ward, verschwendeten selbst unsere gewaltigsten Kaiser Deutschlands beste Kräfte im Dienste einer Phantasie, welche die bittersten Erfahrungen nicht zu zerstören vermochten. Statt sich zu deutschen Alleinherrschern zu machen, irrwandelten sie, wie weiter oben schon bemerkt worden, dem Traumbild einer römisch-kaiserlichen Weltmonarchie nach, welche schon die immer schärfer hervortretende Scheidung der verschiedenen Nationalitäten zu einem Undinge machte. Statt das lohnendste

zu thun, nämlich einen deutschen Staat innerlich auszubauen, wollten sie schlechterdings der Fremde, Italien, das Joch einer Herrschaft auflegen, welcher daheim jeden Augenblick durch eine rebellische Aristokratie Erschütterung und Umsturz drohte. Daher ihre unerquickliche Zwitterstellung zwischen Deutschland und Welschland, dessen republikanische Städtefreiheit sie mit blindwüthendstem aristokratischem Hochmuthe zu Boden traten, ein Hochmuth, der die italischen Republikaner dem Papst in die Arme trieb, welcher sie dann an ihren Drängern rächte; ein Hochmuth, welcher um der Illusion der römischen Kaiserkrone willen selbst eine so schnöde Ehrlosigkeit nicht scheute, wie die Auslieferung des trefflichen Reformators Arnold von Brescia durch den Rothbart an seinen päpstlichen Henker eine war.

Wie zahlreiche Fehler aber auch die Staufer begingen, wie bedauerlich ihre Missgriffe waren, soviel ist ausgemacht, daß die Kraft und Herrlichkeit ihres Regiments die ganze Romantik des Mittelalters auf allen Gebieten zum blühen brachte. Es lag in ihnen selbst, aller politischen Berechnung zum Trotz, ein tiefromantischer Hang und Drang, ein Streben nach idealer Heldengröße, nach südlich-sonniger Prachtentfaltung des Lebens, ein brennendes trachten nach Ruhm und Unsterblichkeit. Eine schwellende Ader von Poesie durchpulst ihre ganze Geschichte, die zur grandiosesten Tragödie zu gestalten vielleicht einem deutschen Shakspeare der Zukunft vorbehalten sein mag. Die Machtfülle, zu welcher namentlich Friedrich I. das deutsche Reich erhoben, befähigte die Nation zu einem auf vermehrten materiellen Wohlstand sich stützenden geistigen Aufschwung, der in Kunst und Poesie unvergängliche Werke geschaffen hat. Schon die hohenstaufischen Römerzüge mussten den beschränkten Horizont der Deutschen mächtig erweitern und erhellende und erwärmende südliche Schönheitsstralen in die dumpfe Monotonie nordischer Möncherei leiten. In noch höherem Grade jedoch wurden die Kreuzzüge einflussreich, deren ja die Staufer mehrere persönlich anführten. Die Kreuzzüge, eine umgekehrte Völkerwanderung, brachten die christkatholisch-romantische Weltanschauung auf ihren Höhepunkt, indem sie dem abendländischen Waffenthum eine religiöse Seele einhauchten, der europäischen Kampflust ein idealisches Ziel gaben, die ganze Christenheit zu einem großartigen Unternehmen vereinigten und nach allen Seiten hin der materiellen und geistigen Regsamkeit und Unternehmungslust neue Bahnen aufschlossen. Der Orient bewies damals noch einmal seine alte Befruchtungskraft; denn unberechenbar waren die Nachwirkungen dessen, was die Kreuzfahrer im Morgenlande gesehen und gehört hatten. Die ganze Fülle orientalischer Phantastik und Symbolik ergoß sich über das Abendland und inspirirte die Poesie zur Schöpfung einer Wunderwelt, die sich farbenprangend ob der rauhen Wirklichkeit wölbte und in deren Atmosphäre selbst eine in seinem eigentlichen Wesen so eisern materielle

Erscheinung, wie das germanische Kriegerthum war, eine poetische Gestalt gewann, indem es sich zum Ritterthum idealisirte.

Das Ritterthum ist das sociale Produkt der Romantik. Nationaldeutscher Ursprung geht ihm ab, denn wenn aus dem allerdings schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Deutschland ausgebildeten Reiterdienst die Pflanzschule des späteren Ritterthums gemacht werden will, so ist entgegenzuhalten, daß von dem Konventionellen des letzteren im ersteren keine Spur sich findet. Reisiger oder Ritter war im deutschen Reiche vor den Kreuzzügen jeder, welcher, mit Panzer und Halsberg, Helm und Schild, mit Schwert und Lanze auf eigene Kosten ausgerüstet, zu Pferde dem Aufrufe zum königlichen Heerbanne folgte. Von einem Ritterstand als solchem war demnach in jener Zeit noch gar keine Rede, wenigstens in Deutschland nicht. Wir haben die erste Ausbildung des Ritterthums als eines gesellschaftlichen Instituts überhaupt auswärts zu suchen, vornehmlich im südlichen Frankreich und in Spanien, wo die häufige Berührung mit dem gesellig und künstlerisch verfeinerten Maurenthum zuerst zur Ausschmückung des Lebens mit den Reizen höherer Geselligkeit Veranlassung gab. Der blühende Zustand jener Gegenden, die heitersinnliche Beweglichkeit ihrer Bewohner, der anmuthige Einfluß südlicher Frauenschönheit, das enthusiastische Interesse an heldischer Fabelei und fröhlicher Liederkunst rief bald gewisse Formen und Bräuche adeligen Verkehrs in's Leben, aus welchen sich allmälig das Gesetzbuch ritterlicher Konvenienz zusammensetzte. Der Kampf um das heilige Land verlieh dieser Konvenienz eine religiöse Weihe, welche in den geistlichen Ritterorden (Johanniter, Templer, Deutschherren) das christliche Mönchthum und das christliche Kriegerthum in eins verschmolz. Die bedeutende Stellung, welche diese geistlichen Ritterorden in Bälde sich errangen, half der in den Kreuzzügen aufgekommenen Vorstellung von dem christlichen Ritterthum als von einem idealen Orden zu immer größerer Verbreitung und Geltung, welche sich auch in Deutschland stark bemerkbar machte, sobald die im ersten und zweiten Kreuzzug stattgehabten Berührungen des deutschen Adels mit dem französischen ihre natürlichen Rückwirkungen äußerten. Die Kirche säumte nicht, das religiöse Moment, welches die Kreuzzüge in das Ritterthum gebracht, auch formell gewichtig zu machen, indem sie die Aufnahme in den Ritterorden mit kirchlichen Ceremonien umgab. Der Aufzunehmende mußte sich mit Gebet und einer nächtlichen Wache an geheiligter Stätte (Waffenwache, veille des armes), sowie durch Beichte und Kommunion auf den feierlichen Akt vorbereiten. Mit einem weißen Gewande angethan wie ein Täufling empfing er vor dem Altar knieend aus den Händen des Priesters das Ritterschwert. Dann legte er in einem Kreise von Rittern und Damen die Rittergelübde ab, die Kirche nach Kräften zu ehren und zu vertheidigen, dem Landesherrn „treu, hold

und gewärtig" zu sein, keine ungerechte Fehde zu führen, Wittwen und Waisen zu schützen u. s. f. Hierauf wurde er mit Panzer, Arm- und Beinschienen und Waffenrock bekleidet, die goldenen Sporen wurden ihm angeschnallt, seine Hüfte ward mit dem ritterlichen Wehrgehenk umgürtet und dann erhielt er in knieender Stellung von einem Ritter den Ritterschlag mittels dreier Schläge des blanken Schwertes auf die Schulter. Zuletzt überreichte man ihm Helm, Schild und Lanze, führte sein Pferd vor und auf dieses musste er sich ohne Hilfe des Steigbügels in voller Waffenrüstung schwingen und dasselbe verschiedene Schwenkungen machen lassen. Alles das hatte natürlich symbolische Bedeutung. Der „Ritterschlag" sollte ein Zeichen sein, daß nach ihm kein Schlag mehr geduldet werden dürfte, u. s. f. Gewöhnlich wurde der Ritterschlag in so feierlicher Weise nur bei großen Hof- und Kirchenfesten ertheilt, in einfacherer Form jedoch auch vor Beginn einer Schlacht oder auf ersiegter Walstatt. Vorschule zur Ritterschaft war der Dienst als Knappe (Knabe), welchen die jungen Adeligen im Gefolge eines Ritters thaten. Fürstliche Höfe wurden mit Vorliebe zu solcher Schule gewählt und dort hießen die Knappen Edelknaben (Pagen), mit welcher Benennung sich freilich später ein mehr specifisch höfischer als kriegerischer Begriff verband. Vom 12. Jahrhundert an war adelige Geburt, direkte Abstammung von einem Ritter (Ritterbürtigkeit) Grundbedingung bei der Aufnahme in's Ritterthum, obgleich schon frühzeitig Ausnahmen stattfanden. Politische Rechte, wie der Erb- und Beneficienadel verlieh, brachte der Ritteradel anfänglich nicht mit sich und erst später wurden ihm neben den Ehrenrechten auch staatsbürgerliche zu Theil. Weil aber das Ritterthum der Ausbildung des Begriffes persönlicher Ehre, des Ehrenpunktes, der Standesehre außerordentlich günstig war, so drängte sich bald der Adel eifrigst zur Ritterwürde, um dieser idealen Standesehre theilhaft zu werden. Mit der Ausbildung des Point d'honneur hing die Entwickelung der ritterlichen Anstandslehre, deren Regeln und Vorschriften man in dem Worte Courtoisie („Höfischkeit") zusammenfasste, auf's genaueste zusammen. Einen wesentlichen Theil der Courtoisie machte der Frauendienst aus, welcher freilich in dem durch die Kreuzzüge ungemein geförderten Mariakultus eine religiöse Wurzel hatte. Wenn man nun bedenkt, wie naiv sinnlich dieser Kultus aufgefasst wurde — ich erinnere nur an die mittelalterlichen Gemälde, welche die Madonna darstellen, wie sie besonders verdienten und begünstigten Frommen ihre Brüste zum Trinken reicht — so wird man sich unschwer erklären können, daß die von seiten des Ritterthums der Muttergottes geweihte Verehrung mit Leichtigkeit auf das ganze schöne Geschlecht übertragen wurde. Der in Deutschland mit besonderer Innigkeit gepflegte Minnedienst ist die schönste Seite des Ritterthums. Seinen höchsten Glanz entfaltete es in den Turnieren (v. franz. tourner) mit ihren Ahnen-

und Schildproben, aus welchen sich die lächerlich wichtigen Wissenschaften der Genealogie und Heraldik entwickelten. Wir werden auf die Turniere im folgenden Kapitel zurückkommen. Aus dem bisher gesagten aber ergibt sich, daß das Ritterwesen vier Momente in sich schloß: ein religiöses (das Verhältniß zur Kirche), ein politisches (das Verhältniß zum Lehnsherrn), ein ethisches (das Verhältniß zur eigenen und zur Ordensehre), ein erotisch-geselliges (das Verhältniß zu den Frauen). Demnach wird das Ritterthum in seiner Blüthezeit ganz gut charakterisirt durch die bekannte französische Devise: „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich!"

Fünftes Kapitel.

Die höfisch-ritterliche Gesellschaft.

Die Burgen (Höhenburgen, Wasserburgen, Burgställe, Hofburgen). — Aeußere und innere Gestalt und Einrichtung derselben. — Hausrath. — Speise und Trank. — Tracht und Mode. — Bild einer modischen Dame. — Luxus. — Die Erziehung. — Gastrecht, Reiseart, gesellige Sitte. — Frauenleben und Frauendienst. — Episode vom deutschen Don Quijote. — Liebesverkehr. — Feste. — Tanz und Reigen. — Reichstage. — Turniere. — Hochzeiten. — Sinken des Ritterthums. — Verwilderung.

Wir betrachten in diesem und den nächstfolgenden Abschnitten die Gesellschaft des Mittelalters während seiner Glanzperiode und in seinem Versinken bis gegen die Reformationszeit hin. Weil das Ritterthum der eigentlich repräsentirende Stand des Mittelalters war, werden wir zuerst das ritterliche Leben uns vergegenwärtigen müssen und sodann dessen schönste Blüthe, unsere mittelalterlich-romantische Literatur, näher beleuchten. Hierauf soll uns das kirchliche Leben in seinen bedeutendsten Erscheinungen beschäftigen, woran die Betrachtung mittelalterlicher Kunst und Wissenschaft zwanglos sich reihen mag. Weiterhin kann das Kriegs- und Rechtswesen nicht unberücksichtigt gelassen werden und darf das Städtewesen unsere volle Aufmerksamkeit verlangen. Auch die bäuerlichen Zustände heischen wenigstens einen Blick des Mitleids. Endlich soll eine kurze Skizze des politischen Ganges deutscher Geschichte von dem staufischen Zeitalter bis abwärts zur Reformation dem ersten Buch unseres Werkes zum Schlußsteine dienen.

Wollen wir uns den Sitzen der höfisch-ritterlichen Lebenskreise nähern, welche wir zunächst zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, so müssen wir hügelan steigen oder auch die Thalniederungen entlang wandeln, um Seebuchten oder Flussinseln aufzusuchen. Denn wenn ein neuromantischer Dichter die „Alten, die Ritter des herrlichen Landes, auf Bergeshöhn“ wohnen lässt, so passt das wohl auf die meisten, nicht aber auf alle Fälle. Neben den Höhenburgen gab es nämlich auch Wasserburgen, und wie dort Isolirtheit durch Hügel und Fels, so war hier Absperrung mittels eines breiten, von einem nahen See oder Fluß gespeisten Wassergrabens Grundbedingung der Bergefähigkeit einer Burg. Daß sie im stande sei, ihre Besitzer zu bergen, das war der Punkt, von welchem der Erbauer ausging. Wenn also das Wort Burg hinreicht, in jugendlich poetischen Gemüthern allerlei à la Fouqué auf Goldgrund gar minniglich gemalte Bilder von ritterlichem Leben hervorzurufen, so erweckt es dagegen in dem Historiker die Erinnerung an eine eiserne Zeit, in welcher sich die Menschen gegen einander möglichst absperrten und verwahrten und zwar mit gutem Grunde. Nicht bloß jedoch ihre Lage auf Höhen oder in der Ebene bedingte eine Unterscheidung zwischen den ritterlichen Wohnsitzen, sondern auch ihr größerer oder geringerer Umfang, sowie ihre einfachere oder reichere innere Ausstattung. Der ärmere ritterschaftliche Adel musste sich mit Erbauung und Bewohnung einer kleineren Burg, eines sogenannten „Burgstalls“, begnügen; die reicheren Dynasten bauten geräumige „Hofburgen“, und weil die Scenen der mittelalterlichen Rittergedichte meist in solche verlegt sind, haben sich unserer Phantasie nur Prachtbilder von jenen Wohnungen eingeprägt, welchen die Wirklichkeit nur in den seltensten Fällen oder wohl gar nie entsprach.

Die äußerste Ummauerung einer stattlichen Burg bildeten die sogenannten Zingeln. Zwischen oder neben zwei niedrigen und etwas vorstehenden, zur Vertheidigung dieses Außenwerkes bestimmten Thürmen war der Thoreingang angebracht. Hatte man dieses Außenthor passirt, so beschritt man den Zwingelhof oder Zwinger, auch Viehhof geheißen, weil sich hier die Wirthschafts- und Stallgebäude befanden. Zwischen dem Zwinger und der eigentlichen Burg lag ein tiefer Graben, der rundher um die letztere lief und mittels einer Zugbrücke oder bei Wasserburgen mittels einer Schiffbrücke überschritten wurde. So gelangte man zu einer Pforte, über welche eine mit Wintbergen bekrönte Mauer aufragte. Diese „Wintberge“ — so geheißen, weil daselbst das zum aufwinden der Zugbrücke und des Fallgatters bestimmte Hebewerk geborgen war — waren mit einem schmalen Dache versehen, unter welchem ein gegen die Burg zu offener Gang hinlief, welcher die Wer oder auch die Letze hieß. Die Pforte hinter der Brücke führte in einen hallenartigen

Durchgang, welcher mittels eines Fallgatters versperrt werden konnte und sich auf den Burghof öffnete. Dieser innere oder Ehrenhof war in wohlgebauten Burgen mit einem Rasenplatz, einem Brunnen und einer Linde geschmückt, dem Lieblingsbaum der ritterlichen Romantik und überhaupt des deutschen Volkes, wie für jene unser Minnegesang, für dieses unsere Volksliederdichtung beweist. Den inneren Hof umschlossen die eigentlichen Burggebäude, wovon insbesondere zwei vortraten: der oder das Palas (palatium, palais, Pfalz), auch Herrenhaus genannt, und der Berchfrit (berfredus, beffroi), ein hoher Wartthurm, welcher getrennt von den übrigen Baulichkeiten an der Mauer aufragte, dem Burgwart zur Wohnung und Ausschau diente und bei Erstürmung der Burg den Insassen einen letzten Zufluchtsort bot. Der Berchfrit war der Kern der ganzen Burg und wurde für so unumgänglich nöthig erachtet, daß wohl schwerlich eine ritterliche Behausung ohne eine solche Warte zu finden war, während dagegen sehr oft die ganze Burg nur aus dem Berchfrit und einer mit Letze und Pforte versehenen Ringmauer bestand. Das Palas in größeren Burgen hatte einen Hauptraum und verschiedene Kemenaten (Kammern). Jener war in den Burgen, was in den modernen Palästen der große Empfangssal ist, die eigentliche Fest- und Ehrenlokalität. Man ließ es sich daher angelegen sein, diesen Raum möglichst bequem und schmuck einzurichten. Bei festlichen Gelegenheiten wurde er mit Teppichen belegt und wurden die Wände mit „Rückelachen" (gewirkten Tapeten) beschlagen. In der Blüthezeit bestreute man den Fußboden auch mit Blumen, sonst mit Binsen. An den Wänden hin zogen sich breite Bänke, worauf Kultern (Matratzen) oder Pflumiten (Federkissen) lagen. Das vom Palas im engeren Sinne gesonderte Frauenhaus („der frouwen heimliche") hieß die Kemenate par excellence und enthielt zum wenigsten drei Räume: eine Stube, welche der Schauplatz traulichsten Familienverkehrs und zugleich das Schlafgemach der Herrin vom Hause war, dann ein Gemach, worin die Hausfrau mit ihren Dienerinnen weiblicher Handarbeit oblag, und endlich eine Mägdeschlafkammer. Neben den bisher erwähnten Räumlichkeiten, wozu noch Küche, Keller und Vorrathsgaden kamen, durfte einer rechten Burg auch die Kapelle nicht fehlen, sowie schließlich nicht zu vergessen sind die Lauben (Louben, Liewen), da und dort in die dicken Mauern eingelassene und gewölbte Fensternischen mit steinernen Sitzen, von wo die Frauen gern in's Land ausblickten.

Den Hausrath der ritterlichen Wohnungen haben wir uns je nach dem Vorschritte der Zeit oder dem Reichthum des Burgherrn und dem Geschmacke der Burgfrau mehr oder weniger vollständig, reich oder kärglich, zierlich oder plump vorzustellen. Im allgemeinen war das Geräthe aus hartem Holz mehr dauerhaft als elegant gearbeitet. Doch finden

wir an Tischen, Stühlen, Bänken und Kleidertruhen, welche letztere die Stellen unserer Kommoden vertraten, viel fleissige Schnitzarbeit. Es gab auch Arm- und Lehnsessel aus kostbarem Maserholz mit weicher Polsterung, vornehmer Gäste Ehrensitze. Den Betten widmete man große Sorgfalt. Zu dem mächtigen Quadratgestell des ehelichen Lagers oder des Gastbettes — oft war es ein und dasselbe — führten eine oder mehrere Stufen empor und gewöhnlich war es mit einem „Himmel“ überwölbt, von dessen Rändern Gardinen herabhingen. Das Bett selbst bestand aus fünf Stücken, der Kulter (s. o.), dem Pflumit (s. o.), dem Ohrkissen, dem Leilachen (linde Wat) und der Decke (Deckelachen). Die Koch- und Speisegeräthschaften hatten keine von der jetzigen sonderlich abweichende Form; doch musste sich der ritterliche Esser mit Löffel und Messer begnügen, denn der Gebrauch von Gabeln kam bekanntlich erst am Ende des 16. Jahrhunderts auf. Zur Kost lieferten Wald und Fluß, Feld, Obst- und Gemüsegarten ihre Beiträge. An gewöhnlichen Tagen waren die Speisen sehr einfach zubereitet und bestanden zumeist aus gesalzenem und geräuchertem Fleische, Hülsenfrüchten und Kohl; bei festlichen Anlässen dagegen zeigte die mittelalterliche Kochkunst, daß sie keine primitive mehr war. Da bogen sich die Tafeln unter stark gewürzten Leckerbissen und wunderlich vielartig gemengten Brühen, unter künstlich geformten Backwerken und allerhand „Eingemachtem“. Der Tisch war während der Mahlzeit mit einem weit über die Ränder herabhängenden Tuche bedeckt, mitten auf der Tafel stand das Salzfaß und um dasselbe waren Brote in verschiedener Laibform gelegt. Bevor man sich zum essen niedersetzte und manchmal auch wiederholt während desselben wurde Handwasser sammt Handtüchern herumgereicht.

Die Geschichte der deutschen „Nationalneigung“ zum trinken ist im Mittelalter um ein gewaltig großes Kapitel bereichert worden. Die geistigen Getränke, welche man genoß, waren Wein, Bier, Meth, Aepfel- und Birnenmost, sowie Branntwein. Der Weinbau erstreckte sich im späteren Mittelalter in Deutschland über weit größere Landstriche als heutzutage und wurde in nördlichen und östlichen Gegenden getrieben, wo es jetzt schon lange keine Rebengärten mehr gibt. Dort war der berühmte „Saurier“ zu Hause, dessen Verwandtschaft mit dem Essig die allernächste. Um die besseren Sorten der besser gelegenen Weingaue genießen zu können, musste man schon zu den Reichen gehören; in Süddeutschland jedoch war der Wein auch Volksgetränk. Auf „alte“ Weine wurde übrigens nicht viel gehalten. Man trank den Rebensaft zumeist in seiner Jugend, in allen Stadien der Gährung, sowie als „firnen“, d. h. als einjahralten Wein. Soweit er Landesprodukt, wurde er älter überhaupt selten getrunken. Unter „Landweinen“ verstand man alle einheimischen im Gegensatze zu den aus der Fremde geholten. Vor allen „Landweinen“

hatten der Rheinwein und der Elsasserwein den Preis. Im allgemeinsten Sinne unterschied man zwei deutschheimische Traubenblutsorten, den Frankenwein und den Hunnenwein; der erstere war aus französischen, der zweite aus ungarischen Rebenarten gezogen. (Doch könnte es auch scheinen, fränkischer Wein habe durchweg weißen, hunnischer dagegen rothen bedeutet.) In der vornehmen Gesellschaft waren „welsche“, d. h. französische und italische Weine beliebt, noch mehr aber griechische („Malvasier“, „Muskateller“, „Romanij“). Selten trank man aber diese Weine rein, sondern mit allerhand Würzwerk gemischt, und dieser Mischmasch hieß wunderlich genug Lautertrank („Lutertrank“). Auch die Frauen pflegten dem Wein unzimpferlich zuzusprechen, wie ja heute noch mit bemerkenswerther Tapferkeit die Engländerinnen thun. Was das Bier angeht, so gehörte die Brauung desselben im früheren Mittelalter zu den übrigen Haushaltssorgen; denn jeder Haushalt bereitete sich seinen Bedarf selber, d. h. zu den anderweitigen fraulichen Arbeiten kam noch die des bierbrauens. Erst später wurde die Bierbrauerei ein selbstständiges Gewerbe und zwar natürlich zuerst in den aufblühenden Städten. Am frühesten kam das Braugewerbe in den Niederlanden in Gang und Schwang, doch hat es auch in Köln schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts geblüht. Im 14. Jahrhundert trieben Hamburg, Lübeck und Bremen bereits einen starken Ausfuhrhandel mit selbstgebrauten Bieren nach den nordischen Ländern. Das Bier wurde übrigens im Mittelalter nicht etwa ausschließlich aus Gerstenmalz und Hopfen bereitet — (die erste Erwähnung des Hopfens fällt noch in die vorkarlingisch-fränkische Zeit) — sondern auch aus Weizen und Hafer. Aepfel- und Birnenmost waren schon zur karlingischen Zeit im Gebrauche. Der mittelalterliche Meth bestand in seiner einfachsten Form aus verdünntem Honig, in seiner künstlicheren war er eine Art Likör, gemischt aus Honig, Wein, Bier, Kräuterextrakten und Gewürzen. Vom frühesten bis in's späteste Mittelalter hatten von allen Wein- und Bierkellern die Klosterkeller den besten Ruf. Die Veredelung der vaterländischen Weinzucht war und blieb eine Hauptsorge und ein Hauptverdienst der deutschen Möncherei. Der Branntwein („aqua vitae“) galt noch lange nach seiner Erfindung nur für eine Arznei; erst im 15. Jahrhundert ist er dann in Deutschland in die Reihen der übrigen geistigen Getränke eingetreten.

In den germanischen Wäldern hatte man aus Trinkhörnern getrunken. An die Stelle derselben waren dann rohgeformte Becher aus Holz und Zinn getreten und in der höfisch-ritterlichen Zeit wurden diese in vermöglichen Häusern durch zierlich oder auch abenteuerlich gestaltete Trinkgefäße aus Gold, Silber und Kristall ersetzt. Schon der meist sehr bedeutende Umfang derselben gibt Zeugniß von den Leistungen jener Zeit im trinken. Die „ritterlichen“ Humpen fassten 1½ bis 2 Maß. Der

steigende Luxus liebte es, den Vorrath eines guten Hauses an Kannen, Pokalen und kostbaren Gefässen aller Art auf einem neben dem speisebesetzten Tische angebrachten staffelförmigen Gestelle, der sogenannten „Tressur", zur Schau zu stellen. Gar hübsch war der Brauch, die Tafel mit Blumen zu bestreuen und Blumen, besonders Rosen, in Guirlanden über dem Speisetisch aufzuhängen. Auch die Häupter der Gäste waren oft mit Blumenkränzen geschmückt. An jedem Tage wurden zwei Hauptmahlzeiten gehalten, Frühmahl und Spätmahl. Für beide war anfangs die Bezeichnung „Imbiz" bräuchlich, doch verblieb dieselbe später insbesondere dem Morgenessen. Nach diesen zwei Hauptmahlzeiten bestimmte sich die Eintheilung von Tag und Nacht. Die Stunden vom Nachtessen bis zur Frühmesse galten für die Nacht, die zwischen Frühmahl und Nachtmahl zwischeninneliegenden machten den Tag aus, welcher den Geschäften, den Fehden, der Jagd, den Waffenübungen der Männer, den Haus- und Handarbeiten der Frauen gewidmet war, während die Nachtzeit außer dem Schlaf auch noch dem anhören von Musik und Poesie, der geselligen Plauderei, dem Zechgelage, dem Würfel- und Schachzabelspiel und der Tanzfreude Raum gewährte. Bevor man zu Bette ging oder auch im Bette selbst nahm man den aus Wein bestehenden Schlaftrunk, wozu man Obst genoß.

Gegenüber unserer jetzigen prosaisch-einförmigen Männertracht und unserem oft halb oder ganz tollen Damenanzug war die Tracht der höfisch-ritterlichen Gesellschaft, soweit sie vor geschmacklosen oder sittenlosen Ausschreitungen sich wahrte, ganz gewiß eine poetische, zuweilen prächtige, immer farbenhelle. Es war jetzt schon lange nicht mehr die Zeit, wo die Deutschen in ihrer Kleidung jene waldursprüngliche Einfachheit zeigten, wie Tacitus sie beschrieben hat; doch waren aus jenen Tagen zwei Hauptstücke des Anzuges in die Ritterzeit herübergekommen, Leibrock und Mantel. Aber der deutsche Handel, im 11., 12. und 13. Jahrhundert allmälig mit Italien und Spanien, mit Byzanz und dem Orient, mit dem Westen und Norden in Verbindung getreten, hatte durch die aus der Fremde gebrachten Produkte die einheimischen Gewerbe zu wetteifernder Thätigkeit angereizt und wie überall, wo ein Volk aus der wilden Freiheit der Naturzustände in die behaglichere Ordnung der Civilisation übergeht, erwachte auch in Deutschland der Schönheitssinn und sprach sich nicht allein in Dichtung und Kunst, sondern auch in der häuslichen Einrichtung und in der Kleidung aus.

Die Kleidungsstoffe waren Leinwand, deren feinste, sehr hoch geschätzte Sorte, den sogenannten Saben, man aus byzantinischen Webstätten bezog; ferner Wollenzeuge von verschiedenster Färbung (Barragan, Buckeram, Brunat, Diasper, Fritschal, Kamelot, Serge, Scharlach, Sei), sowie Seidenstoffe von mancherlei Art und Farbe (Pfellel, Baldekin,

Bliat, Siglat, Palmat, Purpur, Zindal), welche oft mit Gold- und Silberfäden durchwoben waren, und endlich Pelze verschiedener Gattung (Hermelin, Marder, Biber, Zobel u. s. w.). Hierzu kamen noch edle Metallstoffe und köstliches Steinwerk, zu Damengeschmeide wie zu männlicher Waffenzierat verarbeitet. Beide Geschlechter liebten an ihrem Anzug ein Farbenspiel, welches nicht selten geradezu regenbogenbunt war und welches die Männer noch dadurch zu erhöhen suchten, daß sie an einem und demselben Kleidungsstück verschiedene Farben anbrachten und z. B. den einen Aermel des Leibrocks grün, den andern blau, oder die eine Hälfte der Beinkleider gelb, die andere roth trugen. Doch war die Wahl der Farben nicht so ganz der bizarren Willkür überlassen, sondern meist mit Rücksicht auf die Farbensymbolik getroffen. Die äußere Erscheinung eines Menschen sollte seine innere Stimmung ausdrücken in einer Weise, von welcher unsere monotone und farblose Mode keinen Begriff mehr hat. Die höfisch-ritterliche Gesellschaft hatte nämlich die Farbensprache sinnig ausgebildet und zwar mit vorwiegender Bezugnahme auf die Minne. So bedeutete denn grün das erste sprossen der Liebe, weiß die Hoffnung auf Erhörung, roth den hellen Minnebrand oder auch das glühen für Ruhm und Ehre, blau unwandelbare Treue, gelb beglückte Liebe, schwarz Leid und Trauer. Ein richtiger höfisch-ritterlicher Liebhaber hatte demnach Gelegenheit, alle Phasen seiner Leidenschaft in seinem Anzuge darzustellen. Diese bunte Spielerei wurde schon im 13. Jahrhundert so in's Uebermaß getrieben, daß der große Prediger Berchtold der modischen Welt von damals zürnend zurief: „Ihr habt nicht genug daran, daß euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat unter den Kleidern, sagend: wollt ihr sie braun, roth, blau, weiß, grün, gelb, schwarz? Nein, in eurer großen Hochfahrt muß man euch das Gewand zu Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weiße, dort das gelbe in das grüne, das eine gewunden, das andere gestrichen, dies bunt, jenes braun, hier den Löwen, dort den Adler." Der letzte Tadel trifft die allerdings barocke Mode, das Wappen des Geschlechtes auf verschiedenen Theilen des Anzugs gestickt zu tragen, so daß Herren und Damen wie wandelnde Fibeln der Heraldik aussahen[6]).

Bis in's 15. und 16. Jahrhundert, wo die sogenannte spanische Tracht aufkam, machten Leibrock und Mantel die Oberkleider beider Geschlechter aus. Unter dem Leibrock ein Hemd zu tragen ist in Deutschland schon frühzeitig Brauch gewesen. Die Männer trugen Hosen — von den Deutschen, einem schamhaften Volk, als ein Hauptstück in die männliche Kleidung eingeführt — welche mit den Strümpfen ein ganzes bildeten, aber aus zwei getrennten Schenkelstücken bestanden (daher der Ausdruck ein Paar Hosen) und unter der Tunika an einem den Leib umschließenden Riemen befestigt waren. In früherer Zeit mögen an diese

Hosenstrümpfe befestigte Ledersohlen die Stelle der Schuhe vertreten haben, später aber wurde mit Schuhen ein buntfarbigster Luxus getrieben, während man zu Pferde weit hinaufreichende Reitstiefeln trug. Des Mannes linke Hüfte zierte das nie fehlende Schwert, dem an der rechten der Dolch das Gleichgewicht hielt. Griffe und Scheiden dieser Waffen, sowie das Wehrgehenk waren oft verschwenderisch verziert. In den Zeiten des sinkens und gesunkenseins der ritterlichen Gesellschaft nahm die Mode mit dem Leibrocke manche Veränderung vor. Derselbe wurde an der Seite aufgeschnitten und verengte und verkürzte sich zum „Lendener" (Wamms). Dann kamen auch die sogenannten „gezattelten" Kleider in Gebrauch, bestehend aus einer Menge von Lappen, in welche die Untertheile der männlichen Tunika und die sinnlos weit gewordenen Aermel bei beiden Geschlechtern ausliefen. Noch später wurde der „geschlitzte" Anzug Mode, wobei Hosen und Rockärmel, ja das ganze Gewand so zerschnitten wurde, daß das anders gefärbte Unterfutter durch die Schlitze hervorsah und hervorgezogen werden konnte. Diese Mode ging dann, wie bekannt, zur Reformationszeit in die noch unsinnigere der Pluderhosen und Pluderärmel über, welche uns aber hier nicht weiter berührt. In früheren Jahrhunderten scheinen Kopfbedeckungen mit Ausnahme der Kapuzen an den Röcken bei den Männern nicht üblich gewesen zu sein; zu der Zeit aber, von welcher wir sprechen, wurde mit Hüten und Bareten in den mannigfaltigsten Formen großer Luxus getrieben.

Sogenannte Schönheitsmittel waren der höfisch-ritterlichen Zeit durchaus nicht unbekannt, ebensowenig die Toilettenkünste. Wie der unter der Ritterdamenwelt sehr häufig vorkommende Gebrauch der Schminke verräth, wurde der Hautpflege große Sorgfalt gewidmet. Nicht minder der Pflege des Haares, worin übrigens die Herren, welche manche Haar- und Bartmode durchzumachen hatten, mit den Damen wetteiferten. Die letzteren scheitelten die Haare und hielten den Scheitel mittels eines Bandes in Ordnung. Dann wurden die Haare in zierliche Locken gedreht oder in Zöpfe geflochten, welche man mit Goldfäden und Goldschnüren durchwob und entweder über die Schultern auf den Busen herabfallen ließ oder in mancherlei Knoten aufschürzte. An ihrem Gürtel trug die höfische Schöne gewöhnlich eine kleine Tasche, worin Geld, Riechfläschchen und allerlei Kleinigkeiten verwahrt wurden, ferner ein oft bis zum Dolch verlängertes Messer, aber nicht weniger Schlüsselbund, Scheere und Spindel. Reichverzierte und parfümirte Handschuhe durften dem Anzuge einer solchen Dame nicht fehlen [7]). An Ausschreitungen hat es, wie wir schon angedeutet, der höfisch-ritterlichen Tracht freilich nicht gefehlt. Zu solchen modischen Tollheiten des Mittelalters gehörten insbesondere die Schnabelschuhe und die Schellentracht. Die Schnabelschuhe, Schuhe mit unmäßig langen, manchmal aufwärtsgekrümmten, mit

Werg ausgestopften Schnäbeln, wurden wahrscheinlich von einem eitlen Podagristen erfunden. Sie kamen schon im 11. Jahrhundert auf und seltsamer Weise schleppte sich diese höchst unbequeme Mode bis ins 15. Jahrhundert fort. Auf der Spitze dieser ungeheuerlichen Schuhschnäbel brachte man nicht selten Rollschellen an und diese verbreiteten sich von hier aus auch auf andere Theile des Anzugs, so daß man Gürtel, Knie- und Armbänder trug, welche mit Schellen und Glöckchen behängt waren. Das lauteste Tönen dieses Geschells fällt jedoch erst ins 15. Jahrhundert und scheinen es die Frauen vorzugsweise den Männern überlassen zu haben. Abgesehen aber davon, haben, besonders beim Verfalle der höfisch-ritterlichen Gesellschaft, beide Geschlechter in den Ausschweifungen der Mode redlich gewetteifert. Es mochte noch zu entschuldigen sein, wenn die Damen, auch in früherer Zeit schon, manchmal so dünnen Stoff zum Gewande wählten, daß Form und Farbe ihrer Reize durchschimmerten: wenn sie aber später Schultern, Nacken und Brüste ganz schamlos bloßtrugen und wenn die Männer in der Form ihrer Hosenlätze das, was sie damit bedecken sollten, frech nachahmten, so begreifen wir recht wohl die donnernden Strafpredigten, welche wohlmeinende Männer über sittenlose Moden ergossen[8]). Die vielen städtischen „Kleiderordnungen", welche schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts erlassen wurden, bezeugen, daß unsinniger Kleiderluxus und unsittliche Moden damals vom Adel auch schon auf das Bürgerthum übergegangen waren.

Eine Gesellschaft, welche die bislang geschilderte materielle Bildungsstufe erreicht hatte, musste selbstverständlicherweise auch in der geistigen Kultur schon beträchtlich vorgeschritten sein. Es ist hier, wo wir uns hauptsächlich auf das gesellige Leben der höfisch-ritterlichen Zeit beschränken, nicht unsere Aufgabe, auf das geistige streben von damals weiter einzugehen, und nur inbetreff der Erziehung haben wir an diesem Orte ein Wort zu sagen. Wenn auch nach unseren jetzigen Begriffen wenig genug, so geschah doch für die Ausbildung des jungen Geschlechtes manches nicht unlöbliche. Bei Knaben freilich wurde, falls sie nicht dem geistlichen Stande sich widmen sollten, auf Kultur des Geistes nicht gesehen. Lesen und schreiben waren „pfäffische Künste", um welche sich auch der vollkommenste Ritter nicht zu kümmern brauchte und welche er sogar verachten durfte. Haben doch selbst größte mittelalterliche Dichter, wie z. B. Wolfram von Eschenbach, diese Künste nicht zu üben verstanden. Als Hauptziele hatte die Erziehung der männlichen Jugend die Tüchtigkeit im Waidwerk, dessen geehrteste und beliebteste Art die Reiherbeize mit Falken war, und im Kriegswesen; daneben Fertigkeit in den Bräuchen ritterlicher Geselligkeit, in der höfischen Umgangssprache und wohl auch in der Handhabung der Harfe und Rotte; denn es ist mehrfach

bezeugt, daß bei Banketten Saitenspiel und Gesang der Reihe nach unter den Gästen umgingen. Sonst ließ man es im allgemeinen dabei bewenden, wenn der heranwachsende Jüngling Kredo, Paternoster und Beichtformel hersagen konnte, sowie die Turnierregeln innehatte. Die Erziehung der Mädchen bezweckte vor allem die Aneignung tüchtiger Kenntnisse in Haushaltsgeschäften und Fertigkeit in Handarbeiten. Nicht nur die Führung des Haushalts und die Besorgung von Küche und Keller lag der Hausfrau ob, sondern auch die Instandhaltung der Kleiderkammer und namentlich diese musste die weibliche Sorge und Geschicklichkeit fortwährend aneifern. Fürstliche Töchter übergab man gewöhnlich einer Erzieherin („Meisterin") und gesellte ihnen während der Lehrjahre eine Schar von Mädchen gleichen Alters zu, welche den Unterricht jener mitgenossen. Wer von den Reicheren seine Töchter nicht so bei Hofe unterbringen konnte, gab sie zur Erziehung in die Frauenklöster, wo der Unterricht freilich fast durchweg auf die Beibringung der mechanischen Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten oder der Kenntniß von Gebetformeln, einigen biblischen Geschichten und sehr vielen Heiligenlegenden sich beschränkte. Da und dort jedoch war in den Frauenklöstern ein größerer Bildungstrieb und selbst ein reges wissenschaftliches Streben wach. So namentlich in dem Kloster Hohenburg im Elsaß, wo die gelehrte Aebtissin Relindis sich eine Nachfolgerin auf ihrem Stuhl erzog, welche wohl als die vielseitigst gebildete Frau der höfisch-ritterlichen Zeit zu bezeichnen und anzuerkennen ist. Das war die im Jahre 1195 gestorbene Aebtissin Herrad von Landsberg, Malerin, Dichterin, Kompilatorin. Ihr Kloster Sankt Odilien oder Hohenburg mit Umsicht und Festigkeit regierend, schrieb sie in Mußestunden lateinisch ihren „Lustgarten (hortus deliciarum)", eine Art Nonnen-Encyklopädie so zu sagen, worin vom Standpunkte klösterlicher Kultur damaliger Zeit aus das wissenswerthe aus der Theologie, Philosophie, Astronomie, Geographie, Geschichte und Kunstlehre zusammengetragen war. Kulturhistorisch wichtiger als der Inhalt dieser Kompilation sind die derselben beigegebenen Illustrationen, welche, obzwar ungeschlacht genug gezeichnet und gemalt, uns einen verdankenswerthen Einblick in den Bildungszustand und in die Lebensweise des 12. Jahrhunderts aufthun. Im übrigen dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß während der Glanzzeit mittelalterlicher Romantik höhere und feinere Frauenbildung keineswegs auf klosterschwesterliche Kreise beschränkt gewesen sei. Wissen wir doch, daß viele Frauen in feiner und geistreicher Weise bedeutende Gesprächsstoffe zu behandeln wussten, daß sie nicht nur Vokal- und Instrumentalmusik anmuthig zu üben verstanden, sondern auch, daß sie in der Kunst des lesens und schreibens den Männern überlegen waren und für Dichterwerke lebhaftes und zartes Verständniß zeigten. Haben ja mehrere Dichter von damals

ausdrücklich geäußert, daß sie auf Leserinnen rechneten, und es ist gewiß, daß auf den Putztischen mancher Burgfrauen Liederbüchlein und Rittergedichte in zierlichen Handschriften zu sehen waren, obzwar nicht so zahlreich, wie die Albums- und Goldschnittbändchen in den Boudoirs der Damen von heute. Weil das Pergament zum gewöhnlichen Gebrauche zu kostspielig war, schrieb man mit Griffeln von Holz, Glas oder edlem Metall auf Wachstafeln. Besondere Gewandtheit entwickelten die mittelalterlichen Schreiberinnen zweifelsohne im Liebesbrieffache und es ist ergötzlich zu hören, wie Empfänger von solchen süßen Brieflein dieselben tagelang und wochenlang ungelesen und unbeantwortet mit sich herumtragen mussten, weil sie ihre Schreiber gerade nicht bei der Hand hatten, welche den Inhalt entziffern und die Antwort aufsetzen sollten.

Die mittelalterliche Gastfreiheit bot den Frauen häufige Gelegenheit, die Feinheit geselliger Sitten zu bewähren. Der Reisende war damals geradezu genöthigt, vom Gastrechte den umfassendsten Gebrauch zu machen. Oeffentliche Herbergen existirten ja nur in den Städten oder wenigstens mochten sie, wo sich ihrer etwa da und dort auf dem Lande fanden, mit ihrem Schmutz und ihrem kärglichen Speisevorrath für höfische Gäste nicht sehr einladend sein. Außerdem machte es schon die geringe Sicherheit dessen, was man zu jener Zeit eine Straße nannte, sehr rathsam, zum Nachtquartier, wo immer möglich, eine feste Burg zu wählen. Von den bequemen Beförderungsmitteln unserer Zeit hatte man natürlich nicht die entfernteste Vorstellung. Die Reisen wurden zu Pferde gemacht, von Damen wie von Herren, und da man nur mit eigenen Pferden reiste, konnte man nur kleine Tagemärsche machen. Bloß ganz vornehme Frauen erscheinen schon in dieser und noch früherer Zeit auf Reisen zu Wagen, die man sich kaum plump und schneckengänglich genug vorstellen kann. Ein rascheres Beförderungsmittel schaffte die winterliche Schlittenbahn; ob jedoch schon vor dem 15. Jahrhundert die Schlittenfahrt als Vergnügen vorkam, weiß ich nicht anzugeben. Zur erwähnten Zeit muß aber bei diesen Vergnügungen schon viel Ungebühr vorgekommen sein, denn eine obrigkeitliche Ordnung von damals sagt: „Item sullen fort mehr Manne Jungfrawen und Frawen bey Naht uff den Slihten nichten faren.“ Um jedoch von der Aufnahme und Verpflegung der Gäste auf den Ritterburgen zu sprechen, so finden wir, daß die höfische Zeit der altgermanischen Gastfreiheit artige und trauliche Formen beigefügt hat. Wenn der Wächter von der Höhe des Wartthurmes das nahen eines Gastes signalisirt hatte, rüstete sich sofort die Burgherrschaft, denselben nach den Regeln der Höfischkeit zu empfangen. In der Ehrenhalle entbot die Frau oder Tochter des Hauses dem Ankömmling, sobald derselbe im Burghofe vom Pferde gestiegen, den Willkomm, entledigte ihn der schweren Rüstung, wie sie auf Reisen schlechterdings getragen werden

musste, und versah ihn mit einem frischen reinlichen Anzug aus der Kleiderkammer. Hierauf wurde dem Gast ein Labetrunk geboten und ein Bad bereitet. Aus demselben zurückgekommen, verfügte er sich in den Kreis der Familie, wo inzwischen die Abendmahlzeit gerüstet worden war. Der Gast hatte den Ehrenplatz dem Stuhle des Wirthes gegenüber inne. Die Burgfrau oder in Ermangelung einer solchen die älteste Tochter des Hauses nahm an seiner Seite Platz, um ihm die Speisen vorzulegen und vorzuschneiden und den Trunk zu kredenzen. Wenn sich der Gast zu Ruhe begeben wollte, so begleitete ihn die Wirthin oder die stellvertretende Tochter in die Kemenate, um nachzusehen, ob das Gemach in Ordnung sei, was ein nicht ganz unbedenklicher Brauch war, da man im Mittelalter, namentlich im späteren, das Lager völlig nackt bestieg. Einzelne Spuren weisen darauf hin, daß in frühester Zeit die Gastfreundschaft noch viel weiter getrieben wurde, so weit, wie noch heute bei barbarischen Völkern, daß nämlich der Wirth seine Frau oder Tochter dem Gast auf Treu und Glauben beilegte. Diese Sitte mochte sich allerdings im allgemeinen in Deutschland schon frühzeitig verloren haben; daß sie aber da und dort unter deutschen Stämmen noch länger fortgelebt habe, bezeugt Murner aus der Reformationszeit mit den Worten: „Es ist in dem Niderlandt der bruch so der wyrt ein lieben gast hat, daz er jm syn frow zulegt uff guten glouben.“ Vielleicht bildet dieser Nachklang pfahlbäuerischer Sitten im Verkehr der Geschlechter einen nicht ganz ungeeigneten Uebergangspunkt zur Betrachtung des Minnelebens und des Frauendienstes der höfisch-ritterlichen Zeit.

Wie heutzutage jedermann weiß oder wenigstens wissen könnte, bestanden die strengsittlichen häuslichen und ehelichen Zustände germanischer Vorzeit — wie wir dieselben eben aus dem Tacitus kennen — in der Blüthezeit der ritterlich-romantischen Gesellschaft nicht mehr. Es war an ihre Stelle Konvenienz und sogar Frivolität getreten. Die Tochter stand unter strenger Mundschaft des Vaters oder des nächsten männlichen Verwandten, welcher nach Willkür über ihre Hand verfügte. Zwar war begreiflicherweise der stillwirkende Einfluß der Mutter und der Tochter selbst dabei nicht geradezu ausgeschlossen, allein immerhin ist gewiß, daß sogar in unserer kalkulirenden Zeit Neigungsheiraten häufiger sind, als sie damals waren. Spätestens ein Jahr nach der Verlobung musste dieser die Vermählung folgen. Die kirchliche Einsegnung blieb bis zum Ausgange des 12. Jahrhunderts hierbei ganz Nebensache und erhielt erst von da an die Geltung als Hauptbürgschaft ehelichen Glückes. Die Hochzeiten, mit welchem Namen man aber nicht nur Vermählungsfeste, sondern jede bedeutende Festfeier bezeichnete — die Hochzeiten wurden in den ritterlichen Kreisen mit allem erdenklichen Prunke begangen und oft wochenlang fortgesetzt. Beim Uebergange des Hochzeittages in die Nacht wurde die

prächtig geschmückte Braut von den Eltern oder Vormündern, vom Brautführer und der Brautjungfer und meist geleitet von dem ganzen Hochzeitgefolge in die Brautkammer geführt, entkleidet und dem harrenden Bräutigam übergeben, der mit ihr das hochzeitliche Lager bestieg, in Anwesenheit dieses Gefolges. Sobald eine Decke das Paar beschlug, galt die Ehe als rechtskräftig vollzogen. In späterer Zeit wurde das verletzende, was in diesem ersten Beilager für das jungfräuliche Gefühl liegen musste, wenigstens dahin gemildert, daß die Neuvermählten sich völlig angekleidet niederlegten. Eigenthümlich ging es bei dieser Ceremonie her, wenn sich deutsche Fürsten durch Prokuration mit fremden Prinzessinnen vermählten. Als der „letzte Ritter“, der römische König Maximilian I., auf diese Weise seine nachher faktisch nicht zu stande gekommene Ehe mit der Prinzessin Anna von der Bretagne einging, wurde das Beilager, wie uns der alte österreichische Chronikschreiber Jakob Unrest meldet, so gehalten: — „Kunig Maximilian schickt seiner Diener einen genannt Herbolo von Polhaim gen Brittania zu empfahen die Künigliche Braut; der war in der Stat Remis erlichen empfangen, und daselbs beschluff der von Polhaim die Künigliche Prawt, als der fürsten Gewonhait is, das ihre Sendpotten die fürstlichen Prauet mit ein gewapte Man mit den rechte Arm und mit dem rechten fus blos, und ein blos schwert darzwischen gelegt, beschlaffen. Also haben die alten Fürsten gethan, und ist noch die Gewonhait. Da das alles geschehen was, war der Kirchgang mit dem Gotsdienst nach Ordnung der heiligen Kahnschafft mit gutem Fleiß vollpracht.“ Der Morgen nach einer höfisch-ritterlichen Hochzeitnacht sah den jungen Gatten seiner Frau die „Morgengabe“ darbringen, welches Geschenk ursprünglich die Bedeutung eines Dankes für die dem Bräutigam hingegebene Jungfräulichkeit hatte.

Der Unterschied zwischen der rechtlichen und der socialen Stellung der Frauen im Mittelalter ist ein sehr bedeutender gewesen. Rechtlich war nämlich das Verhältniß der Frau zum Manne durchaus das der Unterordnung: die Frau war nicht viel mehr als eine dem Manne unbedingt gehorchende Magd und sogar im galanten Frankreich gab es eine königliche Ordonnanz, welche dem Ehemanne ausdrücklich erlaubte, vorkommenden Falles die Frau zu prügeln. Dessenungeachtet gelangten die Frauen de facto zu einer Stellung und Geltung, welche sie de jure nicht im entferntesten ansprechen konnten. Die ritterliche Romantik erhöhte nämlich das Weib zur Krone der Schöpfung, sprengte die engen rechtlichen Schranken der Frauenwelt und führte die Frau als alles beherrschende Herrin in die Gesellschaft ein; aber sie zerriß auch, der Konvenienz der Ehe die freie Galanterie gegenüberstellend, vielfach die Bande edler Häuslichkeit, reiner Sitte und guter Zucht. Es ist ganz merkwürdig, zu erfahren, daß Anschauungen, wie sie über Liebe und Ehe in unserer

eigenen Zeit tollhäuslerisch aufgetaucht sind, schon in der Blüthezeit des Mittelalters und fast mit denselben Worten kundgegeben worden. Damals schon wurde ausgesprochen, die Ehe sei das Grab der Liebe, und da die letztere vor der ersteren unbedingt jede Berechtigung voraus habe, so sei natürlich ein Ehebündniß kein Hinderniß für Mann und Frau, anderwärts der Liebe nachzugehen. Daß diese Maxime in vielfachste und unverholenste Praxis übersetzt wurde, wird nur leugnen wollen, wer die Fabliaux- und Novellenliteratur des Mittelalters nicht kennt. Die romantische Erotik hätte wahrlich geradezu allgemein in Gemeinheit und Rohheit ausarten müssen — wie sie in zahllosen einzelnen Fällen wirklich that — wenn sie nicht am Mariendienst eine Art religiösen Haltes gehabt und wenn ihr nicht zugleich die Poesie eine höhere Weihe gegeben hätte.

Als aller geselligen Freude Quell war, wie jedermann weiß, weibliche Schönheit und Anmuth zuerst im südlichen Frankreich anerkannt worden. Auf Grund dieser Anerkennung hin hatten die provenzalischen Troubadours eine förmliche Symbolik und Wissenschaft der Liebe ausgebildet. Durch Vermittelung der Kreuzzüge war mit den übrigen Formen des Ritterthums auch die methodische Galanterie, der systematische Frauendienst nach Deutschland gekommen, wo er allerdings vielfach den Charakter einer größeren Innigkeit annahm, aber südliche Uebertreibungen und Zuchtlosigkeiten keineswegs ganz ausschloß. Da die Mädchen bis zu ihrer Verheiratung in strenger Zucht, oft in klösterlicher Klausur sich befanden, da ferner, wie schon gesagt, die Ehe für die Minne kein Hinderniß war, so wurden hauptsächlich verheiratete Frauen umworben. Hatte der Ritter eine „Herrin" sich gewählt, so musste er den Vorschriften des Minnekodex zufolge gewöhnlich harte Proben durchmachen, bevor er von der Dame förmlich zum Liebhaber angenommen wurde. Nun war aber mit der socialen Geltung der Frauen auch ihre Eitelkeit im entsprechenden Maße gestiegen und so steigerten sich die Ansprüche, welche sie an den Bewerber machten, mitunter ins unglaubliche. Dieser raffinirten Launenhaftigkeit der Frauen entsprach der verliebte Aberwitz der Männer vollkommen und am allerärgsten trieben es natürlich die ritterlichen Poeten. Wir wissen z. B. von einem provenzalischen Troubadour, Peirs Vidal, daß er sich seiner Geliebten zu gefallen, welche Loba (Wölfin) hieß, in ein Wolfsfell steckte und auf allen Vieren heulend in den Bergen umherkroch, bis ihn die Schäferhunde jämmerlich zurichteten, und dieser hirntolle Südländer fand in dem deutschen Ritter und Minnesänger Ulrich von Lichtenstein ein vollkommen ebenbürtiges Seitenstück. Wir erachten es für passend, die Geschichte dieses Mannes, eine echte und gerechte Rittergeschichte, als Episode hier einzuflechten. Diese Odyssee vom deutschen Don Quijote ist ohne Frage von großem, sittengeschichtlichen Belang.

Sie vervollständigt artig unsere Schilderung der ritterlich-romantischen Gesellschaft und zugleich mag sie, wie uns selber, so auch anderen zur Erheiterung dienen.

Herr Ulrich von Lichtenstein, aus einem steiermärkischen Geschlechte, hat die Geschichte seiner Narrheit in einem eigenen Buche niedergelegt, das er, der Schreibekunst unkundig, seinem Schreiber diktirte. Es führt den Titel „Frauendienst“, welcher dem Inhalt ganz gut entspricht, und ist abwechselnd in kurzen Reimpaaren und achtzeiligen Strophen verfasst. In die Erzählung sind 58 lyrische Gedichte („Töne“) verwoben. Aesthetisch angesehen, ist der von Lachmann kritisch edirte „Vrowen dienest“ ein ziemlich werthloses Ding. Die in ihm enthaltene Dichterei beweist, daß der Minnegesang zu Anfang des 13. Jahrhunderts schon bedeutend im sinken war. Ulrich hat zwar eine wahrhaft kindliche Freude an seinen Liedern, allein sein dichten ist nur ein mechanisch-fertiges nachklingeln früherer Klänge. Keine Spur von der gedankenreichen und patriotischen Mannhaftigkeit eines Walther von der Vogelweide, sondern nur Armsäligkeiten in gezierter Form. Das ganze athmet ordentlich Langeweile und die Lesung ist eine schwere Arbeit. Aber für den Psychologen und Kulturhistoriker ist das Buch dessenungeachtet sehr wichtig. Jener kann daraus ersehen, bis zu welchem kolossalen Wahnwitz den Menschen die Mode treibt, dieser, bis zu welchem Grade von Lüderlichkeit die gute alte fromme Zeit es gebracht hat. Ulrich bemerkt am Eingange seines Buches, welches das älteste in deutscher Sprache geschriebene Memoirenwerk ist, ausdrücklich, daß er nur thatsächliches melden will, und wir dürfen ihm, abgesehen davon, daß Zeitgenossen, wie z. B. Ottokar von Horneck, die von dem Lichtensteiner berührten Zustände bezeugen, schon desshalb auf's Wort glauben, weil er ein ganz ehrlicher Narr ist. Er hat für gar nichts Sinn als dafür, seinen Unsinn mit Methode, seine Narrheit systematisch zu treiben. Wie musste eine Zeit angethan sein, wo so etwas nicht nur möglich, sondern guter Ton war!

In seinem zwölften Jahre wird Ulrich von seinem Vater in den Dienst einer Dame gebracht, welcher er fünf Jahre als Edelknabe dient. Es ist völlig gleichgiltig, ob, wie Hormayr meint, diese Dame wirklich Agnes von Meran war, welche zuerst an Friedrich den Streitbaren von Oesterreich und nachmals an Herzog Ulrich von Kärnthen verheiratet war. Der junge Ulrich wählt die Dame auch im Sinne des Minnedienstes zu seiner „Herrin“, obschon ihm das Bedenken aufsteigt, sie möchte vielleicht für ihn zu hochgeboren sein. Jedenfalls war sie eine verheiratete Frau, als ihr Ulrich im minniglichen Sinne zu dienen begann. Das war die ritterliche Mode, wie solche zuerst in den Thälern der Provence ausgebildet worden, und der junge Ulrich machte dieselbe alsbald leidenschaftlich mit. Er bringt der Herrin Blumen und ist „hochgemuth“,

wenn ihre Hand den Strauß da berührt, wo vorher seine Hand denselben angefasst hatte. Bedient er sie bei Tische, so weiß er das Wasser, worin sie ihre Hände gewaschen, beiseite zu bringen, um es mit Wonne zu trinken. Als er, herangewachsen, von ihr scheiden muß, bleibt sein Herz bei ihr, und nachdem er vom Herzog Leopold dem Glorreichen von Oesterreich 1222 oder 1223 den Ritterschlag erhalten hat, beschließt er, sein ganzes Leben in ritterlichen Werken zu verbringen, der Herrin zu Ehren.

Diese ritterlichen Werke sind nun aber im Grunde schon an und für sich die blankste Narrheit. Ein eintöniges „buhurdiren" und „tjostiren", um nichts und aber nichts, eine ganz inhaltslose Abenteuerlichkeit ohne Sinn und Zweck, die noch weit unter der des Kaballero von der Mancha steht; denn der letztere geht bei allen seinen Tollheiten doch stets darauf aus, die poetische Idee des Ritterthums, welche ihm zu einer fixen geworden, zu realisiren. Das Ritterthum dagegen, welches Ulrich betreibt, hat gar keine Idee. Es ist ein mechanisch-konventionelles Ding, ein wahrhaftes caput mortuum. Ulrich selbst sagt am Schlusse seines Buches: „Der höchsten und besten Dinge für einen Mann sind fünf, nämlich: schöne Frauen, gute Leibesnahrung, schöne Rosse, schöne Kleider und ein schön Geziemere (Helmkleinod)." Selbst der eigensinnigste Romantiker, denke ich, wird es schwer finden, aus dieser Fünfheit etwas ideales herauszutifteln, zumal, wie wir sehen werden, auch der Dienst um schöne Frauen auf sehr reale Absichten hinauslief.

Nachdem er als Ritter im Sommer 1223 zu Ehren seiner Herrin turnirt, tritt er mittels einer Base (Niftel, d. i. Bruder- oder Schwestertochter) mit ihr in Verbindung. Durch diese Botin schickt er der Erwählten eine von ihm zu ihrem Preise gedichtete Tanzweise zu. Die Herrin aber meint, der „übelstehende" Mund Ulrichs — er hatte eine doppelwulstige Unterlippe — sei nicht sehr zum küssen einladend. Flugs reitet Ulrich zu einem Meister nach Graz und lässt sich der Herrin zu Ehren operiren. Von diesem Ritterwerk genesen, kommt er bei einem Feste mit der Angebeteten zusammen, benimmt sich aber so dumm und täppisch, daß sie ihn ziemlich spöttisch abfertigt. Er klagt ihr in einer „langen Weise" sein Leid und erhält durch die Niftel schriftliche Antwort; aber, o Jammer, er muß den Liebesbrief zehn Tage ungelesen mit sich herumtragen, weil er nicht lesen kann und ihm sein Schreiber gerade abhanden ist. So geht nun die lichtensteinsche Ritterschaft und Liebschaft weiter. Auf einem Turnier zu Friesach versticht er hundert Speere zur Ehre seiner Herrin, auf einem andern zu Triest, im Sommer 1227, wird ihm beim rennen ein Finger zerstochen und die Wunde so schlecht geheilt, daß der Finger krumm und steif bleibt. Im folgenden Jahre thut Ulrich eine Fahrt nach Rom. Heimgekehrt, erfährt er, daß seine Herrin nicht glauben wolle, es sei ihm um ihrer willen ein Finger bis

zur Unbrauchbarkeit geschädigt worden. Da läßt Ulrich durch einen Freund den fraglichen Finger abschlagen und schickt seinen Knappen mit diesem Dokumente, dem er ein „Büchlein“ (Liebesbrief in Versen) beilegt, an die Herrin, welche beim Anblick des sonderbarlichen Liebesbeweises die „große Geschicht“ beklagt und äußert, so etwas hätte sie doch einem Mann von fünf gesunden Sinnen nicht zugetraut. Ulrich merkt aber schlechterdings nicht, daß sie nur ihren Spaß mit ihm treibt. Er verzweifelt nicht daran, dennoch ihrer Sprödigkeit endlich Meister zu werden, und unternimmt zu diesem Zwecke ein höchst seltsames Abenteuer. Er geht nach Venedig und rüstet sich dort in aller Heimlichkeit, als Frau Venus durch die Welt zu fahren. So thut er wirklich und seine Fahrt geht von Venedig bis Böhmen. Vor sich her sendet er Boten, der Ritterschaft in Lamparten (Lombardei), Friaul, Kärnthen, Steier, Oestreich und Böheim zu verkündigen, daß die Minnegöttin Venus zu ihnen kommen und sie Frauendienst lehren werde. Jeder Ritter, der ihr auf dem Wege entgegenkomme und einen Speer auf sie verstechе, solle ein gülden Ringlein für seine Liebste erhalten, welches die Kraft besitze, sie schöner und treuer zu machen, wer aber von Frau Venus niedergestochen werde, der müsse sich nach allen vier Enden der Welt zu Ehren einer Frau (der Herrin) verneigen. Die tolle Maskerade beginnt wirklich und dauert 29 Tage. Zuerst wird in Treves (Treviso) „tjostet“. Ulrich trägt hier als Frau Venus ein feines Hemde, darüber einen schwanweißen Rock und einen Mantel von weißem Sammet mit Thierbildern von Goldstickerei, auf seinen mit Perlen durchwirkten falschen Zöpfen eine schöne Haube und darüber einen „Pfauenhut“. Sein Gesicht verhüllt ein Schleier, daß nur die Augen sichtbar sind. In diesem Aufzuge „buhurdirt“ er. Wir begleiten den Zug nicht weiter, sondern berühren nur eine Episode desselben.

Als Ulrich bis nach Glocknitz an der Leita gekommen und das dort abgehaltene stechen vorüber war, stahl er sich mit einem Knappen aus der Herberge von dannen an einen Ort, wo er, wie er sagt, sein „liebes Gemahl“ fand, welche ihn freundlich empfing und bei der er drei Tage blieb, um dann seine Narrenfahrt fortzusetzen. Wir erfahren also ganz nebenbei, daß unser Ritter verheiratet war und neben seiner Herrin auch eine Frau hatte, so zum Hausgebrauche. Der Name seiner Ehefrau ist nachzuweisen. Sie hieß Bertha von Weitzenstein und hatte Kinder von Ulrich. Als verheirateter Mann und Familienvater demnach fuhr er, der Held einer mythologischen Maskerade, um Minnesold im Lande umher — ein hübsches Pröbchen der vielgerühmten sittlichen Zucht und Ehrbarkeit der guten alten frommen Zeit!

Seine Vermummung als Frau auf diesem Zuge hatte Situationen mit sich gebracht, welche der „Herrin“ Veranlassung gaben, ihm sagen zu

lassen, sie entbiete ihm fortan ihren Haß, da er anderen Frauen diene. Ulrich kommt darüber so in Aufregung, daß ihm das Blut aus Mund und Nase bricht. Er sendet Botschaft an die gestrenge, um sie ihres Argwohns zu ledigen. Bis zum eintreffen der Antwort reitet er inzwischen heim auf seine Burg an der Mur zu seinem „lieben Gemahl, die mir nicht konnte lieber sein, ob ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen (Herrin) erwählt hatte.“ Diese Worte könnten zu dem Glauben verleiten, daß der Ritter seine Herrin ganz in transcendent-platonischem Sinne geminnet habe. Wir werden aber bald sehen, daß er seine Narrheit denn doch nicht so ganz um der Narrheit willen trieb. Die Herrin läßt ihm nämlich, nachdem sie sein wehklagen über ihren Verdacht erfahren, zu wissen thun, sie wolle ihn sehen, doch müsse er zuvor noch einer Probe sich unterziehen. Er soll ihr zu Ehren unter die Aussätzigen sich mischen, welche jeden Sonntag-Morgens bettelnd vor ihr Schloß gezogen kämen, und zwar soll er unter denselben so erscheinen, als wäre er selbst ein Aussätziger. Gehorsam verschafft sich Ulrich, nachdem er mit einem vertrauten Knappen vierzig Meilen weit bis in die Nähe der Herrin geritten, den Kittel und Napf der Aussätzigen, färbt sich sein Haar grau und nimmt eine Wurzel in den Mund, welche ihm das Gesicht geschwollen und bleich macht. So ausstaffirt zieht er mit dreißig Aussätzigen an dem bestimmten Tage vor die Burg und klagt beweglich sein Siechthum und seine Armuth. Als man Speise und Trank für die Elenden herausbringt, setzt er sich unter sie, mit Noth seinen Ekel überwindend, und speis't mit ihnen.

Nun endlich scheint ihm die Erhörung zu winken. Die Herrin läßt ihn durch eine ihrer Zofen zu einer nächtlichen Zusammenkunft laden. Aber erst in der morgigen Nacht könne dieselbe stattfinden und Ulrich verbringt die nächste unter Regengüssen und Sturm in einem Kornfeld und muß am andern Tag noch einmal den Aussätzigen spielen. Als es wieder finster geworden, wirft er, mit seinem Knappen im Schloßgraben lauernd, seine schnöde Tracht ab und wird von den Mägden der Herrin an „Lailachen“ zu einem Fenster empor und so in die Burg gezogen. Hier findet er die Herrin auf einem Bette sitzend, umstanden von ihren Frauen. Sie trägt ein feines Hemde, darüber eine mit Hermelin gefütterte Suckeine von Scharlach und einen grünen Sammetmantel mit Pelzbesatz. Das Bett ist auch einladend gerüstet mit einer Matratze von grünem Sammet, Decklachen und weißen Kissen. Der Ritter kniet vor der Herrin nieder und bittet sie um ihrer hochgelobten Jugend willen um Gnade. Solle er ihr hier „beiliegen“, so sei er am Ziele seiner Wünsche und hochbeglückt. Mit dem beiliegen geht es aber nicht so schnell. Die Herrin erhebt neue Schwierigkeiten, sagt auch, ihr Herr und Ehegemahl könne sicher sein, daß sie nie einen andern minne. Ulrich geräth außer

sich, merkt aber beharrlich die Fopperei nicht. Nach langwierigen Verhandlungen bittet ihn die Herrin, ihr einen letzten Beweis seiner Minne zu liefern. Er soll in das Lailachen treten, sie wolle ihn nur ein wenig an der Mauer niederlassen, sogleich aber wieder heraufziehen und sich dann ganz in seine Gewalt geben. Der Thor geht in die Falle. Sie führt ihn an der Hand zum Fenster, er tritt in das Lailachen und wird hinabgelassen. Als er nun meint, man sollte ihn wieder hinaufziehen, sagt das listige Weib, nie habe sie so lieben Ritter gesehen, wie den, den sie bei der Hand halte. Sie bietet ihm Willkommen, streichelt ihm das Kinn und fordert ihn auf, sie zu küssen. Alles darob vergessend, lässt Ulrich ihre Hand los und nun fährt er holterpolter in den Graben, daß ihm hören und sehen vergeht und er sicher das Genick gebrochen haben würde, hätte ihn, wie er sagt, Gott nicht augenscheinlich in seinen Schutz genommen.

Der unglückliche Amoroso benimmt sich nun ungefähr gerade so sinnlos-sinnig, wie der Held von der Mancha in der Sierra Morena, nachdem er von der Tobosanerin die bekannte rücksichtslose Antwort auf seine Liebesbotschaft erhalten hatte. Die vornehme Dame scheint des Spasses mit dem ritterlichen Narren noch nicht satt gewesen zu sein, denn sie sendet ihm zum Trost ihr „Wangenkissen“ und verheißt ihm die Auszahlung des Minnesolds — wir wissen jetzt, was darunter verstanden ist — auf ein andermal. Ulrich indessen hatte sich nach Wien aufgemacht und der Bote trifft ihn, als er hier „mit schönen Frauen kurzweilte.“ Dessenungeachtet schleppte sich sein vergeblicher Minnedienst um die spröde Herrin noch drei Jahre lang fort. In einem „Leich mit hohen und schnellen Noten“ klagt er, daß er der hochgemuthen Frau nun dreizehn Jahre lang treulich gedient habe, ohne Habedank. Desshalb gibt er endlich diesen Dienst auf, aber bedenkend, „daß man nicht ohne Herrin und Minne sein soll“, erwählt er alsbald eine andere Herzenskönigin und wirbt mit Tanzweisen, Leichen und Büchlein um ihre Gunst. Dieser Herrin zu dienen, thut er abermals eine abenteuerliche Turnierfahrt und zwar als König Artus, der aus dem Paradiese kommt, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Man sieht daraus, daß die höheren Vorstellungen der Ritterromantik zur Zeit unseres deutschen Don Quijote schon zu seiltänzerhaftem Missbrauch herabgesunken waren.

Vielleicht tadelt man mich, daß ich durch Einflechtung dieser Episode den Ernst der Geschichte beleidigt hätte. Allein wenn ich recht erwäge, ist die Sittengeschichte vollauf berechtigt, autobiographischen Materials als eines höchst passenden Hilfemittels sich zu bedienen. Auch wendet uns ja die Geschichte nicht immer ein ernstes Antlitz zu, sondern oft wird um ihren Mund der Zug der Ironie sichtbar und lacht in ihrem Auge der Humor. Oder mit einem andern Bilde: Die Haupt- und Staats-

aktion, betitelt Weltgeschichte, nähme eine gar zu unerträglich tragische Wendung, wenn ihr die komischen Zwischenspiele fehlten, wenn aus ihren Scenen Klowns närrischer Tiefsinn, Hannswursts gutmüthige Tölpelei und Harlekins schelmischer Pritschenschlag ganz wegfielen. Mit dieser Entschuldigung, so sie nöthig ist, knüpfen wir den unterbrochenen Faden wieder an.

Es ist nämlich räthlich, bei dem höfisch-ritterlichen Liebesverkehr noch etwas zu verweilen, um in die vielgepriesenen sittlichen Zustände der guten alten frommen Zeit recht hineinzusehen. Ein besonders charakteristischer Brauch wurde von dem Verhältniß des Lehnsherrn zum Vasallen auf das der Herrin zum Minnedienstmann übertragen. Wie nämlich bei Hoffesten der Vasall seinen Lehnsherrn zum nächtlichen Lager geleiten und warten musste, bis der letztere sich niedergelegt hatte, so begleitete auch der Ritter seine Dame in ihr Schlafgemach, war ihr beim entkleiden behilflich und sah sie ihr Bette beschreiten. Wollen wir nun auch nicht annehmen, daß bei dieser Ceremonie die Dame zuletzt in der weiter oben erwähnten Schlaftoilette des Mittelalters aufgetreten sei, so setzt ein derartiger Brauch doch immerhin eine große Vertraulichkeit zwischen den liebenden Paaren voraus. Ob diese Vertraulichkeit sich immer in gewissen Schranken gehalten? Wir wollen glauben, in vielen Fällen seien die Beziehungen zwischen Herrin und Minnedienstmann in der That so idealisch gewesen und geblieben, daß jene diesem niemals eine andere Gunst gewährte als den Kuß, welcher die Aufnahme des Bewerbers in ihren Dienst als stehende Sitte begleitete, und wir wollen ferner glauben, daß manche stolze Schöne Huldigungen nur entgegennahm, um mit den Darbringern derselben ein launiges Spiel zu treiben. Aber auf der anderen Seite waren gewiß nicht alle Frauen so spröde wie die Herrin des armen Ulrichs von Lichtenstein und können wir uns überhaupt keine gar zu hohe Vorstellung machen von der Sittsamkeit einer Zeit, wo auch die Frauen dem Genuß stark gewürzter Weine keineswegs abhold waren, wo bei festlichen Mahlzeiten das Zuckerwerk in den obscönsten Formen aufgetragen wurde, wo auf den Trinkgeschirren die lascivsten Gruppen abgebildet waren und auf fürstlichen Tafeln bronzene weibliche Statuetten schamlosester Art standen. Will man das alles unter die Rubrik der vielgerühmten mittelalterlichen Naivität bringen, so stehen diesem die bestimmtesten Zeugnisse entgegen, daß die sogenannte Naivität häufig in die raffinirteste Lüsternheit umgeschlagen. Oder ist es etwas anderes als Raffinement, wenn wir hören, daß die Dame dem Liebhaber zuweilen eine Nacht in ihren Armen gewährte, falls er eidlich gelobte, wider ihren Willen sich weiter nichts als einen Kuß zu erlauben? Den Köhlerglauben, daß in solchen verfänglichen Situationen das blanke Schwert der Zucht immer als Wächter zwischen den Liebenden gelegen, muß die

Lesung der mittelalterlichen Rittergedichte schnell zerstören. In einem berühmtesten derselben, in dem französischen „Roman de la Rose", der im 12. und 13. Jahrhundert gedichtet worden, ist geradezu die Emancipation des Fleisches in krassester Weise gepredigt[9]).

Will man mir einwerfen, das sei eben „welsche" Sittenlosigkeit gewesen, so verweise ich auf unsere deutschen Ritterepopöen. Wenn da im jüngeren Titurel die junge Sigune dem geliebten Schionatulander den Anblick ihrer hüllelosen Schönheit gönnt, um ihn dadurch gleichsam gegen den Liebreiz anderer Frauen zu feien und „festzumachen", so kann das noch etwa für eine That sublimer Naivität gelten; aber was soll man dazu sagen, wenn wir in des ernsten und züchtigen Wolframs Parzival lesen, daß der galante Gawan bei seiner ersten Zusammenkunft mit der jungfräulichen Königin Antikonie sich sogleich und ohne alle Umstände in ihren völligen Besitz setzen will und daß keineswegs die Züchtigkeit der Dame, sondern nur eine Störung von außen sein Vorhaben vereitelt (Parzival, VIII, 222 fg.)? Und dann die Lieder unserer Minnesänger! Mögen dieselben im ganzen noch so idealisch gefärbt sein, so zeigen sie doch im einzelnen unwiderleglich, daß die höfisch-ritterliche Gesellschaft mit platonischen Liebesfreuden keineswegs sich begnügt habe. Das nach meinem Gefühle schönste aller Lieder Walthers von der Vogelweide schwelgt in anmuthigster Weise in der Erinnerung an den Vollgenuß der Liebe[10]) und die sogenannten Tagelieder, welche zu den besten Leistungen unserer Minnelyrik gehören, variiren den Trennungsschmerz, der nach süßen Liebesnächten die Liebenden bei Tagesanbruch heimsucht, in den innigsten Tönen. Wie bewusst endlich die höfischen Kreise über die Sphäre bürgerlicher Moral sich hinwegsetzten, zeigen die Disputationen zwischen Rittern und Damen in den sogenannten Minnegerichten über die häkelichsten Gegenstände und Probleme des Liebesverkehrs. Um jedoch, bevor ich diesen Gegenstand verlasse, auch die Lichtseite höfisch-ritterlicher Minne in ihrem vollsten Glanze schimmern zu lassen, verweise ich den Leser auf die köstlichen Minnegespräche, welche in den Fragmenten des wolfram'schen „Titurel" Schionatulander und Sigune führen. An echter Naturwahrheit und reinster Idealität kommt denselben in der Poesie aller Völker und Zeiten nur sehr weniges gleich, wenn überhaupt etwas.

Die feine Gesellschaft des Mittelalters wohnte in ihren Pfalzen und auf ihren Burgen zerstreut. Um sie daher zu versammeln und der Reize höherer Geselligkeit genießen zu lassen, mussten häufige Feste stattfinden. War von einem Dynasten die Einladung zu einem Fest in's Land ausgegangen, so wurde sein Wohnsitz alsbald ein geräuschvoller Schauplatz der mannigfaltigsten Vorbereitungen, von welchen das unterbringen und verpflegen hunderter von Gästen abhing, deren Troß sich

oft bis in die tausende belief. Nach dem eintreffen und bewillkommnen der Gäste mit Gruß und Trank eröffnete eine feierliche Messe die Reihe der Unterhaltungen. Unter Trompeten- und Paukenschall zog man nach der Kirche und unterwegs hielten die Ritter ein lanzenrennen zu Ehren der Damen, welche in dem nach den Anforderungen höfischer Etikette geordneten Zug gingen oder ritten. Nach der Zurückkunft aus dem Gotteshause nahm man den Morgenimbiz ein. Eine kurze Jagd oder ein Turnier füllten dann die Zwischenzeit aus, bis Trompeten und Hörner das Zeichen zur Hauptmahlzeit gaben. Wo nicht die französische Sitte des paarweisen beisammensitzens von Männern und Frauen in Deutschland Eingang gefunden hatte, speisten die beiden Geschlechter in abgesonderten Räumen. Fröhliches, oft freilich sehr derbes und mit zotenreißerischem Witz verbrämtes Gespräch würzte das Mahl. Auch wurden Banden von Spielleuten und Gauklern vorgelassen oder trug einer der zahlreichen wandernden Minnesänger die neuesten Eingebungen seiner Muße vor, zu welchen er die „Weisen“ meist selber erfand, oder Laute und Lied machten unter den Kundigen die Runde.

Bei anbrechendem Abend gingen die Frauen in die Hauskapelle, um dem singen der Vesper anzuwohnen, und nachher vereinigte sich die ganze Gesellschaft wieder. Spieler versuchten Glück und Geschicklichkeit, Zecher prüften standhaft ihres Wirthes Kellerei, Liebespärchen verloren sich in heimliche Lauben und verschwiegene Gartengänge und zuletzt sammelte wohl die Tanzfreude vor schlafengehen noch einmal alle in einen Kreis. Man unterschied „Tanz“ und „Reien“. Der höfische Tanz, wobei der Tänzer eine oder zwei Tänzerinnen bei der Hand faßte, war ein Umgang im Sale mit schleifenden Schritten unter dem Getöne von Saiteninstrumenten und Tanzliedern, welche letztere zu diesem Zwecke eigens gedichtet und von dem voranschreitenden Vorsänger oder von der Vorsängerin angestimmt wurden. Den Reien dagegen tanzte man im Freien, auf Straßen und Wiesen, und zwar nicht schreitend, sondern springend, wobei Tänzer und Tänzerinnen durch möglichst hohe und weite Sprünge sich auszuzeichnen suchten, so daß wir uns diese körperliche Uebung nicht als sehr anmuthig vorzustellen haben. In den Zeiten des Verfalles der höfischen Sitten arteten dann die Tänze in ein wildes und wüstes Gewoge und Getobe aus, dessen freche Tendenzen großes Aergerniß erregten. Die späteren Sittenprediger konnten daher nicht müde werden, gegen „das wüste Umblauffen, unzüchtige Drehen, Greiffen und Maullecken“ zu eifern. „Behüte Gott“, ruft einer aus, „alle frummen Gesellen für solchen Jungfrawen, die da Lust zu den Abendtänzen haben und sich da gerne umbdrehen, unzüchtig küssen und begreiffen lassen; es muß freylich nichts guts an

ihnen sein, da reitzet nur eins das ander zur Unzucht und fiddern dem Teufel seine Bölze."

Reichstage, Königskrönungen und andere Hoffeste gaben der höfisch-ritterlichen Gesellschaft die reichste Gelegenheit, sich in der ganzen Fülle ihrer Pracht sehen zu lassen. Bei solchen Anlässen ging der Zusammenfluß der Menschen ins unglaubliche und der dabei gemachte Aufwand verschlang Summen, die für jene Zeit ganz ungeheuer waren. Ich führe nur zwei Beispiele solcher Feste an. Als Friedrich der Rothbart seinem Sohne, dem Könige Heinrich, den Ritterschlag ertheilen wollte, schrieb er auf Pfingsten 1182 einen Reichstag nach Mainz aus. Die ganze hohe Aristokratie Deutschlands erschien, in Pomp und Prunk wetteifernd, und der Erzbischof von Köln allein hatte ein Gefolge von 4000 Geharnischten. Ein Reichstag vom Jahre 1397 versammelte zu Frankfurt zweiunddreißig Herzoge und Fürsten, zweihundert Grafen und Freiherren, über dreizehnhundert Ritter und an viertausend Edelknechte. Was einen Fürsten so eine Reichstagsfahrt kostete, kann man sich leicht vorstellen, wenn man erwägt, daß er während der ganzen Dauer der Versammlung für jedermann offene Tafel zu halten gewohnt war. Der Glanz der fürstlichen Hochzeiten steigerte sich noch mit dem Verfalle des Ritterthums und erreichte im 15. Jahrhundert den Gipfelpunkt der Verschwendung. So kostete z. B. die im J. 1418 gefeierte Hochzeit des Herzogs Georg in Baiern mit der polnischen Prinzessin Hedwig 55,766 Gulden, eine nach dem heutigen Geldwerth freilich nicht sehr bedeutende, nach dem damaligen aber ganz gewaltige Summe.

Den Hauptakt aller ritterlichen Festlichkeiten machte das Turnier aus, in seinen ersten Anfängen wahrscheinlich aus den kriegerischen Uebungen der alten Germanen und Gallier entsprungen. König Heinrich I. bildete die Turniere zu Reiterübungen aus, dann wurden sie in Frankreich mit ritterlich-romantischen Formen und Zuthaten versehen, unter welchen sie vom 12. Jahrhundert an bis ins 17. hinein auch in Deutschland stattfanden, obgleich ihnen schon im 16. die sogenannten Ringelrennen starken Eintrag thaten. In der Blüthezeit des Ritterthums war das Turnierwesen ganz regelrecht organisirt. Es gab in Deutschland vier große Turniergesellschaften, eine schwäbische, fränkische, baierische und rheinische, und diese zerfielen wieder in kleinere Kreise. Die Fürsten der genannten Länder bekleideten das Amt oberster „Turniervögte", deren Obliegenheit es war, die Turniere auszuschreiben, die Turnierplätze herrichten, für Geleit und Quartier sorgen, die Wappenschau vornehmen und überhaupt die Turnierpolizei handhaben zu lassen. Auf die Einzelnheiten des Hergangs bei den Turnieren brauchen wir als auf allgemein bekannte Dinge uns nicht weitläufig einzulassen.

Wir sagen nur, daß das turniren selbst zu Pferde mit Lanze und Schwert geschah oder zu Fuß mit Streitaxt, Kolben, Pike und Schwert, ferner in ganzen Scharen gegen einander („Buhurd“) oder im Einzelkampfe von Mann gegen Mann. Die beliebteste und häufigste Kampfart war jedoch das Lanzenrennen zu Pferde („Tjost“). Unterschieden wurde das „Schimpfrennen“, wobei man stumpfe Lanzen und Schwerter gebrauchte und nur Spiel und Uebung im Auge hatte, und das „Scharfrennen“, wobei von der scharfen Waffe Gebrauch gemacht und der Ernst oft so blutig wurde, daß z. B. bei einem 1241 zu Neus bei Köln gehaltenen Turnier sechzig Ritter todt auf dem Platze blieben. Man ersieht hieraus, daß die „feine“ Gesellschaft des Mittelalters an grausamen Spielen nicht weniger Gefallen fand und nach dem Anblicke von Blut nicht weniger lüstern war, als es die „feine“ Gesellschaft im alten Rom gewesen. Die römische Arena und der mittelalterliche Turnierplatz geben recht hübsche Illustrationen ab zu dem Lügenmärchen, demzufolge die Menschen als solche einander lieben. Sie haben in Wahrheit von jeher nicht allein aus Haß oder Eigennutz, sondern auch zum bloßen Zeitvertreib einander umgebracht. Der sogenannte „Turnierdank“ wurde bei gesteigertem Luxus zum Gegenstande wetteifernder Erfindungen. Er bestand jetzt nicht mehr, wie früher, in einfachen goldenen Ketten und Kränzen, Waffen, Stickereien oder Rossen, sondern in der kostspieligen Verwirklichung von allerlei romantischen Einfällen. So finden wir z. B. bei einem Turnier, welches der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen zu Nordhausen gab, einen großen Baum mit goldenen und silbernen Blättern aufgerichtet, und wer die Lanze des Gegners brach, erhielt ein silbernes, wer ihn aus dem Sattel hob, ein goldenes Blatt. Aber der seltsamste aller Turnierpreise wurde doch bei einem Turnier ausgesetzt, welches die Geschlechter (Stadtjunker) von Magdeburg zu Pfingsten 1229 veranstalteten und wozu die patrizischen Herren der umliegenden Städte feierlichst eingeladen wurden. Der Turnierdank war nämlich ein schönes Mädchen, Sophia geheißen, wahrscheinlich ein „gelüstiges Fräulein“ (s. u. K. 9). Dieser Umstand, sowie die ganze mit an die Gralsage anknüpfenden Allegorien spielende Anordnung des Festes zeigt, daß die romantische Ueberschwänglichkeit und Frivolität doch bis weit in den deutschen Norden hinauf im Schwange ging. Ein alter Kaufmann aus Goslar gewann die Schöne und steuerte sie zu einer ehrlichen Heirat aus. Beim sinken des Ritterthums sodann begannen die Kämpfer mit einander um Geld zu wetten und geschickte Reiter und Fechter zogen im Lande umher, überall Herausforderungen erlassend und Geldwetten anbietend.

Zu diesem schreienden Symptom des Verfalls der höfisch-ritterlichen Gesellschaft gesellten sich von der zweiten Hälfte des 13. Jahr-

hunderts an immer mehrere. Diese ganze höfische Kultur war ja in Deutschland nicht von dem markigen Stamme nationalen Lebens emporgetragen worden und daher trat denn nach kurzer Blüthe ein rasches und wüstes welken ein. Die nur anempfundene und angekünstelte romantische Bildung hatte im Gemüth und Geist unseres Volkes keinen festen Ankergrund gefunden. Sie siechte, sobald sie ihrer äußeren Lebensbedingung, der gebietenden Weltstellung Deutschlands unter den Hohenstaufen, beraubt war, und ging, wenigstens in ihren höheren Tendenzen, rettungslos unter in der furchtbaren, alle Kultur in Frage stellenden Zeit, welche nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. hereinbrach. Da verwilderte die deutsche Gesellschaft unsäglich und der Ruf der deutschen Ritterschaft sank im Auslande von Stufe zu Stufe bis zu jenem Grade von Geringschätzung herab, welche der klassische Chronist des 14. Jahrhunderts, Jean Froissart, mehrfach und nachdrücklich bezeugt (z. B. Chroniques, liv. I, part. 2. chap. 59; l. IV, ch. 62). Er nennt die deutschen Ritter plump, ungeschlacht und roh, fühllos, hart und habsüchtig. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß Froissart auch von dem „Schwarzen" Prinzen die abscheulichsten Züge von Unmenschlichkeit und Grausamkeit erzählt und denselben dennoch als die „Blume der Ritterschaft" verherrlicht. Gerade bei diesem ritterlichen Chronisten wird uns recht klar, daß „ritterliche Tugend" eben durchaus nur das bedeutete, was die Franzosen Courtoisie und die deutschen Höfischkeit hießen. Von echter Sittlichkeit, von wahrhaftem Rechtsgefühl und von wirklicher Humanität war keine Spur im Ritterthum. Sonst hätte dasselbe gar nicht so in's gemeine, wilde und wüste versinken können, wie es von der bezeichneten Zeit an in deutschen Landen that. Die Frauen ergaben sich grobsinnlicher Ausschweifung oder einer krankhaften Frömmelei, die ja bekanntlich mit Buhlerei allzeit im engsten Bezuge steht. Die Männer überließen sich rohester Jagd- und Rauflust. Die feinen Umgangsformen wurden vergessen oder geradezu verachtet und dafür ward der plumpste, schmutzigste Ton herrschend. Der Adel war in Folge des übermäßigen Aufwandes, welchen er bei Turnieren, Reichsversammlungen, häuslichen und öffentlichen Festen aller Art in Speise und Trank, Hausgeräthe und Kleidung, in Dienerschaft und Pferden entwickelt hatte, vielfach so verarmt, daß er zur Wegelagerung griff, um nur das Leben zu fristen. Ein wildes Räuberleben wurde auf den Burgen heimisch, ein Krieg aller gegen alle begann wieder einmal ganz offen und brachte eine Missachtung aller kirchlichen und staatlichen Gesetze mit sich, so daß ein deutscher Fürst die schändlichen Worte: „Gottes Freund und aller Menschen Feind!" als ein Glaubensbekenntniß ritterlicher Männlichkeit im Munde führen durfte. Um der nichtigsten Ursachen willen oder auch aus bloßer Beutelust Händel vom Zaune zu brechen wurde adeliger

Brauch, besonders den Städten gegenüber, denen der Adel ihr aufblühen neidete und deren Bewohner er mit Mord und Plünderung heimsuchte, wo immer hierzu Gelegenheit sich bot. In solchen Fehden war das ritterliche Ehrgefühl keineswegs immer so stark, daß der Angreifer den Anzugreifenden vorher durch Uebersendung eines „Absage"- oder „Fehdebriefs" warnte, wie es durch das mittelalterliche Faust- und Fehderecht gefordert wurde [11]).

Das materielle Elend und die tolle Sittenlosigkeit, welche aus der eingerissenen Anarchie mit Nothwendigkeit entstehen mussten, wurden noch gesteigert durch die schrecklichen Heimsuchungen, welche die aus dem Orient in den Occident eingeschleppte Pest („der große Sterbent", „der schwarze Tod") im 14. Jahrhundert auch über Deutschland brachte. Durch sie wurden Städte und blühende Ortschaften entvölkert, hunderttausende von Menschen weggerafft, alle heiligsten Bande der Familie und Gesellschaft gelöst. In diesen brutalen Zeiten zerfiel die ritterliche Poesie; der Dichter sank zum Pritschmeister und schmarotzenden Zotenreißer herab, welcher mit den gewerbsmäßigen Narren, mit den Hofnarren, von welchen im zweiten Buch unserer Geschichte mehr zu sagen sein wird, an den Höfen um ein kärgliches Stück Brot kämpfen musste. An die Stelle höfischer Kurzweil mit ihrer Freude an zierlicher Rede, Musik und Liederstreit traten ungeheuerliche Saufgelage mit unflätigem Gespräch, unsauberen Possen, ruinirender Spielwuth und einem stupiden Raufboldwesen, welches das ritterliche Institut des Zweikampfes verunehrte. So neigte sich alles dem rohen und schändlichen zu. Aber viele Formen der ritterlichen Romantik überlebten ihren Geist um lange Zeit und namentlich war es die äußerliche Pracht ihrer Feste, welche weit eher zu- als abnahm und sich besonders bei fürstlichen Hochzeiten glanzvoll aufthat.

Sechstes Kapitel.

Die ritterlich-romantische Dichtung.

Geist und Formen der Romantik. — Die gaya scienza. — Ihre Stoffe. — Die „höfische“ Dichtung. — „Herren“ und „Meister“. — Die Ritterepopöe. — Die Gralsage. — Das Rolandslied und das Alexanderlied. — Heinrich von Veldeke. — Hartmann. — Wolfram und sein „Parzival“. — Gottfried und sein „Tristan“. — Ihre Nachahmer. — Verfall der Ritterepik. — Die volksmäßig-nationale Heldendichtung. — Das Nibelungenlied und das Gudrunlied. — Absinken der volksmäßigen Epik zum Volksroman. — Der Minnegesang. — Walther von der Vogelweide. — Die Lehrdichtung. — Zugabe: Weibliches Schönheitsideal der höfischen Dichter.

Eine Gesellschaft, wie wir sie im vorhergehenden Abschnitte zu schildern versuchten, war während ihrer Blüthenjahre wohl geeignet, eine reiche Literatur zu schaffen; allein diese musste, wie die Kreise, in welchen sie entstand, durchaus mehr ein ausländisches als ein nationales Gepräge tragen. Die mittelalterliche deutsche Kultur war überhaupt in viel höherem Grade eine empfangende und nachbildende als eine originale und mustergebende. Erst mit den zahlreichen und bedeutenden künstlerischen und mechanischen Erfindungen, welche während des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland gemacht wurden, begann es die Rückzahlung der zahlreichen Kulturanleihen, die es zuvor in der Fremde aufgenommen hatte. Dann wurde Deutschland durch die Reformation für eine Weile Europa's geistiger Mittelpunkt; aber bald begann wieder eine lange, lange Periode der Nachahmung, welcher erst der großartige Aufschwung deutscher Dichtung und Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Ende machte, so zwar, daß von da ab Deutschland als eine geistige Weltmacht allwärtshin Einfluß zu üben begann.

Wie Frankreich die Bildungsstätte des Ritterthums war, so muß es auch als Heimat der ritterlichen Poesie anerkannt werden. Von Frankreich aus unternahm die Romantik ihre Eroberungszüge durch das Abendland. Der Kern der Romantik ist der christliche Spiritualismus, das absolute christliche Abhängigkeitsgefühl von dem Gott, das christliche Sehnsuchtsgefühl nach dem Jenseits, die christliche Glaubensmystik, die christliche Erinnerung an ein angeblich verlorenes Paradies, mit einem Worte die christliche Vorstellung eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Geist und Materie. In solcher Einseitigkeit hätte sie aber künstlerisch und social unmöglich zur Erscheinung kommen können, hätte sich ihr nicht das Ritterthum als Gefäß, als Leib dargeboten und wäre sie auf die sensualistischen Forderungen dieses Körpers nicht bereitwillig eingegangen. Und so sehr

wusste der christlich-supranaturalistischen Verneinung der Natur gegenüber diese sich geltend zu machen, daß im Christenthum selbst, im Katholicismus, das Heidenthum mit all seiner Formen- und Farbenschönheit, seiner Lebensheiterkeit, seiner Leidenschaft und seinem Sinnengenusse wieder siegreich auferstand. Der Leib unterwarf sich den Geist völlig, der kühnen Proteste ungeachtet, welche der letztere, um seine Ehre zu retten, da und dort erließ. Die Richtigkeit dieser Ansicht von der Gestaltung der Romantik in mittelalterlicher Religion, Kunst und Sitte wird jeder zugeben müssen, welcher diese Gebiete einer näheren Betrachtung unterwirft.

Was jedoch unsern dermaligen Gegenstand, die ritterlich-romantische Dichtung betrifft, so ist vor allem zu sagen, daß dieselbe ihre Formen zunächst aus einer unchristlichen Quelle schöpfte, nämlich aus der arabischen Poesie in Spanien. Ja, bei den Arabern, unter welchen während der Blüthezeit der Omeijahden eine materielle und geistige Kultur waltete, deren Höhe das christliche Europa in seinen barbarischen Zuständen sich nicht einmal zu denken vermochte, holten Spanier und Provenzalen den Geist und die Technik ihrer ersten dichterischen Aeußerungen. Besonders fruchtbar scheinen die Beziehungen zwischen der christlichen Kriegerschaft und den Morisken gewesen zu sein, welche gegen das Ende des 11. Jahrhunderts bei Gelegenheit der Belagerung und Einnahme von Toledo durch König Alfonso VI. von Kastilien statthatten. Die Sieger brachten als schönste Beute die Keime der fröhlichen Wissenschaft (gaya scienza) in ihre Heimat zurück und es fanden diese Keime jenseits und diesseits der Pyrenäen einen günstigen Boden. Bald begann besonders die Provence von ritterlichen Liedern zu widerhallen. Kunst des findens, erfindens (art de trobar) nannte man hier sinnig die Poesie; ein Finder, Erfinder, ein Troubadour (trobador) hieß der Dichter, welcher sich, falls er die Gabe, seine Lieder singend vorzutragen, nicht besaß, von einem Spielmann und Deklamator, von einem Jongleur (joculator, joglar) begleiten ließ. In Lieder verschiedenster Art, in fröhliche (soulas) und klagende (lais), in Morgenlieder (albas) und Abendständchen (serenas), in Tanzlieder (baladas) und Rügelieder (sirventes), in Streitgedichte (Tenzonen von tenzos), Schäferlieder (pastorellas), Legenden, Fabeln, Novellen (novas) und Erzählungen (comtes) ergossen die Troubadours ihre Gefühle und Stoffe. Der Liebe Leid und Lust und der Geliebten Verherrlichung war und blieb der Hauptgegenstand provenzalischer Poesie, jedoch nicht ausschließlicher; denn alle die Aeußerungen eines frischen und franken Männerlebens fanden in den Liedern der Troubadours ebenfalls ein lautes Echo. Es glüht in ihnen, namentlich in denen eines Bertran de Born, ein wahrhaft arabischer Lust-, Zorn- und Fehdebrand. Wir müssen unwillkürlich an die altarabischen Sänger denken, welche jauchzend erzählen, wie sie ihre

Lanzen zur Bluttränke führten und ihrer Schwertspitzen Durst im Herzen des Feindes löschten, wenn der genannte Troubadour ausruft: „Nicht solche Wonne flößt mir ein Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt von beiden Seiten: drauf! hinein! und leerer Pferde wiehern hallt laut aus des Waldes Schatten und Hilferuf die Freunde weckt und groß und klein schon dicht bedeckt des Grabens grüne Matten und mancher liegt dahin gestreckt, dem noch der Schaft im Busen steckt.“ Aber nicht nur eine persönliche und gesellige Bedeutung hatte die Troubadoursdichtung, sie erhielt durch die lebhafte Pflege des Sirventes (von servire, eigentlich Dienstgedicht, dann Lob-, Spott- und Straflied) auch eine politische und kirchlich-reformatorische. Das Sirventes vertrat die Stelle der Presse und als Rügeliederdichter wurden die Troubadours die Träger und Lenker der öffentlichen Meinung. Von den Lippen dieser Poeten kamen daher keineswegs bloß melodische Minneseufzer, ihre Zungen schnellten sehr oft die Bolzen sittlicher Entrüstung und heißen Zornes. Vermöge ihrer kühnen Angriffe auf den päpstlichen Stuhl und die Verderbniß der Geistlichkeit gehörten sie mit zu den einflussreichsten Vorkämpfern der Reformation und es gewährt großes Interesse, zu hören, mit welchem Freimuth zu Anfang des 13. Jahrhunderts schon ein Guillem Figueiras und ein Peire Kardinal über die Hierarchie sich äußerten. Beide geißelten die Pfaffheit bis auf's Blut. „Sie heißen Hirten zwar“, sagt der letztgenannte in einem seiner Sirventen, „doch sind sie Mörder gar. Sieht man nur auf ihr Kleid, so sind sie voll Heiligkeit; aber sie gleichen dem Wolf, der, um die Schafheerde zu morden und aufzufressen, in ein Hammelkleid sich steckte. Mit der Höhe ihres Standes steigt nur ihre Schändlichkeit und seit alter Zeit und immerfort hat es mit Gott wie mit den Menschen noch niemand so schlecht gemeint wie die Pfaffen.“ — Zu der romantischen Lyrik der südfranzösischen Troubadours gesellten die nordfranzösischen Trouvères (von trouver) eine sehr reichhaltige Epik, vermöge welcher Frankreich so recht der Mittelpunkt der romantischen Poesie wurde. Aus fränkisch-karlingischen, aus keltisch-bretonischen und normannischen Sagen, aus kirchlichen Legenden und romantisirten antiken Geschichten und Mythen bildete sich die romantische Heroologie, welche, zum Theil von tüchtigen Poeten, wie Chrestien de Troyes und Richard Wace, bearbeitet, in Frankreich ungeheure Massen von epischen Gedichten, Ritterromanen, Martyrologien, Allegorien, Fabliaux (von fabler) und Contes (von conter) aufhäufte und in Bälde auch das Ausland, England, Spanien, Italien und Deutschland mit dichterischem Material versorgte. Die Entstehung italischer Literatur z. B. fußt ganz auf Anregungen von französischer Seite; denn nicht nur wurzelt Petrarka's Lyrik in der provenzalischen, nicht nur gaben die nordfranzösischen Fabliaux die reichste Fundgrube für Boccaccio's unermesslich einflussreiche Novellistik ab, auch Dante hat ja, wie mit großer

Wahrscheinlichkeit vermuthet wird, den ersten Gedanken zu seiner göttlichen Komödie aus einem allegorisch-satirischen Gedichte des Trouvère Raoul de Houdan geschöpft, während die späteren italischen Epiker von Pulci, Bojardo und Ariosto an bis herab zu Fortiguerra die altfranzösische Karlssage zu ihrem Thema wählten.

Der Weltverkehr, in welchen die Kreuzzüge und die hohenstaufische Politik Deutschland hineingezogen, verschaffte dem deutschen Adel von Frankreich her die Kenntniß des Materials und der Formen romantischer Poesie. Ich sage dem Adel, weil dieser als Repräsentant der ritterlich-romantischen Kreise vorzugsweise auch die Poesie derselben pflegte. Allerdings dichteten neben den Rittern auch Geistliche und Bürger, welche letztere der adeligen Titulatur „Herr" gegenüber den Titel „Meister" führten, aber die eigentliche Heimat der Liederkunst, der fröhlichen Wissenschaft waren doch die Ritterburgen, namentlich die fürstlichen, die Hofburgen, wovon auch die ganze Dichtung dieser Zeit den Namen der höfischen erhalten hat. Man bezeichnet die Periode ihrer Blüthe gewöhnlich als die mittelhochdeutsche oder schwäbische, denn in dieser biegsamen, wohllautenden Mundart, welche unter den Staufern die Sprache der Gebildeten und die Schriftsprache geworden war, äußerte sie sich. Ihre Thätigkeit war eine epische, lyrische und didaktische; ihre epische und didaktische Form waren die kurzen, paarweise gereimten Verszeilen der nordfranzösischen Trouvères, ihre lyrische mannigfache, den Provenzalen nachgeahmte Strophenarten. Wurden mehrere derselben zu einem größeren ganzen zusammengeordnet, so hieß das ein Leich (von lais), wogegen das Lied aus gleichgebauten Strophen bestand.

Unserer romantischen Ritterepopöe ist überall anzusehen, daß sie ein echtes Kind der Kreuzzüge war. Diese hatten den christlichen Wunderglauben auf seinen Gipfelpunkt erhoben und das wunderbare ist daher die Atmosphäre, in welcher die Ritterdichtung athmet. Die Aventure, d. h. die phantastisch willkürliche Verknüpfung wundersamer Begebenheiten, ist die Muse dieser Epiker. Sie thut eine „wundervolle Märchenwelt", eine „mondbeglänzte Zaubernacht" vor uns auf. Sie erhebt sich auf den Schwingen christlich-romantischer Andacht gen Himmel und wirft sich dann wieder mit üppigen Gebärden und wollüstigen Scherzen in die heißesten Wogen der Sinnlichkeit. Eingehüllt in den faltenreichen Mantel bequem schweifender Rhapsodie, wird sie nicht müde, uns von Gottesdienst und Frauenminne, von ritterlicher Tapferkeit und höfischer Sitte, von wunderlichen Liebesgeschichten und unerhörten Abenteuern zu erzählen, und wenn sie die Gefahr, in das läppische oder unsaubere höfischen Klatsches sich zu verlieren, keineswegs immer vermeidet, so stimmt sie doch zu unserer Ueberraschung und Entschädigung plötzlich auch wieder mit starker Bruststimme das große Thema an, welches jene

Zeit bewegte, das Thema von dem Kampf der christlichen mit der mohammedanischen Welt.

Ihr Material nahm die deutsche Ritterdichtung so zur Hand, wie es in Frankreich zubereitet worden war. Es bestand neben kirchlichen Legenden und antiken Geschichten vorzugsweise aus dem fränkischen Sagenkreise von Karl dem Großen und seinen Palatinen, dann aus den keltisch-bretonischen Sagen vom König Artus, vom heiligen Gral und von Tristan und Isolde. Wie bei einer früheren Gelegenheit angedeutet worden, wurde Kaiser Karl schon frühe eine Lieblingsgestalt mittelalterlicher Poesie. An ihn und seine vorragendsten Dienstmannen (Palatine), deren herrlichster sein Neffe Roland (Hruotland), lehnte sich die Idee der Bekämpfung und Bekehrung der Sarazenen mit Vorliebe. Seine und seiner Palatine Thaten fanden zuerst eine cyklische Darstellung in der sagenhaften Chronik des sagenhaften Erzbischofs Turpin, welche, auf epischen Traditionen beruhend, im 11. Jahrhundert in lateinischer Sprache niedergeschrieben wurde. Diese Chronik trieb dann in Frankreich eine Menge epischer Schößlinge in den Geschichten von Rolands Untergang im Thale von Roncesval, von den vier Söhnen des Haimon (Haimonskinder), von dem Zauberer Malagis, von Huon von Bordeaux, von Flos und Blankflos u. a. m., welche auch nach Deutschland verpflanzt wurden, hier aber im ganzen nicht recht gedeihen wollten. — In der altbritischen Sage vom König Artus ist viel keltisch äußerliches und frivoles. Zu Kaerlleon (Karlion) in Wales hält Artus Hof mit seiner schönen Gemahlin Ginevra (Genèvre). Ein glanzvoller, in Ritterspielen, Banketten, Tänzen und Minnedienst sich ergehender Hofstaat von vielen hundert Rittern und Damen umgibt das königliche Paar. Die Blüthe dieser Ritterschaft, aus welcher die Namen Iwein, Ereк, Gawain, Wigalois, Wigamur, Gauriel, Lanzelot, Parzival und Lohengrin mit besonderem Glanze hervorragen, bilden die zwölf edelsten Helden, welchen das Recht zukommt, mit König Artus um eine runde Tafel zu sitzen, daher ihre Kollektivbezeichnung als des Königs Artus Tafelrunde. Mitglied derselben zu sein galt für die höchste Ehre, vom Hofe Artus' ausgeschlossen zu werden für die tiefste Schmach. Um diese zu vermeiden und jene zu erwerben, zogen die Artusritter, Abenteuer suchend, Riesen und zaubermächtige Zwerge bekämpfend, entführte Jungfrauen befreiend, übermüthige Gegner demüthigend, im Lande umher. Der Hauptschauplatz ihrer Thaten war der Forst Brezilian. Feindlich stand ihnen gegenüber der Zauberer Klingsor und vielfach in die Artussage hinein spielt der Mythus vom Merlin, welchen der Teufel in Nachahmung Gottes mit einer reinen Magd gezeugt hat. Im allgemeinen macht sich in der Artussage der Mangel einer sittlichen Grundlage recht sehr bemerkbar. Dieses Ritterthum ist denn doch ein gar zu äußerliches, in ziel- und zwecklosem abenteuern, in seichten Liebeleien sich erschöpfendes. Was soll man

von Männern denken, die sich bei Gelegenheit der berüchtigten, in der bekannten altenglischen Ballade mit hübschem Humor erzählten Mantel- und Schweinskopfprobe mit Ausnahme eines einzigen als gutmüthige Hahnreie, was von Damen, die sich bei derselben Veranlassung, eine einzige ausgenommen, als Metzen erweisen?

Die Artussage würde daher auch in Deutschland kaum eine langdauernde Aufmerksamkeit erworben haben, hätte ihrer frivol weltlichen Seite nicht eine tiefernste, mystisch-spiritualistische sich gesellt in der Sage vom heiligen Gral und dessen Hütern, welche die ritterliche „Massenie der Templeisen" bilden. Diese aus dem Orient stammende Sage greift mit ihren Wurzeln hinauf in urälteste Vorstellungen der Menschen von paradiesischen Zuständen, welche den Bedürfnissen des Lebens mühelose Befriedigung gewährten, in Vorstellungen, an welche der Hermesbecher der Griechen, der Stein der Weisen späterer Alchymie und das „Tischchen, deck' dich!" des Kindermärchens eine Erinnerung bewahrten. Solche Erinnerung haben dann christliche Mythologie und romantische Phantasie eigenthümlich geformt. Der heilige Gral (vom altspan. Wort gral, d. i. Becken, provenzal. grazal), ein zu einer Schüssel verarbeiteter Edelstein von seltenster Größe und wunderbarem Glanze, befand sich zur Zeit der Passion Christi im Besitze Josephs von Arimathia. Aus dieser Schüssel reichte der Heiland bei Einsetzung des Abendmahls seinen Jüngern das Brot und in dieser Schüssel wurde das Blut aufgefangen, welches des Longinus Lanzenstich aus der Hüfte des Gekreuzigten lockte. Da sich somit an den Gral der Mythus des christlichen Erlösungswunders knüpfte, war es nur folgerichtig, daß er als mit wunderbaren Kräften ausgestattet gedacht wurde. Der Gral verlieh seinem Besitzer nicht allein eine Fülle irdischer Glücksgüter, sondern verlängerte ihm auch das Leben auf Jahrhunderte hinaus und fristete es sogar Todtwunden, die ihn anschauten. Sein erster Besitzer Joseph hatte das Heiligthum in's Abendland gebracht. Nach ihm war lange Zeit niemand würdig, es zu besitzen, weßwegen der Gral von Engeln schwebend in der Luft gehalten wurde. Denn zur Pflege desselben war ein demüthiges reines Gemüth, ein sich selbst verleugnender und doch weisheitsvoller Sinn, geläuterte Treue gegen Gott wie gegen die Menschen, endlich mannhafteste Tapferkeit erforderlich. Diese Eigenschaften fanden sich vereinigt in Titurel, einem sagenhaften Prinzen von Frankreich. Der ward nach Salvaterre in Biskaya geführt und gründete dort auf dem unnahbaren Berge Montsalvage einen Tempel für den heiligen Gral und rings um denselben her eine Burg für den von ihm gestifteten Orden der Hüter des Heiligthums, „der Templeisen", in welchen sich die Idee des Templerordens noch einmal wiedergebar und poetisch verklärte. In der Beschreibung des Graltempels hat die mittelalterliche Romantik ein Prunkstück geliefert, welchem, wie ich glaube, nur etwa einiges in Dante's Paradiso

an Pracht nahekommt. Inmitten eines dichten Forstes erhob sich der Berg Montsalvage, auf dessen Scheitel aus der Mitte einer hundertthürmigen Burg der Phantasiebau des Tempels in die Lüfte stieg. Auf einem Fundamente von Onyx wölbte sich eine Rotunde, welche hundert Klafter im Durchmesser hatte und von zweiundsiebzig achteckigen Kapellen eingefasst war. Ueber diesen erhoben sich sechsunddreißig Thürme, sechs Stockwerke hoch, deren jedes drei Fenster hatte, und die mittels einer von außen sichtbaren Spindeltreppe verbunden waren. Ueber der Rotunde stieg ein doppelt so hoher und weiter Thurm empor, ob ehernen Säulen sich wölbend. Die Gewölbe bestanden aus Saphir und darein war in der Mitte immer ein Smaragd eingelassen, der in Emaille das Lamm mit der Kreuzesfahne zeigte. Ueberhaupt waren alle Arten von Edelsteinen in den Ornamenten verschwenderisch angebracht. Im Gewölbe der Kuppel war die Sonne in Topasen, der Mond in Diamanten nachgebildet, so daß das Innere des Tempels auch nächtlicher Weile in hellem Lichte erstralte. Die Fenster bestanden aus Kristallen, Beryllen, Rubinen und Amethysten, der Fußboden war durchsichtiger Kristall, unter welchem alle Thiere der See aus Onyx nachgebildet waren, als ob sie in ihrem Elemente lebten. Aus ungeheuren Saphirsteinen waren die Altartische gemeißelt und grüne Sammetdecken lagen auf ihnen. Auch die Thürme bestanden aus edlem, mit Gold geadertem Gestein und Platten von rothem, mit blauem Schmelzwerke verziertem Golde bildeten ihre Bedachung. Jeden der Thürme krönte ein kristallenes Kreuz und auf diesem saß ein Adler aus Gold mit ausgebreiteten Fittigen. Ein riesiger Karfunkel zierte den Hauptthurm als Knopf und diente, in der Nacht weithin leuchtend, den Templeisen als Wegweiser. Der heilige Gral selbst wurde in einem sogenannten Sakramentshäuschen aufbewahrt, welches den ganzen Bau im kleinen wiederholend und überschwänglich kostbar geschmückt unter dem Gewölbe der Hauptkuppel stand. In diesem Tempel und in dieser Burg blühte der Gralsdienst Jahrhunderte lang, bis die überhandnehmende Gottlosigkeit der abendländischen Christenheit diese unwürdig machte, das wundersame Heiligthum in ihrer Mitte zu haben, wesswegen es sammt seinem Tempel von Engeln emporgehoben und durch die Luft gen Osten getragen wurde in das Land des Priesters Johannes, welches im späteren Mittelalter bekanntlich für die Heimat aller Tugend und aller Glückseligkeit galt.

Wir haben oben die deutsche Dichtung im 10. Jahrhundert in den Händen der Geistlichen entschlummern sehen und müssen hier so gerecht sein zu sagen, daß sie von diesen Händen im 12. Jahrhundert zuerst wieder geweckt wurde. Es ging dies auch ganz natürlich zu. Die Beschäftigung mit den aus der Fremde eingeführten romantischen Stoffen erforderte Kenntnisse, wie die Geistlichkeit solche schon besaß, der Ritterstand dagegen erst erwerben musste. Daraus erklärt sich, daß wir auch

im hohenstaufischen Zeitalter zunächst dichterischen Arbeiten begegnen, in welchen der mönchische Ton noch stark vorschlägt. Es sind Heiligenlegenden, Versifizirungen alt- und neutestamentlicher Geschichten u. dgl. m. In höherem Grade schon gesellte sich dem geistlichen Tone der ritterlich-romantische in dem zwischen 1173—77 von einem Pfaffen Konrad im Dienste Heinrichs des Löwen nach französischer Quelle bearbeiteten „Rolandslied", in welchem namentlich der Todeskampf Rolands und seiner Gefährten mit plastischer Energie geschildert wird. Bewegt sich die deutsche Romantik in diesem Gedichte gewissermaßen in den heimischen vier Pfählen, so wagt sie in dem kurz nachher entstandenen „Alexanderlied" des Pfaffen Lamprecht schon kühnere und kühnste Flüge in die Fremde. Eine der glänzendsten Gestalten der Geschichte, ist der makedonische Alexander auch ein Hauptheros der Poesie geworden. Er vermittelt, wie kein anderer, das Abendland mit dem Morgenlande, wo er ja als Iskander in persischen Heldenliedern nicht minder gefeiert wurde als in Europa. Wie sein französisches Vorbild folgt Lamprecht im ersten Theile seines Werkes ziemlich gewissenhaft dem angeblich geschichtlichen Texte des Kurtius, im zweiten Theile hingegen, wo Alexander zu Eroberung des Paradieses sich aufmacht, geht es mit verhängtem Zügel in die romantische Wunderwelt hinein, welche occidentalisches und orientalisches willkürlichst durcheinander mischt. Inmitten aller Phantastik findet sich aber manch ein hochpoetischer Zug, wie z. B. die wunderbar liebliche Beschreibung des Liebelebens, welches die makedonischen Helden mit den reizenden Mädchen führen, die in dem Zauberwalde aus weißen und rothen Blumenkelchen hervorspringen und sommerlang ein seliges Nymphendasein leben, im Herbste aber mit dem welken der Blumen und dem fahlwerden des Waldes vergehen und verschwinden. Wenn übrigens schon in Lamprechts Alexander das Durcheinandermengen von Geschichte und Mythe, von einheimischem und ausländischem grell hervortritt, so geschieht dies in noch viel tollerer Weise in mehreren gleichzeitigen Hervorbringungen, namentlich in dem Gedichte vom „Herzog Ernst", in welchem die schönste Sage von deutscher Freundestreue von dem Wust alexandrinisch-byzantinisch-geographischer Vorstellungen ganz überwuchert wird. Die Kreuzfahrer hatten diese phantastischen, bizarren und oft geradezu abgeschmackten Vorstellungen in's Abendland mitgebracht, wo sie, bevor die großen Entdeckungen europäischer Seefahrer am Ende des 15. Jahrhunderts den geographischen Phantasien des Alterthums und des Mittelalters ein Ende machten, in der Literatur eine große Rolle spielten. Da und dort scheint in der Uebergangsperiode des 12. Jahrhunderts ein deutscher Poet von nationalerem Sinne belebt gewesen zu sein, wie das eine in diese Zeit fallende, freilich nur noch fragmentarisch vorhandene Bearbeitung der altgermanischen Thiersage durch Heinrich den

Glicheser errathen lässt. Gewiß aber hat solch ein waldursprüngliches dichten den Geschmack der Lesewelt jener Tage nicht getroffen und desto entschiedener traf denselben Herr Heinrich von Veldeke, der eigentliche Chorführer der höfischen Dichter, mit seiner zwischen 1175—90 gedichteten „Eneit", in welcher sich die antike Sage vom Aeneas eine so starke romantische Uebermalung gefallen lassen musste, daß der gute Vergil seinen Stoff unter derselben kaum wieder erkannt haben würde. Die Darstellung der Ereignisse tritt bescheiden zurück vor der Schilderung von Herzenszuständen und Heinrich blieb durch die, allerdings sehr liebenswürdige, Art und Weise, womit er das romantische Liebesideal der deutschen Heldendichtung angeeignet hatte, aller deutschmittelalterlichen Dichter Vorbild. „Er impfete das erste Reis in unserer deutschen Zungen", sagt seiner Nachfolger genialster preisend von ihm; „davon sind die Aeste entsprungen, von denen die Blumen kamen, daraus die Meister nahmen den Sinn zu schönem Funde." Heinrichs Eneit erfreute sich lange Zeit hindurch einer außerordentlichen Popularität, denn sie fasste alles das, was man in jener Zeit für die Merkmale höchster poetischer Kunst ansah, in sich zusammen: Reinheit der Sprache, Wohllaut und Rhythmus des Reims und Verses, zierlich höfisches Gebaren in Worten und Handlungen, redselige Ausführlichkeit der Erzählung. Diese Vorzüge kamen dann auch in vollstem Maße bei Heinrichs nächstem Nachtreter von Bedeutung, bei Hartmann von der Aue, zum Vorschein. Herr Hartmann galt seinen Zeitgenossen als der in Sprache und Stil eleganteste und graziöseste Poet und auch die Nachwelt muß diese Eigenschaften an ihm gelten lassen; allein seine beiden Rittergedichte „Iwein" und „Erek", deren Inhalt dem Artussagenkreis angehört, sind denn doch viel zu hohl und leer, viel zu breit in romantischen Aeußerlichkeiten sich ergehend, als daß sie auf uns noch irgendeine Wirkung üben könnten, und was seine zwei kleineren legendenhaften Erzählungen „Gregor auf dem Steine" und „Der arme Heinrich" betrifft, so müssen sie uns ungeachtet der meisterlichen Form der Darstellung, welche namentlich die letztere auszeichnet, mit ihrer krassen Askerik, mit ihrem hysterischen Spiritualismus geradezu widerwärtig, ja ekelhaft vorkommen. Die schroffe Zweiseitigkeit der Romantik, welche schon Hartmanns Dichtungen aufzeigen, stellt sich noch weit entschiedener und beiderseits wirklich großartig dar in Wolfram und Gottfried. Diese beiden vortrefflichen Dichter repräsentirten zum erstenmal den großen Gegensatz zwischen Spiritualismus und Sensualismus, Geist und Natur, subjektiver Idealistik und objektiver Künstlerschaft, welcher sich bis auf unsere Tage herab an Klopstock und Wieland, Schiller und Göthe, Börne und Heine nachweisen lässt und, wie es scheint, unversöhnbar durch unsere ganze Literatur hindurchgehen soll.

Herr Wolfram von Eschenbach lebte, einem fränkischen

Rittergeschlecht in der Nähe von Ansbach entsprossen, unter Kaiser Friedrich I. und starb während der Regierung Friedrichs II. Er hat also recht eigentlich auf dem Höhepunkte des Mittelalters gestanden und seine Werke beweisen, daß er, obgleich der mechanischen Fertigkeiten des lesens und schreibens unkundig, die Bildung seiner Zeit vollständig in sich vereinigte. Genie und sittliche Manneswürde machten ihn zum Mittelpunkte des glänzenden Dichterkreises machen, welchen die Freigebigkeit des Landgrafen Hermann von Thüringen zu Ausgang des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf der Wartburg versammelte, ein Dichterkreis, welcher der Dichtung späterer Zeit selber zum Gegenstande dienen musste und dem von einer Rivalität zwischen Wolfram und dem sagenhaften Heinrich von Ofterdingen, von einem Liederwettstreit auf Leben und Tod, bei welchem auch der fabelhafte Klingsor erscheint, allerlei angedichtet worden ist. Als der erste große Prophet deutscher Idealistik, denn das war Wolfram, konnte er sich bei seinem dichten mit der äußerlichen Romantik, wie sie der von Veldeke und der von der Aue gäng und gäbe gemacht hatten, nicht zufriedengeben. Ihm schwebte ein höheres Ziel vor: den Triumph des Geistes über die Sinnenwelt, wie ihn das Christenthum forderte, wollte er veranschaulichen in einem großen Gedichte, in einem psychologischen Epos, das die Begebenheiten einer ringenden Seele, die Thaten eines irrenden, weil strebenden, Geistes darstellen sollte. Ein für jene Zeit wirklich großartiger Plan, der in seiner Art der Idee von Dante's berühmter Schöpfung durchaus nichts nachgibt und, wie man bemerken möge, früher als diese gefasst und ausgeführt wurde. Die Artussage und der Gralmythus boten sich Wolframs Gedanken als eine passende Unterlage dar; aber um sie seinem Zwecke dienstbar zu machen, musste er sie wesentlich modifiziren, musste er ihnen den Geist deutscher Spekulation einhauchen, welcher in ihm seinen ersten großen Verkündiger fand. Natürlich will damit nicht angedeutet werden, Wolfram habe sich in freier Denkthätigkeit über seine Zeit erhoben. Seine Weltanschauung hält sich streng innerhalb des Katholicismus, seine Philosophie ist romantische Mystik. Er steht ebensosehr wie Dante, dem es bei seiner Polemik gegen päpstliche Missbräuche und Frevel nicht einfiel, das Dogma anzutasten, und wie später Kalderon als wesentlich katholischer Dichter da. Es ist echtkatholisch, wenn er neben der mystischen Gralsage die weltliche Artussage gegensätzlich herlaufen lässt, denn der Katholicismus negirt zwar in der Theorie die Berechtigung der Sinnlichkeit, anerkennt sie aber in der Praxis desto entschiedener. Wolfram hat seine ethische Absicht, zu zeigen, wie der Zweifel im Menschen entstehe und wie er, im christkatholischen Sinne, überwunden werden könne durch das Mysterium der Erlösung der Menschheit durch Christus, in einem großen Rittergedicht in 16 Büchern ausgeführt, welches nach dem Haupthelden den Titel „Parzival“ führt.

Parzival ist der Sohn des Gahmuret, eines Prinzen aus dem Hause Anschau (Anjou), und der aus dem Stamme der Gralkönige entsprossenen Herzeleide. Tief betrübt über des Gatten frühen Tod erzieht die Mutter den Sohn fern von der Welt in der Einöde Soltane, damit er keinen Begriff von Ritterschaft erhalte und nicht dem Vater gleich durch ritterlichen Thatendrang einem vorzeitigen Tode entgegengeführt werde. Des Knaben tiefsinniges Gemüth verräth sich schon frühe im Verkehr mit der Mutter und der ihn umgebenden Natur. Der spiritualistische Hang und Drang erwacht in ihm, als, durch einen Zufall veranlasst, die Mutter seine Fragen nach Gott und Teufel beantwortet hatte. Das zusammentreffen im Walde mit einer lichtgeharnischten Ritterschar verschafft dem in's Jünglingsalter getretenen einen Einblick in die Welt des Ritterthums, welcher es ihn sofort ohne Ruh und Rast entgegentreibt. Die Mutter willigt endlich in seine Ausfahrt; aber sie thut ihm ein Narrenkleid an, damit ihn die Welt höhnisch empfange und dadurch wieder in die Mutterarme zurückscheuche. Parzivals erstes täppisches auftreten in der Welt hat etwas komisches und zugleich rührendes; es veranschaulicht meisterhaft die ersten Konflikte der Jugend mit den socialen Instituten. Parzival kommt an den Artushof, wo er durch seinen Aufzug, wie durch seine ungeschlachte naturalistische Tapferkeit Aufsehen erregt, ohne daß ihn dieser höfische Kreis zu fesseln vermag. Auf seiner Weiterfahrt gelangt er zu der Burg des alten Gurnamanz, eines trefflichen, lebenskundigen Ritters, welcher ihn sein Narrenkleid ablegen heißt und ihn im Ritterthum unterweist. Die Tochter seines Lehrers, Liaze, erregt neue Gefühle in Parzivals Brust; aber sein Thatendrang ist mächtiger als diese und so zieht er Abenteuer suchend weiter, befreit die Königin von Pelrapeire, Kondwiramur, von übermächtigen Feinden, wirbt um die Hand der befreiten und erhält sie sammt dem Königreiche. Aber unbefriedigt von solchem weltlichen Glücke, von neuem von Wanderlust, auch vom Heimweh nach der Mutter erfasst, von deren nach seiner Abreise erfolgtem Tode er nichts erfahren, geht er abermals auf die Fahrt. Ein Zufall führt ihn nach Montsalvage und gewährt ihm den Anblick des Gralkultus, allein er unterlässt die verhängnissvolle Frage nach der Bedeutung dieses Wunders und so geht dasselbe wirkungslos an ihm vorüber. Das nähere dieses außerordentlichen Abenteuers ist, wie folgt. Parzival gelangt Abends an einen See, wo er Fischer nach Herberge fragt. Sie weisen ihn nach einer nahgelegenen Burg, in welcher den Gast die blendendste Pracht umfängt. In einem herrlichen Sale, der von hundert Kronleuchtern erhellt und durch Aloeholzfeuer mit wohlriechender Wärme erfüllt wird, sitzen auf prächtigen Ruhebetten vierhundert Ritter im Kreise um ihren königlichen Herrn. Eine stahlblanke Pforte öffnet sich und lässt einen schimmernden Zug heraustreten. Voran gehen zwei edle Jungfrauen, in Scharlach gekleidet, goldene Leuchter tragend, ihnen folgen acht in grünem

Sammet, welche eine Tischplatte von durchsichtigem Granatstein tragen. Sechs andere bringen verschiedenes Silbergeräthe und abermals sechs geleiten die Königin, die wunderschöne Repanse de Schoie, welche in arabischen Pfeffel gekleidet ist und auf einem grünen Kissen von Achmardi den Gral trägt, welchen sie vor dem Könige niedersetzt. Eine prächtige Mahlzeit hebt an, aber die Freude will nicht gedeihen. Denn der König sitzt, in Pelzwerk eingehüllt, wundensiech und traurig an der Tafel und in einem Nebenzimmer sieht Parzival einen schneeweißen Greis auf einem Spannbette ruhen. Ein Knappe trägt eine bluttriefende Lanze durch den Sal und ob ihrem Anblick bricht allgemeines wehklagen aus. Verwundert bemerkt Parzival das alles, aber eingedenk der von Gurnamanz empfangenen Lehre, nirgends mit vorwitzigen Fragen lästigzufallen, unterlässt er es, nach der Bedeutung all dieser Mysterien zu fragen. Hätte er dies gethan, so würde er erfahren haben, daß der schneeweiße Greis sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, daß die jungfräuliche Königin seiner Mutter Schwester, daß der wunde König sein Oheim Anfortas sei, welchen er eben durch seine Frage von seiner Siechheit heilen konnte. Aber er lässt die Gelegenheit, höchste Aufklärung zu erlangen, unbenützt vorübergehen, wie oft weltliche Klugheit die Menschen hindert, nach höherer Erkenntniß zu streben. Er wird zwar noch mit allem Prunk der ritterlich-romantischen Gastfreundschaft zu Bette gebracht, aber bei seinem erwachen am andern Morgen erfüllt menschenleere Oede die Wunderburg, und als er, von einem unheimlichen Gefühl erfasst, von dannen zieht, wirft ihm ein Knappe von der Mauer herab höhnisch seine alberne Verschlossenheit vor. Unmittelbar darauf trifft er ein Mädchen, welches den Leichnam seines erschlagenen Bräutigams jammernd im Arme hält. Dies ist ebenfalls eine unerkannte Verwandte, seine Pflegeschwester Sigune, die Geliebte Schionatulanders. Sie unterrichtet ihn, wie sehr er durch sein schweigen dem Gral und dessen Hütern gegenüber gefehlt habe und weist ihn mit einer Verwünschung von sich. Den träumerisch weiterreitenden mahnen drei Blutstropfen im Schnee an seine Gattin Kondwiramur, denn zwei Thränen standen beim Abschiede auf ihren Wangen und eine perlte auf ihrem Kinn. An derselben Stelle sollte er, aber erst nach Jahren, das geliebte Weib und die ihm von ihr geborenen Zwillingssöhne wiederfinden. Einstweilen besteht er fast im Traume einige Kämpfe, wird dann von Gawan aufgefunden und an den Hof des Artus gebracht, der ihn höchst ehrenvoll empfängt und zum Mitgliede der Tafelrunde machen will. Aber die Freude an weltlicher Ritterschaft wird ihm verleidet durch das erscheinen der Zauberin Kundrie, welche vom Gral abgesandt wurde, um den Helden seines nichtfragens halber zu verfluchen. Er hält die Tafelrunde durch seine Gegenwart für geschändet und an sich, an der Welt und an Gott verzweifelnd zieht er von dannen. Während seines jahrelangen unstäten umherirrens lässt ihn der Dichter in den Hinter-

grund treten und führt uns in den bunten Abenteuern, welche der unerschrockene Gawan zu bestehen hat, die glänzendste Seite weltlichen Ritterthums vor. Endlich findet Parzival, der zwischen trotziger Skepsis und heißem Durste nach der Quelle des Heils, wie sie dem Gral entfließt, schwankt, im wilden Walde Sigune als Klausnerin wieder und diese weist dem irrenden den verlorenen Pfad zu Gott, den Weg nach Montsalvage, den er aber bald wieder im Dickicht verliert; denn seine innerliche Heimkehr, die der äußerlichen vorangehen muß, ist noch nicht vollendet. Die völlige Bekehrung Parzivals wird vollbracht in der Klause des Einsiedlers Trevrizent, welcher sich ihm als sein Oheim zu erkennen gibt. Hier erhält Parzival endlich die entscheidenden Aufschlüsse über den Gral wie über seine eigene Mission. Trevrizent theilt dem Neffen mit, wie er selbst, obgleich dem titurelschen Gralkönigshaus entsprossen, auf die Würde eines Gralpflegers Verzicht geleistet, weil er sich derselben unwürdig gefühlt hätte; ferner, wie sein Bruder Anfortas, der jetzige Gralkönig, seine hohe Bestimmung durch allzueifrige Hingabe an weltlicher Minne Ehre beeinträchtigte, wie er deßhalb im Streit überwunden und mit jener vergifteten Lanze, die Parzival in der Gralburg umtragen gesehen, verwundet worden sei, so daß er jetzt ein sieches Leben hinschleppe, bis einstens, wie eine weissagende Inschrift am Grale vorhersage, ein Ritter kommen werde, der nach dem Geheimniß des Grals und nach den Leiden des Königs fragen und sich gerade dadurch als den bezeichnen würde, welchem Anfortas das Gralkönigthum übergeben solle. Nun erst ergreift den Parzival tiefe Reue über sein verkehrtes benehmen im Schlosse des Grals und nur Trevrizents Trost, daß Gott dem demüthig bereuenden stets wieder seine Gnade zuwende, flößt ihm neues Vertrauen ein. So macht er sich auf, den Gral und sein Weib Kondwiramur unabläßig zu suchen, und geht mit neidloser Gleichgiltigkeit an der Fülle weltlichen Ruhmes vorüber, welche Gawan inzwischen auf dem Schlosse der Wunder (Kastel Marveil) und anderswo gewinnt. Weil aber das göttliche denn doch nicht allein durch ein thatenloses Gedankenleben errungen wird, muß es sich fügen, daß Parzival den Gawan, diese Blume der weltlichen Ritterschaft, im Zweikampfe überwindet und in Folge dieses Sieges in die Tafelrunde als gefeiertster Held eintreten kann. Dieser Eintritt ist nur das äußere Symbol innerlich vollbrachter Reinigung. Deßhalb kündigt ihm jetzt die Gralsbotin Kundrie seine Bestimmung zum Gralkönigthum an. Er zieht nach Montsalvage, heilt durch seine Fragen seines Oheims Leiden, nimmt von dem Heiligthum Besitz und herrscht mit seiner wiedergefundenen Gattin als ein gerechter König des Grals. Als Epilog gleichsam ist noch die Erzählung der Abenteuer von Parzivals älterem Sohne Lohengrin beigefügt, welche die uralte Schwansage in den Artusgralsagenkreis hereinzieht. Dies der Hauptinhalt eines Gemäldes, welches nicht etwa in trocken allegorischem Stile, sondern mit aller Farben-

herrlichkeit, aller sinnlichen Begreiflichkeit epischer Malerei ausgeführt ist. — Wolframs zweites Hauptwerk, der „Titurel", ist entweder vom Dichter nicht vollendet oder aber leider der Nachwelt nicht vollständig erhalten worden. Wir besitzen nur zwei Bruchstücke davon, welche in einer von der höfischen Form der Epik völlig abweichenden, sehr melodischen Strophe gedichtet sind. Der Inhalt ist ebenfalls dem Gralmythus entnommen. Das erste Bruchstück bringt uns wunderschönes, die schon im vorigen Kapitel berührte Minne Schionatulanders und Sigune's, wie sie in einem Zwiegespräche der liebenden, dann in einer Herzensergießung Schionatulanders gegen Gahmuret, endlich in einer Beichte Sigune's gegenüber ihrer Pflegemutter Herzeleide sich äußert. Es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß im ganzen Bereiche einheimischer und ausländischer, alter und neuer Poesie das entstehen und die Wirksamkeit erster Liebe in jungen reinen Herzen niemals zarter, wahrer und rührender geschildert worden, als hier geschieht. Den Stoff, welchen Wolfram im Titurel im Auge gehabt, nahm später, um 1270, ein gewisser Albrecht von Scharfenberg(?) auf und spann denselben zu einem unendlich langen und meist höchst langweiligen Gedichte aus. Diesem sogenannten „jüngeren" Titurel ist die oben mitgetheilte Beschreibung des Graltempels entnommen.

Könnte man Wolfram gewissermaßen den Schiller des Mittelalters nennen, so tritt sein großer Zeitgenosse Gottfried von Straßburg wie eine mittelalterliche Vorwegnahme Göthe's vor uns hin. In diesem Dichter waltet, im Gegensatze zu Wolframs hochfliegendem Idealismus und grübelnder Mystik, der lebensfreudigste Sensualismus, das künstlerische Wohlgefallen an menschlicher Leidenschaft. Wolframs Dichtung steigt zum Himmel empor, Gottfrieds Poesie verklärt die Erde. Es ist in diesem Manne, der mit dem Alterthum so vertraut war, als es damals in Deutschland überhaupt möglich, etwas hellenisch-humanistisches und zwar, wie wir sagen möchten, nicht ganz unbewusst. Hat er doch an der berühmten Stelle seines leider nicht vollendeten großen Gedichtes von „Tristan und Isolde", wo er von seinen dichtenden Zeitgenossen spricht, seine Opposition gegen alle Mystik, gegen all das verhimmelnde Wesen scharf und bündig angezeigt und sich durchweg als entschiedener Realist bewiesen, als ein aufgeklärter, von asketischer Nebelei nicht befangener Mann und freier Künstler. Außerdem stempeln ihn geniale Seelenmalerei, feinste Menschenkenntniß, phantasievollste Erzählergabe und höchster Wohllaut der Form zu einem wahrhaft großen Dichter, der auch den bedenklichsten Situationen, wie sein Stoff sie mit sich brachte, mittels des darüber gebreiteten Schleiers keuscher Grazie die Berechtigung der Schönheit zu sichern verstand.

Gottfried bezog seinen keltisch-bretonischen Sagenstoff aus Frankreich, hat denselben aber vermöge seines Genies zu einer Originaldichtung gemodelt. Der dürftige Umriß derselben ist folgender. Zu Tintayol in

Kornwallis hält König Marke Hof. Der hat eine schöne Schwester, Blancheflur, die dem tödtlich verwundeten und von ihr gepflegten Riwalin von Parmenien ihr Magdthum hingibt. Marke stößt sie darum in die Fremde und sie stirbt nach der Geburt eines Sohnes, der den symbolischen Namen Tristan (der Traurige) erhält; denn er tritt als Waise in's Leben, da auch sein Vater schon vor seiner Geburt im Kampfe gegen den benachbarten Fürsten Morgan gefallen war. Der treue Marschall Rual nimmt den Knaben zu sich und lässt ihn vom siebenten Jahre an in allem höfischen wissen, in aller ritterlichen Kunst unterrichten, ein bedeutsamer Kontrast zur Jugendgeschichte Parzivals, der als Natursohn aufwächst. Den an Leib und Geist herrlich gedeihenden Knaben entführen norwegische Kaufleute, um ihn als Sklaven zu verschachern. Allein ein Sturm, welchen sie für eine Strafe ihres Menschenraubes ansehen, bringt ihr Schiff in Gefahr und so setzen sie den entführten an der nächstgelegenen Küste an's Land. Diese Küste ist die von Kornwall und eine königliche Jagd, wobei sich Tristan als gewandter Waidmann und geschickter Hornbläser bemerklich macht, verschafft ihm Gelegenheit, an Marke's Hof zu kommen, wo ihn seine zierliche verständige Rede und sein feines höfisches gebaren zum allgemeinen Liebling erheben. Dazu kommt auch Rual, der seinen Pflegesohn überall gesucht hat, nach Tintayol, entdeckt dem Könige die Herkunft des wiedergefundenen und dieser wird von dem Oheim als Neffe anerkannt und zum Ritter geschlagen. Er macht der Ritterwürde sofort Ehre, denn er rächt nicht nur den Tod seines Vaters an Morgan, indem er diesen erschlägt, sondern er befreit auch Kornwall von einem lästigen Tribut an Irland, indem er den Eintreiber desselben, den gewaltigen Morolt, im Zweikampfe tödtet. Der gefallene hatte sich jedoch zum voraus gerächt, indem er seinen Besieger mit einem vergifteten Pfeile verwundete, so daß Tristan von unheilbarem Siechthum heimgesucht wird. In dieser Noth hört er, daß ihm die zauberkundige Königin von Irland, Morolts Schwester, Heilung gewähren könne. Er schifft alsbald hinüber, erhält unter dem Namen Tantris und in der Verkleidung eines Spielmanns Zutritt bei Hofe, wird von der Königin geheilt und gibt dafür ihrer Tochter, der blonden Isolde, Unterricht in der Musik, in der lateinischen und französischen Sprache und in der „Moralitas“, d. h. in der Kunst feiner Sitte. Genesen nach Kornwall zurückgekehrt, räth er, selber von der Liebe noch unberührt, seinem Oheim Marke, die herrliche Isolde zur Frau zu nehmen. Sein Vorschlag wird von dem alten Knaben angenommen, der Neffe geht als Freiwerber wieder nach Develin (Dublin) und weiß das Gewicht seines Antrags dadurch zu erhöhen, daß er Irland von den Verwüstungen eines Drachenungeheuers mit seinem Schwerte befreit. Man sieht, Gottfrieds Realismus gibt seinem Helden ganz andere Arbeiten auf als Wolframs Idealismus dem seinigen: Tristan macht sich der Gesell-

schaft nützlich, während Parzival über des Menschenlebens Sinn und frommen grübelt. Isolde geht als Marke's Braut mit Tristan zu Schiffe. Da, auf der Ueberfahrt, tritt die große Wendung in ihren Geschicken ein. Die kluge Königin von Irland hatte, die zwischen Marke und Isolde stattfindende Ungleichheit des Alters berücksichtigend, einen Liebestrank gebraut und denselben der Gespielin Isolde's, der treuen Brangäne, mitgegeben, damit sie den liebeweckenden Saft am Abend des Hochzeittages in des Brautpaares Getränke mische. Ein Zufall lässt während der Reise Tristan und Isolde von dem Zaubertranke genießen und alsbald erwacht in beiden das „zornige Weh“ und die „sehnende Noth“. Mit meisterhafter Psychologie weiß Gottfried das plötzliche aufflammen einer Leidenschaft zu schildern, zu welcher der Keim beiden unbewusst schon lange in den jungen Leuten lag. Der Minnetrank ist ihm nur ein Symbol, welches das treiben und drängen eines allmächtigen Gefühls äußerlich veranschaulicht. Nun hebt eine Geschichte voll Lust und Leid an, ein socialer Roman des Mittelalters, wie man Gottfrieds Dichtung mit Recht genannt hat. Die heißeste Liebesglut tritt in Kampf mit der kühlen Konvenienz, die Leidenschaft triumphirt über die Moral. Der alte Marke wird schon in der Hochzeitnacht getäuscht, indem ihm die treue Brangäne an der Stelle ihrer nicht mehr magdlichen Herrin ihr Magdthum hingibt. So hat die Intrike unter mancherlei Wendungen ihren Fortgang, bis der Oheim, von neidischen Hofschranzen aufgereizt, Verdacht schöpft, Tristan aus seinem Hause weist und Isolde zwingt, sich durch ein Gottesgericht von der schwersten Anklage zu reinigen. Sie thut es mittels einer höchst anmuthigen Weiberlist und das ganze Abenteuer wird von dem Dichter so dargestellt, daß die offenkundigste Verhöhnung des Instituts der Ordalien zu Tage tritt. Neue Täuschungen von seiten der liebenden wecken Marke's Argwohn auf's neue und er verbannt Neffen und Frau von seinem Hofe. Sie ziehen mitsammen in die Wildniß und die Schilderung ihres Liebelebens in zwangloser Naturumgebung ist das reizendste, was man sich denken kann. Ich wenigstens glaube, daß auf dem ganzen Gebiete der Weltliteratur nur etwa das aufsuchen des verlorenen Geliebten durch Damajanti im altindischen Gedichte Nalus, dann Sigune's und Schionatulanders Minnegespräche in Wolframs Titurel, die Gartenscene in Shakspeare's Romeo und Julia, der abendliche Heimgang der liebenden in Göthe's Hermann und Dorothea und die Gartenhausscene im Faust in Beziehung auf innigste Naivität und duftigste Lieblichkeit mit dieser Schilderung verglichen werden dürfen. Eine neue List des Liebespaares söhnt Marke wieder mit demselben aus und er führt Frau und Neffen selber in die Gesellschaft zurück. Aber die Konflikte der Leidenschaft mit den socialen Satzungen beginnen sogleich von neuem. Die Erzählung bietet hier dem Dichter Gelegenheit, über die Stellung der Frauen wie über die passendste

Manier, sie zu behandeln, in höchst geistreicher, Lob und Tadel geschickt verbindender Weise sich zu äußern und das Bild eines vollkommenen Weibes, wie er es sich denkt, zu zeichnen [12]). Endlich führt übergroße Zuversichtlichkeit der liebenden Marke's völlige Enttäuschung herbei und veranlasst die Trennung Tristans von Isolde. Er geht in die Fremde, durchzieht Deutschland, Spanien und Frankreich, gelangt an den Hof des Herzogs von Arundel und schließt Freundschaft mit dessen Sohn Kahedin. Dieser hat eine schöne Schwester, ebenfalls Isolde geheißen und von ihren schneeweißen Händen Weißhand zubenannt. Schon des Namens holde Gewöhnung bringt Tristan der weißhändigen Isolde näher, die Sehnsucht nach der abwesenden Geliebten fließt sinnverwirrend mit der Macht der Reize von Isolde Weißhand zusammen, kurz, Tristan geräth in einen peinlichen Zustand, in welchem der Dichter die Unbeständigkeit der Männer meisterlich abspiegelt. Hier jedoch bricht sein Werk plötzlich ab. Nachahmer und Nachfolger, bis in unsere Tage herein, haben es weiter und zum Schlusse geführt. Die Sage endigt so. Tristan lässt sich von der Sophistik der Liebe so weit fortreißen, daß er die unverholene Neigung der weißhändigen Isolde zu ihm nicht zurückweist und sich mit ihr vermählt. Allein schon in der Brautnacht bemächtigt sich seiner bitterste Reue, welche ihm die Leistung der Minnepflicht verwehrt. So schleppt sich das Verhältniß unerquicklich fort, bis Tristan bei einem Liebesabenteuer seines Schwagers Kahedin tödtlich verwundet wird. In seiner Todesnoth erwacht die Liebe zur blonden Isolde noch einmal in unbändigster Stärke. Er sendet einen getreuen nach Kornwall und lässt die Geliebte zu sich entbieten. Folge sie dem Rufe, solle der Bote auf der Herfahrt ein weißes Segel aufspannen; wenn nicht, ein schwarzes. Die blonde Isolde kommt. Wie nun das Schiff dem Hafen naht, fragt Tristan seine Frau, ob es ein weißes oder ein schwarzes Segel führe. Ein schwarzes, antwortet die Eifersucht der weißhändigen. Das gibt dem verwundeten Manne augenblicklichen Tod. Die Blonde tritt herein, stürzt über den todten Geliebten hin, bedeckt ihn mit Küssen und stirbt. Marke läßt die liebenden bestatten und pflanzt auf ihrem Grabe einen Rosenstrauch und einen Weinstock, die ihre Zweige unzertrennlich in einander flechten.

Wolfram und Gottfried hatten, jeder in seiner Art, die höfische Epik auf ihren künstlerischen Höhepunkt geführt. In den Nachahmern, die sie, wie auch Hartmann, fanden, macht sich das Herabgleiten als ein bald mehr, bald weniger rasches bemerkbar. Hartmanns Pfade trat Wirnt von Grafenberg in seinem Artussagenkreisgedichte „Wigalois“ breit. Talentvollere Nachahmer, wie die beiden bürgerlichen Meister Konrad Flecke und Konrad von Wirzburg (st. 1287), nahmen Gottfried zu ihrem Vorbild. Jener hat die schöne Liebessage von Flos und Blankflos gar zierlich behandelt; dieser, ein äußerst fruchtbarer Dichter, hat der

Wirkung seines riesenhaften Gedichtes vom Trojanerkriege, welches 60,000 Verse enthält, sowie der seiner gereimten Legenden, Novellen und Allegorien durch Ueberkünstelung, durch Würzung gottfried'schen Gewürzes, wenn ich so sagen darf, geschadet. Die Legendendichtung und die poetische Erzählung kamen immer mehr zu Ansehen, je mehr den höfischen Poeten der Athem zu langgehaltenen epischen Weisen auszugehen anfing. Dann mischte sich in die sublimen Artus- und Gralsagentöne der derbe Spaß des Volkslebens, wie ihn die Volksnovelle „Pfaff Amis", von einem österreichischen, der Stricker geheißenen Dichter, um 1230 verfasst, die Schwänke Eulenspiegels vorwegnehmend, lustig genug verlauten lässt. Die aus dem Leben gegriffene Schwankpoesie, von welcher Hagens „Gesammtabenteuer" (Stuttgart 1850, 3 Bde.) die reichste Beispielesammlung bieten, wurde bald sehr populär und nahm besonders die Pfaffen auf's Korn, gerade wie die italische Novellistik. Mit der Verwilderung der ritterlich-romantischen Gesellschaft verwilderte übrigens auch die höfische Dichtung immer mehr oder ging unter dem Einflusse der niederländischen Historienreimer in die gereimte Chronik über. Schon Rudolf von Ems zeigt mit seinem „Alexander" und mit seiner „Weltchronik" diesen Uebergang an. Die österreichische und steierische Reimchronik des Ottokar von Horneck, welche von 1250—1309 reicht, hat unter den Reimereien dieser Art einigen Ruf bewahrt. Bis weit in's 15. Jahrhundert hinein begegnen wir sodann Wiederkäuungen von Stoffen aus der Karls- und Artussage, die aber ganz ungenießbar roh und geistlos sind. Noch etwas später ging der Strom höfischer Epik in dem bodenlosen Sande der allegorischen Ritterdichtung versiegen, welchen der nach Kaiser Maximilians I. Entwurf von Marx Treizsauerwein ausgeführte „Weißkunig" (1512) und der, ebenfalls nach des Kaisers Angaben, von Melchior Pfinzing gereimte „Theuerdank" (1517) vor uns ausbreiten. Beide Machwerke enthalten die allegorische Geschichte ihres Urhebers, der seine Zeit und seine Gaben dem tragikomischen Versuche opferte, das Ritterthum zu restauriren.

Wir können uns bei diesen verfehlten epischen Versuchen des ausklingenden Mittelalters, welche uns nur das Abbild einer zerfressenen, in sich zusammenstürzenden Gesellschaft vor Augen bringen, nicht länger aufhalten, sondern wollen uns lieber wieder in die hohenstaufische Zeit zurückwenden, um dort einer höchst merkwürdigen nationalliterarischen Erscheinung zu begegnen. Ich meine die Pflege der deutschen Heldensage, wie sie sich in ihren verschiedenen Gruppen und Verzweigungen in den früher (Kap. 2) erwähnten Sagenkreisen darstellt. Der kosmopolitische deutsche Hang und Drang nach der Fremde äußerte sich durch Aufnahme der romantischen Stoffe Frankreichs in erschöpfendster Weise, aber zugleich wies das deutsche Heimweh auf die Hebung einheimischer Schätze hin, die seit

Jahrhunderten in der Erinnerung des Volkes gelegen hatten, von den gebildeten unbeachtet oder verachtet. Jetzt am Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts tauchte der nationale Sagenhort mit einmal wieder auf und kunstmäßige Dichter machten sich daran, seine Goldbarren zu verarbeiten. Wir müssen nothwendig annehmen, daß die germanische Heldensage dem romanischen Geschmacke der höheren Stände zum Trotz im Volke von einer Generation auf die andere fortgepflanzt wurde und zwar hauptsächlich durch Vermittelung fahrender Volkssänger, deren ungefüge, auf Märkten und in Herbergen zum Preise der alten Stammkönige angestimmte Lieder wohl auch auf den Ritterburgen allmälig neben den fremdländischen Weisen Eingang fanden. Die historische Basis dieser volksmäßigen Epik ist die Zeit der Völkerwanderung, deren ungeheure Umwälzungen dem Gedächtniß des Volkes unauslöschlich sich eingeprägt hatten. Auf dieser Grundlage, deren Mittelpunkt der Hunnenkönig Attila oder Etzel abgab, baute unsere nationale Heldendichtung sich auf. Das wunderbare, welches unter Einwirkung christkatholischer Romantik durch die rastlose Phantasie des Volkes und seiner Sänger in das geschichtliche dieser alten Sagen hineingebildet worden, bot höfisch geschulten Poeten einen gern ergriffenen Anknüpfungspunkt zur Beschäftigung mit diesen Stoffen. Sie fügten die einzelnen Rhapsodien der berufsmäßigen Volkssänger zu größeren Dichtungen zusammen und überarbeiteten sie meistens in jenem volksthümlichen Versmaß, in jener Strophe, von deren vier Zeilen jede sechs bis sieben Hebungen hat und die man die Nibelungenstrophe zu nennen pflegt. So unterschied sich die volksmäßige Epik auch der Form, nicht nur dem Stoffe nach deutlich von der kunstmäßigen. Von dem Geiste der letzteren ist freilich nur zu viel in jene übergegangen. Die dichterischen Abschlussgeber unserer alten Heldensage — ihre Namen sind unbekannt — waren nämlich bei allem Aufwande guten Willens ihrer großen Aufgabe keineswegs völlig gewachsen und legten in ihre Stoffe allzu vieles von dem Geschmacke, der Manier und dem poetischen Stil einer Zeit hinein, wo das mit der Fremde liebäugelnde Ritterthum und der höfische Minnedienst den Ton angaben. Sie romantisirten unsere nationale Heldensage und trübten dadurch ihre volksmäßige Reinheit und Ursprünglichkeit gar sehr. Zum Glücke widerstrebten diese gewaltigen Stoffe der umbildenden höfischen Dichterhand so erfolgreich, daß die ursprünglichen Umrisse durch die spätere Uebermalung immer wieder durchblickten. Dadurch wurde die philologische und ästhetische Kritik unserer Tage angeeifert, das Verfahren, welchem Wolf und seine Nachfolger die homerischen Gesänge unterzogen hatten, auch auf die mittelhochdeutsche volksmäßige Epik, insbesondere auf die Nibelungen und die Gudrun, anzuwenden, d. h. diese großartigen Dichtungen in ihre angeblich ursprünglichen und späteren, wesentlichen und zufälligen, echten und willkürlich beigefügten Theile aufzulösen. Dieser ganzen Procedur, welche nothwendig in plumpe

Willkürlichkeiten verfallen musste, lag die überstiegene Vorstellung von der Kraft und Macht des „dichtenden Volksgeistes“ zu Grunde, von einer epischen Volksliederdichtung, wie sie gar nie und nirgends existirt hat, obgleich die Annahme ihrer Existenz ein Gedankenloser dem andern nachplapperte. Das „Volk“ fabulirt und lügt auch mitunter, ja freilich; aber es dichtet nicht, sondern reimt höchstens „Schnadahüpferl“. Auf den Einfall vollends, daß so großartige Kunstwerke wie die Ilias und Odyssee, wie die Nibelungen und die Gudrun, von dem Abstraktum „Volk“ so zu sagen im Traume nach und nach zusammengedichtet worden seien, konnten nur abstruse deutsche Abstraktoren verfallen. An diesen Werken haben von Anfang an gewiß nur eigentliche und berufsmäßige Dichter geschaffen und die letzten Formgeber derselben müssen, all ihrer Schwächen und Missgriffe ungeachtet, Poeten und Künstler hohen Ranges gewesen sein. Diese Ansicht ist neuestens mehr und mehr durchgedrungen und auf Grund tiefgreifender und umfassender Untersuchungen ist man sogar dazu verschritten, inbetreff der Nibelungen die bestimmte Vermuthung aufzustellen, das gewaltige Gedicht in seiner auf uns gekommenen Gestalt habe zum Schöpfer den auch als Minnesänger bekannten Konrad (?) von Kürenberg — eine Vermuthung übrigens, die durchaus nur den Werth einer solchen hat.

Als die in Gehalt und Form bedeutendsten Werke der volksmäßigen Epik stehen unbestritten da das „Nibelungenlied“ (der Nibelunge Not) und die „Gudrun“, deren Kenntniß ich (namentlich seit der trefflichen Erneuerung unserer nationalen Heldendichtung durch Simrock) bei dem Leser voraussetzen muß, wenn ich ihm keine Beleidigung zufügen will. Ich sage daher nichts von dem Inhalte dieser Dichtungen, die man nicht ohne Grund die deutsche Ilias und die deutsche Odyssee genannt hat, und fasse mich hier überhaupt sehr kurz. Im Nibelungenlied schließen sich der burgundisch-niederrheinische, der hunnische und der ostgothische Sagenkreis (s. o. Kap. 2) zu einem heldischen Gemälde zusammen, dem an Großartigkeit kein anderes der mittelalterlich und modern europäischen Literatur zur Seite zu stellen ist. Die Umbildung in's mythische, welche die Sigfridsage bei ihrer Verpflanzung nach Skandinavien erfahren, gibt sich in unserem Epos in der Herbeiziehung von Sigfrids Jugendkämpfen gegen Drachen, Riesen und Zwerge, ferner des Nibelungenhortes und der Walküre Brunhild bedeutsam genug kund, wenn auch nur episodisch. Das ganze zerfällt in zwei große Abschnitte, deren erster bis zur Ermordung Sigfrids durch Hagen, deren zweiter von Kriemhilds Verheiratung mit Etzel bis zur Erfüllung ihrer grauenhaften Rache reicht. Aus diesem zweiten Theile schallt uns das Waffengetöse der Völkerwanderung mit wildester Energie entgegen, während im ersten die mildernde Hand des höfischen Umdichters den Stoff mehr zu bewältigen verstand. Doch wächst auch hier alles in's grandiose, urzeitlich wilde, sogar der Scherz: man erinnere sich nur der nächtlichen Scenen in

Brunhilds Brautkammer. In der zweiten Hälfte überwältigt die Gewalt des kolossalen Stoffes den Bearbeiter so sehr, daß der Strom der Erzählung, welcher anfangs in behaglicher epischer Breite einherfloß, zu dramatischer Hast sich zusammenfasst und so einer Katastrophe entgegenstürzt, welche ganz den Schlageindruck einer Tragödie hervorbringt. Anders die „Gudrun", welcher der friesisch-dänisch-normannische Sagenkreis zu Grunde liegt. Sie schließt nach schweren Stürmen und harten Kämpfen mit dem Jubel einer dreifachen Hochzeit. Es sind in diesem Heldenliede drei ursprünglich gewiß nicht zusammengehörende Theile zu einer losen Einheit verbunden. Der erste Theil spielt entschieden in die Wundersphäre britischer Sagen hinein, während die zwei folgenden auf uraltgermanischen Ueberlieferungen beruhen. Der dritte Theil ist ein wahrer Triumphgesang deutscher Frauentreue, deren Heiligenschein der Heldin Gudrun um die jungfräulichen Schläfen gelegt wird. Daß das Gedicht die See mit ihren schönen und furchtbaren Erscheinungen zum Hintergrunde hat, gibt ihm einen eigenthümlichen Vorzug mehr. Mit dem Nibelungenliede theilt es die Markigkeit der Charakteristik. Beide Dichtungen sind inbezug auf Familienbande, Gattenliebe, Frauentreue, Vasallenanhänglichkeit und Heldenschaft von echtgermanischem Gehalt und schon darum darf ihnen, abgesehen sogar von ihrem unbestreitbar hohen poetischen Werth, der Anspruch auf die Geltung deutscher Nationalepen in keiner Weise verkümmert werden.

Der Verfall der höfischen Heldendichtung im 14. Jahrhundert erstreckte sich auch auf die volksmäßige. Im 15. Jahrhundert aber flackerte die Theilnahme an vaterländischer Heldensage noch einmal auf und gab mancherlei Veranlassung zu epischen Zusammenstellungen und Ueberarbeitungen. So entstand das „Heldenbuch" — im Gegensatze zum großen (Nibelungenlied und Gudrun) das „kleine" genannt — welches Kaspar von der Röen um 1472 zusammengestellt hat. Es enthält zwölf Heldenlieder, unter denen der „große Rosengarten", aus dem burgundisch-ostgothischen Sagenkreise genommen, als das tüchtigste hervorragt. Seine Hauptperson ist der Mönch Ilsan, welcher mit seiner Kampflust und seinen riesenhaften Spässen eine echte Völkerwanderungsgestalt darstellt. Wie aber das höfische Epos vom 15. Jahrhundert an in die Prosa des Ritterromans sich auflöste, so das volksmäßige Heldenlied in die Prosa des Volksromans. An die Stelle des singens und sagens und hörens trat immer entschiedener das lesen und dem gesteigerten Bedürfnisse desselben kamen dann die deutschen „Volksbücher" entgegen, welche mit Benutzung der alten höfischen und nationalen Sagenkreise und mit Herbeiziehung jüngerer Sagen die Geschichten vom hörnenen Sigfrid, vom Herzog Ernst, von Tristan, Lanzelot, Magelone, Melusine, Fortunat, Genovefa, Griseldis, vom Doktor Faust u. s. w. seit Jahrhunderten unserem Volke erzählen und noch jetzt aus seiner Liebe nicht ganz verdrängt sind.

Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz gleiche Abstufung, wie die Geschichte des mittelalterlichen Epos sie darlegt, zeigt auch die der mittelalterlichen Lyrik. Sie kam mit der höfischen Epik zugleich in Blüthe, entnahm von ihrem Grundton, der Minne, die Bezeichnung „Minnegesang“ und war zur Zeit ihrer höchsten Blüthe in noch ausschließlicherem Besitze des Adels als jene. Unter ihren Pflegern begegnet uns eine ganze Reihe namhafter Fürsten, sogar ein Kaiser, Heinrich VI., wenn anders das schöne Minnelied, welches mit den Worten anhebt: „Ich grüße mit Gesang die Süße“ — diesem Staufer mit Bestimmtheit zugeschrieben werden darf. Vorbild des Minnegesanges war die provenzalische Liederkunst, deren feinere Formen, Strophenarten und Reimverschlingungen zuerst Heinrich von Veldeke, den wir ja auch als Altmeister der höfischen Epik kennen gelernt haben, vielleicht noch vor 1190 in Deutschland gangbar machte. An ihn reihte sich eine lange Folge ritterlicher Lyriker und der Minnegesang wurde durch sie zu einem wesentlichen Zubehör des höfischen Gesellschaftslebens gemacht. Hauptaufgaben desselben waren und blieben die Verherrlichung der Geliebten, die Pflichten des Minnedienstes, die Uebung höfischer Zucht und Standessitte, daneben auch Pflege des religiösen Gefühls und der Naturfreude. Solche Weisen stimmten an Friedrich von Husen, Heinrich von Rucke, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Otto von Bodenlaube, Ulrich von Singenberg, Christian von Hamle, Gottfried von Nifen, Burkhart von Hohenfels, Ulrich von Winterstetten u. a. m. Es ist dies ein fraulichsanftes, deutschsentimentales singen, innig und sinnig, aber doch sehr eintönig und engbegränzt. Die männliche Seite hatten die Minnesänger von ihren provenzalischen Vorbildern nicht mitherübergenommen, das stolze Freiheitsgefühl, die kühne Opposition der Troubadours wird man bei ihnen umsonst suchen; dagegen trifft man ein widerliches fürstendienern und almosenheischen nur allzu häufig. Doch hat der Minnegesang einen Meister hervorgebracht, dessen Gesichtskreis ein umfassenderer war und der wahrhaft achtunggebietend unter seinen Zeitgenossen dastand, Herrn Walther von der Vogelweide, dem schon Gottfried von Straßburg das schönste Lob gespendet hat. Walther, um dessen Heimat sich ein noch nicht geschlichteter und wohl nie zu schlichtender Gelehrtenzank erhoben hat — die einen suchen seinen Geburtsort in Tirol, die andern in der Steiermark, die dritten in Deutschösterreich überhaupt — Walther gehörte der glänzendsten Periode des schwäbischen Zeitraums an, erlebte aber auch noch den beginnenden Verfall desselben, denn er ist wahrscheinlich bald nach 1230 gestorben. Wir wissen auch, daß er zu dem thüringischen Landgrafen Hermann, zu den österreichischen Herzogen Friedrich und Leopold, zu den Staufern Philipp und Friedrich II. in Beziehungen gestanden hat; genauere Kenntniß über seine Verhältnisse geht uns jedoch ab und gerade bei ihm haben wir es sehr zu beklagen, daß

wir von unseren mittelalterlichen Dichtern keine biographischen Ueberlieferungen besitzen, wie die Franzosen über ihre Troubadours aufweisen können. Die Sammlung von Walthers Liedern ist sehr reichhaltig. Er hat nicht nur die Minne und den Frauendienst, er hat außerdem noch viele Seiten der Gesellschaft seiner Zeit zum Gegenstande seines dichtens gemacht. Auch er huldigt der Liebe und singt den Frauen die schönsten Lieder. „Wie süß und wunderlieblich sind die reinen Frauen!“ ruft er aus. „So wonnigliches gab es niemals anzuschauen in Lüften noch auf Erden. Wenn durch das frische Gras im Maienthaue blicken die Lilien und die Rosen, nichts ist es gegen die schönen Frauen. Ihr Anblick kann den trüben Sinn erquicken. Es löschet alles trauern aus zur selben Stund', wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund.“ Aber neben solchen erotischen Klängen läßt er uns auch die Reden eines mannhaften Denkers und eines hellsehenden Patrioten vernehmen. Er betrauert die Zerrüttung Deutschlands nach dem Tode Heinrichs VI., er verwünscht die schändlichen Umtriebe der Pfaffheit während Friedrichs II. Kreuzzug, er nennt den Papst einen zweiten Judas, er brandmarkt die Falschheit, Scheinheiligkeit und Unzüchtelei der Geistlichkeit ganz in dem markigen Stil eines Peire Kardinal, er beklagt den Verfall deutscher Zucht, Sitte und Ehre, ermahnt die Jugend, sich straff zu halten, und sagt den Fürsten manch ein freimüthig Wort. Seinem Vaterlande und sich selbst hat er das schönste Denkmal errichtet in dem Gedichte, wo er, Deutschland preisend, sagt: „Viele Lande hab' ich gesehen und überall nach den besten gespäht, aber deutsche Zucht geht allen vor. Deutsche Männer sind wohlgeartet, recht als Engel stehen die Weiber da. Tugend und reine Minne, wer die sucht und liebt, der komme in unser Land, denn da gibt es noch beide.“ Der spätere Minnegesang verlief einerseits in die Wunderlichkeit und Extravaganz, wie sie des weiter oben ausführlich erwähnten Ulrich von Lichtenstein „Frauendienst“ (aus der Mitte des 13. Jahrhunderts) unerquicklich genug entfaltet; andererseits schlug er in den burlesk-parodistischen Ton um, wie ihn die Schweizer Steinmar und Hadlaub, noch entschiedener aber die bairisch-österreichischen Dichter Tanhuser und Nithart anstimmten. Der letztere vertrat so recht den Gegensatz des bäurisch-jovialen Lebensgenusses gegen die sublime Tiftelei und Verschnörkelung eines Ritterthums, wie wir es in den Abenteuern unseres deutschen Don Quijote im vorigen Kapitel gezeichnet haben. Im schönen fruchtbaren Oesterreich hatten, wie wir späteren Ortes (Kap. 9) sehen werden, vor dem Niedergange der Glanzperiode des Mittelalters Wohlhabenheit, ja Ueberfluß auch die bäuerliche Bevölkerung befähigt, in ihrer Weise das Leben zu genießen. Nithart machte sich zum Poeten dieses bäuerischen Schlaraffenlebens. Die Schwänke, die er mit dem Bauer Engelmar und dessen Gesellen praktizirte, bilden vielfach das Thema seiner Lieder. Er erzählt mit Behagen, wie „ze hant do wart der

hoppeldei gesprungen", — und es macht eine höchst komische Wirkung, wenn er, wie z. B. in dem Gedichte „der Wemplink", eine dralle muntere Bauerndirne ganz im ritterlichen Stil als „die hehre" anredet und eine grotesk-zynische Situation in den steifleinenen Formen minnesängerlicher Konvenienz beschreibt[13]). Eine dritte Richtung mittelhochdeutscher Lyrik war die didaktische, welche freilich schon in Walthers Liedern stark angeklungen, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts aber unter den Händen des Konrad von Wirzburg, des Reinmar von Zweter, des Doktor Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, und anderer zu regelrechter Gnomik sich ausbildete, die sich besonders in überkünstelter Räthselei gefiel. In den Kreis dieser Spruchpoesie gehört das Streitgedicht, welches dem mythischen Klingsor und Heinrich von Ofterdingen, dem Wolfram und Walther in den Mund gelegt und an die bereits erwähnte Sage von dem Sängerwettkampf auf der Wartburg angeknüpft ist. Um gehaltvolles oder inhaltloses mit höfisch gelehrter Subtilität in Spruchgedichten zu streiten, war damals so herrschende Mode, daß ihrer Forderung sogar ein Proletarier, der ehrliche Schmied Barthel Regenbogen, nachkam, munter und keineswegs unverständig mit seinen Zeitgenossen in Gnomen kämpfend. Manchmal findet sich in dieser Spruchpoesie unter vielem Wuste ein blinkendes Goldkorn. So wenn z. B. Reinmar von Zweter über die Ehe sagt: „Ein Herz, ein Leib, ein Mund, ein Muth und eine Treue und eine Liebe wohlbehut, wo Furcht entfleucht und Scham entweicht und zwei sind eins geworden ganz, wo Lieb' mit Lieb' ist im Verein: da denk' ich nicht, daß Silber, Gold und Edelstein die Freuden übergoldet, die da bietet lichter Augen Glanz. Da, wo zwei Herzen, welche die Minne bindet, man unter einer Decke findet und wo sich eins an's andre schließet, da mag wohl sein des Glückes Dach." Von einzelnen Sprüchen erhob sich dann diese dichterische Thätigkeit zur Hervorbringung größerer didaktischer Werke, die uns mittelalterliches Leben lehrend, warnend und strafend nach allen Seiten hin vor Augen führen. Solche Lehrdichtungen aus dem 13. Jahrhundert, die sich der einreißenden höfischen Lüge und Unsittlichkeit entgegenstemmten, sind der „Welsche Gast" des Thomasin Zerklar, die „Bescheidenheit" (d. i. das Bescheidwissen) des Freidank, in welchem man mit einigem Grund Walther vermuthet hat; dann der „Renner" des Hugo von Trimberg und endlich die Sprüchesammlung, welche unter dem Namen des Winsbecke und der Winsbeckin auf uns gekommen und schon darum höchst achtungswerth ist, weil hier die ritterliche Frauenverehrung noch einmal in idealer Schönheit aufleuchtet. „Sohn, willst du zieren deinen Leib", sagt der Winsbecke einmal, „so daß er sei dem Unfug gram, so lieb' und ehre gute Weib'! Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam. Sie sind der wonnigliche Stamm, von dem wir alle sind geboren. Der hat nicht Zucht noch rechte Scham, der solches nicht an ihnen preist; er ist zu rechnen zu

den Thoren und hätt' er Salomonis Geist.“ Ist das nicht eine artige Vorwegnahme des göthe'schen Wortes: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an —“? Die Didaktik hat zu jeder Zeit zur bereitwilligsten Bundesgenossin die Fabel angenommen, welche in der deutschen Literatur zuerst als Untergattung des sogenannten „Bispels“ (Beispiels) auftrat. Unter Beispielen verstand man ein allerlei von Schwänken, Novellen und Thiermärchen und ein solches allerlei bietet die „Welt“ des Stricker, um 1230 verfasst. In selbstständiger Form hat die Fabel zuerst behandelt der bernische Predigermönch Ulrich Boner (um 1324—49), dessen Fabelwerk, betitelt der „Edelstein“, in ansprechender Einkleidung die gesundeste Lebensweisheit predigt. — Zu Ende des 14. und im 15. Jahrhundert sank der Minnegesang trotzdem, daß sich einzelne Dichter, wie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, große Mühe gaben, seinen früheren Ton zu halten, immer mehr zu roher Bänkel- und Bettelsängerei herab oder ernüchterte in den Händen eines Muskatblüt und Rosenblüt zum bürgerlichen Meistergesang, dessen wir als einer Hauptäußerung städtischer Kultur weiter unten gedenken werden.

Hier könnten wir dieses literarische Kapitel um so füglicher schließen, als wir im zweiten Buche, wo wir das literarische Leben des 15. Jahrhunderts im Zusammenhange betrachten müssen, auf einzelnes zurückgreifen werden. Es scheint uns aber passend, unseren vielleicht etwas schwerfälligen literarhistorischen Auseinandersetzungen eine leichte Arabeskenzeichnung beizufügen, welche die erstere namentlich den Leserinnen annehmlicher machen dürfte. Denn es soll noch kurz die Rede sein von der Frauenschönheit, wie deren Kennzeichen die Dichter der ritterlich-romantischen Gesellschaft festgestellt haben. Eine Frau, die damals für schön gelten wollte, musste von mäßiger Größe, von schlankem und geschmeidigem Wuchse sein. Ebenmaß und Rundung der Formen wurden strenge gefordert und im einzelnen zarte Fülle der Hüften, Geradheit der Beine, Kleinheit und Wölbung der Füße, Weiße und festes Fleisch der Arme und Hände, Länge und Glätte der Finger, Schlankheit des Halses, plastische Festigkeit und Gewölbtheit des Busens, der nicht zu füllereich sein durfte. Aus dem röthlich weißen Antlitz sollten die Wangen hervorblühen roth wie bethaute Rosen. Klein, festgeschlossen, süßathmend sollte der Mund sein und aus schwellenden rothen Lippen die Weiße der Zähne hervorleuchten wie „Hermelin aus Scharlach“. Ein rundes Kinn mit schlehenblüthenweißen Grübchen musste die Reize des Mundes erhöhen. Aus dem breiten Zwischenraume zwischen den Augen sollte sich die gerade Nase weder zu lang, noch zu spitz noch zu stumpf herabsenken. Schmale, lange, wenig gebogene Augenbrauen, deren Farbe etwas von der des Haares abstach, waren beliebt. Das Auge selbst musste klar, lauter, herzdurchsonnend sein. Seine bevorzugte Farbe war die blaue; allein noch höher stand jene unbestimmte, wechselnde, wie die Augen einiger

Vögelarten sie bemerken lassen. Endlich waren blonde Haare von goldenem Schmelz, um schneeweiße, feingeaderte Schläfen sich ringelnd, eine von höfischen Kennern weiblicher Schönheit sehr betonte Forderung.

Siebentes Kapitel.

Die Kirche. Die Wissenschaft, die Kunst und das Theater.

Das kirchliche Leben. — Die Sitten der Geistlichkeit. — Ihre Einkünfte. — Reliquienverehrung und Reliquienhandel. — Narren- und Eselsfeste. — Geißlerfahrten und Judenschlachten. — Oppositionelle Regungen. — Moralisten und Mystiker. — Inquisition. — Gegensätze der Zeit. — Die Scholastik. — Universitäten. — Die gelehrten Disciplinen. — Die Kunst. — Bauhütten. — Charakter der germanischen („gothischen") Architektur. — Baumeister und Maler. — Die deutschen Münster. — Die Musik. — Das kirchliche Theater in seinen Anfängen. — Mysterien und Moralitäten.

In einem seiner genialsten Jugendprodukte, in dem fragmentarischen Gedichte vom ewigen Juden, lässt Göthe den Stifter des Christenthums dreitausend Jahre nach seinem Tode die Erde wieder besuchen, zu sehen, was aus der von ihm gepredigten Lehre geworden sei. Er findet genug Veranlassung zur Verwunderung und Betrübniß und erkennt sein Werk gar nicht wieder. Aber er hätte auf diese Verwilderung nicht so lange zu warten gebraucht. Das Mittelalter that alles mögliche, um vergessen zu machen, daß das Christenthum ursprünglich eine spiritualistische Religion gewesen sei. Der krasseste Materialismus hielt seinen lärmenden Einzug in die Kirche und errichtete daselbst eine unerhörte Skandalwirthschaft. Wir wollen diese jedoch hier nicht in allen ihren Einzelnheiten verfolgen, sondern begnügen uns, nur wenige charakteristische Züge anzuführen.

Weil die hohe Geistlichkeit mit der ritterlich-romantischen Gesellschaft, zu welcher sie ja selber gehörte, im Lebensgenuß, in der Frivolität und Sittenlosigkeit wetteiferte, ward ihr Beispiel maßgebend für die niedere, welche auch in Deutschland, wie überall, das Leben der unteren Volksschichten mit dem gemeinsten Kuttengestanke verpestete. Wie musste der niedere Klerus zum Laster angeeifert werden, wenn um 1273 ein Bischof von Lüttich an offener Tafel pralen durfte, er halte eine schöne Aebtissin als Beischläferin und von andern Weibern seien ihm binnen zwei Jahren vierzehn Bankerte geboren worden. Die römische Kurie selber stellte das

ungeheure Verderben der Kirche und Klerisei in höchster Potenz dar. Ein unanfechtbarer Augenzeuge, der große Petrarka, hat im 14. Jahrhundert dieses vernichtende Zeugniß abgegeben: — „Die Wahrheit ist an den päpstlichen Höfen zum Wahnsinn geworden. Die Enthaltsamkeit gilt da für Bauernrüpelei, die Schamhaftigkeit für Schande. Je befleckter und ruchloser jemand ist, desto größeren Ruhmes erfreut er sich. Ich rede nicht von Unzucht, Frauenraub, Ehebruch und Blutschande, welche Laster für die Geilheit der Geistlichen nur noch Kleinigkeiten sind. Eine größere Schändlichkeit ist, daß Ehemänner genothzüchtigter Frauen von den geistlichen Nothzüchtigern gezwungen werden, jene während der Schwangerschaft ins Haus zu nehmen und nach der Entbindung wieder in das ehebrecherische Bett zurückzuliefern" . . . Auch in Deutschland wie überall, wurden im Vorschritte des Mittelalters die Männerklöster wahre Lasterhöhlen, in welchen nicht nur die gröbste Völlerei, sondern auch widernatürliche Wollust schamlose Orgien feierte. Die Nonnenklöster thaten es ihnen redlich nach. Viele derselben galten dem verwilderten Adel geradezu als Bordelle und man suchte nicht einmal die Folgen solcher Ausschweifungen zu verbergen. Zwar rief ein päpstlicher Legat in Beziehung auf diese Folgen den deutschen Nonnen einmal zu: „Selig sind die Unfruchtbaren!" und zuweilen traf eine gar zu unvorsichtige Klosterschwester wohl ein barbarisches Strafgericht; aber es gab auch Frauenklöster, deren Wände ungescheut „von Kindern beschrieen wurden". So z. B. das Kloster Gnadenzell auf der schwäbischen Alp, wie denn überhaupt im 15. Jahrhundert die Nonnenklöster Schwabens durch ihre schamlose Wirthschaft ärgerlichstes Aufsehen erregten. Das Frauenkloster zu Kirchheim unter Teck war wie „ein offen Frauenhaus", d. h. eine allbekannte Stätte der Prostitution. Als zur selben Zeit (um 1484) die Lüderlichkeit im Kloster Söflingen bei Ulm so schreiend geworden, daß eine bischöfliche Untersuchung angeordnet werden musste, hatte der damit beauftragte Kommissär an den Papst zu berichten, er habe in den Zellen der „Gottesbräute" Liebesbriefe höchst unzüchtigen Inhalts vorgefunden, Nachschlüssel, üppige weltliche Kleider und die meisten Nonnen in gesegneten Leibesumständen. Sehr arg und ärgerlich auch trieben es die geistlichen Ritterorden, die Kriegermönche, sie, welche in ihrer Idee das Ideal des Ritterthums darstellen sollten. Wie es z. B. an den Sitzen der Deutschherren zugegangen sein muß, machen die sogenannten Strafakten des marienburger Ordenshauses klar, in welchen von systematischen Verführungen von Frauen und Jungfrauen durch die geistlichen Herren, von an zwölf- und neunjährigen Mädchen verübter Nothzucht, von einer Bestialität, welche die Entfernung aller weiblichen Thiere aus dem Ordenshause nöthig machte, gar oft die Rede ist. Die Wahrheit verlangt übrigens das Zeugniß,

daß alle besseren Päpste unaufhörlich gegen die klerikale Sittenlosigkeit donnerten, wenn auch meist vergeblich. Wie es mit dem übrigen Gebaren der Geistlichkeit bestellt war, zeigen die zahllosen Verordnungen der Kurie und erzbischöflicher Stühle, wodurch verboten wurde, daß die Geistlichen Kirchengeräthe in der Schenke versetzen, daß sie lüderlichen Tänzen beiwohnen, daß sie bei Zechgelagen unzüchtige Schwänke erzählen und unflätige Mummereien aufführen, daß sie die Leute zum Kampfe herausfordern, daß sie unmittelbar vom Lager ihrer Konkubinen weg an den Altar treten, daß sie unmittelbar nach der Messe Saufmetten veranstalten u. dgl. m.

Die Mittel zu einem schwelgerischen Leben flossen dem Klerus reichlich zu. Außer dem unermesslichen Grundbesitze, welchen gläubiger Wahn den geistlichen Stiften verschwenderisch zugetheilt hatte, außer dem Zehnten, der mit dem steigen der Landeskultur enorme Erträgnisse lieferte, waren die Stolgebühren, d. h. die Sporteln für alle die einzelnen kirchlichen Akte, eine unversiegbare Einkommensquelle für die niedere Geistlichkeit und für die höhere war es die Simonie, d. h. der Verkauf der geistlichen Aemter, welcher Handel am päpstlichen Hofe selbst oft am schwunghaftesten betrieben wurde. Dazu kam der Schacher mit Ablaßzetteln und mit Reliquien. Der letztere wurde mit einer wirklich kolossalen Unverschämtheit im Gange erhalten und machte die widerliche Verehrung der sogenannten „heiligen Leiber" (menschliche Skelette, die man aufs kostbarste mit Stickereien, Gold und edlen Steinen verzierte und so auf den Altären aufstellte) zu einem wesentlichen Theile des Kultus. Man muß glauben, gar keine vernunftbegabten Wesen mehr vor sich zu haben, wenn man erfährt, mit welcher Gier die Menschen im Mittelalter, unbeirrt vom abgeschmacktesten und handgreiflichsten Betruge, nach dem Anblick und Besitz von Knochen trachteten, die vielleicht vom Schindanger kamen, und von Kleiderfetzen, die in der nächsten besten Trödelbude aufgelesen waren, welche Summen sie für derartigen Schund ausgaben, wie auch der ärmste das nöthigste sich abdarbte, um irgend den kleinsten Plunder dieser Art zu erwerben. Soll man trauern, soll man lachen, wenn man erfährt, daß sogar die Milch der Muttergottes und das Präputium Christi zur höchsten Erbauung des Volkes auf den Altären ausgestellt wurden? Mit dem Reliquienhandel verband sich ein weiteres lukratives geistliches Geschäft, die sogenannten Heilthumsweisungen, d. h. die öffentlichen Vorzeigungen besonders geehrter Reliquien an bestimmten Festen, die dann gewöhnlich mit dem lärmendsten Jahrmarktsjubel endigten. Ueberhaupt ließ die Kirche dem von ihren Dogmen verdammten „Fleisch" im Mittelalter die weitestgehende Rücksicht angedeihen und suchte durch Beförderung oder wenigstens Duldung des weltlichen Muthwillens das Volk mit dem ihm auferlegten Joche dumpfen Aberglaubens

von Zeit zu Zeit wieder auszusöhnen. Daher die Feier des sogenannten Esels- und Narrenfestes, eine brutale Parodie, eine blasphemische Verhöhnung des katholischen Kultus, welche für die mittelalterliche Religions- und Sittengeschichte zu charakteristisch ist, um hier nicht kurz erzählt zu werden. Zur nämlichen Zeit, wo die Römer ihre Saturnalien gefeiert, feierte die Kirche das Weihnachtsfest, in welches sofort die heidnischen Lustbarkeiten herübergezogen wurden. Die Geistlichkeit kam zunächst auf den Einfall, zur Erhöhung der christlichen Weihnachtsfreude den heidnischen Gottesdienst in travestirender Weise nachzuahmen. Als später das Heidenthum mehr aus der Erinnerung des Volkes geschwunden war und also die Verspottung heidnischer Religionsgebräuche keinen großen Reiz mehr hatte, wurde diese Travestie unbedenklich auf die christlichen übergetragen. Es ward ein sogenannter Narrenbischof erwählt, der mit seinen Narrendiakonen eine possenhafte Narrenmesse abhielt, während welcher die Theilnehmer dieser christkatholischen Orgie in den tollsten Maskenanzügen in der Kirche umhertanzten, Zotenlieder anstimmten, Menschenkoth oder altes Leder in die Rauchfässer warfen, auf den Stufen des Hochaltars aßen, becherten und Würfel spielten. Ganz so ging es auch bei dem Eselsfeste zu, wobei in Anknüpfung an die mosaische Erzählung von Bileams Eselin ein Esel mit geistlichen Gewändern angethan und unter Begleitung des Klerus in die Kirche geführt wurde, welche dann von ausgelassenstem toben wiederhallte. Auch diese Auftritte werden von den Mittelaltersüchtlingen als Ausflüsse mittelalterlicher Naivität hingestellt. Der unbefangene Sinn wird darin nur einen brutalen Versuch sehen, die Fesseln einer verdummenden Sklaverei wenigstens auf Augenblicke zu zerreißen. Es muß jedoch angemerkt werden, daß viel lauter, als es in Deutschland geschah, das Skandal des Narren- und Eselsfestes in Frankreich getobt hat. Nur aus rheinischen Städten sind ganz sichere Nachrichten auf uns gekommen, daß auch diese französische Mode, wie manche andere, auf deutschem Boden nachgeäfft worden.

Auch an die Genesis der kirchlichen Schaubühne des Mittelalters, wovon weiter unten zu handeln sein wird, knüpften sich frühzeitig schon roheste Profanationen des Gottesdienstes. Ein merkwürdiges Zeugniß hierfür liegt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts vor und zwar in dem „Hortus deliciarum“ der oben (Kap. 5) erwähnten Herrad von Sankt Odilien, wo die gelehrte und fromme Aebtissin sagt: „Wohl mögen die alten Väter der Kirche, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu stärken und die Ungläubigen durch die Weise des Gottesdienstes anzulocken, auf den Dreikönigstag oder auf die Oktave jene Art religiöser Darstellungen, wie der Stern die Magier zum Christuskinde leitet, ferner von des Herodes Grausamkeit, von der Absendung seiner

Kriegsleute, vom Wochenbette der heiligen Jungfrau, von der Ermahnung des Engels an die Magier, nicht zu Herodes zurückzukehren, und von anderen Umständen der Geburtsgeschichte Christi angeordnet haben. Was aber geschieht heute in manchen Kirchen? Nicht eine religiöse Ceremonie, nicht Handlungen der Verehrung, sondern solche der Irreligion und Ausschweifung werden mit jugenddreister Zuchtlosigkeit vollzogen. Mit vertauschten Kleidern kommen die Geistlichen als Krieger herangezogen. Zwischen Priestern und Kriegsleuten gibt es keinen Unterschied. In wüsten Zusammenkünften von Klerikern und Laien werden die Gotteshäuser durch fressen und saufen, possenreißen, unsaubere Späße, offenes Spiel, durch Waffengeklirr, durch die Anwesenheit notorischer Huren, durch weltliche Eitelkeiten und Unordnungen aller Art entweiht. Nie auch gehen solche Versammlungen ohne Händel auseinander, hätten sie auch noch so friedlich angehoben."

Und kaum weniger widerwärtig als derartige Karikaturen der Religion waren auf der anderen Seite die Aeußerungen der Buße und Zerknirschung, wie sie sich in der „guten alten frommen" Zeit sehen ließen. Die namenlose Rohheit der religiösen Vorstellungen, verbunden mit der Lockerheit der Sitten, welcher sich das höllische Strafgericht drohend in der Ferne zeigte, hatte die Kasteiung des Fleisches durch Geißelung, wie sie insbesondere durch die Bettelorden gangbar gemacht worden war, zu einem beliebten Sündentilgungsmittel erhoben. Es wurde zuerst in Italien in großem Stile angewandt, indem dort im Jahre 1260 lange Züge von Büßenden erschienen, welche, bis zum Gürtel nackt, mit verhüllten Häuptern unter Anstimmung von Bußpsalmen einherwandelten und sich bis auf's Blut geißelten. Der Beginn dieses Flagellantismus im großen, der Anfang der „Geißelfahrten" ist, wenn auch die ganze Erscheinung mit Wahrscheinlichkeit auf den 1231 gestorbenen heiligen Antonius von Padua zurückgeführt werden kann, wohl unzweifelhaft in das genannte Jahr 1260 zu setzen. Damals, wo Italien in Folge der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst zur Wüste geworden war, wo die furchtbare Zerrüttung aller socialen und moralischen Verhältnisse eine schwärmerisch-religiöse Aufregung begünstigte, wo endlich die welfisch-päpstliche Partei nach den Siegen Manfreds und der Ghibellinen einem neuen Impuls mit Begierde nachkam — damals ging von der welfischen Stadt Perugia der Ruf zur Buße und zu einer allgemeinen Geißelfahrt aus und der Wahnwitz wilder Askese verbreitete sich rasch über die italischen Lande. Unser nüchterneres Deutschland wurde von dieser psychischen Seuche erst dann angesteckt, als 1348—50 die furchtbare und unter dem Namen „der schwarze Tod" oder „der große Sterbent" bekannte physische Pest die Gemüther verwirrt hatte. Von der ungeheuren Verheerung, welche der schwarze Tod anrichtete, kann man

sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß, als nach dem aufhören der Seuche die Minoriten ihre Todten zählten, derselben nicht weniger als 124,434 waren — ein Fingerzeig zugleich, wie es damals von Mönchen aller Farben im eigentlichen Sinne des Wortes gewimmelt haben muß. Theils zur gleichen Zeit mit den Geißlerfahrten, theils noch im folgenden Jahrhundert grassirte im südwestlichen Deutschland wiederholt eine ekstatische Tanzepidemie, deren Reigen, zuchtlos entblößt, in Krämpfen von Wollust und Schmerz durch die Gassen der Städte sich wanden.

Die Pest und der mittels der Geißlerfahrten zu zügellosester Wildheit aufgereizte Fanatismus gaben auch Veranlassung zur Wiedererneuerung der grausamen Judenschlächtereien, welche schon im 6. Jahrhundert durch den Pöbel von Rom und Ravenna begonnen und diesseits der Alpen in demselben Jahrhundert zuerst durch den i. J. 589 gestorbenen König Chilperich (von Soissons), welcher zwar ein Hauptschurke, aber ein sehr „frommer" gewesen ist und sogar theologische Abhandlungen verfasst hat, im fränkischen Reiche systematisch praktizirt worden waren. In Deutschland gab zuerst die ungeheure Aufregung der Kreuzzugszeit das Signal zu massenhaftem judenschlachten. „Da ward ihr Fluch wahr, den sie selbst gethan auf den heiligen Charfreitag, wenn man in der Passion lieset: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder." So die limburger Chronik an der Stelle, wo sie von den Judenschlächtereien des 14. Jahrhunderts redet. Durch die ganze mittelalterliche Leidensgeschichte der Juden zieht sich wie ein schwarzer Faden das Bewusstsein dieses Fluches, — nicht auf jüdischer, aber auf christlicher Seite. Man darf in der That nicht übersehen, daß der mittelalterliche Christ sich nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet glaubte, die Leiden seines geglaubten Heilands an den Juden, als Nachkommen der Verfolger desselben, zu rächen. Und diese Auffassung des Verhältnisses vom Christen zum Juden, so bornirt und barbarisch es uns erscheinen mag, war noch die edlere, weil doch immer noch aus ideellen Bezügen entspringende. Die gemeinere sah in den Juden nur die reichen Leute, vielversprechende Gegenstände der Erpressung und des Raubes.

Es ist wahr, das religiöse Vorurtheil und die Beutelust gingen oft Hand in Hand; aber es ist nicht minder wahr, daß die Stellung der Juden eine solche war, welche den Haß und die Raubgier nothwendig herausfordern musste. Die Juden wohnten als Fremdlinge unter den Völkern und hielten die Schranke, welche ihre Nationalität von den übrigen trennte, mit fanatischer Zähigkeit auch ihrerseits aufrecht. Wo sie nur immer konnten, bezeigten sie dem Christenthum unverhohlene Verachtung, was leicht zu erklären ist, da ihrem starr monotheistischen und spiritua-

listischen Gottesbegriffe das christliche Dogma sowohl, als auch der christliche Kult mit seiner Heiligenverehrung und seinem Bilder- und Reliquiendienst ein Gräuel sein mussten. Mit dieser religiösen Absonderung verband sich die sociale. Der Jude durfte nicht Grundbesitzer, er durfte nicht Handwerker sein. Letzteres schon darum nicht, weil alles mittelalterliche Handwerk streng zünftig betrieben wurde und ein Nichtchrist natürlich nicht Mitglied einer Zunft sein konnte. Den Ausnahmejuden, wenn das Wort gestattet ist, boten die gelehrten Fächer, namentlich die Naturwissenschaft und die Arzneikunst, eine Zuflucht, wie denn das ganze Mittelalter hindurch die jüdischen Heilkünstler — im wunderlichsten Widerspruche mit der sonstigen Schätzung und Stellung der Judenschaft — überall vor den christlichen den Vorrang hatten. Kaiser, Könige, Fürsten und Prälaten hielten sich in der Regel jüdische Leibärzte; mitunter thaten das sogar Päpste. Die Stadt Frankfurt a. M. stellte im 14. und 15. Jahrhundert jüdische Mediciner als besoldete Stadtärzte an. Im 15. Jahrhundert werden in Frankfurt auch jüdische Aerztinnen wiederholt erwähnt; so i. J. 1428 die Jüdin Zerline als „Augenärztin", nachdem 9 Jahre vorher der Bischof von Würzburg die Jüdin Sarah als Aerztin in seinem Sprengel patentirt hatte. Allein die Durchschnittsjuden vermochten solche Ausnahmestellungen begreiflicher Weise nicht zu ergattern. Sie waren daher schlechterdings auf Schacher, auf Geldgeschäfte angewiesen. Mit dem jüdischen Handelsgeiste verband sich ganz unausbleiblich der Wuchergeist. Der Christ war dem Juden nur ein „Goi", welchen möglichst auszubeuten sogar als religiöses Verdienst erschien. Der Christ, Fürst, Ritter, Bürger bedurfte des Geldes, welches sich in den Judengassen anhäufte; der Jude machte den Preis und ließ sich von 25 bis zu 50 und 80 Procent bezahlen. Er war der Blutegel der mittelalterlichen Gesellschaft. Hatte er sich aber recht vollgesogen, wurde das tödtliche Salz grausamer Verfolgung auf ihn gestreut. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit — und wenn keine sich darbot, schuf man eine — wurde die „Jüdischheit" erbarmungslos gebrandschatzt. Es machte diese Auspressung im Mittelalter eine der beliebtesten „Praktiken" der christlichen Regierungskunst aus. Die Judenschaften — in Deutschland bildeten sie in den meisten Städten eigene Gemeinden, deren Vorsteher und Rechtsprecher von den Mitgliedern derselben aus ihrer Mitte gewählt und „Judenmeister" oder auch „Judenbischof" genannt war — die Judenschaften waren unausgesetzt die Gegenstände allerhöchster Aufmerksamkeit. Kaiser, Könige, Fürsten aller Grade hielten es keineswegs unter ihrer Würde, bei passenden oder unpassenden Veranlassungen von der „Jüdischheit" eine „Ehrung" anzunehmen, d. h. den Juden „nach gutem alten Brauch" die Herausgabe des „dritten Pfennigs", d. h. des dritten Theils ihres ganzen

Vermögens als außerordentliche Steuer aufzulegen. Es waren das die „freiwilligen" Zwangsanleihen von damals. In Deutschland kam auch wiederholt die kaiserliche Finanzpraktik vor, daß das Reichsoberhaupt einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten, Reichsstädten und Abteien zu Gunsten alle Schuldbriefe, welche dieselben der „Jüdischheit" ausgestellt hatten, ohne weiteres für „todt und ab" erklärte, gegen mäßigen an die kaiserliche Schatzkammer zu leistenden Ersatz. Am großartigsten prakticirte diese bequeme christliche Schuldentilgung der deutsche König Wenzel und zwar in den Jahren 1485 und 1490.

Aus allen den angedeuteten Motiven ballte sich der Knäuel des Hasses, welcher zu wüthenden Ausschreitungen gegen die Judenschaft leitete. Die ersten Judenverfolgungen großen Stils fielen, wie schon gesagt, in die Zeit der ersten Kreuzzüge. Damals wühlte ein mächtiger Gedanke die Christenheit in ihren innersten Tiefen auf und ging es also ganz natürlich zu, wenn bei dieser Gelegenheit der unterste Bodensatz der Leidenschaften zum Vorschein kam. Die Juden wurden von den Kreuzfahrern massenhaft niedergemetzelt, besonders in den rheinischen Städten. Im 13. Jahrhundert sodann, als der Kreuzzugseifer, welcher die Juden ganz im allgemeinen als „Feinde unseres Herrn Jesus Christus" vertilgt hatte, verdampft war, erfand der christliche Haß specielle Beschuldigungen, um der „Jüdischheit" gegenüber auch fernerweit mit einigem Anstand sagen zu können: „Unser Schuldbuch sei vernichtet!" Diese Beschuldigungen waren zwar der bare Blödsinn, aber nicht obgleich, sondern weil sie das waren, wurden sie mit Begierde, mit Eifer, mit Wuth geglaubt. „Credo, quia absurdum" — war, ist und wird allzeit sein die Losung der Menschheit im allgemeinen und der Christenheit im besonderen. Je dümmer, desto frömmer! Der Kretinismus, die Juden bedürften zur Begehung ihrer Osterfeier des Blutes von Christenkindern und gingen deßhalb auf Ermordung solcher aus, wurde, wie es scheint, zum erstenmale i. J. 1171 und zwar zu Blois in Frankreich aufgebracht. Deutschland konnte sich natürlich seinen Antheil in dieser frommen Errungenschaft nicht entgehen lassen. Im Jahre 1287 wurden in Bern die Juden beschuldigt, ein Knäblein mit Nadelstichen getödtet zu haben, weil sie christlichen Kinderblutes zu ihren religiösen Bräuchen bedürften. Die Folter lieferte schuldige und eine schwere Verfolgung hob an. An der erwähnten Anschuldigung hielt von jetzt an der grausame Volkswahn überall hartnäckig fest. Ebenso an einer zweiten, welche behauptete, die Juden trieben, zu dem schon gedachten Zwecke, Missbrauch mit geweihten Hostien, welche sie zerstächen und zerschnitten, daß „das Blut darnach ging". In Franken sammelte 1298 der Edle von Rindfleisch „ein groß Volk", und erschlug zu Würzburg und Nürnberg an 100,000 (?) Juden, „darum daß sie große

Bosheit getrieben mit unseres Herren Leichnam". Von dieser Zahl dürften selbstverständlich 1 oder gar 2 Nullen abzuziehen sein. Daß aber tausende und wieder tausende von Juden in Deutschland diesem Hostienmarterlügenmärchen zum Opfer gefallen, untersteht nicht dem leisesten Zweifel. Wie die „mythenbildende Volksphantasie" bei solchen Gelegenheiten arbeitete und wie sich dem Blödsinn dieser Arbeit stets die niederträchtig-habsüchtige christliche Raubgier und Geschäftemacherei zugesellte, zeigt handgreiflich-scheußlich insbesondere die Geschichte der i. J. 1338 zu Deggendorf in Niederbaiern unter dem gäng und gäben Vorwand einer durch die dortige Judenschaft verübten Hostienmarterung veranstalteten Judenschlächterei.

Im 14. Jahrhundert wurde die bereits erwähnte schreckliche Seuche, welche in Europa hunderttausende von Menschen wegraffte, für die Judenschaft eine neue Veranlassung ungeheurer Trübsal. Wenn man die Schilderungen liest, welche die Chroniken jener Zeit von den physischen Verheerungen und den moralischen Wirkungen jener Pest entwerfen, begreift man unschwer, wie die Bevölkerungen nach einem Mittel umhertasteten, ihrer rasenden Beängstigung Luft zu machen. In diesem Tumult von Schrecken, Elend und Wahnwitz sprang die Bestie im Menschen rasend auf. Hat man doch in unserem Jahrhundert noch, in der Zeit des ersten erscheinens der Cholera, ähnliches erlebt. Die Massen sind, bei Erwägung von Ursache und Wirkung, stets geneigt, nach nächstliegendem, und wäre es absurdestes, ja unmögliches, zu greifen, und so bildete sich der blödsinnige Mythus von den „Pestmachern" und „Brunnenvergiftern", welchem tausende und wieder tausende schuldloser Menschen von ihren lieben Mitmenschen zum Opfer geschlachtet wurden.

„Niemand", heißt es in der limburger Chronik, „kannte die Ursache solchen sterbens; da erhub sich gegen die Juden der Verdacht, daß sie sollten die Brunnen vergiftet haben." Die Losung war gegeben und mit Wuth warf sich die Menge überall auf die angeblichen Brunnenvergifter. Freilich, bevor das Jahrhundert zu Ende ging, zeichneten denkende Männer den Wahn als solchen. Der redliche Jakob Twinger von Königshoven, welcher um 1386 seine elsässische und straßburgische Chronik schrieb, sagt: „Bei dem großen sterbent wurden die Juden verläumdet und geziehen in allen Landen, daß sie es gemacht hätten mit Gift, das sie in Wasser und Brunnen sollten gethan haben, und darum wurden die Juden verbrannt von dem Meere bis in die deutschen Lande, außer zu Avignon, da beschirmte sie der Papst." Der letztere Umstand gehört auch zur Charakteristik dieser Erscheinung. Die päpstliche Kurie war also gegen die sinnlose Verfolgung der Juden, aber die Raserei des Volkes hatte eine solche Höhe erreicht, daß — in der Mitte des 14. Jahrhunderts,

wohlverstanden! — das päpstliche Schirmwort für die Juden nur eben innerhalb der Mauern der päpstlichen Residenz etwas galt. Uebrigens gab es nicht erst zur Zeit Königshovens einzelne Verständige, welche das Getobe gegen die Juden für das ansahen, was es war. Wenn man von den damals auf deutschem Boden verübten Judenschlächtereien spricht, soll man niemals unterlassen, des wackern Peter Schwarber, Ammeisters von Straßburg, zu erwähnen, welcher seine ganze Energie und Popularität aufbot, um die straßburger Juden zu retten. Vergebens, die „Brunnenvergifter“ mussten brennen, und hier, wie, ach! so oft noch, fühlt man, welche traurige Wahrheit Schiller in den Versen ausgeprägt habe: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.“ Lebten wir nicht selbst in einer Zeit der Klopfgeister und orakelnden Tische, der Gründereien und Spitzedereien, so müssten wir es unglaublich finden, wie leichtgläubig die Leute um die Mitte des 14. Jahrhunderts und später noch hinsichtlich der Brunnenvergiftung durch die Juden waren. So finde ich, daß in der Stadt Rothenburg an der Tauber Jahrhunderte hindurch alljährlich am 27. August ein großes Volksfest, der sogenannte Schäferei-Bruderschafts-Tag, gefeiert wurde, zum Andenken an die Errettung der Stadt von jüdischer Vergiftung. Ein „sonst einfältiger“ Schäfer gab beim Magistrat an, daß er etliche Juden den Brunnen Hertrich am oberen Galgenthürlein habe vergiften sehen, nachdem er, der „einfältige“ Schäfer, eine in hebräischer Sprache auf Brunnenvergiftung gerichtete Unterredung vornehmer Rabbiner belauscht hatte. Auf diese Denunciation hin wurde den Stadtbewohnern untersagt, Wasser aus dem Brunnen zu holen, und wurde peinlich gegen die in Rothenburg und der Umgegend ansässigen Juden verfahren. „Viele wurden massakrirt, viele haben die Flucht ergriffen und viele sind in's Gefängniß geworfen worden, welche ihren wohlverdienten Lohn empfangen haben, wie dann Anno 1393 die letzten vollends alle verbrannt worden und die Stadt von den Jüden geräumt.“ Alle Städte am Rhein und in der Schweiz, aber auch weit nach Mittel- und Norddeutschland hinein rauchten in den Jahren 1348—50 von riesigen Scheiterhaufen, denn jede wollte ihr Judenbrennen haben. In Basel — erzählt der Chronist Wurstisen — „wurden die Juden nach der Weihnacht des Jahres 1348 in ein Ow des Rheins in ein hölzin Häuslein zusammengestoßen und jämmerlich im Rauch versticket.“ Das Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau meldet: „In dem Jahre do man zalt von Gottes geburt drüzehnhundert und nüne und vierzig Jahre, an dem nächsten Fritag vor unserer Frowen Tag der Lichtmesse, do wurdent alle die Juden, die ze Friburg in der Stadt waren, verbrannt, ane Kint und tragent Frowen.“ In demselben Jahre wurden zu Straßburg auf einem auf dem Kirchhofe errichteten hölzernen Gerüste bei 2000 Juden verbrannt und der straßburger Chronist,

welcher das erzählt, fügt hinzu: „So wurden die Juden verbrannt in allen Städten am Rhein.“

Gründlich und methodisch im guten wie im bösen, treibt der Deutsche auch einen Unsinn, wofür er sich einmal entflammt hat, mit Gründlichkeit und Methode. Wir werden diesen Satz später durch den Hexenproceß bestätigt finden, wie er uns an dieser Stelle durch die Judenbrände bestätigt wurde. Das Verfahren war natürlich gerade so barbarisch wie die Sache selbst. Daß das in den meisten Fällen einzige gegen die Juden in Anwendung gebrachte Beweismittel, die Folter, das Geständniß nicht nur aller möglichen, sondern auch aller unmöglichen Verbrechen zu Tage förderte, ist durch zahllose Proceduren bezeugt, — gerade wie im Hexenproceß auch. Im Jahre 1401 wüthete eine Judenverfolgung in Schaffhausen. Ein Augenzeuge erzählt uns, wie es dabei mit der „peinlichen Frage“ gehalten wurde. Drei Juden z. B., Lembli, Mathys und Hirsch, waren gefoltert worden, „als vast, daß man sie alle drei auf dem Karren musste zum Scheiterhaufen führen, und hatte man ihnen die Waden an den Beinen aufgeschnitten und ihnen heißes Pech darein gegossen und wiederum zugeheilet und dann wieder aufgeschnitten, und dazu hant sie ihnen auch die Sohlen unten angebrannt, daß man wohl das bloße Bein hätte gesehen, und sie wären nit verbunden gesin, und daß der Gemarterten einer redt: ich weiß nit was ich verjehen (eingestanden, bekannt) han, denn bei der Marter hätt ich gesprochen, daß Gott nicht Gott; — und daß er ferner gesagt: bei dem Tod, den er müsste leiden, er wisse um die Sachen nüt und wär des Todes unschuldig dieserwegen.“

Nie vielleicht, so lange die Welt steht, haben Menschen der Raserei ihrer lieben Mitmenschen mit größerem Heldenmuth einen passiven Widerstand entgegengesetzt, als die Juden in der großen Verfolgung des 14. Jahrhunderts thaten. Mit ganz wenigen Ausnahmen verschmähten sie es, durch abschwören ihres Glaubens Habe, Familie und Leben zu retten. In Konstanz hatte sich 1349 ein Jude aus Furcht taufen lassen; aber es ergriff ihn darob eine so energische Reue und Scham, daß er sich mit den Seinigen in sein Haus verschloß, dasselbe anzündete und so, aus den Flammen hervorschreiend, daß er als Jude sterben wollte, seine Familie und sich selbst dem Adonai Schaddai zum Sühnopfer brachte. In Straßburg wollte man jüdischen Müttern, angesichts der Scheiterhaufen, auf welchen ihre Gatten brannten, ihre Kinder entreißen, um sie zu taufen, aber sie pressten die Kleinen an sich und stürzten sich mit ihnen in die Feuer. Es geschahen damals Thaten der Verzweiflung, die uns noch jetzt, nach Jahrhunderten, das Herz erzittern machen. In Esslingen versammelte sich, angesichts des bedrohlichen, die ganze dortige Judenschaft in der Synagoge, zündete dieselbe an und starb freiwillig in den Flammen. Ebenso in Speyer und Worms. In Erfurt schlossen sich die Juden in

ihre Gasse ein, steckten sämmtliche Häuser derselben in Brand und erlitten so, an 6000 Menschen jedes Alters und Geschlechts, den Tod. Doch genug dieser entsetzlichen Scenen! Das Grundmotiv der Judenschlächtereien war, wir wiederholen es, zweifelsohne der religiöse Wahn; aber dazu kam nicht minder zweifelsohne die Gier der Christen, sich in den Besitz des jüdischen Geldes und der jüdischen Pfandbriefe zu setzen. „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete" — sagt der ehrliche Twinger.

Die Zeit, von welcher wir handeln, muß eine namenlos gräuelvolle gewesen sein. Unser Vaterland hat gewiß ordentlich neu aufgeathmet, als es von den Schrecken des schwarzen Todes, der Judenbrennereien und der Geißlerzüge endlich erlöst war. Sagt doch die limburger Chronik: „Darnach (1350), da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenschlacht ein Ende hatte, hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein."

Die mittelalterliche Kirche hat dem Grundsatz gehuldigt: leben und leben lassen. Die von ihr geübte Sittenpolizei war duldsam genug. Ganz anders jedoch handhabte sie die Dogmenpolizei. Unerbittlich streng verfuhr sie gegen alles, was ihrem dogmatischen Lehrgebäude, ihrer Bevormundung der Gemüther und in Folge dessen ihrem weltlichen Besitz und Einfluß Gefahr zu bringen schien. Da sie aber ebensosehr die Vernunft als die Moral zum Kampfe herausforderte, so konnte es nicht fehlen, daß nach Ueberwindung der bodenlosen gläubigen Dummheit, die bis zum 11. Jahrhundert die europäische Gesellschaft niederdrückte, sofort auch ketzerische Regungen bemerkbar wurden. Wir könnten allerdings in Beziehung auf Häresie und Sektenwesen noch weiter, bis in die ersten Zeiten des Christenthums zurückgreifen, denn die Ketzerei ist ja so alt wie die Orthodoxie; allein jene früheren Abweichungen von der Kirchenlehre liegen ganz außerhalb des Kreises unserer Betrachtung. Vom 11. Jahrhundert an zeigten sich besonders in Südfrankreich und Oberitalien ketzerische Erscheinungen, die sich weniger gegen das Dogma selbst als vielmehr gegen den päpstlichen Principat, gegen die kirchlichen Mißbräuche wie gegen die sittliche Versunkenheit der Geistlichen auflehnten und eine dem neuen Testament gemäßere Einrichtung der Kirche und des Lebens forderten. So die nach ihrem Stifter, Peter Waldus, der um 1160 in Lyon lehrte, genannten Waldenser, ferner die Albigenser (von der Landschaft Albi in Südfrankreich so geheißen), gegen welche Innocenz III. mit entsetzlichem Erfolg einen Kreuzzug predigen ließ, so ferner die Katharer und Patarener in der Lombardei. Andere Sekten gingen weiter, wie die zuerst ebenfalls in Oberitalien, dann in den Niederlanden und in Deutschland vorkommenden „Brüder und Schwestern des freien Geistes", mittelalterliche Mucker, welche nach der religiösen Seite hin

an den Pantheismus streiften, in socialer Richtung aber die Gütergemeinschaft für ein wahrhaft christliches Institut erklärten und nebenbei, weil die Begierden als von Gott stammend nicht zu bekämpfen seien, in grobe Zuchtlosigkeit fielen. Wenn dermaßen das Schreckgespenst unserer Tage, der Kommunismus, schon im Mittelalter heraufbeschworen wurde, so gab es damals auch schon einzelne kühne Geister, welche nicht etwa nur die Außenwerke des kirchlichen Gebäudes, sondern dieses selbst in seinen Fundamenten angriffen. Ein pariser Theolog, Simon de Tournay, sprach es aus, daß das christliche Dogma vor der Vernunft nicht bestehen könnte, und ließ das kecke Wort von den drei Betrügern (Moses, Christus und Mohammed) verlauten, welches Gregor IX. dem Kaiser Friedrich II. in die Schuhe schob und das nachmals im 16. Jahrhundert in dem Buche „De tribus impostoribus“ seine weitere Ausführung fand. In Deutschland verstieg man sich weniger zu einer principiellen Opposition gegen das Dogma, wogegen, wie wir schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit hatten, der Klerus mit scharfen Waffen befehdet wurde. Man muß jedoch der deutschmittelalterlichen Geistlichkeit die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß trotz ihrer Verworfenheit in Masse aus ihrer Mitte da und dort ein Mann aufstand, der mit tiefreligiösem Gefühle den redlichsten Willen und die gewaltigste Redegabe verband. So der große Sittenprediger Berthold von Regensburg (st. 1272), welcher nicht nur rohen Frevlern das Gewissen rührte, sondern auch gegen den Ablaßhandel und andern kirchlichen Unfug in seinen Predigten tüchtig zu Felde zog. Von der tiefinnerlichen Verarbeitung der christlichen Mysterien durch deutsche Gemüther gibt Zeugniß eine Reihe deutscher Mystiker, die zu Anfang des 13. Jahrhunderts mit dem Dominikanerprovinzial von Köln, Meister Ekkard, anhebt, dessen „Gefühl der Gottesnähe und heilige Liebesglut gleichsam schwindelnd vor einem Abgrunde der Sündenlust und Gotteslästerung steht“, und deren schönste Zierden Johannes Tauler (st. 1361) und Heinrich Suso (st. 1365) sind; jener, der „Minnesänger der Prosa“ und gleich Berthold um Ausbildung des prosaischen Stils höchst verdient, durch seine Predigten ein gewaltiger Herzenerschütterer mit demokratischen Tendenzen; dieser in Kraft der Abstraktion mit einem indischen Büßer wetteifernd und der Aeußerlichkeit des kirchlichen Lebens eine gotttrunkene Herzensfreudigkeit entgegensetzend. Die deutschniederländische Mystik, als deren bedeutendster Nachtreter Thomas van Kempen (st. 1471) zu nennen ist, dem das unzähligemal gedruckte Buch „Von der Nachahmung Christi“ zugeschrieben wird, hat unstreitig im reformatorischen Sinne gewirkt, indem sie im Gegensatze zu der kirchlichen Scheinheiligkeit die innerliche Heiligung des Menschen lehrte und forderte. Als Kehrseite darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß diese Mystik vielfach in das andere Extrem

verfiel und den Menschen zu einem geist-, kenntniß- und leidenschaftslosen, pflanzenhaft vegetirenden Gefässe des sogenannten göttlichen Willens machen wollte.

Der Streit des Kaiserthums mit dem Papstthum unter den Staufern musste in Deutschland fast mit Nothwendigkeit oppositionellen Regungen Raum gewähren und tüchtige Männer benutzten denselben gerne, um ihre Erbitterung gegen Rom und den Klerus kundzugeben. Wir haben oben gehört, daß der treffliche Walther von der Vogelweide den Papst einen zweiten Judas nannte und die pfäffischen Laster brandmarkte. Seine Ansicht, seine Entrüstung war keine vereinzelte, sondern wurde vielfach getheilt. Erklärte doch ein großer Theil der Bürgerschaft von Schwäbisch-Hall in warmer Parteinahme für Friedrich II. den Papst für einen Ketzer und den Klerus um seiner Verdorbenheit willen für alles Ansehens verlustig. Ueberhaupt drückte städtischer Freiheitssinn der anmaßenden Geistlichkeit den Daumen oft scharf auf's Auge. Noch rühmenswerther ist, daß auch in der deutschen Bauerschaft an mehr als an e i n e m Orte damals eine lebhafte Opposition gegen kirchliche Uebergriffe erwachte. Die Landleute von Schwyz ließen sich von dem Abte von Einsiedeln nicht nasführen, die Hirten von Appenzell machten sich in glorreichem Freiheitskampfe von dem Joche des Abtes von St. Gallen frei. Dies geschah in den Alpen im 13. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts und ungefähr zur nämlichen Zeit (vom Jahre 1200 an) führte im Norden von Deutschland in den Niederungen der Weser ein friesischer Bauernstamm, die Stedinger, welchen wir weiter unten ein Ehrendenkmal zu errichten haben, einen mannhaften Kampf gegen pfäffische und adelige Bedrückung. Auf Anstiften des Erzbischofes von Bremen ließ Papst Gregor IX. einen Kreuzzug gegen diese „Ketzer" predigen und seine desshalb erlassene Bulle, welche den Stedingern die größten Thorheiten und Abscheulichkeiten andichtete, lässt uns einen tiefen Blick in die Nacht mittelalterlichen Aberglaubens thun. „Wenn," so behauptete Se. Heiligkeit, „die Stedinger einen Neophyten aufnehmen und dieser zuerst in die Versammlung der Frevler eintritt, so erscheint ihm eine Art Frosch oder Kröte. Einige geben dieser Bestie einen schmachvollen Kuß auf den Hintern, andere auf das Maul und ziehen die Zunge und den Speichel des Thieres in ihren Mund. Diese Kröte erscheint manchmal in gewöhnlicher Größe, dann aber auch in der einer Gans, oft nimmt sie sogar die Größe eines Backofens an. Geht der Noviz weiter, so tritt ihm ein Mann von wunderbarlicher Blässe entgegen mit ganz schwarzen Augen und so mager, daß er nur aus Haut und Bein zu bestehen scheint. Diesen Mann küsst der Noviz, fühlt, daß derselbe eiskalt ist, und nach dem Kusse verschwindet alle Erinnerung an den katholischen Glauben spurlos aus seinem Herzen. Hierauf setzt sich der Neuling mit den

übrigen zum Mahle, und wenn man von demselben wieder aufsteht, steigt an einer Bildsäule ein schwarzer Kater von der Größe eines mittelmäßigen Hundes rückwärts und mit zurückgebogenem Schweife herab. Diesen küsst zuerst der Noviz auf den Hintern, dann der Meister und sofort alle andern. Wenn dann alle wieder ihre Plätze eingenommen und gewisse Sprüche mit Verneigungen gegen den Kater gemurmelt haben, sagt der Meister: Schone uns! und spricht dies dem zunächstsitzenden vor, worauf ein dritter antwortet: Wir wissen es, o Herr! und ein vierter beifügt: Wir haben zu gehorchen. Nach diesen Ceremonien werden die Lichter ausgelöscht und man schreitet zur abscheulichsten Unzucht ohne Rücksichtnahme auf Verwandtschaft und Geschlecht. Ist diese Ruchlosigkeit vollbracht und sind die Lichter wieder angezündet, so tritt aus einem dunkeln Winkel ein Mann hervor, oberhalb der Hüften glänzend und stralender als die Sonne, unterhalb aber rauh wie ein Kater. Sein Glanz erleuchtet den ganzen Raum und alle fallen anbetend vor ihm nieder."

Diese päpstliche Phantasie böte uns eine gute Gelegenheit, von dem Zauber- und Hexenwesen des Mittelalters zu sprechen. Wir wollen dies aber ausführlich thun im Zusammenhange mit den Hexenprocessen, deren grausamer Wahnwitz erst zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts seinen Gipfelpunkt erreichte und deren Erörterung daher dem zweiten Buch unserer Geschichte vorbehalten bleiben muß. Wir werden finden, daß die Scheusäligkeit der Hexenmorde in Deutschland weit mehr als sonstwo an der Tagesordnung war, dürfen dagegen hier sagen, daß die Inquisition bei uns nicht so recht gedeihen wollte. Die Inquisition, bekanntlich von Innocenz III. zur Vertilgung der Ueberreste der Albigenser gestiftet und bald vorzugsweise in den Händen des Dominikanerordens befindlich, hatte die Aufgabe, überall nach Ketzereien zu forschen, Ketzer auszuspüren, zu verhaften, mittels der Folter zu inquiriren, zu verurtheilen, in ewige Gefangenschaft oder auf den Scheiterhaufen zu liefern, Verdächtige selbst noch über das Grab hinaus hyänenartig zu verfolgen und zu beschimpfen. Ihr sophistisches Wort: „Die Kirche dürstet nicht nach Blut" (ecclesia non sitit sanguinem) vor sich hertragend, ließ sie die gröbste Arbeit bei ihrem schrecklichen Geschäfte durch die weltlichen Gerichte thun, deren Arm religiöse Befangenheit oder Leichtsinn oder Gefühllosigkeit der Fürsten für den Dienst der Inquisition bewaffnet hatte. Selbst der helldenkende Friedrich II. erließ ein derartiges Gesetz, eine Schmach, die an Tiefe der Auslieferung Arnolds von Brescia durch Friedrich I. gewiß nichts nachgibt. Am wüthendsten arbeitete bekanntlich das Glaubensgericht in Spanien, besonders seit Torquemada, ein räthselhaftes Scheusal, nur dem russischen Car Iwan dem Schrecklichen vergleichbar, 1483 Großinquisitor geworden war. Unter seiner Oberleitung ließ das „heilige Officium"

von 1481—1487 den mäßigsten Angaben zufolge 10,000 Personen lebendig verbrennen, 6000 in effigie verbrennen, 97,000 zu Freiheitsstrafen mit Gütereinziehung verurtheilen — alles ad majorem dei gloriam und zur Ehre der gebenedeiten Jungfrau, deren Jungfräulichkeit zu bezweifeln eines der todeswürdigsten Verbrechen war. Zu solch einer glorreichen Thätigkeit vermochte es die Inquisition in Deutschland auch nicht einmal annähernd zu bringen. Der ganz unbändige Verfolgungseifer des marburger Mönches Konrad, welchen der Papst zum obersten Ketzerrichter in Deutschland bestellt hatte, verdarb Prälaten und Laien, Vornehm und Gering den ultramontanen Geschmack an Autos de fé („Glaubenshandlungen"), und als der inquisitorische Fanatiker mehrerer Warnungen ungeachtet mit seinem Geschäfte fortfuhr, thaten einige muntere Edelleute ein gutes Werk an ihrem Lande, indem sie den rasenden Pfaffen in der Nähe von Marburg todtschlugen (1233). Da niemand Lust hatte, seinen Platz einzunehmen, ging die Inquisition selber schlafen. Konrads von Marburg Name erinnert auch an eine seltsame weibliche Erscheinung jener Zeit, an die Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren Beichtvater er war. Jede Zeit bewegt sich in Kontrasten; allein im Mittelalter traten sie greller hervor als heutzutage, wo der gesellschaftliche Firniß auch die schroffsten Gegensätze wenn nicht ausgleicht, so doch dem Auge des ungeübten Beobachters weniger auffällig macht. Elisabeth war unter Einwirkung ihres Beichtigers zu einer sublimen Verschrobenheit hinaufgeschraubt worden, welche sie durchaus zu einem Gegenbilde der fröhlichen und galanten Weltdamen ihrer Zeit machte. In ihr kam der christliche Spiritualismus, die christliche Weltverachtung und Zerknirschung, das asketische Himmelsheimweh wirklich und leibhaftig zur Erscheinung. Nachdem sie sich als Frau selbstquälerisch mit dem Gedanken gemartert, warum ihr doch nicht vergönnt gewesen sei, im jungfräulichen Stande zu sterben, freute sie sich herzinniglich darüber, daß sie als Witwe mit ihren Kindern von Haus zu Haus betteln gehen musste, und als ein günstiger Umschwung des Geschickes ihr Rang und Reichthum zurückgegeben hatte, entsagte sie beidem, gründete ein Hospital und pflegte darin die Aussätzigen, bis ein in Folge extravaganter Kasteiung frühzeitig eingetretener Tod ihr den Heiligenschein verschaffte.

Ein deutscher Autor hat gesagt, Rom sei im Mittelpunkte der mittelalterlichen Welt gesessen wie eine ungeheure Kreuzspinne in ihrem Netze. Darin hätten sich die Licht und Luft suchenden Mücken unversehens verfangen und die Spinne hätte ihnen das Herzblut ausgesogen. Kein übles Bild von dem Kettennetz, welches der römische Stuhl über die mittelalterliche Gesellschaft gezogen hatte und in dessen Maschen er seine Gegner erstickte. Indessen erhielt sich die Kirche keineswegs bloß mittels roher, auf den religiösen Wahn der Menge basirter Gewalt. Sie hatte sich auch den

Gedanken und die Wissenschaft dienstbar zu machen gewusst, indem sie das Netz der „scholastischen“ Philosophie über die Geister ausspannte. Die Scholastik hatte zu ihrer unumgänglichen Voraussetzung das christliche Dogma, welches sie mit Hilfe der dialektischen Kategorien des Aristoteles philosophisch zu begründen suchte. Es war demnach von vornherein ein unauflösbarer Widerspruch in ihr; denn einerseits forderte der philosophirende Gedanke sein Recht, sein Lebenselement, d. h. die Freiheit der Forschung, andererseits setzte ihm das kirchliche Dogma ein nicht zu verrückendes Ziel. Es ist ein beklagenswerther Anblick, so viele geniale Männer in diesem enggeschlossenen Kreise sich abmühen zu sehen mit der Sisyphusarbeit, dem schlechthin unbegreiflichen und blödsinnigen den Schein des vernünftigen und begriffenen zu geben. Jedoch ist mit Betonung anzuerkennen, daß die Scholastik, so sehr sie auch vielfach in unfruchtbarste Grübelei und Tiftelei auslief, dennoch manche geistige Waffe geschmiedet und geschliffen hat, von welcher die spätere Zeit einen besseren Gebrauch zu machen verstand. Die armen Scholastiker haben wenigstens die Gehirnnerven in Uebung und die Denkarbeit in Ehren erhalten. Es war in die christliche Theologie schon frühzeitig ein spekulatives Element eingegangen, namentlich durch den Kirchenvater Augustinus, an welchen sich die Anfänge der Scholastik knüpften. Hatte nun schon dieser Begründer der mittelalterlichen Philosophie stark mit der Skepsis zu ringen gehabt, so äußerte sich dieselbe in seinen Nachfolgern bald zuversichtlicher. So kämpften im 9. und 10. Jahrhundert Johannes Skotus Erigena und Berengarius von Tours gegen die grobsinnliche Auffassung der Transsubstantiationslehre des Mönches Paschasius Radbertus, dessen Behauptung, das priesterliche Weihewort verwandele im Messopfer Brot und Wein in die wirkliche Substanz des Fleisches und Blutes Christi, freilich die kirchliche Sanktion erhielt. Anselm von Kanterbury, welchen man als den eigentlichen Vater der scholastischen Dialektik betrachtet, ging darauf aus, mittels der Vernunft des Glaubens gewiß zu werden, doch so, daß der Glaube stets die höchste Norm der Vernunft bleiben müsste. Auf diesem Wege wurde nun freilich nicht viel gewonnen, doch war einmal der Anstoß zum Studium der Dialektik gegeben, aus welchem sich eine vielseitigere wissenschaftliche Thätigkeit entwickeln konnte. Sie gab sich namentlich kund in den gelehrten Disputationen auf den um diese Zeit entstehenden Universitäten, und wie sehr diese gelehrten Waffenübungen, diese geistigen Turniere nach allen Seiten hin freiere Gedanken anregten, zeigte sich bald in den heftigen Konflikten, in welche strebsame Scholastiker mit der Kirche geriethen. War es nicht schon ein bedeutender Gewinnst für die Entwickelung der Geisteskultur, wenn der hochsinnige Abälard, welcher mit seiner geliebten Heloise unsterblich im Heiligthum der Poesie lebt, der Kirche zum Trotz in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts den

Satz aufstellte, man dürfe und müsse nichts glauben, was man nicht begriffen habe? Zu Anfang des 13. Jahrhunderts stoßen wir auf die kühne pantheistische Aeußerung Amalrichs von Bena, Gott sei alles, in ihm seien alle Dinge, Gott und die Kreatur seien nicht verschieden; und weiterhin auf die ketzerischen Ansichten, Christus sei in dem Brote des Abendmahls nicht mehr und nicht weniger zugegen als in jedem andern Brote; eine Auferstehung des Fleisches gebe es nicht, ein Himmel oder eine Hölle existire nicht, denn jeder trage Himmel oder Hölle in der eigenen Brust; den Heiligen Altäre zu errichten sei Unsinn, der wahre Antichrist sei der Papst. Die durch die arabische und jüdische Gelehrsamkeit eines Averroes und Maimonides vermittelte nähere Bekanntschaft mit den Schriften des Aristoteles vermehrte das dialektische Rüstzeug der Scholastik, welche in dem Deutschen Albert aus Bollstädt in Schwaben, genannt Albert der Große, und in dem Neapolitaner Thomas von Aquino auf den Höhepunkt ihres Glanzes sich erhob. Albert, der Kommentator des Aristoteles, galt dem Volke um seiner Gelehrsamkeit und mechanischen Fertigkeiten willen für einen Zauberer, für eine Art Vorläufer des Doktor Faust; Thomas aber hat in spekulativer Begründung der christlichen Dogmatik das bedeutendste geleistet, was die Scholastik überhaupt leisten konnte. Sie hat auch auf Deutschland großen Einfluß geübt, obgleich sich hier weit mehr ihre mystische (in Tauler und Suso zum Vorschein kommende) Richtung als ihre skeptische Seite ausbildete.

Es war auch sehr nöthig, daß die deutsche Bildung diese neue Anregung empfing; denn sie lag gegen das Ende des 13. Jahrhunderts hin gar sehr darnieder. Frühere geistliche Bildungsstätten von großem Rufe waren bei der Entartung des Klerus so heruntergekommen, daß z. B. in St. Gallen um das Jahr 1291 der Abt und das ganze Kapitel nicht einmal schreiben konnten. Man kann sich also leicht vorstellen, wie in den damaligen deutschen Klosterschulen die sieben freien Künste gelehrt wurden. Wo es überhaupt noch geschah, beschränkte sich der ganze Unterricht darauf, den jungen Leuten eine theologisch-liturgische Dressur zu geben. Den durch kirchliche Einschränkungen des Bücherlesens und Abschreibens schon frühe noch mehr beschränkten Horizont mittelalterlichen Wissens begannen nun aber die im 12. und 13. Jahrhundert aufkommenden Universitäten zu erweitern. Diese Lehranstalten bildeten sich allmälig aus den geistlichen Stiftsschulen heraus, zunächst in Italien und Frankreich, wo Salerno und Bologna, Paris und Montpellier die ältesten waren. Deutschland adoptirte diese Institute und Prag und Wien waren, jene 1348, diese 1365, gestiftet, die ältesten deutschen Universitäten; die erstere freilich mehr eine slavisch-czechische. Kurz darauf wurden weitere eröffnet zu Heidelberg, Köln und Erfurt, denen im 14. und

15. Jahrhundert und bis in's 18. und 19. herab andere folgten. Da wir bei der Betrachtung des Bildungszustandes der Reformationsperiode in das deutsche gelehrte Wesen des näheren werden eintreten müssen, so genügt es hier an einigen allgemeinen Bemerkungen. Eine Universität nach mittelalterlichem Begriffe war keineswegs eine Anstalt in unserem jetzigen Sinne, d. h. eine Anstalt, wo die Gesammtheit (universitas) der Wissenschaften gelehrt wurde. Die mittelalterlichen Hochschulen entbehrten nicht nur gewöhnlich der einen oder andern Fakultät, sondern pflegten meist mit Vorliebe einen speciellen Zweig des Wissens; so Salerno die Arzneikunst, Bologna die Jurisprudenz, Paris die Theologie. Universitas hieß im Mittelalter eine Korporation, die sich aus Veranlassung des lehrens und lernens unter Docenten und Studenten gebildet hatte. Außerordentlich war der Zudrang aus allen Ländern an berühmten Universitäten. Die allgemein geltende Lehrsprache war die lateinische, deren Gebrauch dem wissenschaftlichen Leben des Mittelalters etwas Kosmopolitisches verlieh, wie ihm hinwieder das korporative Leben der lehrenden und lernenden mehr Unabhängigkeit von der Kirche verschaffte. Was das lernen angeht, so bestand dasselbe hauptsächlich im diktiren der bestimmten Lehrbücher und eigener oder fremder Bemerkungen zu denselben. Die Nachschriften mussten die Stelle gedruckter Bücher vertreten. Die Befugniß, ein Lehramt an einer Hochschule zu verwalten, hatte die Erwerbung einer akademischen Würde zur Voraussetzung, und da nur die Universität eine solche Würde ertheilen konnte, so war die Gelegenheit zur Bildung eines außerhalb der Klerisei stehenden Lehrstandes gegeben. Die akademischen Würden stuften sich schon frühzeitig vom Doktorat zum Magisterium, Licentiatenthum und Bakkalaureat ab. Lehrerbesoldungen gab es anfangs nicht und die Einnahmen der Professoren beruhten auf freier Uebereinkunft zwischen lehrenden und hörenden rücksichtlich des Honorars. Dieses war oft so hoch angesetzt, daß beliebte Docenten sich schnell bereicherten. Bevor die Studenten das stipulirte Honorar für eine Vorlesung entrichtet hatten, wurde dieselbe nicht begonnen. Die Theilnahme auch ärmerer Studenten am akademischen Studium zu erleichtern, gründete fromme Mildthätigkeit, wie vormals die Klöster, jetzt Kollegien und sogenannte Bursen. Dann förderte auch geistliche und weltliche Obrigkeit die Hochschulen auf alle Weise. Die akademischen Genossenschaften wurden von bürgerlichen Lasten befreit und erhielten einen eigenen Gerichtsstand, so daß die „akademischen Bürger“ bald überall einen auf seine Privilegien pochenden Staat im Staate bildeten. Dieser Staat spaltete sich dann wieder in einzelne Korporationen, in die sogenannten Nationen oder Landsmannschaften, zu welchen sich die Söhne der verschiedenen Länder auf den Hochschulen zusammenthaten. Zwischen diesen Genossenschaften brachen oft blutige Reibungen aus und die akademische Freiheit

hatte überhaupt viel Lärm, viel wüstes Gebaren in ihrem Gefolge. Die akademischen Vorrechte lockten auch solche an, welche sich aus dem Studium selbst blutwenig machten, sondern lieber als „fahrende Schüler" im Lande umherzogen, tausenderlei Schelmerei und Prellerei verübten, das erbettelte Viatikum in Schenken und Bordellen verprassten und verweigerte Gastfreundschaft auch wohl mit bewaffneter Hand erzwangen. Auf einigen Hochschulen ging die Strenge der Zucht zwar bis zur Ertheilung von Ruthenstreichen auf den bloßen Rücken, allein, wie zahllose Fälle zeigen, nicht eben mit großem Erfolge. Welches lockere Gesindel sich an den Universitäten zusammendrängte, verräth eine Verordnung vom Jahre 1251, welche bestimmt, „Mädchenräuber, Diebe und Todtschläger seien nicht als Studenten zu betrachten und zu behandeln." Die Glanzpunkte akademischen Lebens waren die schon erwähnten gelehrten Turniere, die Disputationen, mit welchen gewöhnlich die Ertheilung akademischer Grade verbunden war. Diese entsprangen aus dem Bedürfniß, untüchtigen den Zutritt zum Lehramt unmöglich zu machen. Der Doktorhut war damals sehr viel schwerer zu erlangen als heutzutage. Wer z. B. in Paris Doktor der Theologie werden wollte, musste seine Thesen 12 Stunden lang ohne zu essen und zu trinken gegen jeden Angreifenden vertheidigen. Zuweilen wob sich auch eine recht hübsche Episode in die mittelalterliche Studentenromantik. So wenn die schöne Bitisia Gozzadini, welche 1236 in Bologna zum Doktor kreirt wurde, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft rechtsgelehrte Vorlesungen hielt. Diese Docentin ging gewöhnlich in Männerkleidern und die geneigte Leserin ersieht aus diesem Beispiel, daß es auch im 13. Jahrhundert schon „emancipirte" Frauen gab.

Die Lehrgegenstände der mittelalterlichen Hochschulen waren hauptsächlich Theologie, philosophische Dialektik, Jurisprudenz und Medicin. Die beiden ersteren Disciplinen standen unter entschiedener Vormundschaft der Kirchenlehre und der Scholastik. Die Rechtswissenschaft nahm im 12. Jahrhundert einen neuen Aufschwung durch Wiederbelebung des römischen Rechtes, namentlich gefördert durch den bologneser Rechtslehrer Irnerius, welcher sich zuerst den Titel eines Doktor, d. i. eines Wissenden (des Rechtes) gab. Der römische Rechtskodex, wie er unter Justinian zusammengestellt worden, wusste sich vermöge seiner wissenschaftlichen Ausbildung und Geschlossenheit gegenüber den weniger entwickelten nationalen Rechtssatzungen überall und leider auch in Deutschland bald eine große Geltung zu verschaffen. Die Ansicht, daß er als kaiserliches Recht auch das des römisch-deutschen Reiches sein müsste, fügte seinem Einfluß ein Gewicht mehr bei. Und dann waren ja die Bestimmungen dieses kaiserlich römisch-byzantinischen Rechts der fürstlichen Gewalt viel zu günstig, als daß die deutschen Fürsten hätten zögern sollen, mit Verwerfung der ein-

heimischen, auf germanische Gemeinfreiheit gegründeten Rechtsgrundsätze davon Gebrauch zu machen. Ferner war es im ganzen auch der Kirche genehm, welche manche seiner Bestimmungen zum Aufputz ihres kanonischen, auf die pseudoisidorischen Dekretalien basirten Rechtes verwandte. Endlich enthielt das römische Recht namentlich in privatrechtlicher Beziehung so manche wirklich vortreffliche Bestimmung, daß man sie unschwer sich gefallen lassen konnte. Alles in allem genommen, wurde jedoch durch die Einführung des römischen Rechtes in Deutschland eine neue und schwere Volksplage geschaffen und das Volk erkannte mit richtigem Instinkt in den Doktoren des römischen Rechts, welche, von den Fürsten begünstigt und, wie schon ihre Bezeichnung als „milites legum“ verräth, mit den Rittern auf gleichen Fuß gestellt, im privatlichen und öffentlichen Leben eine höchst bedeutende Rolle spielten, bald Feinde, die an Hochmuth, Unterdrückungs- und Aussaugelust mit den römischen Pfaffen eifrigst und glücklich wetteiferten. Für das nationale deutsche Recht, von welchem im folgenden Abschnitte noch die Rede sein wird, geschah von seiten akademischer Gelehrsamkeit nur insofern etwas, als auf den Stamm des öffentlichen und privatlichen Rechts römische Schößlinge gewaltsam gepfropft wurden. Das Feudalrecht blieb fast völlig außerhalb des Kreises wissenschaftlicher Erörterung, aber seine volksfeindlichen Traditionen wurden vom 13. Jahrhundert an schriftlich aufgezeichnet zur Qual vieler nachfolgenden Geschlechter. Das deutsche Kriminalrecht blieb im ganzen von dem römischen Rechte noch verschont, musste sich aber von seiten des kanonischen Rechtes die saubere Bescheerung der Inquisition und des Hexenprocesses gefallen lassen.

Die mittelalterliche Arzneikunde schleppte sich bei dem niedrigen Stande der Naturforschung in einer rohen, nach den nicht einmal genau bekannten Vorschriften des Hippokrates und Galen geregelten Empirie fort. Arabisches Wissen bereicherte sie dann mit neuen Erfahrungen. Aber schon das kirchliche Vorurtheil gegen die Zergliederung von Leichnamen, welches durch eine Verordnung Kaiser Friedrichs II., die das Studium der Anatomie befahl, keineswegs ganz beseitigt wurde, musste ihrer Weiterbildung hemmend in den Weg treten. Die Kirche witterte überhaupt ganz richtig in den Naturwissenschaften ihre geschworenen Feinde und daher setzte sie auf naturwissenschaftlichen Forschungseifer mit List und Gewalt wirksame Dämpfer. Ihrer Behauptung zufolge musste alles, was über ihr Kredo hinausging und demzufolge ihr Ansehen beeinträchtigte, mit unrechten Dingen, d. i. mit Hilfe des Teufels zugehen und geschehen, im Hinblick auf die Ketzergerichte eine treffliche Abschreckungstheorie, welche jedoch nicht hinderte, daß beutelschneiderische Charlatanerie mit magischen Kuren, Amuletten u. dgl. m. die gläubige Dummheit gehörig ausbeutete. Davon später mehr und ebenso von den

alchymistischen und astrologischen Träumereien und Gaunereien, die ihre mittelalterliche Wirksamkeit soweit in die neue Zeit herein ausgedehnt haben. Astronomie, Geographie, Mathematik, Physik und Chemie bedurften zu ihrer wissenschaftlichen Entwickelung erst der großen Erfindungen und Entdeckungen, welche der späteren Zeit vorbehalten waren. Doch hat uns die mittelalterliche Physik ein kostbares Vermächtniß hinterlassen in dem von ihr wahrscheinlich durch Vermittelung der Araber von den Chinesen entlehnten, im Jahre 1190 zuerst im Abendland erwähnten und hierselbst bald wesentlich verbesserten Kompaß. Die mittelalterliche Chemie lieferte außer dem (wahrscheinlich von dem 1313 gestorbenen Arnald von Villeneuve erfundenen) Branntwein (aqua vitae) das welthistorisch bedeutende Produkt des Schießpulvers, eine Erfindung, welche, wenn auch mit Grund behauptet wird, sie sei den Chinesen, Indern und Arabern schon früher bekannt gewesen, dem deutschen Mönche Berthold Schwarz (um 1334) zuzuschreiben unser Patriotismus immerhin noch sich erlauben darf. Endlich ist einleuchtend, daß die großartige mittelalterliche Architektur nicht gewöhnliche praktische Kenntnisse in der Geometrie zur Grundlage haben musste.

Unter den Schlag- und Stichwörtern unserer Zeit tritt uns das Wort Association in erster Linie entgegen. Idealgläubige knüpfen daran die Hoffnung auf eine Umgestaltung der Gesellschaft im Sinne der Vernunft und Gerechtigkeit, praktische Köpfe dagegen erstreben mit Realisirung der Associationsidee in kleineren Kreisen die Erreichung unmittelbarer Zwecke. Begriff und Sache sind aber nicht neu, denn schon im Mittelalter gelangte ja das Associationswesen zu hoher Entwickelung und Geltung. Alle die großartigen Lebensäußerungen mittelalterlichen Bürgerthums beruhten auf dem Princip der Korporation und Association. Wir haben vorhin gesehen, wie durch die korporative Einrichtung der Universitäten wenigstens der Grund gelegt wurde zur Emancipation der Wissenschaft und des Lehrstandes von der unbedingten Herrschaft der Kirche, und werden jetzt erfahren, daß mittels Korporation und Association auch die mittelalterliche Kunst eine von dem Klerus, nicht von der Religion, weniger abhängige Stellung sich schuf.

Mit dem wissenschaftlichen Eifer der Geistlichkeit war auch ihr künstlerischer erkaltet und die Kunst musste sich von dorther, wohin sich das Kulturleben des späteren Mittelalters überhaupt gezogen, vom Bürgerthum neue Glut und Kraft holen. Ihre Pfleger waren fortan nicht mehr Bischöfe und Aebte, sondern städtische Genossenschaften, ihre Träger nicht mehr Mönche, sondern bürgerliche Korporationen von Künstlern und Handwerkern, in den sogenannten Bauhütten zur Ausführung jener grandiosen Werke vereinigt, zu denen christkatholische Romantik die Idee, städtischer Gemeinsinn und bürgerliche Frömmigkeit die Mittel hergaben. Die Entwickelung der Baubrüderschaften hat die städtische zur Voraus-

setzung, doch so, daß jene mit dieser gleichzeitig war; denn die Bauhütten dürfen ein hohes Alter ansprechen, obzwar nicht ein so urzeitliches, wie freimaurerische Sagen angeben. Es scheint ausgemacht, daß zuerst in England solche Baugenossenschaften entstanden: schon im Jahre 926 erhielt die von York eine feste Organisation. Auf ihre frühe Verpflanzung nach den Niederlanden und von da nach Deutschland deutet die Geschichte von jenem utrechter Bürger hin, welcher 1099 den dortigen Bischof todtschlug, weil dieser dem Sohne das Meister-Arkanum inbetreff der Fundamentlegung bei Kirchenbauten abgelockt hatte.

Bauhütte hieß ursprünglich nur der Zusammenkunftsort von Meistern und Gesellen, bald aber erweiterte sich dieser Begriff und man verstand unter Bauhütte eine Genossenschaft von Künstlern und Handwerkern, welche sich zur Erbauung eines ansehnlichen Kirchengebäudes verbanden. Diese Verbindungen, welche bei der jahrhundertlangen Dauer bedeutender Bauten dauernd blieben, bildeten, wie die Universitäten, förmlich kleine Staaten im Staate. Das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Mitglieder untereinander, dann das zum Meister, endlich das der Hütte zum Bauherrn war strenge geregelt. Der Meister war nicht nur in allem technischen oberste Instanz, er führte auch die Sittenpolizei der Hütte und saß bei Streitigkeiten dem Gerichte vor, dessen Schöffen durch freie Wahl aus der Zahl der Mitglieder bestellt wurden. Es wurde in den Bauhütten auf gute Sitte und gegenseitige Förderung ebenso gesehen wie auf künstlerische und gewerbliche Fertigkeit. Lüderliche Subjekte wurden ausgestoßen, jede Verfehlung gegen die Hüttenordnung, wie die Gesammtheit der Gesellschaftssatzungen hieß, ward unnachsichtlich gerügt und bestraft. Die moralische und richterliche Gewalt der Meister war um so gesicherter und weitreichender, als die einzelnen Bauhütten unter sich im Zusammenhange standen und so einen großen Bund bildeten, welcher die Oberleitung besonders in Ruf stehender sogenannter Haupthütten anerkannte. Solche befanden sich zu Köln, Wien, Zürich und Straßburg. Die straßburger Haupthütte, welche bei ihrem entstehen unter dem großen Baumeister Erwin von Steinbach vom Kaiser Rudolf von Habsburg mit bedeutenden Privilegien bedacht worden, genoß des höchsten Ansehens unter allen deutschen Baubrüderschaften und ihr Meister wurde als Großmeister der deutschen Bauleute betrachtet. Die Meister der Bauhütten besorgten bei großartigen Bauunternehmungen den Entwurf, wählten zur Ausführung der Einzelnheiten die erforderlichen Künstler und bestimmten die Zahl der Handwerker. Diese, die eigentlichen Gesellen, standen zunächst unter dem Pallirer, dem ersten Beistand des Meisters, welcher unter Umständen auch des letzteren Stelle vertrat. Es wurde nicht anders als im Taglohn gearbeitet, daher bei Festhaltung der Vorschrift, daß jede Arbeit auf's sorgfältigste zu behandeln sei, die Genauigkeit und Dauerhaftigkeit der alten Werke. Die Mitglieder

der Bauhütten erkannten sich an gewissen Zeichen, „Wortzeichen, Gruß und Handschenk", deren Bekanntgebung strenge geahndet wurde. Der religiöse und sociale Gedanke, welcher die Baubrüderschaft beseelte, sprach sich in ihrem leben und arbeiten überall in einer sinnvollen Symbolik aus, deren einzelne Ceremonien und Bräuche ein vollständiges Ritual bildeten. Die gesellschaftliche Verfassung wie die technischen Kenntnisse der Bauhütten wurden als Geheimlehre betrachtet und behandelt. Die Grundsätze derselben wurden anfangs nur in geometrischen Symbolen angedeutet und durch mündliche Tradition fortgepflanzt. Erst später war man auf schriftliche Aufzeichnung der Kunstgeheimnisse und der Gesellschaftsstatuten bedacht. Auf Anregung von Jobst Dotzinger, welcher im Jahre 1452 Werkmeister am straßburger Münsterbau war, ward eine engere Verbindung aller deutschen Bauhütten zuwegegebracht, worauf 1459 die Statuten der deutschen Baubrüderschaft zu Regensburg schriftlich entworfen worden sind. Diese Statuten wurden von mehreren Kaisern sanktionirt, so von Maximilian I. 1498 zu Straßburg. Im 16. Jahrhundert unterwarf man sie einer wiederholten Revision und auf Versammlungen der Meister zu Basel und Straßburg im Jahre 1563 wurde der Kodex des „Steinmetzrechts", auch das „Bruderbuch" genannt, festgestellt und gedruckt den verschiedenen Hütten übermacht. Es gibt aber außer dieser Bauhüttenordnung und außer der älteren regensburger noch eine dritte schriftliche vom Jahre 1462, welche in der Steinmetzhütte zu Rochlitz aufbewahrt wurde und die vermöge ihrer ausführlichen Schilderung der Stellung des Meisters, des Pallirers und der Gesellen und ihrer Beziehungen untereinander und nach außen den offensten Einblick in die für deutsche Kultur- und Sittengeschichte so wichtige Verfassung der Bauhütten gewährt. Die Wegnahme Straßburgs durch die Franzosen zu Ende des 17. Jahrhunderts nahm den Schlußstein aus dem Gewölbe des deutschen Bauhüttenvereins. Von da ab ging er, unter Einwirkung noch anderer Ursachen, rasch seinem gänzlichen Verfall entgegen. Auch in England war die Baubrüderschaft zu Anfang des 18. Jahrhunderts zerfallen, aber ihre Trümmer lieferten das Material zu einem neuen Bunde. In England wurde nämlich im Jahre 1717 auf Grund der religiösen und socialen Idee der mittelalterlichen Bauhütte die Genossenschaft der Freimaurer gegründet, welche sich rasch auch auf dem Kontinent verbreitete und namentlich in Frankreich und Deutschland zahlreiche Hütten (engl. lodges, daher Logen) „eröffnete". Wir kommen seines Ortes (im 3. Buche) darauf zurück.

In den Bauhütten nun wurden die großartigen architektonischen Plane entworfen, durch sie wurden die herrlichen Kirchenbauten ausgeführt, welche man gewöhnlich als Werke des gothischen Stils, besser aber als solche des germanischen bezeichnet. Denn er ist so recht ein Produkt des Germanismus, der germanischen Christlichkeit, welche das Princip der

Vergeistigung des Irdischen mit tiefsinnigster Auffassung und folgerichtigster Anwendung künstlerisch zur Anschauung brachte, so zwar, daß die germanische Architektur den Höhepunkt der romantischen Kunst überhaupt ausmacht. Der romanische Baustil, dessen charakteristisches Merkmal der Rundbogen, hatte sich im 12. und 13. Jahrhundert erschöpft. Neben ihm trat schon die germanische Architektur mit Kraft hervor, zuerst in England, in der Normandie, in Deutschland, also überall auf vom Germanismus getränktem Boden, dann weiter in den nordischen und südlichen Reichen prachtvolle Monumente erhöhend, mit kosmopolitisch-deutscher Befähigung die brauchbaren Elemente des altchristlichen, des maurisch-sarazenischen und des romanischen Stils in sich aufnehmend und das vorgefundene mit einem neuen, selbstständigen Geiste durchhauchend.

Man kann im allgemeinen den Charakter der germanischen Architektur ganz gut dahin bestimmen, daß man sie als vollendeten Gegensatz der hellenischen bezeichnet. Beide sind die Verkörperung religiöser Ideen. Die griechische Religion zog den Olymp zur Erde herab, die christlich-germanische hob die Erde zum Himmel empor; der griechische Tempel schmiegte sich liebevoll der Erde an, der deutsche wölbte sich wie versteinerte Himmelssehnsucht zum Himmel hinauf und ließ seine Thürme wie steinerne Andachtsstralen in die Lüfte steigen. Im besonderen, im technischen, ist der Spitzbogen das charakteristische Merkmal des germanischen Stils. Man hat die Entstehung des Spitzbogens von mancherlei äußerlichen Erscheinungen hergeleitet und namentlich behauptet, die erste Idee dazu hätte der Anblick hochwipfeliger deutscher Wälder gegeben, deren Aeste und Zweige sich in der Höhe spitzbogenartig durchkreuzen. Dies mag nicht ganz zu verwerfen sein; doch meinen Kenner, die Geometrie vielmehr habe den Spitzbogen in die germanische Architektur eingeführt, indem die Baumeister den Vortheil erkannt und benützt hätten, daß der Spitzbogen weniger starker Widerlagen bedarf als der Rundbogen. Außerdem hat gewiß auch das kühnaufsteigende, ich möchte sagen das spiritualistische des ersteren dazu mitgewirkt, ihm den Vorzug vor letzterem zu verschaffen. Zum Spitzbogen gesellten sich dann als weitere charakteristische Merkmale germanischer Architektur die Gurtgewölbe und die Strebepfeiler, letztere nach außen den eigentlichen festen Kern der Mauer bildend und als künstlerisch gegliederte, theils in Giebeldächer, theils in kleine Thürme auslaufende Stützen die Monotonie der Mauerwand brechend, im Innern als cylinderförmige Säulen mit elastischer Kraft aufschießend, das Gewölbe tragend und mit den Blätterkronen der Kapitelle in die Bögen und Gurte der Wölbung sich verflechtend. Die Grundform des germanischen Tempels blieb die symbolische Kreuzform der altchristlichen Basilika mit ihren drei wesentlichen Theilen: Vorhalle, Schiff und Chor (Narthex, Aula und Sanctuarium). Da nämlich der christliche Gottesdienst auf eine sinn=

bildliche Darstellung des Erlösungswerkes hinauslief, so musste auch der Raum der gottesdienstlichen Feier diesem Zweck entsprechen. Von Westen her betrat man den Tempel durch die Vorhalle, welche durch die in der Regel dort angebrachten Bilder von Adam und Eva an das Paradies und den Sündenfall erinnerte. Den aus dem Paradiese herausgetretenen nahm das Schiff der Kirche auf, welches Säulenreihen von den Nebenschiffen trennten, die wiederum in Altarnischen und kleine Kapellen ausbogen. Am östlichen Ende erhob sich, mittels Stufen über das Schiff erhöht, der Hochaltar, der Hauptschauplatz der Mysterien des Messopfers, umgeben von dem halbkreisförmigen Chorraume, welcher an das Himmelsgewölbe erinnern sollte und so den ganzen Bau bedeutsam abschloß. Zur inneren Ausschmückung desselben wurden Skulptur und Malerei in ihren verschiedensten Arten aufgeboten und es entfaltete sich an Altären, Sakramenthäuschen, Kanzeln, Chorstühlen, wie an Wänden und Decken eine Ornamentik, deren sinnigen Geist, deren unglaubliche Geduld wir bewundern müssen und deren Arbeit stets mit dem Grundgedanken des Gebäudes im Einklange standen. Eine eigenthümliche Seite dieser inneren Verzierung der Kirchen germanischen Stils bildeten die Glasmalereien der Fenster, wodurch der profane Tag von dem Tempel ausgeschlossen und in den Räumen desselben jenes mystische Halbdunkel hergestellt wurde, welches der religiösen Gefühlsamkeit so sehr zusagen musste. Daß übrigens so eine mittelalterliche Kathedrale, durchbraust von Orgelklang, durchzogen von Priesterprocessionen im Schmucke pontifikaler Prachtgewänder, durchduftet von Weihrauchwolken, einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen im stande war, das kann ja noch heutzutage erprobt werden. Nach außen entfaltete sich die germanische Architektur am glänzendsten in der Einrichtung der Façade und der Thürme. Die Façade häuft ihre Ornamentik besonders um und über dem Hauptportal. Der reichgeschmückte Giebel desselben endigt in einem besonderen Zwischenbau, der ein Prachtfenster (die Rose) einfasst, durch welches das Licht in's Mittelschiff fällt. Die Thürme, deren gewöhnlich zwei die Façade krönen oder doch krönen sollten, erheben sich, belebt durch ein vielgegliedertes Pfeilersystem, zuerst viereckig. Das Obergeschoß aber zeigt meist eine achteckige Grundform und von ihm aus schwingt sich die achtseitige, filigranartig durchbrochene Spitze wunderbar kühn und schlank aufwärts, an ihrem äußersten Ende, da, wo die acht Rippen zusammenlaufen, die Blätter einer in Kreuzesform gearbeiteten Blume dem Thau des Himmels entgegenbreitend [14]).

Auf die Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Schöpfungen germanischer Architektur in Deutschland können wir uns nicht einlassen. Nur einige wenige dieser großartigen nationalen Monumente mögen hier genannt werden, und zwar vor allen der Dom von Köln, der 1248

gegründet wurde, an seinem Chor das System deutscher Baukunst in edelster Harmonie entfaltet und seinen Ausbau unserer Zeit als eine mit Ernst und Eifer in Angriff genommene, obzwar anachronistische Aufgabe hinterlassen hat. Als der eigentliche Erfinder und Planentwerfer dieses Wunderwerkes wird der Meister Gerhard („Gerardus de Rile") bezeichnet, doch von anderen als Erfinder des Gesammtplans auch ein Meister Johann (um 1319) genannt. Dann der Münster von Straßburg, unserem Lande nach langer Entfremdung endlich zurückerobert, dessen Façade der geniale Erwin von Steinbach 1277 zu bauen begann und der nach vielfach veränderten Plänen in seiner jetzigen Gestalt 1439 durch Johann Hültz vollendet wurde. Ferner der Münster zu Freiburg im Breisgau mit seinem prachtvollen 385 Fuß hohen Thurme, welcher um 1300 ausgebaut ward, während der Chor von jüngerem Datum ist. Weiter der Dom von Regensburg, nach dem Entwurfe des Meisters Andreas Egl 1275 begonnen, der in kolossalen Dimensionen angelegte Münster von Ulm, 1377 gegründet und zu Anfang des 16. Jahrhunderts bis zu seiner jetzigen noch unvollendeten Gestalt gebracht, hauptsächlich unter Leitung der Architektenfamilie Ensinger, endlich der St. Stephans-Dom zu Wien, in seiner ursprünglichen Anlage romanisch, im 14. und 15. Jahrhundert im germanischen Stil umgebaut, aber ebenfalls nicht der Vollendung zugeführt. Die Zeit erlahmte fast immer an diesen riesenhaften Werken, deren Idee nur das Blüthenalter mittelalterlicher Romantik fassen und die eine spätere Periode nicht vollenden konnte, eben weil ihr die begeisterte Hingabe an diese Idee abging. So sehen wir denn gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts hin den germanischen Stil allmälig absterben, nachdem er sich schon im 15. Modifikationen unterzogen hatte, welche den Beginn einer neuen Kunstrichtung, der modernen, erkennen lassen.

Und früher noch als in der Architektur erlosch der germanische Stil in der Skulptur und Malerei, in welcher er sich gleichzeitig mit jener entwickelt hatte. Beide Künste waren, wie die Baukunst, von dem Spiritualismus germanischer Christlichkeit getragen und beherrscht. Auch Skulptur und Malerei des deutschen Stils zeigen ein „rastlos wirkendes Emporstreben, eine stets wachsende Lösung und Vergeistigung" der Materie. Ob diese einseitige Verachtung der heidnischen Fleischesfreudigkeit vom Standpunkte wahrer Kunst aus, deren Wesen ja eben darin besteht, die Idee in sinnlich schöner Form zur Erscheinung zu bringen, sich rechtfertigen lasse, wollen wir hier nicht entscheiden; aber man gestatte die bescheidene Bemerkung, daß uns scheinen will, jene Verachtung des Fleisches habe sich an der mittelalterlichen Kunst bitter genug gerächt. Man betrachte nur mit unbefangenem Auge die Bilder der christlich-germanischen Malerei. Haben diese langgezogenen, ätherischen Gestalten nicht etwas unnatürliches,

verrenktes? Tragen diese durchsichtig zarten Gesichter mit dem frommen Augenaufschlag nicht den Stempel der Hektik? Verkümmerte die ganze Manier nicht schon frühe zu trocken konventionellem abschreiben stereotyp gewordener Motive und Figuren? Sieht man nicht, daß diesen Gebilden die dumpfe schwere Kirchenluft die Brust zusammenschnürt? Etwas aber muß der deutschen Malerei germanischen Stils nachgerühmt werden, die Pracht und Glut ihrer Farbenmischung, wie sie zunächst in den Miniaturbildern der Handschriften (z. B. in der des wolfram'schen Willehalm vom J. 1334 auf der kasseler Bibliothek) und mehr noch auf den gemalten Fenstern vieler Dome erschien. Mit Fug und Recht hat man diese architektonisch-dekorativen Schöpfungen aus Licht und Glut gewebte Teppiche genannt.

Die Wandmalerei beschränkte sich, soweit die ziemlich spärlich erhaltenen Ueberbleibsel derselben errathen lassen, auf die Verzierung der Kirchenwände mit einzelnen Heiligen und biblischen Gruppen. Die Tafelmalerei aber machte, verglichen mit der ottonischen Periode, einen bedeutenden Vorschritt und wurde in eigenen Malerschulen gepflegt, wie in verschiedenen Theilen Deutschlands solche sich aufthaten. So eine böhmische, deren auf dem Schlosse Karlstein bei Prag aufbewahrte Hauptwerke bei plumper Zeichnung guten Farbensinn zeigen und als deren Hauptmeister Nikolaus Wurmser, Theodorich von Prag und ein gewisser Kundze erwähnt werden; ferner eine nürnbergische, deren in den Kirchen Nürnbergs noch vorhandenen Arbeiten durch korrektere Zeichnung einen Vorschritt markiren und Heiligenköpfe aufweisen können, deren Ausdruck dem christlichen Ideal vollkommen entspricht; dann eine kölnische, als deren Koryphäen die Meister Wilhelm (um 1380) und sein Schüler Stephan genannt werden und deren zahlreichen Werken bei anmuthiger Zeichnung und Modellirung ein warmes duftiges Kolorit eigen ist.

Die Skulptur des germanischen Stils war, neben ihrer Thätigkeit in der Siegelschneiderei, in der Herstellung von kirchlichen und profanen Prachtgeräthen, Gefäßen, Schmucksachen und im Errichten von Grabmonumenten, vermöge ihrer unmittelbaren Verbindung mit der Architektur hauptsächlich auf die innere und äußere Ausschmückung der kirchlichen Bauten bedacht. Die Bilderfülle, welche die germanische Bildhauerkunst in Erfüllung der letzterwähnten Bestimmung hervorgebracht, die Menge von freistehenden Statuen sowohl als von Reliefs ist wahrhaft erstaunlich. Namentlich in den Reliefs regt sich oft ein echter Künstlergeist, der Personen und Gruppen dramatisch zu beleben versteht. Auch ist mitunter etwas von der Schönheit antik-plastischer Form in diese Skulpturen eingegangen, z. B. in die an der älteren Südpforte des straßburger Münsters, welche der Tochter Erwins von Steinbach, Sabina, zugeschrieben werden. So lange diese Annahme nicht mit gewichtigen Gründen be-

stritten wird, dürfen wir demnach in der Reihe ausgezeichneter deutscher Frauen des Mittelalters auch eine Bildhauerin anführen. Wie weit jedoch die christlich-germanische Skulptur von der Erkenntniß des wahren Wesens der Plastik entfernt war, beweist der Umstand, daß sie ihre Figuren meist bemalte. Höchst denkwürdig ist aber die weitere Wahrnehmung, daß die mittelalterlichen Bildhauer in ihren Gebilden von der kirchlichen Tradition und Allegorie häufig in die Satire ausbogen, so daß sie „die Steine reden ließen", um die Versunkenheit der Pfaffheit zu züchtigen. Auf einem Relief über dem Hauptportal der Marienkapelle zu Würzburg, welches das jüngste Gericht darstellt, sieht man z. B. Päpste und hohe Prälaten unter den Insassen der Hölle. Häufig werden Priester und Mönche in derartigen Steinbildern unter Thiermasken verhöhnt und gezüchtigt. Ebenso auf Gemälden. In der pforzheimer Kirche befand sich z. B. ein Bild, worauf ein Wolf in einer Mönchskutte, aus deren Kapuze eine Gans den Hals hervorstreckt. Der Wolf steht predigend auf der Kanzel, die Gemeinde besteht aus Gänsen mit Rosenkränzen in den Schnäbeln und die Kanzel zeigt die Aufschrift: „Ich will euch wohl viel Fabeln sagen, bis ich füll' all meine Kragen." Also auch in der Kunst das oppositionelle Element sichtbar, welches wir in der Literatur des Mittelalters bereits bemerkten; auch hier die ersten Manifestationen der modernen Zeit inmitten der Ueberschwänglichkeit christkatholischer Romantik. Um die Wirkung ihres gottesdienstlichen Ceremoniells noch zu erhöhen, hatte im hohenstaufischen Zeitalter auch eine wesentliche theoretische und praktische Bereicherung der Musik stattgefunden. Die letztere bestand vornehmlich in der Verbesserung und Vervielfältigung der Blas- und Saiteninstrumente, dann in der Vervollkommnung der Orgel, mit welcher es jedoch nur langsam vorwärts ging. Einer Nachricht zufolge soll Meister Drossdorf aus Mainz 1444 die erste große Orgel mit Pedal gebaut haben. Die Scheidung des Pfeifenwerkes in bestimmte Register wurde erst im 16. Jahrhundert eingeführt. Ein musikalischer Theoretiker von großer Bedeutung war der Zeitgenosse Kaiser Friedrichs I., Meister Franko aus Köln. Der war der Erfinder und Begründer des Mensuralgesanges, des Taktes. Hierdurch erst löste sich die Musik „von dem höchst beschränkenden Zwange des bloß prosodischen Maßes, von dem mechanischen Schritte der eins und zwei, von der trockenen Einstimmigkeit oder dem langweiligen Mehrklange der Quinten und Oktaven" und aus dem fruchtbaren Boden jener Erfindung entsprangen unaufhaltsam neue Taktarten, Perioden, Fugen, alle die mannigfachen Vorschritte von Melodie und Harmonie.

Und jetzt haben wir noch eine wichtige Seite der künstlerischen Aeußerung kirchlich-mittelalterlichen Lebens zu betrachten, das kirchliche Theater.

Das Christenthum hatte in dem asketischen Eifer seiner Jugendzeit mit Strenge, ja mit barbarischem Fanatismus gegen die heidnische Kunst überhaupt sich erklärt. Sein unduldsamer Spiritualismus wollte die Erde von allem schönen reinfegen, damit sie um so mehr seiner Vorstellung von ihr als von einem Jammerthal entspräche. Es war daher nur konsequent, daß es auch gegen das Theater eiferte. Die Schriften der Kirchenväter sind voll heftiger Polemik gegen dieses Institut und man muß gestehen, daß die Ausartung desselben in der römischen Kaiserzeit solche Angriffe herausforderte. Die heidnische Bühne war ja von der erhabenen ethischen Stellung, zu welcher im schönen Hellas die tragische Muse des Sophokles sie erhoben, in Rom und in den römischen Provinzen zu einer Pflanzschule der Sittenlosigkeit und Brutalität herabgesunken. Wollust und Grausamkeit holten sich im Theater ihre giftigen Reizungen. Wurde doch ein Stück aufgeführt, in welchem die Rolle des rasenden Herkules einem zum Tode verurtheilten Verbrecher zugetheilt war, der dann auch, um die Illusion der Zuschauer vollständig zu machen und den Flammentod des Helden auf dem Berg Oeta ganz getreu darzustellen, auf der Bühne lebendig verbrannt ward. Oder im Gegensatz zu solcher bestialischen Tragik ein Lustspiel, betitelt „Majuma", in welchem die Darstellerinnen einer Badescene völlig nackt und in lascivster Gruppirung auf der Bühne erschienen. Angesichts solcher Entartung durfte Chrysostomus die Theater wohl bezeichnen als „Wohnungen des Teufels, Schauplätze der Unsittlichkeit, Lehrsäle der Schwelgerei und Ueppigkeit, Gymnasien der Ausschweifung, Katheder der Pest und babylonische Oefen." Die christliche Kirche und christliche Gesetzgebung adoptirten auch die noch aus den Zeiten der römischen Republik herstammenden gesetzlichen Bestimmungen über den Stand der Histrionen. Demnach wurden Schauspieler und Schauspielerinnen durchweg als unanständige (inhonestae) und ehrlose Personen betrachtet und mit Kupplern, Kupplerinnen und Freudenmädchen auf e i n e Stufe gestellt. Außerdem war der Weg zu den kirchlichen Gnadenmitteln dem ganzen Theaterpersonal verschlossen und Angehörige desselben wurden zu der Taufe und den übrigen Sakramenten nur zugelassen, wenn sie zuvor ihrem Gewerbe entsagt hatten. Indessen nahm sich das lustige Völklein der Mimen, Tänzer, Spielleute und Gaukler den polizeilichen Rigorismus und den kirchlichen Zelotismus nicht sehr zu Herzen. Die Menschen haben zu allen Zeiten unterhalten und belustigt sein wollen und konnten daher die Werkzeuge der Befriedigung dieses geselligen Bedürfnisses nicht entbehren. So erhielt sich denn das Histrionenwesen der Kirche zum Trotz und vielen der neuen Christen mochte es im Theater besser gefallen als im Gotteshause. Brachten sie doch theatralische Gesten mit in das letztere, so daß der vorgenannte Kirchenvater sich veranlasst sah, gegen das schauspielermäßige hände-

ausbreiten, gegen das tänzelnde aufhüpfen und gestikuliren der Gläubigen eine scharfe Predigt zu halten. Allein mit all dem kirchenväterlichen Gepredige gegen das Schauspielwesen wurde doch im Grunde wenig ausgerichtet. Zwar hat die Kirche ihre römisch-christliche Ansicht von dem Stande der Histrionen als von einem unehrbaren und sündhaften bis in die neue Zeit herein beibehalten und noch in unserem Jahrhundert da und dort einem Schauspieler das Begräbniß in geweihter Erde verweigert; aber auf der andern Seite ließ sie sich nicht nur zu bedeutenden Einräumungen gegen das Schauspiel herbei, sondern sie selbst auch griff zur Histrionenmaske und machte die Gotteshäuser zu Theatern. Die christliche Kirche ist wenigstens einer Vorschrift ihres Stifters stets getreulich nachgekommen, seiner Empfehlung der „Schlangenklugheit". Mit Anwendung derselben ging sie, sobald sie einsah, daß der theatralische Hang des Volkes schlechterdings nicht zu bändigen sei, darauf aus, dem Schauspielwesen das heidnische Kleid auszuziehen und es in christliche Gewänder zu hüllen. Dies gelang und die Verchristlichung des Theaters wurde ein sehr brauchbares Mittel, die Popularität des Christenthums zu erhöhen.

Die theatralische Thätigkeit der Kirche war eine stufenweise wachsende, wie ja der christliche Kultus überhaupt vom einfachen und ärmlichen zum vielgestaltigen und prachtvollen vorschritt. Der Gottesdienst der ersten christlichen Gemeinden trug durchaus den Charakter brüderlicher Gleichheit und Gemeinsamkeit. Mittelpunkt der religiösen Zusammenkünfte war die Abendmahlsfeier. Sie blieb es auch später, aber der hierbei bräuchliche Ritus nahm allmälig eine von seiner ursprünglichen sehr verschiedene Gestalt an, eine schauspielhafte nämlich. Priester und Gemeinde genossen ferner nicht mehr gemeinschaftlich das Abendmahl; jene machten vielmehr die Feier desselben für diese zu einem Schauspiele, das sich allmälig erweiterte, die dramatischen Keime, welche in den Wechselreden des Priesters, des Diakonus und der Gemeinde gegeben waren, entwickelte und das ganze christliche Erlösungswerk von Akt zu Akt vorschreitend darstellte. So entstand ein symbolisch-liturgisches Drama: die Messe mit ihren einzelnen Akten und Scenen (Konfiteor, Introitus, Kyrie, Gloria, Epistel und Evangelium, Kredo, Offertorium, Präfation, Konsekration, Kommunion). Hierbei blieb jedoch die Kirche nicht stehen, sondern sie gab dem dramatischen Element ihres Ceremoniells weiteren Spielraum mittels einer mit Dialogen und Wechselgesängen ausgestatteten Darstellung der Umstände, welche die Geburt Christi, sowie seine Grablegung und Wiederauferstehung begleitet hatten, so zwar, daß in der Vigilie zum Weihnachtsfeste die Verkündigung Mariä, die Erscheinung der Hirten und der heiligen drei Könige an der Krippe des Heilands in den Kirchen von Bedeutung förmlich theatralisch dargestellt wurden und ebenso in der Karwoche einzelne Momente der Passions-

geschichte, woraus sich dann die „Passionsspiele“, wie sie noch jetzt in Oberammergau in Baiern von Zeit zu Zeit aufgeführt werden, unschwer entwickelten. In diesen Spielen, welche von der Zeit ihrer Aufführung die Benennung „Osterspiele“ erhielten, wurde die Leidensgeschichte Christi dargestellt, während die „Weihnachtsspiele“ die Geburts- und Jugendgeschichte des Messias behandelten. Der Name Mysterien kam solchen Dramen ganz naturgemäß zu, denn sie hatten ja Geheimnisse der Religion zum Gegenstand. In ihrer Fortbildung vom 11. bis 15. Jahrhundert blieben sie bei der Geburts- und Todesgeschichte Christi nicht stehen, sondern fassten die ganze Lebensgeschichte des Heilands in den Rahmen eines dramatischen Gedichtes, dessen Aufführung dann einen ganzen Tag, ja sogar mehrere Tage lang währte und ein Personal von über hundert Mitspielern erforderte. Hierauf zog man auch das Leben der Apostel und der Heiligen in den Kreis theatralischer Thätigkeit und mit besonderer Vorliebe das Leben und die Wunder der Jungfrau Maria. Hierbei kam dann freilich nicht nur manche Natürlichkeit, sondern auch manch ein frivoler Zug vor. So hatten die Franzosen ein Marienmysterium, in welchem unter anderem dargestellt wurde, wie die heilige Jungfrau eine Aebtissin rettete, die von ihrem Beichtvater schwanger war; ferner wie eine vorwitzige Weibsperson, Namens Salome, ihrer Hände beraubt wurde, weil sie sich damit hatte überzeugen wollen, ob die heilige Jungfrau durch ihr Mutterwerden die Jungferschaft wirklich nicht eingebüßt hätte. Weiterhin wurden in französischen Mysterien die heiligsten Gegenstände manchmal geradezu parodirt und travestirt in einer Weise, welche an die Orgien der Narren- und Eselsfeste erinnerte, deren wir oben gedacht haben. Man betrachte als so einen Ausfluß „mittelalterlicher Glaubensinnigkeit“ z. B. folgende Scene. Gott Vater erscheint während der Kreuzigung Christi schlafend auf seinem Himmelsthrone, ein Engel tritt zu ihm, um ihn zu wecken, und es entspinnt sich folgender Dialog. Engel: „Ewiger Vater, Ihr thut Unrecht und werdet Euch mit Schmach bedecken. Euer vielgeliebter Sohn ist eben gestorben und Ihr schlaft wie ein Betrunkener.“ Gott Vater: „Ist er gestorben?“ Engel: „Allerdings.“ Gott Vater: „Hol' mich der Teufel, ich wusste nichts davon.“ Ein deutsches Mysterium, in welchem derartige „Naivitäten“ vorkämen, ist mir nicht bekannt. Für eins der ältesten von den in Deutschland aufgeführten gilt das von dem tegernseer Mönch Wernher im 12. Jahrhundert verfasste Osterspiel De adventu et interitu Antichristi, in dessen lateinischen Text schon im 13. Jahrhundert den Laien zu gefallen deutsche Strophen eingeschoben wurden. Bald begnügte man sich damit nicht mehr, sondern verfasste die geistlichen Spiele vollständig in der Muttersprache, um dem Volke das Erlösungswerk seinem inneren Zusammenhang und seiner ganzen Entwickelung nach dramatisch vorzuführen. Die

poetische Form der Stücke waren die kurzen paarweise gereimten Verse des höfischen Epos. Der dichterische Gehalt dieser Dramen war anfänglich ebenso unbedeutend, als ihre scenische Technik mangelhaft und ungefüge sich darstellte. Beides besserte sich mit der Zeit. Wir besitzen Mysterien, welchen dramatische Belebtheit, wie ein geschicktes motiviren und fortleiten der Handlung nicht abzusprechen sind. Noch entschiedener schritt das äußerliche der Darstellung, die Steigerung der Illusion durch Vervielfältigung der Maschinerie und durch reichere Kostümirung der Rollenträger zum besseren vor. Die Bühne wurde mit Dekorationen, mit Flugwerken und Versenkungen versehen, ganze Legionen von Heiligen, Engeln und Teufeln gingen darüber hin und boten der Schaulust den Anblick der reichsten, farbenbuntesten Gruppirung. Mit dieser Ausdehnung der kirchlichen Dramatik vertrug es sich dann auch nicht mehr, daß die Kirchen selbst das Theater abgaben, wie sie es anfangs gethan. Auch der ungeheure Zudrang des Volkes verlangte gebieterisch eine Erweiterung des Schauplatzes, welcher daher sofort auf Kirchhöfe, Marktplätze und andere freie Räume verlegt wurde. Aus der ungemeinen Vergrößerung der Bühne und der Anzahl der Mitspielenden ergab sich der weitere Umstand, daß das geistliche Schauspiel nicht mehr, wie zuerst, ausschließliche Sache der Priesterschaft sein konnte. Die Laien mussten zur Mitspielerschaft zugelassen und herbeigezogen werden, herumziehende Scholaren, Histrionen und Spielleute wussten sich ebenfalls als Aktoren geltend zu machen und so kam das Schauspielwesen allmälig in die Hände von Schauspielerinnungen, von bürgerlichen Passionsbruderschaften, und wurde dadurch aus einer reinkirchlichen Angelegenheit, aus einem Zubehör des Kultus zu einer Sache der Kunst und der weltlichen Spekulation, die damit nicht minder gute Geschäfte zu machen wusste, als es früher die Geistlichkeit verstanden hatte. Man musste aber darauf bedacht sein, der geweckten Schau- und Hörlust immer neue Nahrung zu geben. Daher entwickelte sich aus dem biblisch-mythologischen oder legendenhaften Drama bald eine Nebengattung desselben, das moralisch-allegorische Schauspiel, dessen Handelnde personifizirte Tugenden und Laster waren und dessen Handlung, die Veranschaulichung irgend einer Wahrheit oder Satzung der Moral bezweckte, wesswegen Stücke dieser Art den passenden Namen Moralitäten erhielten. Das „Passionsspiel“ hat vielleicht nirgends in deutschen Landen eine reichere Ausbildung und liebevollere Pflege gefunden als in der Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd, allwo das österliche Spiel so sehr Gemeingut der Bürgerschaft geworden war, daß kaum eine Familie in der Stadt gefunden wurde, welche nicht eins oder mehrere ihrer Mitglieder zu den „Aktores“ gezählt hätte. Das uns erhaltene Textbuch des gmünder Passionsspiels veranschaulicht deutlich die allmälige Erweiterung und Bereicherung dieser kirchlichen Tragik. Auf dem großen

freien Platze, welcher sich an der Nordseite der schönen gothischen Kathedralkirche entlangzieht, war die Mysterienbühne aufgeschlagen. Die Zahl der Zuschauer stieg auf 15,000 und mehr. Das ganze Drama war in 24 Auftritte eingetheilt. Am Gründonnerstag begann Abends 7 Uhr bei reicher Fackelbeleuchtung die Handlung und währte, die 12 ersten Auftritte vorführend, bis 10 Uhr. Die Darstellung der zweiten Hälfte des Trauerspiels der Passion Christi fing am folgenden Tage, am Karfreitag, Mittags 12 Uhr an und zog sich bis tief in den Abend hinein. Bekanntlich gibt es eine Ortssage, welcher zufolge Friedrich Schiller in seinen Knabenjahren — (er lebte von 1765—68 mit seinen Eltern in dem zwei kleine Wegstunden unterhalb Gmünds an der Rems gelegenen Flecken Lorch) — die Aufführung dieses gmünder Passionsspiels mitangesehen habe. Wäre dem so, so dürfte sich aus der Nachwirkung der bei dieser Gelegenheit empfangenen und zweifelsohne tiefen Eindrücke vielleicht jene ästhetische Theilnahme an dem phantasiereichen des katholischen Kultus erklären lassen, welcher Theilnahme Schiller mehrfach beredsamen Ausdruck verliehen hat: im Gang zum Eisenhammer, in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans. Zu Ostern von 1803 hatte in Schwäbisch-Gmünd zum letztenmal die Aufführung des Passionsspiels statt. (Einläßlicheres über das kirchliche Schauspielwesen bringt die Abhandlung „Das Theater im Mittelalter“ in meinen „Studien“, Bd. I, S. 117 fg. und meine „Allgemeine Geschichte der Literatur“, 5. Aufl., Bd. I, S. 167 fg.)

Aus vorstehendem erhellt, daß das moderne Drama in fast noch höherem Grade religiösen Ursprungs ist als das antike. Sein kirchliches Gepräge behielt es am längsten in Spanien, wo die Weihnachtsspiele (autos al nacimiento) und die Fronleichnamsspiele (autos sacramentales) einen Hauptbestandtheil der dramatischen Literatur zur Zeit ihrer höchsten Blüthe im 17. Jahrhundert ausmachten. In Deutschland verfolgte das Drama einen anderen Entwicklungsgang. Zwar hat sich das christkatholische Mysterienspiel bis in die neueste Zeit herein in katholischen Gegenden da und dort erhalten; aber schon im 15. und mehr noch im 16. Jahrhundert zweigte sich das weltliche Schauspiel als Fastnachtsspiel von demselben ab und zur gleichen Zeit bemächtigte sich die religiös-politische Opposition dieser Form, um ihre Polemik wirksamer zu machen. So hatte also die Kirche, als Erfinderin der dramatischen Spiele, auch auf diesem Gebiet ihren Gegnern die Waffen geschmiedet. Wie sie geführt wurden, wollen wir im zweiten Buche sehen, wo von den Fastnachtsspielen und ihrer späteren reformistisch-polemischen Richtung die Rede sein wird.

Achtes Kapitel.

Das Kriegswesen und das Rechtswesen.

Rüstungen, Waffen, Kampfart. — Die Söldnerei. — Recht und Gericht. — Weisthümer. — Der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel. — Der mittelalterliche Rechtswirrwarr. — Münz- und Steuerwesen. — Die Strafjustiz. — Ordalien. — Die Folter. — Brutalität der Procedur und Urtheilsvollstreckung. — Die Feme. — Die Acht. — Fehdewesen. — Gottesfrieden. — Freistätten.

Die Einrichtung des deutschen Kriegswesens blieb in ihren Grundzügen das ganze Mittelalter hindurch so, wie die sächsischen und salisch-fränkischen Kaiser sie festgestellt hatten. Ihre Basis war also das Feudalwesen, die Leistung des Heerbannes nach den Bestimmungen des Lehnrechtes, welche auch für die Ordnung der Heere maßgebend gewesen sind. Die oberste Anführerschaft war im Reichskriege beim König oder Kaiser, unter ihm befehligten die hohen Lehnträger ihre Vasallen und weiter stufte sich das Kommando dergestalt ab, daß die einfachen Ritter unter den Bannerherren, die Knappen und Knechte unter den Rittern standen. Die Mannschaft geistlicher Stifte wurde von den adeligen Schirmvögten derselben geführt, oft aber auch von den Prälaten selbst. Die Mitglieder des geistlichen Ritterordens der Deutschherren, welche sich nach ihrem Rückzuge aus dem heiligen Lande in dem mit Schwert und Feuer von ihnen bekehrten Preußen ein weites Gebiet unterworfen hatten (seit 1227), standen unter dem speciellen Befehl ihres Hochmeisters. Feldzeichen behufs der Unterscheidung und Scharung der Heeresmassen und Unterabtheilungen waren schon frühe bekannt, wie die von Tacitus erwähnten Thierbilder der alten Germanen beweisen. Nach und nach erhielten die Feldzeichen jene talismanische Bedeutung, welche sie heute noch besitzen. Eine solche Bedeutung war vor allem dem deutschen Hauptheerzeichen eigen, der „Reichssturmfahne“ mit dem schwarzen Adler im goldenen Felde, für die mittelalterlichen Deutschen das, was für die Franzosen das Oriflamm, für die Dänen der Danebrog, für die Mailänder der Carocció (Fahnenwagen) mit dem Bilde des heiligen Ambrosius.

Die zwei Hauptgattungen der bewaffneten Macht waren Reiterei und Fußvolk. Das letztere erhielt erst durch die kriegerischen Einrichtungen der Städte, dann durch das Söldnerwesen eine festere Gestaltung und Geltung, denn in der Blüthezeit des Ritterthums machte die Reiterei den Kern des Heeres aus. Die Schutzwaffen des Reisigen bestanden in Helm, Panzer, Arm- und Beinschienen und Schild. Der aus Eisen oder Stahl geschmiedete Helm war bei Dynasten versilbert oder vergoldet,

von einer Krone umzirkt und von reichem Federschmuck überwallt. Er schützte außer dem Kopfe auch den Nacken und hatte vorn ein kleines Gitter (Visir), welches zum Schutze des Gesichtes herabgelassen werden konnte. Unter dem Panzer, welcher im früheren Mittelalter ein Ring- oder Schuppenharnisch, im späteren aus geschlagenem Blech gliederweise zusammengesetzt, hell polirt und oft vergoldet war, trug man ein mit Wolle gestepptes Lederwamms. Die Stelle des Panzers vertrat oft das aus kleinen eisernen Ringen gehäkelte Panzerhemd. Die Arm- und Beinschienen waren schuppenartig konstruirt und erstere liefen in die Panzerhandschuhe aus, deren Stulpen den Vorderarm deckten. Ueber dem Panzer trug man den Waffenrock und über diesem die von der rechten Schulter zur linken Hüfte niederfallende Feldbinde, die als Erkennungszeichen diente. Im späteren Mittelalter kamen allmälig Anfänge der Uniformirung auf, indem einzelne Geschwader zu ihren Waffenröcken die gleiche Farbe wählten. So wurden zu Kaiser Friedrichs III. Romfahrt tausend Reisige in rothe Röcke gekleidet und die Söldner der Städte erschienen schon zu Ausgang des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts meist uniformirt. So die von Nürnberg 1488 roth, die von Speyer etwas später weiß und roth. Von den Seesoldaten der Stadt Bremen wissen wir sogar, daß sie schon 1361 uniformirt waren. Der Schild war rund oder oval, auch oben eckig und unten gerundet, meist etwas gewölbt, gewöhnlich von Holz, am Rande mit Eisen beschlagen und mit gesottenem Leder überzogen. Der wachsende Kleiderluxus wusste die Rüstungen von Mann und Roß mit mancherlei Zierat auszustatten. Die Rüstung des städtischen Fußvolks und der Söldnerscharen war weniger vollständig, schwer und reich. Sie bestand meist nur aus einem Brustharnisch und einer Sturm- oder Pickelhaube. Angriffswaffen waren Bogen und Pfeile, Armbrüste und Bolzen, Lanzen, zweihändige, ungemein lange Schwerter mit Kreuzgriff und zweischneidiger, oft auch geflammter Klinge; daneben Streithämmer, Streitkolben (Morgensterne), Piken und Hallbarten.

Taktik und Strategie waren sehr wenig entwickelt. Entschied beim Kampf im offenen Felde nicht der wuchtige Anprall der Eisenreiter, so löste sich das Gefecht gewöhnlich in eine Menge von Einzelkämpfen, von Kämpfen von Mann gegen Mann oder von Fähnlein gegen Fähnlein auf. Die persönliche Tapferkeit und Stärke gab den Ausschlag. In großen Schlachten wurden viele Streiter, ohne verwundet zu werden, nach Einbuße ihrer gewaltigen Streitrosse im Gewühle unter dem Gewichte der eigenen Rüstungen erdrückt und erstickt. Am häufigsten ereignete sich dies, wenn die Ritter zu Fuße fochten, wie z. B. in der Schlacht bei Sempach. Die Kampfweise des Mittelalters, die ja vornehmlich auf dem Handgemenge beruhte, machte die Schlachten sehr mörderisch. Die Lügenkunst der Schlachtberichte verstand man aber auch damals schon sehr gut. Wir

haben mittelalterliche Schlachtberichte genug, die den Verlust der Sieger fabelhaft gering, den Verlust der Besiegten hyperbelhaft hoch angeben und auf's Haar jenen russischen Bulletins aus dem Kaukasus gleichen, in welchen auf hundert gefallene Tscherkessen immer nur der berühmte eine todte Russe kam. Mit Anstimmung des Schlachtrufs oder auch eines Schlachtliedes (Rolandslied) ging man unter dem Getöne der Hörner und Heerpauken in den Kampf. Um die Ehre, den ersten Angriff zu thun, wurde geeifert; die unbesonnene Hitze desselben verdarb oft die verständigste Schlachtordnung. An ein berechnetes und geschicktes Zusammenwirken von Fußvolk und Reiterei war in den meisten Fällen schon desshalb nicht zu denken, weil die letztere das erstere mit allem Hochmuthe junkerlichen Rossbewusstseins verachtete. Der Hauptwaffenübungen der ritterlichen Reiter, der Turniere haben wir schon früher ausführlich gedacht. Auch die Städte schrieben bei ihrem emporkommen häufig Turniere aus, aber die städtische Waffenfreude im Frieden bestand doch hauptsächlich in fleißig und festlich gepflegtem Bogen-, Armbrust- und Büchsenschießen.

Hauptanhaltspunkte des Vertheidigungskrieges waren die Burgen, deren bauliche Beschaffenheit wir weiter oben beschrieben haben, und die Städte, welche, wie ein Autor des 16. Jahrhunderts sagt, „in teutschem Land gemeinlichen wol bewart waren von Natur und Kunst, denn sie seind fast zu den tiefsten Wässern gesetzt oder an die Berg gegruntfest, und die auf der freyen Ebene liegen, seind mit starken Mauern, mit Gräben, Bolwerken, Thürn, Schutten und andern Gwer umbfasst, das man ihnen nit bald kan zukommen.“ Außer Burgen und Städten gewährten auch feste Lager und Wagenburgen Schutz. In Benützung der letzteren hat sich besonders Ziska, der große Hussitenführer, als Meister erwiesen. Wie schon das Alterthum, so kannte auch das Mittelalter eine Art Artillerie. Wo bei Anschlägen auf feste Plätze Berennung und Sturm nicht zum Ziele führten, wurden Wurf- und Schleudermaschinen angewandt, um Bresche zu schießen oder auch Brandmaterialien auf die Dächer zu werfen. Auch Mauerbrecher nach Art der Alten und auf Walzen gesetzte Belagerungsthürme, aus welchen man mittels einer Fallbrücke auf die Mauer gelangte, waren im Gebrauche. Die Wurf- und Schleudergeschütze, welche ungeheure Pfeile von der Größe eines Balkens schossen oder Felsenstücke und Steinkugeln (auch Feuerkugeln) schleuderten, trugen verschiedene Namen, als da sind Ballisten, Blyden, Tummeler, Gewerf, Werfzeug, Antwerg, Mangen, Quotwerke. Einige dieser Maschinen mögen jedoch mehr zum mauereinstoßen als zum schießen gedient haben. Die sogenannten Katzen dürfen ganz bestimmt als bedachte und im innern mit Stoßzeug versehene Belagerungsmaschinen bezeichnet werden. Ein beliebtes Belagerungsmittel war ferner die Ab-

schneidung des Trinkwassers. Ihrerseits wehrten sich die Belagerten durch bewerfen und begießen der Angreifer mit Steinen, Balken, siedendem Wasser und kochendem Pech, sowie durch Ausfälle und durch anzünden der Belagerungsgeräthe.

Die Einführung des Pulvergeschützes im 14. Jahrhundert gab, wie dem Kriegswesen überhaupt, so auch der Vertheidigung und dem Angriffe fester Plätze eine wesentlich veränderte Gestalt. Wie man sagt, machten in Europa zuerst die spanischen Araber vom Pulvergeschütze kriegerischen Gebrauch und zwar bei der Belagerung von Alikante im J. 1331. Die Deutschen benützten die neue Erfindung bald genug; denn schon zwischen 1360 und 1380 ließen Frankfurt und andere Städte metallene Kanonen gießen, deren plumpe und ungeschlachte Gestalt freilich keine so rasche und sichere Bedienung und Anwendung gestattete wie die jetzigen Geschütze. Es gab schon frühe verschiedene Gattungen von Geschützen aus Eisen und Kupfer (Bombarden, Feldschlangen, Büchsen, Böller) und einzelne Stücke führten barocke Namen (der große Hans, die faule Grethe u. dgl. m.). Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts kam der Bombenmörser hinzu. Damals besaßen mächtige Fürsten schon beträchtliche Artillerieparke, wie denn der Herzog Karl von Burgund bei der Belagerung von Neuß im J. 1475 dreihundert und fünfzig „Stuck groß und klein Büchsen im Läger hatte.“ In der Feldschlacht wurde das Pulvergeschütz vielleicht schon 1346 bei Krecy angewandt, jedenfalls aber bald nachher von den Deutschherren in Preußen. In seiner Gestalt als Faustwaffe war das Feuergewehr anfangs nur ein tragbares, im verkleinerten Maßstabe konstruirtes Geschütz (Tarasbüchse, Hakenbüchse), ungeschlacht und sehr mühsam zu handhaben; jedoch kamen auch schon 1388 in Deutschland Pistolen (Fäustlinge, Faustrohre) vor. Von der Zeit Karls des Großen an wandte man der Heerverpflegung und dem Transport des Heergeräthes eine größere Aufmerksamkeit zu als früher, doch bewegte sich das alles das ganze Mittelalter hindurch noch in sehr schwankenden Formen. Ebenso die Kriegszucht, die zwar zuweilen einen Anlauf zu blutiger Strenge nahm, im allgemeinen aber besonders dem Bürger und Bauer gegenüber sehr lax war.

Die mittelalterliche Kriegführung ist daher, höchst seltene Ausnahmen abgerechnet, eine ganz barbarische gewesen. Brand, Mord, Raub, Schändung und muthwilligste Zerstörung der Saaten und Feldfrüchte sah man als unerläßliche Folgen des Krieges an. Zu dieser Barbarei raffinirteste Grausamkeit zu fügen, blieb, wie wir später sehen werden, dem dreißigjährigen Kriege vorbehalten; doch kam schon früher gräßliches vor, wie wenn z. B. in dem großen Städtekriege der Pfalzgraf Ruprecht 60 gefangene städtische Troßbuben (garciones) lebendig in einen glühenden Kalkofen werfen ließ. Die Anwendung des Pulvers und der

Geschützkunst gestaltete das Kriegswesen nach und nach völlig um. Der entartete Adel verlor seine bevorzugte Stellung als Kriegerstand, denn das mit Feuergewehren bewaffnete Fußvolk wurde nun statt der adeligen Eisenreiterei der Kern der Heere. An die Stelle des feudalen Heerwesens trat das handwerksmäßige, d. h. der Krieg wurde fortan hauptsächlich mit Banden von Soldtruppen geführt. Allerdings reichen die Anfänge der Söldnerei in die Zeit Friedrich Barbarossa's, Philipp Augusts von Frankreich und Heinrichs II. von England hinauf; auch die italischen Städte bedienten sich in ihrem Kampfe gegen die Hohenstaufen der Söldner (banditi) und Friedrich II. hatte zum Aergernisse frommer Seelen gar sarazenische Truppen in seinem Solde; allein erst im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert bildete sich das Söldnerwesen in festeren Normen aus, zunächst in Italien und Frankreich, wo die Söldner unter Anführung verwegener Abenteurer in geschlossenen Banden einherzogen und sich dem Meistbietenden vermietheten (condotte, condottieri, grandes compagnies, Armagnacs). In deutschen Landen brachte das „Reislaufen" der Schweizer und das Landsknechtswesen die kriegerische Söldnerei zur Blüthe. Das Institut der Landsknechte, von welchem im folgenden Buche bei Gelegenheit der Beschreibung einer Schlacht von weltgeschichtlicher Bedeutung näher die Rede sein wird, reichte bis in's 16. Jahrhundert hinein und vermittelte den Uebergang zu den durch Werbung gebildeten stehenden Heeren, einen Uebergang, der zugleich die gänzliche Auflösung des mittelalterlichen Kriegswesens signalisirte.

Von dem Rechtsmittel der Gewalt, von Kanonen und Söldnern, gehen wir mit einem allerdings etwas gewagten Sprunge zum Recht und zur Rechtspflege über, wobei uns zur Entschuldigung dienen mag, daß die Kluft zwischen Recht und Gewalt im Mittelalter eine noch ungleich kleinere war als heutzutage, wo es übrigens der letzteren auch nie an Mitteln gebricht, über den theoretischen Spalt praktisch sich hinwegzusetzen.

Zur nämlichen Zeit, als das römische Recht, wie im vorigen Kapitel erwähnt worden, in Deutschland immer mehr Boden und Einfluß gewann, wurden die nationalen Rechtssatzungen an verschiedenen Orten gesammelt und schriftlich aufgesetzt, gleichsam ein Versuch, dem eindringenden fremden Rechte einen festeren Damm entgegenzustellen. Die Erhebung der Muttersprache zur Kanzlei- und Gerichtssprache, wie eine Verordnung Rudolfs von Habsburg sie bezweckte, mag derartige Sammlungen mit veranlasst haben. Vom Ausgange des 13. Jahrhunderts an bemerken wir, daß namentlich die deutschen Städte ihre Statuten und Rechtsbücher, wie auch die Entscheidungen der Gerichte in der Volkssprache niederschreiben ließen (Stadtrechte, „Weisthümer"). Noch etwas früher, zwischen 1215—1276, entstanden auch die zwei berühmten Quellen des deutschen Rechtes, die beiden Sammlungen von norddeutschen und

süddeutschen Rechtsgewohnheiten und Gesetzen, der von dem sächsischen Ritter Eike von Repgow zusammengestellte „Sachsenspiegel“ und der unlange darauf von einem oberdeutschen Geistlichen zusammengetragene „Schwabenspiegel“ [15]). Verschiedene andere Landrechte, wie das fränkische und österreichische, sind von noch jüngerem Datum. Man darf jedoch nicht glauben, daß durch die Aufzeichnung der einheimischen Rechtssatzungen auch nur in annäherndem Maße eine Rechtseinheit im deutschen Reiche angebahnt oder gar hergestellt worden sei. Waren doch selbst die auf eine solche Einheit gerichteten Bestrebungen des allgewaltigen Kaisers Karl vergeblich gewesen. Seine Kapitularien verloren bald ihre Kraft, als die gefürchtete Schwertmacht des Eroberers nicht mehr hinter ihnen stand, und so waltete das ganze Mittelalter hindurch in Deutschland eine gränzenlose Rechtsanarchie. Die Rechtsgewohnheiten der verschiedenen Stämme gaben so sehr den Ausschlag, daß sogar Mann und Frau, falls sie nicht aus einem Stamme waren, oft ihr verschiedenes Recht hatten. Das Lokale schlug durchweg vor und auf dem kleinsten Raume waren manchmal die abweichendsten Rechtsgrundsätze in Geltung. Das Mittelalter hat diesen Uebelstand der neuen Zeit vermacht und ich führe als Beispiel an, daß noch im J. 1855 in der Republik Zürich, deren Gebiet 32 Quadratmeilen umfasst, 25 (sage fünfundzwanzig) verschiedene Erbrechte galten. In privatrechtlicher Beziehung durchkreuzte sich Lehn- und Erbrecht oft in verwirrendster Weise. Einige allgemeine Züge des letzteren, welches neben dem Lehnsherrn auch die Kirche durch Erschleichung von Testamenten zu beeinträchtigen wusste, sind folgende. Die Erbgüter einer Familie blieben in der männlichen oder weiblichen Linie, aus welcher sie herstammten. Stammte das Gut aus der Linie des Mannes, so musste es die Frau dreißig Tage nach dem Tode des Gatten verlassen. Das ihr von dem Manne gerichtlich festgesetzte Leibgeding („Leibzucht“) musste ihr von dem Erben ausgefolgt werden. An manchen Orten vererbte die Fahrhabe, auch Kleinvieh und Federvieh, nur in weiblicher Linie. Die Söhne waren in der Regel vor den Töchtern bevorzugt, jene erbten das Gut und fanden diese mit einer ziemlich unbedeutenden Summe ab. Bastarde hatten keinen Anspruch an das Vermögen der Eltern; Zwitter, Zwerge und Krüppel erbten nicht, sollten jedoch durch die nächsten Verwandten versorgt werden. Enkel von verstorbenen Söhnen erbten beim Tode des Großvaters den Vermögenstheil des Vaters, nicht aber Enkel von verstorbenen Töchtern. Weltgeistliche theilten das Erbe der Geschwister, Mönche nicht. Den Kinderlosen beerbte der Vater, dann die Mutter, dann der vollbürtige Bruder, dann die vollbürtige Schwester, dann die nächsten Verwandten. Alle diese Bestimmungen wurden durch die Gewohnheitsrechte der verschiedenen Gegenden verschiedenartigst modificirt, wie auch die Satzungen über die Mündigkeit sehr von einander abwichen, so daß dieselbe hier

nach den Zeichen der Mannbarkeit, dort nach der Zahl der Jahre bestimmt war und die letztere Bestimmung wieder zwischen dem 18. und dem 21. Jahre schwankte. In ehelichen Dingen galten die Vorschriften der Kirche, so auch in Zinssachen; aber die letzteren wurden häufig umgangen und verloren allmälig ihre Geltung, besonders seit die Städte ordentliche Hypothekenbücher einzuführen anfingen. Die Behandlung zahlungsunfähiger Schuldner war eine sehr harte. Sie konnten nicht nur in den Schuldthurm geworfen, sondern auch von ihren Gläubigern zur Leistung von Knechtediensten gezwungen werden. Nachlässige oder verstockte Schuldner suchte man durch das sogenannte „Einlager", welches sich in abgeänderter Form bis auf den heutigen Tag erhalten hat, zum zahlen zu bringen.

Der mittelalterliche deutsche Rechtswirrwarr wurde noch vermehrt durch eine ebenbürtige Konfusion in Beziehung auf Maß, Gewicht und Münze. Wie primitiv man inbezug auf Messung und Wägung damals oft zu Werke gegangen, beweist das bei Erneuerung von Maß und Gewicht durch König Ottokar von Böhmen befolgte Verfahren. Vier der Breite nach neben einander gelegte Gerstenkörner galten gleich einem Querfinger, zehn Querfinger gleich einer Spanne. Ein Becher Weizen hieß so viel, als man mit beiden Händen zusammenfassen konnte; ein Quart Wein so viel, als man in gleicher Weise zu halten vermochte, und ein Loth Pfeffer so viel, als eine geballte Hand fasste. Das Münzrecht galt, wie schon früher gesagt worden, für ein königliches oder kaiserliches Hoheitsrecht, an welchem aber durch Verleihung desselben von seiten des Kaisers allmälig eine Menge geistlicher und weltlicher Dynasten theilnahm, so zwar, daß diese selbst wieder Münzverleihungen sich anmaßten. Städte überließen die Münzerei gewöhnlich einigen angesehenen Bürgern. Was die Technik derselben angeht, so war sie bis zur hohenstaufischen Zeit eine sehr rohe und besonders wurden die geringeren Münzen nachlässig behandelt. Das Silber- oder Kupferblech, woraus sie bestanden, wurde auf Leder gelegt, mittels eines hölzernen Stempels gezeichnet und dann beschnitt man die einzelnen Stücke rund oder viereckig, bis sie das bestimmte Gewicht hatten. Später verbesserte sich die Münzkunst, namentlich in Bezug auf die werthvolleren Münzsorten. Die Abbildungen auf den Münzen waren sehr verschiedenartig. Das Reichsgeld, welches unter Friedrich I. aus der kaiserlichen Münzstätte zu Aachen hervorging, wies auf der einen Seite das Brustbild des Rothbarts, auf der andern das Karls des Großen. Die schönsten Goldmünzen des Mittelalters waren die Augustalen Friedrichs II., die gangbarsten venetianische Dukaten. Den Werth der damaligen Münzen genau zu bestimmen ist nicht möglich, weil der Münzfuß ein sehr verschiedener und wechselnder war. Nicht einmal das Verhältniß des Goldes zum Silber

blieb stetig, indem es zwischen 1 zu 10 und 1 zu 12 wechselte. Aus einer Mark Silber prägte man hier 12 Schillinge, dort 24, wieder anderswo 44, an einem vierten Orte 50, an einem fünften 60 Dann hatte die Mark nicht überall den gleichen Gehalt reinen Silbers 'nd ebenso wenig war das Verhältniß der Schillinge zu den Denaren, ₊fennigen und anderer Scheidemünze gleichmäßig festgestellt. Die häufige Verrufung, Umprägung und Verfälschung der Münzen steigerte noch die Verwirrung. Aus alledem ergibt sich, daß die mittelalterlichen Preise der Lebensmittel, Waaren und Arbeitslöhne in ihrem Verhältnisse zu den jetzigen höchstens annähernd ermittelt werden können. Ebenso das Verhältniß der mittelalterlichen Steuersätze zu den neuzeitlichen. Der Steuerdruck lastete bei der Immunität des Adels und der Geistlichkeit auf dem Bürgerstand und noch weit schwerer auf der Bauerschaft. Es gab außer der Grundsteuer (Zehnten, Gilt und mancherlei Lieferungen an Vieh, Feld- und Gartenfrüchten) eine Herd- und Rauchfangsteuer, eine Kopfsteuer, Erbschaftssteuern, Vermögens- und Verbrauchssteuern, von welchen letztgenannten die Salzsteuer die verbreitetste war. In welchem Grade die mittelalterliche Finanzkunst die Abgaben zu vervielfältigen wusste, verräth insbesondere die stets vorschreitende Erhöhung und Vermehrung der Zölle, wodurch Industrie und Handel gar sehr beeinträchtigt wurden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Rechtswesen zurück, dessen strafrechtliche Seite wir noch in's Auge zu fassen haben.

Wie schon früher gesagt worden, erhielt sich das peinliche deutsche Recht länger von römischen Einflüssen frei als das Privatrecht. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Strafjustiz blieb nach altnationalem Brauche noch lange in Uebung. Als höchster Gerichtsherr in peinlichen Dingen galt noch immer der Kaiser, welcher die peinliche Gerichtsbarkeit an weltliche und allmälig auch an geistliche Herren bis zum vierten Heerschilde herab verlieh. Höchste Instanz war das königliche Hofgericht, präsidirt vom Pfalzgrafen oder von einem Hofrichter, wie einen solchen Friedrich II. im J. 1235 ernannte, damit er an seiner statt dem Gerichte täglich vorsäße. Die niedrigeren Gerichte leitete der kaiserliche Komes oder Vicekomes, welcher eine Anzahl von achtbaren Freien als Schöffen bezeichnete und vereidete. Wo sich mit der Zeit durch Verleihung des Blutgerichts (wie charakteristisch ist diese Bezeichnung!) an Fürsten und Prälaten allgemeine Landgerichte gebildet hatten, übte natürlich der Bevollmächtigte des Landesfürsten die Befugnisse des kaiserlichen Missus. Der Schwabenspiegel zählt folgende persönliche Eigenschaften auf, die ein Richter nicht haben durfte: „Er sol nit mainaide sin, noch sol er in der acht nit sin, noch in dem banne; er sol auch nit ain Jude sin, noch ain kezer sin, noch ain haiden sin; er sol auch nit ain gebure sin; er sol auch nit lame sin an handen und an füzzen; er sol auch nit blind sin; er sol auch nit ain stumme

noch ain toere sin; er sol auch under ainz und zuuaintzig iar nit sin an dem alter; er sol auch uber ahtzig iar nit sin." Die Schöffen wurden mit einem Schilling für jedes gerichtliche Geschäft entschädigt. Dem Gerichtsvorstand stand der Frohnbote zur Seite, welcher die Vorladungen u. s. w. besorgte. Wer die Vorladung vor ein niederes Gericht nicht beachtete, verfiel in die sogenannte niedere Acht. Löste er sich nicht binnen sechs Wochen aus derselben, so verfiel er in die höhere Acht, und wenn er sich binnen Jahresfrist nicht aus derselben löste, wurde über ihn die Reichsacht verhängt, von welcher unten mehr. Hauptbeweismittel für Schuld oder Nichtschuld blieb der Eid, welcher jedoch allmälig immer mehr im Sinne unseres jetzigen Zeugeneides als im Sinne des alten Eidhelferschwurs abgenommen und geleistet wurde. Vor Erreichung des 17. Lebensjahres konnte niemand gerichtliches Zeugniß ablegen. Das Zeugniß des Knechtes gegen den Herrn war nur etwa dann giltig, wann es sich um ein Verbrechen gegen Kaiser und Reich handelte. Eidleistende Juden mussten auf einer Schweinshaut stehen und die Hand auf die Bücher Mosis legen. Die immer schärfer werdenden zahlreichen Verordnungen gegen den Meineid bezeugen das vorkommen unzähliger Meineide — ein weiterer Beweis für die vielgerühmte „mittelalterliche Treue und Redlichkeit".

Die Gottesurtheile hatte die mittelalterliche Strafjustiz aus den germanischen Wäldern überkommen. Der Volksglaube hielt an den Ordalien so hartnäckig fest, daß die Kirche, eine anderweitig befolgte Politik auch hier befolgend, für das klügste erachtete, die heidnische Natur der Sache hinter christlichen Formen zu verbergen. Durch kirchliche Bräuche sanktionirte sie also die Gottesurtheile, deren eine Art, der Zweikampf, in unserem Duell noch heute fortbesteht. Außerdem ergaben die Proben mit Feuer und Wasser und andere das Gottesurtheil. Bei der Feuerprobe hatte der oder die Beweisende gewöhnlich ein glühendes Eisen mit bloßen Händen zu tragen oder mit bloßen Füßen zu beschreiten. Ersteres war noch um 1445 im Rheingau üblich. Das verbranntwerden oder nichtverbranntwerden von Hand oder Fuß ergab Schuld oder Nichtschuld. Da und dort musste der oder die Angeschuldigte im bloßen Hemde durch einen brennenden Holzstoß gehen. Sagenhafte Berichte sprechen sogar von Wachshemden. So erzählt die „Kaiserchronik" von der Feuerprobe, welcher Karls des Dicken Gemahlin Richardis unterworfen wurde: „Sie slouf in ein hemede, daz darzuo gemachet was; in allen vier enden ze vuozen und zu henden daz hemede sie intzunten; in einer lützelen stunden daz hemede gar von ir bran, daz wahs an daz pflaster ran, der vrowen arges nine was, — sie sprachen deo gratias." Hatte die Wasserprobe statt, so musste der Angeklagte aus einem zum sieden gebrachten Kessel mit bloßer Hand einen Stein oder Ring heraus-

langen. Oder auch der Angeklagte wurde nackt in's kalte Wasser geworfen. Blieb er oben schwimmen, so war er schuldig; sank er unter, nichtschuldig, — was wohl aus der heidnisch-religiösen Vorstellung herzuleiten war, das reine Element nähme nichts unreines, keinen Missethäter, in sich auf. Diesem Ordal wurden namentlich Hexen, noch im 16. und 17. Jahrhundert, so häufig unterworfen, daß dasselbe hiervon den Namen der Hexenprobe erhielt. Bei der Kreuzprobe hatten Kläger und Angeklagter regungslos und mit erhobenen Armen an einem Kreuze zu stehen. Wer zuerst die Hände rührte, die Arme sinken ließ oder zu Boden sank, hatte verloren. Das Ordal des geweihten Bissens (judicium offae) bestand darin, daß dem Verdächtigen ein Schnitt geweihten Brotes oder Käse in den Mund gesteckt wurde. Konnte er ihn leicht zerbeißen und essen, galt der Mann für nichtschuldig. Beim Bahrgericht endlich musste der des Mordes Verdächtige dem auf der Bahre liegenden Ermordeten sich nähern und dessen Wundmale berühren. Fingen diese wieder an zu bluten, so lag darin der Beweis der Schuld. „Swa man den mortmeilen bi dem toten sihet, so bluotent im die wunden" — heißt es im 17. Abenteuer des Nibelungenliedes und der ganze Auftritt ist dort ergreifend geschildert. Ein höchst merkwürdiges Beispiel von Anwendung der Bahrprobe noch in späterer Zeit fand ich in der (im J. 1861 zum erstenmal gedruckten) Schweizerchronik des Luzerners Diebold Schilling (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Berner). Der Bauer Hanns Spieß von Ettiswyl hatte seine Frau erwürgt. Es entstand Verdacht. Die Todte ward ausgegraben und der verdächtige Mann der Bahrprobe unterzogen. Splitternackt und am ganzen Leibe geschoren, musste er zwei Finger seiner Rechten auf die rechte Brust der Ermordeten legen und so seine Unschuld beschwören. Aber der Leichnam fing stark zu bluten an und der Mörder bekannte seine That. Uebrigens liegen uns auch ausreichende Zeugnisse vor, daß schon frühzeitig List und Trug bei den Gottesurtheilen mit im Spiele waren. Die Geistlichen auf der einen, die Büttel auf der andern Seite konnten dabei vieles machen. Höchst anmuthig beschreibt Gottfried von Straßburg im Tristan, wie die blondgehaarte Isolde mittels einer allerliebsten Weiberlist das Ordal nasführte. Wenn Gottfried noch hinzufügt: „Da wart wol geoffenbäret und all der werlt bewäret, daz der vil tugendhafte Krist wintschaffen als ein ermel ist" — so zeigt dieser herbe Spott, wie schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts erleuchtete Geister von dem Institute der Ordalien dachten. Denn Gottfried stand mit seiner aufgeklärten Anschauung nicht etwa allein. Zeugniß hierfür gibt die gleichzeitig oder wenig später verfasste Novelle in Versen „Daz heize isen" (das heiße Eisen, gedruckt in Hagens „Gesammtabenteuer", II, 373 fg.), worin sehr ergötzlich dargethan ist, welche Gaukelei mit der Feuerprobe gewiß häufig getrieben wurde.

Schon frühe fing man an, übelberüchtigte Personen statt einem Gottesurtheile der Folter zu unterwerfen, und aus diesen Anfängen entwickelte sich jene scheußliche Marterkunst, welche mit dem im 16. Jahrhundert bewerkstelligten Uebergange des Anklageprocesses in den inquisitorischen Schritt für Schritt bis zum empörendsten fortging. Wir werden später davon zu sprechen haben. An gegenwärtigem Orte ist zu sagen, daß auch schon das mittelalterliche Blutgericht („Blutbann") sich vollkommen dieses seines Namens würdig zeigte. Denn es ist leider nur zu begründet, wenn gesagt wurde, die mittelalterliche Justiz sei eine Wildniß der Barbarei gewesen, grausenvoller als alles, was Willkür, Zorn, Rachsucht, Politik und Kanibalismus der Machthaber verübte. Die Schematisirung der Verbrechen wurde eine immer ausgedehntere und namentlich erweiterte die fürstliche Gewalt die Begriffe der Felonie und des Verrathes in willkürlichster Weise. Die Brutalität der Verbrechen wurde von der Brutalität der Strafen noch überboten. Zwar erhielt sich die altgermanische Sühnart mittels Wergeldes noch in schwachen Ueberresten; allein Bestrafung an Gut, Ehre, Leib und Leben wurde zur Regel, von welcher jetzt die Freien keineswegs mehr ausgenommen waren. An die Stelle der privatlichen Buße trat demnach die öffentliche. Die Strafgesetze lauteten meist sehr lakonisch, wie einige Sätze aus dem Stadtrecht von Salzburg darthun mögen. „Wer ein Falschmünzer ist, der wird verbrannt oder versotten. Kehrt ein getaufter Jude wieder (zum Judenthum) zurück, den soll man verbrennen ohne alles Gericht. Wer meineidig ist, dem soll die Zunge hinten zum Nacken herausgerissen werden. Wer seinen Herren verräth oder vergiftet, den soll man verbrennen oder versieden. Wenn ein Diener seines Herren Frau, Tochter oder Schwester beschläft, wird er enthauptet oder gehangen. Wer eine Jungfrau oder Frau nothzogt (nothzüchtigt), dem soll man den Kopf abschlagen." Diese Strafe des enthauptens wurde bei Unzuchtvergehen überhaupt häufig angewandt und bei geringeren Leuten mit Bart (Beil) und Schlägel, bei Adeligen gewöhnlich mit dem Schwerte vollzogen. In Hessen wurde der Nothzüchtiger gepfählt, doch nicht auf die später übliche Manier, sondern so, daß ihm ein spitzer Eichenpfahl, auf welchem die Genothzüchtigte die drei ersten Schläge thun musste, durch's Herz getrieben wurde. Gehängt zu werden galt für schimpflicher, als den Kopf zu verlieren. Diebe, welche bei Tage gestohlen, wurden daher enthauptet, Nachtdiebe dagegen gehängt. Frauen wurden selten gehängt, sondern verbrannt oder ertränkt. Erstere Todesart traf besonders die im Verdachte der Zauberei stehenden Weiber, letztere Giftmischerinnen, rückfällige Diebinnen, Kindsmörderinnen und solche, welche die Leibesfrucht abgetrieben hatten. Denkwürdig ist, daß noch im 14. und 15. Jahrhundert der Kindermord zu den seltensten Verbrechen gehörte. In

Frankfurt am Main kam der erste Kindsmord im J. 1444 zur Anzeige und gerichtlichen Verhandlung, wobei die mörderische Mutter zum Ertränkungstode verurtheilt, aber auf Fürbitten der Frauen begnadigt wurde. In Nürnberg kam Kindsmord während des ganzen 15. Jahrhunderts niemals zur Anzeige, dagegen im 16. schon sechsmal, im 17. dreiunddreißigmal. Lebendig begraben wurden Ehebrecherinnen, nach nürnberger Recht auch Männer, welche einem Weibe Gewalt angethan; eine Abart dieser entsetzlichen Strafe, das einmauern, wurde zuweilen auf eine in der Liebe gar zu ungeschickte oder unvorsichtige Nonne angewandt. Dem Feuertode überliefert wurden außer Ketzern und Hexenmeistern auch Kirchenräuber, Grabschänder, Mordbrenner, Giftmörder, Päderasten und Bestialiten, ebenso Marksteinverrücker. Elternmörder wurden zuweilen in Oel gesotten, wie z. B. 1393 ein Tuchmacher aus Wörd, welcher seiner Mutter Gewalt angethan und sie dann erwürgt hatte. Eine weitere schreckliche, gewöhnlich an Landesverräthern vollzogene Strafe war das viertheilen mittels vier an die Hände und Füße des Delinquenten gespannter Pferde. Auch das rädern wurde häufig prakticirt. Im nördlichen Deutschland war auch eine der Guillotine sehr ähnliche Hinrichtungsmaschine im Gebrauch, die sogenannte Dweele oder Dele. Die Massenhaftigkeit der Hinrichtungen im Mittelalter mag einigermaßen erhellen aus der urkundlichen Feststellung, daß von 1350 bis 1750 in Augsburg 636, von 1371 bis 1460 in Lübeck 411, von 1366 bis 1700 in Frankfurt 860 Menschen auf dem Rabenstein gestorben sind.

Die mittelalterliche Strafjustiz schwelgte aber nicht nur in Todesurtheilen, sie liebte das verstümmeln ebenfalls außerordentlich, indem sie in reichlichstem Maße Stäupung, Blendung, abschneiden der Nase und Ohren, abhauen von Hand oder Fuß, ausreißen der Zunge, Brandmarkung und Entmannung verhängte. Die Ehrenstrafen füllten gleichfalls ein langes Register. Voran stand die Ausstellung am Pranger und im Schandkorb. Aehnliche Schmach brachte die sogenannte sinnbildliche Procession, bei welcher adelige und freie Missethäter ein bloßes Schwert am Halse tragend, unfreie mit einem Strick um den Hals öffentlich erscheinen mussten. Rittern wurden die Sporen abgesprochen, fürstliche Verbrecher mussten Hunde tragen. Einbuße des Kirchenstuhls und unehrliches Begräbniß auf Kreuzwegen wurde vielfach zuerkannt und das letztere namentlich Ketzern und Selbstmördern zu Theil. Ehrenstrafen an Hurern und Huren wurden oft auf eine hier nicht beschreibbare, höchst schamlose Weise vollzogen. Zuweilen gesellte sich den Ehrenstrafen ein gewisser brutaler Humor. So mussten Weiber, die ihren Mann geschlagen hatten, rücklings auf einem Esel sitzend den ganzen Ort durchreiten. Gartendiebe, falsche Spieler, verleumderische Dienstboten und zanksüchtige

Frauen wurden mittels der sogenannten Prelle in's Wasser getaucht und wieder emporgeschnellt. Auch die bekannte, der amerikanischen Lynchjustiz so wohlgefällige, wild burleske Ehrenstrafe des theerens und federns kam schon im Mittelalter vor. Der Zustand der Gefängnisse damaliger Zeit war der Grausamkeit der Strafrechtspflege völlig entsprechend. Sie waren auch in Deutschland, wie allenthalben, wahre „Marter- und Pesthöhlen" und wir werden beim Hexenprocesse sehen, daß auch die „gemüthlichen" Deutschen die teufelischen Gefangenquälereien eines Ezzelino und eines elften Ludwigs von Frankreich verstanden und übten.

Von mittelalterlicher Justiz kann man kaum erzählen, ohne daß dem Leser das vielberufene Fem- oder Vehmgericht zu Sinne käme. Nicht nur die Verfasser zahlloser Ritterromane, sondern auch große Dichter, wie Göthe und Heinrich von Kleist, haben sich beeifert, dieses Institut mit dem Reize romantischer Schauer zu umgeben. Die nüchterne Forschung hat von solchem Aufputze der Sache vieles beseitigt, und wie wahr ist, daß das Femgericht zwei Jahrhunderte lang mit weitgreifender Macht wirkte und daß es nach einer Seite hin allerdings etwas geheimnißvolles hatte, ebenso unwahr ist auch, daß seine Sitzungen nächtlicher Weile oder an verborgenen schauerlichen Orten stattfanden, daß es Angeklagte folterte oder in Haft schmachten ließ und daß es raffinirt grausame Todesstrafen verhängte. Auch die früheren wunderlichen Erklärungen des Wortes Feme (Veme, Vehme, Fehme, Fäme, Fähme) sind jetzt abgethan und ist ziemlich allgemein anerkannt, daß Feme eben weiter nichts als Gericht und verfemt so viel wie gerichtet, verurtheilt bedeute. Lieblingsstätte der Femgerichtshegung war Westphalen, die „rothe Erde," welche Bezeichnung wahrscheinlich von der in jener Gegend häufig vorkommenden röthlichen Farbe des Erdreichs herzuleiten ist. Es gab jedoch, wie die Freischöffen über ganz Deutschland verbreitet waren, auch außerhalb Westphalens Freistühle, die etwa als Filiale der westphälischen zu bezeichnen sein mögen.

Die Femgerichte, welche am hellen Tage, unter offenem Himmel, an allbekannten alten Mallstätten, besonders in Westphalen, gehegt wurden, sind ein echtgermanisches Institut. Die Sage knüpft den Ursprung desselben an Karl den Großen, welcher das Femgericht eingesetzt hätte, um die widerspänstigen Sachsen zu überwachen. Diese Sage hat eine historische Basis, insofern das Femgericht von dem uraltdeutschen Rechtsverfahren, von dem karlingisch-kaiserlichen Gerichte sich herleitete. In Westphalen bildete sich die fürstliche Landeshoheit, in welcher die alte Gauverfassung und mit dieser zugleich die alte Gerichtsverfassung unterging, langsamer aus als anderwärts. Hier erhielten sich die freien Grundbesitzer, die Freibauern, länger als sonstwo in ihren Rechten, bewahrten demnach ihre freie Gemeindeverfassung, ihre Unmittelbarkeit

unter Kaiser und Reich und ihre altgermanische Gerichtsordnung, d. h. die letztere so, wie sie von Karl dem Großen gestaltet worden war. Der Gerichtspräsident wurde hier noch immer als karlingischer Komes betrachtet. Diese Komites, diese Grafen nahmen dann zu Ende des 12. Jahrhunderts die Bezeichnung Freigrafen an als Richter über Freie, Freigebliebene; ihre Beisitzer erhielten aus demselben Grunde den Namen Freischöffen, das Gericht selbst bekam den Namen Freistuhl, der einzelne Gerichtsbezirk den Namen Freigrafschaft. Als später auch in Westphalen die fürstliche Territorialgewalt die Gemeinfreiheit immer mehr schmälerte, wussten die geistlichen und weltlichen Dynasten, in deren Gebieten Freigrafschaften lagen, diese insofern von sich abhängig zu machen, als sie unter der Benennung von Stuhlherren sich von Kaiser und Reich mit denselben belehnen ließen. Indessen übte dies auf die westphälischen Gerichte dennoch keinen so weitgreifenden Einfluß wie anderwärts; denn die Gerichtsvorsitzer, die Freigrafen, wurden zwar von dem Stuhlherrn dem Kaiser zur Ernennung vorgeschlagen, fuhren aber, ohne daß ein landesherrlicher Vogt an ihre Stelle trat, die Rechtspflege ganz in der alten Weise zu handhaben fort. Die westphälischen Freigerichte behielten also ihr Ansehen als kaiserliche Gerichte und hierin lag für sie schon das Motiv, ihre Thätigkeit weit über die Gränzen ihrer Gerichtssprengel in das Reich hinauszudehnen, wie im 14. und 15. Jahrhundert geschah. Die Kompetenz als kaiserliche Gerichte allein erklärt jedoch die furchtbare Macht, welche die westphälischen Freistühle vom 13. Jahrhundert an zu entfalten begannen, nicht völlig. Wir müssen, um die nöthige Aufklärung darüber zu erhalten, uns in jene Zeiten voll Anarchie, Rechtsunsicherheit, Fehdewuth, Raubsucht, Mord und Brand versetzen, wo die Wirksamkeit der ordentlichen Rechtspflege ganz und gar illusorisch war, wo im Gange der öffentlichen Geschäfte eine Regellosigkeit und Ohnmacht eingetreten, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, kaiserliche Boten einmal zwei Monate Zeit nöthig hatten, um mit einem Befehle des Kaisers von Konstanz nach Westphalen zu gelangen, eine Thatsache, die uns nicht nur über die damalige Unsicherheit der Straßen, sondern auch über deren physische Beschaffenheit, welche zu schneckenartigem reisen nöthigte, einen deutlichen Wink gibt.

Bei so beschaffenen Umständen musste es rechtschaffenen Männern höchst erwünscht sein, in den westphälischen Freigerichten einen Anhaltspunkt zu finden, von welchem aus sich der Rechtsanarchie wenigstens einigermaßen steuern ließ. Daher die weitreichende Anerkennung der westphälischen Feme, welcher sich tausende allenthalben in Deutschland als Freischöffen, als sogenannte Wissende anschlossen. Schon die Bezeichnung der Schöffen als Wissende zeigt, daß das Femgerichtswesen fortan als eine Art Geheimbündelei behandelt wurde. Man hatte nämlich

gar bald erkannt, daß die Wirksamkeit des Gerichtes durch den Schrecken, welchen die Heimlichkeit in sich trägt, vermehrt wurde, und daher hatte man zu dieser gegriffen, d. h. nur insoweit, als die Aufnahme als Freischöffe an die Bedingung des Eides unbedingter Verschwiegenheit der geheimen Losung geknüpft und der Urtheilsspruch gegen Missethäter, welche der Vorladung des Freistuhls nicht Folge geleistet hatten, mit Ausschließung aller Nichtfreischöffen (Nichtwissenden) von der Gerichtsstätte gefällt und bis zur Vollziehung geheim gehalten wurde. Freischöffe zu sein, wurde übrigens als eine Ehre betrachtet und man brauchte keineswegs zu verschweigen, daß man es war. Das verfahren bei der Aufnahme der Schöffen war einer Femgerichtsurkunde zufolge dieses. „Der Freigraf sagt den Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupte die heimliche Feme Strick, Stein, Gras, Grein und klärt ihnen das auf. Dann theilt er ihnen das Nothwort: Reinir dor Fewer — mit und klärt ihnen das auf. Hierauf lehrt er sie den heimlichen Schöffengruß also: ein Schöffe, der zu einem andern kommt, legt seine rechte Hand auf seine linke Schulter, sprechend: Ich grüß Euch, lieber Mann! Was fanget Ihr hier an? Dann legt er seine rechte Hand auf die linke Schulter des anderen Schöffen und dieser thut desgleichen und spricht: Alles Glück kehre ein, wo die Freischöffen sein." Der Freischöffe musste schwören, die geheime Losung vor allen Nichtwissenden zu bergen, „vor Weib und Kind, Sand und Wind" zu bewahren. Brach er diesen Schwur, so sollten ihn „die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und binden ihm seine Hände vorn zusammen und ein Tuch vor seine Augen werfen und ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher als einen verfemten missethätigen Dieb." Jeder unbescholtene Deutsche konnte, falls er nicht leibeigen war, Freischöffe werden. Die Feme wusste sich auch ihr Briefgeheimniß zu sichern. Waren ihre Briefe nicht geradezu Erlasse an Nichtwissende, so war der Adresse die Warnung beigefügt: „Diesen Brief soll niemand öffnen, niemand lesen oder lesen hören, es sei denn ein echter rechter Freischöffe" — und diese Warnung wurde nur äußerst selten nicht respektirt. Später wurde das freilich anders und so sind vom 17. Jahrhundert an durch Nichtbeachtung des Briefgeheimnisses eine Menge Femurkunden zugänglich geworden. In Westphalen gab es über hundert Fem-Mallen, ganz nach altgermanischer Sitte unter einem Hagedorn, einem Birnbaum, unter einer Eiche oder Linde. Das verfahren war, wie schon erwähnt, öffentlich und mündlich mit Anklageproceß. Ankläger konnte nur ein Freischöffe sein, der bald in seinem eigenen Namen, bald in dem eines geschädigten Wissenden oder Nichtwissenden oder auch bei seiner Pflicht als Mitwahrer des öffentlichen Rechtsfriedens die Klage

verbrachte. Auf der Richterbank konnte jeder Freischöffe platznehmen, sieben aber waren zur Giltigkeit des Urtheils unbedingt nothwendig. Von einer „Vermummung“ der Richter war überall keine Rede. Den Vorsitz führte ein Freigraf, welcher dem volksthümlichen Ursprung des Gerichtes getreu sehr oft ein einfacher Bauer war. Vor ihm auf einem Tische lag ein blankes Schwert behufs der Eidesabnahme und ein aus Weiden geflochtener Strick (die Wyd) behufs des Vollzuges der Strafsentenz. Die Feme kannte nur eine solche, nur eine Strafart, den Tod; denn sie befasste sich nur mit Verbrechen, auf welchen nach mittelalterlich barbarischem Rechte der Tod stand. Allein außerdem konnte selbst die geringfügigste Civilsache „Vehmwroge“ werden (vor die Feme gezogen werden), falls der Angeklagte sich geweigert hatte, seinem ordentlichen Richter Rede zu stehen. Nach erhobener Anklage entschied das Gericht zunächst, ob die fragliche Sache Vehmwroge sei. Wurde dies bejaht und war der Angeklagte erschienen, so wurde ganz nach dem altgermanischen Beweisverfahren mittels des Instituts der Eidhelfer verfahren. Wurde er dadurch der angeschuldigten That überführt oder gestand er sie freiwillig, so gaben die Schöffen nach kurzer Berathung ihr auf schuldig lautendes Verdikt, der Freigraf verkündigte es und die Vollziehung des Todesurtheils, welche eine Pflicht der Freischöffen war, trat mit Benutzung des Stranges und des nächsten besten Baumes auf der Stelle ein. War bei Erhebung der Anklage der Beschuldigte nicht zugegen, so wurde er, falls er ein Nichtwissender war, mit einem Termin von dreimal 15 Tagen vor das „offene Ding“ geladen. Erschien er, so konnte er sich von der Anklage losschwören, wenn er unter den Freischöffen die gehörige Anzahl von Eidhelfern fand, was natürlich sehr schwierig war. Erschien der Angeklagte nicht, so verwandelte sich das offene Ding durch mit Androhung augenblicklicher Todesstrafe verbundene Wegweisung aller Nichtwissenden von der Gerichtsstätte in die „heimliche Acht“, vor welche er mit einem abermaligen Termin geladen wurde. Beachtete er diese Ladung nicht, so musste der Ankläger die Klage wiederholen und zugleich beweisen, daß die Ladung gehörig geschehen sei. Sofort wurde, nachdem der Freigraf den Angeklagten nochmals viermal bei seinem Namen aufgerufen und gefragt hatte, ob niemand von seinerwegen da sei, die Anklage für begründet und erwiesen angenommen, wenn des Klägers Eid durch den von sechs andern Freischöffen bekräftigt wurde. War dieses geschehen, so verfemte der Freigraf den Angeklagten mit der feierlichen Formel: „Den beklagten Mann N. N. den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, welche Kaiser Karl gesetzt, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, echtlos,

rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos und untheilhaftig alles Rechtes und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein." Dieser Urtheilsspruch hatte, wenigstens in den Augen aller Wissenden, die gleiche Geltung wie die Reichsoberacht oder Aberacht, deren Verhängung durch Kaiser und Reich den davon Betroffenen auf die Stufe eines verurtheilten Verbrechers stellte. Der Aechter war vogelfrei, jeder konnte sich an ihm vergreifen, ihn tödten, sein Lehen, sein Eigenthum ward eingezogen, niemand durfte ihm Herberge und Schutz gewähren, bei Strafe, ebenfalls in solche Aechtung zu verfallen.

Wenn aber Kaiser und Reich im späteren Mittelalter nicht selten außer standes waren, ihre Aberacht zu vollziehen, so hatte die Feme weit weniger Schwierigkeit, überall in Deutschland ihren Todesspruch zum Vollzug zu bringen. Denn vermöge der Organisation der Freischöffen reichte ihre Hand ebenso weit, als sie heimlich und rasch wirkte. Sobald der obenstehende Spruch gefallen, soll, so wollte es der Fembrauch, „der Freigraf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien, gleich als ob man den Verfemten zur Stunde hänge. Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, sobald sie den verfemten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft". Das mit dem Siegel des Freigrafen versehene Urtheil wurde dem Ankläger eingehändigt als Legitimationsurkunde, mittels welcher er alle Wissenden zur Vollstreckung desselben aufbieten konnte. Nun begann eine heimliche und eifrige Jagd auf den Schuldigen. Wo er ergriffen wurde, ward er auch sofort hingerichtet. Doch mussten bei Vollstreckung des Urtheils mindestens drei Freischöffen zugegen sein. In den Baum, welcher als Galgen diente, steckten sie ein Messer zum Wahrzeichen, daß die Tödtung von der Feme ausgegangen. Ein vor den Freistuhl geladener Wissender hatte, auch wenn er schuldig war, weit mehr Aussicht, dem Verderben zu entgehen, als ein Nichtwissender. Nicht nur kannte er ja die Rechtsbräuche der Feme besser als dieser, es war ihm auch, wenn es zum Reinigungseide kam, viel leichter, die gehörige Anzahl von Eidhelfern unter seinen Kollegen aufzubringen. Traten zwanzig Wissende als Eidhelfer für ihn in die Schranken, so musste er unbedingt freigesprochen werden, denn diese Anzahl durfte der Ankläger seinerseits nicht mehr überbieten. Der Wissende wurde nie vor

das offene Ding geladen, sondern nur vor die heimliche Acht und zwar mit Gewährung von drei Fristen von je dreimal 15 Tagen. Erst wenn er bei Ablauf der dritten nicht erschien, wurde die „letzte schwere Sentenz, die höchste Wette", d. h. das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen. Da die Ueberbringung der Ladung oft mit Gefahr verbunden war, so konnte sie auch auf die Weise geschehen, daß die Vorladungsurkunde nächtlicher Weile an die Thore der Burg oder der Stadt, wo der Geladene sich aufhielt, gesteckt oder genagelt wurde, wobei die ladenden Freischöffen drei Spähne aus dem „Rennbaum oder Riegel" hieben und „zum Gezeugniß" mit sich nahmen. Das ohnehin summarische Verfahren der Feme kürzte sich noch, wenn ein Verbrecher ergriffen wurde „mit habender Hand, mit blickendem Schein oder mit gichtigem Mund", d. h. bei der Missethat selbst oder mit den Werkzeugen, womit er sie vollbracht, oder mit dem, was er etwa dabei erbeutet, oder sofort der That geständig. Das richten war aber in diesem Falle ein bloßes hinrichten. Denn die Schöffen warfen dem Ertappten ohne weitere Ceremonie die „Wyd" um den Hals und ließen ihn am nächsten Baume baumeln. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dieses summarische verfahren die gröbsten Missbräuche gewissermaßen sanktioniren musste. Bekannt ist von solchen Missbräuchen vermöge seiner bedeutenden Folgen besonders einer geworden, die Ermordung des Ritters Hanns von Hutten durch den Herzog Ulrich von Wirtemberg (1515), welcher die meuchlerische That mit dem vorgeben beschönigen wollte, er hätte als Schöffe der heimlichen Acht gehandelt.

Ueberhaupt stieg mit der Macht der Feme auch ihre Ausartung. Was ihre Macht angeht, so war diese im 14. und 15. Jahrhundert so groß, daß sie den ungemessensten Schrecken einflößte. Man getraute sich kaum von der Femheimlichkeit öffentlich zu sprechen und das Gericht, welches, wie einige wollen, über hunderttausend Freischöffen im Reiche umher zu verfügen hatte, wusste selbst die trotzigsten ritterlichen Raufbolde und Räuber zu demüthigen und zu strafen. Die simpeln westphälischen Freigrafen forderten selbst mächtige Fürsten vor ihren Stuhl, wie z. B. im Jahre 1434 der Freigraf Albert Swynde den Herzog Heinrich den Reichen von Baiern, bei dessen Verfemung achthundert Freischöffen zugegen waren. Ja sogar der Kaiser Friedrich III. wurde sammt seinem Kanzler und Kammergericht vor das Femgericht geladen, damit er daselbst „seinen Leib und die höchste Ehre verantworte". Nur mit Geistlichen, Frauen und Juden sollte die Feme sich nicht befassen. Außerdem war ihre Kompetenz eine fast unbeschränkte, und wenn sie sich selbst „des heiligen Reiches Obergericht über's Blut" nannte, so fand solcher Anspruch seine Genehmigung darin, daß nicht nur Bürger und Ritter, sondern selbst die Mitglieder der hohen Aristokratie sich zum Freischöffenamt

drängten. Auch ein Kaiser, Sigismund, ließ sich 1429 beim dortmunder Freistuhl zum Schöffen weihen. Die allmälige Entartung des ganzen Instituts gab sich nicht allein dadurch kund, daß Neid, Rachsucht und andere schlimme Leidenschaften unter dem Deckmantel der Femgerechtigkeit Befriedigung sich zu verschaffen wussten, sondern auch durch die einreißende Willkür bei Handhabung der femgerichtlichen Formen. Ging doch diese Willkür schon am Ende des 13. Jahrhunderts so weit, daß die Feme beschuldigte Nichtwissende gar nicht vorlud, sondern dieselben ohne weiteres verfemte, sobald der Ankläger und sechs Eidhelfer die Klage beschworen. Missbrauch der Gewalt erzeugt aber immer Opposition. Dies erfuhr auch die Feme. Sie wurde zwar niemals förmlich aufgehoben, aber Kaiser, Fürsten und Städte suchten und wussten allmälig ihr Ansehen zu beschränken und vom 16. Jahrhundert an sank dasselbe unter dem Einfluß der festeren Gestaltung des Gerichtswesens rasch. Am längsten erhielten sich Spuren der Femjustiz auf rother Erde, ihrer eigentlichen Heimat, unter den zähen westphälischen Hofbauern. Noch zu unserer Zeit gab es solche, welche den Freischöffeneid geschworen hatten und die geheime Losung schlechterdings nicht verrathen wollten.

Wenn nun im Mittelalter mit dem sinken der Kaisergewalt die Gerechtigkeitspflege selbst, um überhaupt nur walten zu können, in der Feme eine unheimlich gewaltsame Gestalt annehmen musste, so kann man sich leicht vorstellen, welchen Brutalitäten das altgermanische Faust- und Fehderecht (s. o. Kap. 1) in jener Zeit zum Anlehnungspunkte diente. Die herrschende Rechtsanarchie brachte es dahin, daß Kaiser und Reich die Berechtigung des einzelnen zur Selbsthilfe förmlich anerkannten, falls durch die Gerichte keine Hilfe zu erlangen wäre, eine Klausel, welche durch die offenkundige Ohnmacht der ordentlichen Gerichte meist eine ganz illusorische war. Man brachte jedoch das Faustrecht in eine Art System, indem die Landfriedensverordnungen verschiedener Kaiser die Ausübung dieses sonderbaren Rechtes an gewisse Formen banden. So schärfte schon der Landfrieden vom Jahre 1187 ein, daß, wer gegen einen Beleidiger oder Schädiger Fehde erheben wolle, dies dem Gegner drei Tage vorher ankündigen müsse. Solche Ankündigungen geschahen mittels der von uns weiter oben schon berührten Fehdebriefe. Außerdem wurde Geistlichen, Wöchnerinnen, Schwerkranken, Pilgern, Kaufleuten, Ackersleuten, Winzern, Fuhrleuten von Kaiser und Reich ein „besonderer Frieden" ertheilt, d. h. sie sollten durch die Ausübung des Fehderechts nicht verletzt oder geschädigt werden. Der Kirche muß man nachrühmen, daß sie ihrerseits wacker sich anstrengte, dem rohen Fehdewesen wenigstens einigermaßen zu steuern. Es wollte hierzu die von ihr empfohlene Einrichtung des „Gottesfriedens" (treuga Dei) dienen, welche verlangte, daß nicht nur an gewissen Tagen des Jahres, sondern auch an vier Tagen jeder Woche, vom Mittwochabend

bis zum Montagmorgen, jede Fehde durchaus ruhen sollte aus Ehrfurcht gegen die Gottheit. Dieser Gottesfrieden reichte mit seinen Wurzeln bis in's altgermanische Heidenthum hinauf, wo, dem Berichte des Tacitus zufolge, mit dem Kultus der Nerthus ein solcher schon verbunden gewesen war. Er wurde im Mittelalter am Mittwochabend jedesmal förmlich eingeläutet, und wenn auch seine Nichtbeachtung nicht unmittelbaren Schaden brachte, so konnte sie doch mittelbaren bringen. Denn wer den Gottesfrieden brach, verfiel in den Kirchenbann, und wer aus diesem nicht binnen einer gewissen Zeit sich löste, lud die Reichsacht auf sich.

Aber alle diese Beschränkungen reichten nicht aus in einem Lande, wo ein immer größerer Territorialwirrwar einriß, eine durchgreifende Polizeiorganisation fehlte und das Sprüchwort „Raub ist keine Schande!" so unzählige eifrige Verehrer und Anwender besaß, daß im 15. Jahrhundert ein italischer Prälat mit Grund sagen konnte: „Ganz Deutschland ist eine Räuberhöhle und unter den Adeligen ist der am berühmtesten, welcher der größte Räuber." Was Wunder, wenn man gegen solche Zustände eine augenblickliche Abhilfe in Einrichtungen suchte, die gar bald selber wieder zu Plagen wurden? Eine solche Einrichtung sind die aus dem Alterthum herübergenommenen Asyle gewesen, die im Mittelalter unter dem Namen „Freiungen" (Freistätten) bekannt waren. Den Charakter von Freistätten hatten zunächst die Kirchen und Klöster; er wurde aber auch auf andere heilige Orte (z. B. auf Kirchhöfe) übertragen, deren religiöse Weihe Achtung einzuflößen geeignet war. Mit der Zeit ertheilten die Kaiser ganzen Städten oder wenigstens gewissen Plätzen darin das Freiungsrecht, welches in seinem ursprünglichen Sinne nur unschuldig Verfolgten und rechtswidrig Bedrohten zu gute kommen sollte und insofern großes Lob verdiente. Aber bald wußten auch Schelme und Bösewichte von diesen Zufluchtsstätten vielfachen Gebrauch zu machen und das Asylrecht schützte oft die schlimmsten Verbrecher vor der Hand der Justiz, weil geistliche und städtische Genossenschaften die Unantastbarkeit ihrer Freiungen mit eifersüchtiger Zähigkeit zu vertheidigen pflegten. Erst die neueste Zeit hat diesem Unwesen, welches sich zuletzt noch in den Gesandtschaftshotels hielt, ein Ende gemacht.

Neuntes Kapitel.

Bürgerthum und Bauerschaft.

Das Wort „Bürger“. — Organisation der städtischen Gemeinden. — Entwickelungsgang der städtischen Verfassungen, an einem Beispiel aufgezeigt. — Oppositioneller Geist des Bürgerthums. — Die Städtebünde. — Die Hansa. — Bild der deutschen Städte des Mittelalters. — Bauart. — Tracht. — Kleiderordnungen. — Das gesellige Leben. — Wien im 15. Jahrhundert. — Bäder. — Frauenhäuser. — Spitäler. — Städtische „Fröhlichkeiten“. — Gewerbefleiß. — Erfindungen. — Handelsthätigkeit. — Schulwesen. — Chronikschreiberei. — Meistergesang. — Mittelalterliches Schriftwesen. — Vermögensverhältnisse. — Die Landwirthschaft. — Das „mühsälig Volk der Bauern“. — Süd- und norddeutsche Bauerschaften. — Das deutsche Volkslied.

Als der Gothe Ulfila im 4. Jahrhundert das Wort „Bürger“ zuerst in die deutsche Sprache einführte, hat er die gewaltige Bedeutung dieses Wortes in späterer Zeit gewiß nicht geahnt und hat nicht vorhergesehen, daß an den Gegensatz desselben zu „Herr“ ein Kampf sich knüpfen würde, der heutzutage noch lange nicht entschieden ist und jedenfalls noch eine gute Strecke von der Zukunft einnehmen wird. Ulfila erkannte, daß dem griechischen Worte πολις (Stadt) im ganzen deutschen Sprachschatze nur das Wort Baurgs (Borgs) einigermaßen entspräche, und so bildete er von diesem, um in seiner Bibelübertragung das griechische πολιτης richtig zu übersetzen, das Ableitungswort Baurgja, der Burger. Das Wort Bürger hat demnach eine echtgermanische Wurzel; es bedeutet, da Burg von bergen abzuleiten ist, einen sich bergenden oder geborgenen. Barthold hat darauf aufmerksam gemacht, daß sich in dieser Wortfügung der ganze Inhalt der geschichtlichen Entwickelung des germanischen Bürgerthums bedeutsam ausdrücke; die erste bange Sorge und die kluge Vorsicht des sich verbergenden; Nothstand und Bedrängniß, Wehrhaftigkeit des geborgenen; behagliche Sicherheit, gegenseitige Bürgschaft und Verbürgung des Eigenthums, der Person und des Rechtes; endlich die höchste Steigerung und Verallgemeinerung des Begriffs als Staatsbürgerthum.

Dem städtischen Bürgerthum kommt in der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte eine höchst wichtige Stelle, ein Ehrenplatz zu. Es durchbrach zuerst die bleierne Decke der Adelsherrschaft, welche das Feudalwesen über Europa gebreitet hatte; es fügte dem adeligen und dem geistlichen Stande einen dritten, eben den bürgerlichen, hinzu, welcher im Vorschritte der Zeit allmälig zum Hauptträger des modernen Staates erstarkte. Das Bürgerthum ist das eigentliche Bildungselement unseres Landes. Erst mit den Städten wuchs die Kultur groß. Der Entwickelungs-

gang des Städtewesens ist in seinen Grundzügen in Italien, Frankreich und Deutschland derselbe. Italien ging voran, weil sich dort die Bildungen des Mittelalters an altrömisches Municipalwesen leichter anlehnen konnten als anderwärts. Wie und wann in Deutschland städtische Anlagen zuerst entstanden, ist früher erwähnt worden. Von den namhaften Städten unseres Landes haben um die Mitte des 13. Jahrhunderts so ziemlich schon alle bestanden. Königliche und landesfürstliche Burgen einerseits, geistliche Stifte andererseits bildeten überall den Hauptgrundstock. Königliche Dienstleute (Ministerialen), fürstliche und geistliche Vasallen machten zuerst die Gemeinschaft der Burger aus, welche sich durch Hinzutritt gemeinfreier Gutsbesitzer vom Lande, wie höriger Ackersleute und Handwerker, rasch erweiterte. Gemeinsamkeit der Gefahr und der Interessen vereinigte die städtische Gemeinde nach außen zu einem festen Organismus, der sich aber nach innen mannigfach gliederte und abstufte. Denn der moderne Begriff der menschenrechtlichen Gleichheit war dem Mittelalter durchaus fremd und so wurde auch, wenigstens lange Zeit hindurch, in den Städten der Ständeunterschied innerhalb der Burgerschaft streng festgehalten. Jene ersten städtischen Ansiedler, die adeligen Ministerialen und Vasallen, zu denen noch spätere ritterbürtige kamen, die sogenannten Altburger (Burgenses), später Patricier, gewöhnlich aber schlechtweg „Geschlechter“ geheißen oder auch Stadtjunker oder Glevener, von der ritterlichen Hauptwaffe, der Gleve, d. i. Lanze, — s i e waren im Alleinbesitze politischer Rechte, während die zinspflichtigen Gewerbs- und Ackersleute (Schutzburger, Spießburger, von ihrer Waffe, der Pike, oder auch Pfahlburger, weil sie außerhalb der Umpfählung der eigentlichen Stadt wohnen mussten) anfänglich solche nicht besaßen, sondern erst mit der Zeit erkämpften. So lange die Städte noch um einen größeren oder geringeren Grad von Selbstständigkeit nach außen zu ringen hatten, trat dieser Kampf zwischen der patricischen und der geringeren Burgerschaft nicht offen hervor. Die deutschen Städte zerfielen nämlich von ihrer ersten Anlage an in Reichsstädte und in Landstädte; erstere standen unter dem Hoheitsrecht und der obersten Gerichtsbarkeit des Kaisers, letztere unter der eines geistlichen oder weltlichen Landesfürsten. Die kaiserlichen oder fürstlichen Beamten, welche das Hoheitsrecht ausübten und dem Gerichte vorsaßen, führten die Titel Burggraf, Vogt, Schultheiß. Die Reichsstädte nahmen Antheil an den Reichstagen, die Landstädte aber konnten bloß an den von dem Territorialherrn ausgeschriebenen Landtagen sich betheiligen; erstere standen sonach unmittelbar unter dem Reiche, letztere unter Fürsten, Bischöfen, Aebten. Von beiderlei Oberherren aber, vom Kaiser und dem Landesfürsten, wussten die städtischen Gemeinden mittels Schenkung, Kauf und Vertrag allmälig gewisse Hoheitsrechte (Gerichtsbarkeit, Münzrecht, Marktrecht u. s. f.) zu erlangen, so zwar, daß dieselben fürder nicht mehr von kaiserlichen oder fürstlichen Beamten,

sondern von dem aus den „Geschlechtern" gewählten städtischen Schöffenrath, mit einem Rathsmeister oder Burgermeister (Konsul) an der Spitze, ausgeübt wurden.

Nachdem dieser bedeutende Vorschritt zur Selbstständigkeit gemacht war, ergab sich, namentlich bei den Reichsstädten, in eben dem Grade, in welchem die kaiserliche Macht im 13. Jahrhundert sank und die Wohlhabenheit und die Volkszahl der Städte zunahm, ihre Entwickelung zu kleinen republikanischen Gemeinwesen so zu sagen von selbst. Hand in Hand mit diesem äußeren Aufschwunge ging eine große innere Reform im Regimente der Stadtgemeinden. Dem aristokratischen, durch die Altburger oder Geschlechter repräsentirten Element der Burgerschaft trat ein demokratisches Element oppositionell und nicht selten blutig feindlich gegenüber. Dieses demokratische Element bestand aus den Zünften, Innungen oder Gilden der Handwerker, welche ursprünglich bloß behufs der Hebung und Wahrung gewerblicher Interessen, behufs des korporativen Gewerbeschutzes gegründet waren, bald aber auch eine politische Bedeutung erlangten. Und zwar rührte dies hauptsächlich davon her, daß auf den Handwerkerzünften die Waffenwucht der Städte beruhte, wenigstens was die Massenhaftigkeit der Wehrfähigkeit betraf. Die Oberalten oder Zunftmeister, welche den Handwerkskorporationen als solchen vorstanden, waren zugleich die Anführer der Mannschaften, welche die rührigen Zünfte in allen Kriegsgefahren stellten. Die Zünfte hatten nicht nur eigene Herbergen zu Tanz und Trunk und zur Besprechung ihrer Angelegenheiten, sie hatten auch eigene Banner und Zeughäuser und waren in Handhabung der Waffen, welcher Uebung sie den größten Theil ihrer Freistunden widmeten, wohlgeschult. Ein seiner Mehrzahl nach wehrhaftes Volk hat aber Unterdrückung nie lange ertragen und die Zünfte wußten die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes dem Patriciat bald begreiflich, handgreiflich zu machen, wie sie denselben auch in blutigen Zügen dem adeligen Raubgesindel auf Brust und Rücken schrieben. Nicht nur errangen die Zünfte nach und nach die Zulassung zum Burgerrecht, zum Mitgenusse des Gemeindevermögens, zur theilweisen Amtsfähigkeit, sondern ihre Erfolge gingen noch weiter. In sehr vielen Städten wurde nämlich das frühere Verhältniß geradezu umgekehrt, indem die aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelt und an die Stelle des Geschlechterregiments die Zunftregierung gesetzt wurde. Nur in sehr wenigen Städten erhielt sich das Patriciat bis zur Reformationszeit in der Vollgewalt der Regierung; so z. B. in Nürnberg.

So sehen wir das „Volk" der deutschmittelalterlichen Städte aus dem Stande der Hörigkeit zu autonomischem Republikanismus emporsteigen, eine Erscheinung, die ganz eigenthümlich in der Geschichte jener Zeit dasteht und auf staatlichem Felde ein höchst merkwürdiges Seiten-

stück abgibt zu dem reformistischen Drang auf dem religiösen Gebiete. Hüben und drüben war der Gedanke der Emancipation thätig, hüben und drüben erhob die Freiheit ihr glorreich rebellisches Banner gegen die Erstarrung und den Druck der Romantik. Es hieße aber die Wahrheit mißachten, wollten wir, solchen freudigen emporwachsens deutscher Bürgerfreiheit gedenkend, nicht einen dankbaren Blick in das Land jenseits der Alpen werfen, von woher offenbar bedeutsame Anregungen zu dem freien und franken auftreten der bürgerlichen Macht gekommen sind. In Italien war nämlich die Erinnerung an altrepublikanisches Leben nie ganz erloschen und sie trat mächtig wieder hervor, als der Streit zwischen der päpstlichen Hierarchie und dem kaiserlichen Feudalismus den italischen Städten eine günstige Stellung einzunehmen erlaubte. Der Heldenkampf, welchen die lombardische Bürgerschaft zur Behauptung republikanischer Freiheit gegen die fürstliche Tyrannei der staufischen Kaiser mit abwechselndem Glücke führte, konnte seines Eindrucks auf die deutsche unmöglich ganz verlustig gehen, denn gerade während dieser Kämpfe begann der Handel die deutschen Städte mit den italischen in nähere Beziehung und Berührung zu setzen. Auch fehlte es nicht an einzelnen Sendboten, welche den Samen republikanisch bürgerlichen Sinnes über die Alpen herüberbrachten. Vertriebene Lombarden ließen sich in schweizerischen und anderen süddeutschen Städten nieder und im fünften Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts predigte der Schüler Abälards, der hochsinnige Märtyrer Arnold von Brescia im Zürichgau, der damals noch zum alemannischen Lande gehörte, religiöse und politische Freiheit.

Wir hätten nicht Seiten oder Bogen, sondern viele Bände nöthig, wollten wir auf die Geschichte der einzelnen deutschen Städte eingehen oder auch nur auf ihre Verfassungen. Denn im ganzen Reiche deutscher Nation gab es ja nicht zwei Städte, welche ihre Verfassung nach völlig übereinstimmenden Normen ausgebildet hatten, obgleich die Grundform überall dieselbe oder wenigstens eine sehr gleichartige war. Um aber den Entwickelungsgang städtischer Verfassungen einigermaßen deutlicher zu veranschaulichen, wähle ich ein Beispiel und zwar ein mir gerade zunächst zur Hand liegendes.

Wo die Limmat dem schönen Zürichsee entfließt, stand in der karlingischen Zeit eine königliche Burg und eine Pfarrkirche, zu welcher mehrere Geistliche gehörten, die sich frühzeitig zu einem Chorherrenkonvent zusammenthaten. Die Ansiedelung um diese wohlgelegenen Anhaltspunkte her gedieh rasch, als zwei Töchter Ludwigs des Deutschen 853 auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses die reichsfürstliche Frauenabtei zum Fraumünster gründeten, welche von dem Könige mit Grundeigenthum auf's reichlichste ausgestattet wurde, so daß sie bald als eines der angesehensten Stifte im südlichen Deutschland dastand. Schon zu Anfang des 10. Jahr-

hunderts wurde der offene Ort Zürich mit Ringmauern umgeben und erschien schon im J. 929 als Civitas (Stadt, welcher deutsche Ausdruck für den lateinischen übrigens, beiläufig gesagt, erst später aufkam und zwar durch den 1022 gestorbenen St. Galler Mönch Notker Labeo). Die Aebtissin zum Fraumünster ernannte den Schultheiß der Stadtgemeinde. Ihr kam auch die Gerichtsbarkeit und das Münzrecht zu. Die Abtei und mithin auch ihre Stadt waren reichsunmittelbar, die Vogtei über sie war beim Könige selbst, welcher dieselbe durch einen Reichsvogt verwalten ließ. Als 1097 der Thurgau und der Zürichgau zum Herzogthum Zähringen geschlagen wurden, lief Zürich Gefahr, zu einer Landstadt herabzusinken. Die reichsfürstliche Würde der Aebtissin zum Fraumünster, dann mehr noch das aussterben des herzoglich zähringischen Hauses beseitigten diese Gefahr. In die Jahre 1140—45 fällt der Aufenthalt Arnolds von Brescia in Zürich, der in religiöser und politischer Hinsicht aufklärerisch wirkte. Wir begegnen bald nachher in der Stadt einem städtischen Rathskollegium, welches aller Wahrscheinlichkeit nach anfänglich nur als Rath der Aebtissin zu betrachten war, bald aber von der Gotteshausoberin sich mehr und mehr emancipirte und allmälig eine rein bürgerliche Stadtbehörde, zuletzt Stadtobrigkeit wurde, die aus der Wahl der Stadtgemeinde, d. h. aus der Wahl der Ministerialen, Ritter und freien Burger hervorging. Nach dem erlöschen der Zähringer fiel die Reichsvogtei wieder an Kaiser und Reich zurück und Zürich konnte sich seiner Reichsunmittelbarkeit nun um so mehr erfreuen, als Friedrich II. das Vogtamt meist einem Bürger der Stadt übertrug. Ein Jahr nach dem Tode des Kaisers ging in Zürich eine Bewegung vor sich, über die wir nicht recht im klaren sind. Wahrscheinlich war es eine gewaltsame Regung der Demokratie, welche damals die Erweiterung des Rathes und wohl auch die Rathsfähigkeit der Kaufleute durchsetzte. Bei der wachsenden Bedeutung des Handels, bei der steigenden Wohlhabenheit seiner Pfleger konnte nämlich die romantisch-adelige Missachtung des Kaufmannstandes nicht mehr bestehen. Der Realismus des Besitzes begann während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den deutschen Städten überall gegen das aristokratische Vorurtheil mit Macht anzukämpfen und der Gedanke bürgerlicher Freiheit trat der Vorstellung von altgermanischer Adelsfreiheit siegreich gegenüber. Beim hereinbrechen der Anarchie des Interregnums fand es die Stadt, welche noch keineswegs so in sich erstarkt war, daß sie ganz auf eigenen Füßen hätte stehen können, gerathen, um den Schirm eines mächtigen Dynasten in der Nachbarschaft sich zu bewerben, damit derselbe gleichsam die Stelle des kaiserlichen Vogtes verträte. Der Gesuchte fand sich in dem Grafen Rudolf von Habsburg, welcher nachmals zum deutschen König erwählt wurde. Als solcher bestätigte er die Stadt Zürich in ihrer Reichsunmittelbarkeit. Auch sein Sohn, König Albrecht,

erwies sich der Stadt gnädig, so daß die Selbstständigkeit und Selbstregierung derselben ungehemmt vorschritt. Man erkennt solchen Vorschritt insbesondere aus den Verhandlungen, welche Zürich mit den Habsburgern pflog zur Zeit der Vollstreckung der Blutrache an König Albrechts Mördern. Die Stadt trat hier mächtigen Herren gegenüber schon ganz als selbstständige Macht auf. Die Vollziehung des eben erwähnten Blutgerichts kam ihr sehr zu baß, denn der trotzige Adel der Umgegend wurde dadurch gebeugt und musste der bürgerlichen Freiheit Raum zu größerer Entfaltung gewähren. Wir übergehen die drohenden, aber glücklich gelösten Verwickelungen, in welche Zürich bei dem Thronstreite zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern durch seine Anhänglichkeit an den ersteren gerieth, um sofort zu der Verfassungsreform zu gelangen, welche unter dem Namen der brun'schen Neuerung bekannt ist. Durch innere Erstarkung, wie durch Bündnisse nach außen, stand die Stadt in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts gesichert und geachtet da, als das Gemeinwesen von dem demokratischen Zuge gefasst wurde, der ja um jene Zeit überhaupt im deutschen Städtewesen so stark bemerkbar war. Der Drang bürgerlicher Freiheit, welcher schon früher die Kaufleute zur Erwerbung politischer Rechte gestachelt hatte, erwachte nun auch in den städtischen, den Banden der Hörigkeit längst entwachsenen Handwerkern. Die Zünfte strebten immer entschiedener nach Gleichberechtigung mit den Geschlechtern und forderten Theilnahme an dem Stadtregiment. In Zürich fand der aufstrebende Kleinbürgerstand ein talentvolles Parteihaupt in dem Ritter Rudolf Brun. Von ihm rührte die zürcherische Verfassung von 1336 her, ein treffliches, der Gerechtigkeit entsprechendes, aber auch der Mäßigung Rücksicht tragendes Werk. Die Geschlechter widerstrebten den Forderungen der Handwerker; allein diese setzten es in einer allgemeinen Bürgerversammlung durch, daß Brun mit diktatorischer Gewalt zum Bürgermeister gewählt wurde. Er ging sofort an die Revision der Verfassung und gab mittels derselben dem Gemeinwesen folgende Gestalt. Die Gesammtheit der Burgerschaft, zu welcher nun auch die Handwerker gehörten, wurde in zwei große Klassen getheilt, in die Konstafel und in die Zünfte. Die Konstafel, anderwärts Kunstoflerstube oder, wie in Köln, Richerzechheit genannt, umfasste die vormals rathsfähigen Edelleute und Ritter, die Geschlechter und alle Altburger, die Grundbesitzer, Kapitalisten, Kaufleute, Wechsler, Goldschmiede, Salzleute, Tuchherren, und aus ihr wurden 13 Rathsmitglieder je auf ein halbes Jahr gewählt. Die Handwerker theilte Brun in 13 Zünfte ein, je nach Beruf und Arbeit, wobei es freilich ohne eigenthümliche Eintheilungsmaximen nicht abging. So umfasste z. B. die Schmiedezunft nicht nur die Schmiede, Schwertfeger, Kannengießer, Glockengießer und Spengler, sondern auch „die Bader und Scheerer", die Chirurgen

von damals. Die Zunftgenossen jeder Zunft hatten einen Zunftmeister zu wählen und diese Vorsteher der einzelnen Korporationen waren nicht nur mit der Leitung der besonderen Angelegenheiten derselben betraut, sondern durch sie betheiligte sich der Handwerkerstand auch an dem Stadtregiment, indem die dreizehn Zunftmeister den dreizehn durch die Konstafel ernannten Räthen beigesellt wurden und mit denselben zusammen die Stadtobrigkeit bildeten, an deren Spitze der Burgermeister stand. Diese von Kaiser und Reich bestätigte Verfassung Zürichs war zwar keine rein demokratische, verbürgte aber gerade dadurch, daß sie den anderwärts nur allzu häufig vorkommenden Ueberschreitungen und Uebertreibungen des demokratischen Princips geschickt vorbeugte, den wachsenden Flor der Gemeinde. Anzumerken ist, daß im allgemeinen das aristokratische Regiment in den süddeutschen Städten länger sich hielt als in den norddeutschen, wo der demokratische Geist viel raschere Vorschritte machte. In der modernen Zeit hat sich dieses Verhältniß bekanntlich geradezu umgekehrt, indem in Süddeutschland oder, genauer in Südwestdeutschland, der demokratische Geist bedeutend vorschritt, während Norddeutschland aus den mit geistlicher Salbung dick bestrichenen Schranken des beschränkten Unterthanenverstandes nur sehr langsam herauszukommen vermochte.

Weil wir einmal Zürich zum Beispiel genommen, mag es uns gleich noch zeigen, daß die kühn aufstrebende deutsche Bürgerschaft des Mittelalters auch der allmächtigen Hierarchie gegenüber ihre Würde zu behaupten verstand. In dem großen Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstthum hielten die deutschen Städte weitaus der Mehrzahl nach treulich das kaiserliche Banner aufrecht und trotzten um ihrer Pflichten gegen das Reich willen päpstlichem Bann und Interdikt, eine viel deutschere Gesinnung an den Tag legend als die deutschen Fürsten, welchen die hierarchischen Machenschaften zur Schwächung der Reichsgewalt stets willkommen waren. Zürich wurde, gleich vielen andern deutschen Städten, um seiner Anhänglichkeit an Friedrich II. willen von Innocenz IV. mit dem Interdikte belegt, nachdem es auch von dem 1245 gebannten Kaiser nicht lassen gewollt. Die Pfaffheit stellte sofort die gottesdienstlichen Verrichtungen ein, im Mittelalter ein furchtbares Zwangsmittel. Die Züricher wendeten sich klagend an den Kaiser und trieben auf dessen Weisung die widerspänstigen Priester scharenweise aus der Stadt, die geistlichen Güter zugleich mit Beschlag belegend. Vor solcher Entschiedenheit krochen die Pfaffen — im Mittelalter kein gehässiges Wort, sondern oft sogar eine amtliche Bezeichnung — zum Kreuze. Es ward unterhandelt und der Papst wurde von der Geistlichkeit vermocht, das Interdikt faktisch aufzuheben, indem er die Wiederherstellung des Gottesdienstes innerhalb der Stadt gestattete. — Noch weniger als von der Pfaffheit ließen sich die deutschen Bürger von dem Adel im Barte kratzen. Wie sie draußen ihre

Waarenzüge mit blutigem Ernste gegen die ritterlichen Wegelagerer zu schirmen wussten, so wahrten sie vorkommenden Falles innerhalb ihrer Ringmauern kräftigst das bürgerliche Hausrecht. Auch hierfür bietet eine schweizerische Stadt ein schlagendes Beispiel. Im Jahre 1267 war eine Menge Edelleute in Basel anwesend, um die lustige Fastnacht mitzufeiern. Die Herren wussten ihrer Ueppigkeit kein Ziel zu finden und setzten sich namentlich in der Galanterie über die Regeln der Ehrbarkeit hinweg. Das verdroß die Burger von Basel gewaltig und sie machten keineswegs bloß im Sack eine Faust. Im Gegentheile, sie erhoben sich frischweg, fielen über die galanten Skandalmacher her und verwundeten und tödteten eine namhafte Zahl derselben. „Etliche wurden, erzählt die Chronik, den schönen Jungfrawlein in dem Schoß zerhawen.“

Das mächtige Hilfemittel der Association hatte im Innern der Städte so großes zuwegegebracht, daß sich die Anwendung desselben nach außen in größerem und größtem Maßstabe von selbst ergab. Wie sich die Bürger einer Stadt die Sicherheit der Person und des Eigenthums gegenseitig verbürgten, so auch die Bürgerschaften verschiedener Städte untereinander. Industrie und Handel, städtischer Nahrungsfähigkeit und Wohlhabenheit reichste Quellen, verlangten gebieterisch eine stärkere Garantie der öffentlichen Sicherheit, als die kaiserlichen Landfriedenerlasse zu bieten vermochten, und als vollends nach dem Untergange der hohenstaufischen Dynastie die Wegelagerung, die brutalste Räuberei förmlich zu einem adeligen Gewerbe wurde, mussten die gewerbefleißigen Städte, deren politisches aufstreben dem Adel ohnehin ein Dorn im Auge war, darauf bedacht sein, ihr Hab und Gut, wie das Leben der Ihrigen, gegen die Herren „vom Stegreif“ zu schützen und ihre politische Existenz vor den Uebergriffen geistlich und weltlich fürstlicher Willkür zu sichern. Diese gemeinsame Nothwendigkeit führte die berühmten deutschen Städtebünde herbei, welche allerdings zunächst auf gewerblichen und kommerziellen Interessen beruhten, bald aber auch eine große politische Bedeutung erlangten. Das Bürgerthum organisirte sich mittels derselben zu einer Macht, deren Geltung über das Weichbild der einzelnen Städte weit hinausreichte. Zu bedauern ist nur, daß diese bürgerlichen Bündnisse ihr heilsames Band nicht dauernd um das gesammte deutsche Land zu schlingen vermochten, daß es die deutsche Bürgerschaft nicht zu einem nationalen Bürgerbunde, sondern nur zu partikularen Konföderationen bringen konnte. Wäre das erstere geschehen, so würde die deutsche Geschichte eine wesentlich andere Gestalt angenommen haben. Die Entfremdung von Nord- und Süddeutschland, so viel deutschen Unglückes leidiger Grund, ließ es aber dazu nicht kommen. Was die süddeutschen Städte angeht, so traten sie zuerst im 14. Jahrhundert zu größeren Bündnissen zusammen. So schlossen schon 1327 die Städte Mainz, Worms, Speyer,

Straßburg, Basel, Freiburg im Breisgau, Zürich, Bern, Solothurn, Konstanz, Ueberlingen, Lindau und Ravensburg unter sich und mit den Landleuten von Uri, Unterwalden und Schwyz, dann mit den Grafen von Kyburg und von Montfort, wie mit dem Bischof von Konstanz, einen Bund zur Wahrung des Landfriedens. Einen noch mächtigeren gingen die rheinischen, fränkischen und schwäbischen Städte später ein und dieser empfing die Blut- und Feuertaufe in dem großen Städtekriege, in welchem 1388 der langgenährte brennende Haß der hohen und niedern Junkerschaft gegen das Bürgerthum so recht zum Ausbruche kam und der Süddeutschland mit aller Drangsal der barbarischen mittelalterlichen Kriegsführung heimsuchte. Er wurde, obgleich die Bevölkerung und Waffentüchtigkeit der Städte schon so groß war, daß einzelne, wie z. B. Augsburg und Straßburg, an 40,000 Streiter in's Feld stellen konnten, im ganzen von den Bürgern nicht eben glücklich geführt und kostete die Stadtgemeinden schwere Opfer an Menschen und Geld. Zum Glücke für die damals ernstlich bedrohte bürgerliche Freiheit wurde die süddeutsche Aristokratie zur selben Zeit durch die Bewohner der schweizerischen Berge der Art gedemüthigt, daß ihr die Kraft und Macht zur umfassenden Restauration der Feudalwirthschaft fehlte.

Die norddeutschen Städtebünde sind oder vielmehr der eine große Hansebund ist von älterem Datum als die bürgerlichen Konföderationen Süddeutschlands. Der Ursprung der Hansa ist in Flandern zu suchen. Von dorther stammt auch das Wort, welches ursprünglich eine Abgabe bedeutete, in der Folge aber eine Verbindung, deren Mitglieder zu einem gemeinschaftlichen Zwecke Beisteuern hergaben. Die flämische Hansa, deren Mittelpunkt Brügge, kam über die kaufmännische Stellung und Geltung nicht hinaus, ihre deutsche Nachahmerin aber gelangte zu einer Ausdehnung und Machtfülle, vermöge welcher sie eine Zeit lang nicht nur den deutschen, sondern auch den skandinavischen Norden beherrschte. Den Grund zu solcher Bürgermacht legte das 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossene Schutz- und Trutzbündniß, welchem sechs Jahre später Braunschweig und bald auch Bremen beitraten. Haupt- oder Vorort des hanseatischen Bundes, welcher sich in den Ost- und Nordseeländern weit nach Nordosten und Westen und südwärts weit in's deutsche Binnenland ausbreitete, war Lübeck. Hier wurden die von drei zu drei Jahren stattfindenden Bundestage abgehalten, hier war auch das Archiv des Bundes. Die fünfundachtzig Städte, welche dem gewaltigen Bündniß, der großartigsten organisatorischen That des deutschen Bürgerthums, allmälig beitraten, waren nach Kreisen abgetheilt. Jedem Kreis, deren es vier gab, stand eine sogenannte Quartierstadt vor: Lübeck, Köln, Braunschweig, Danzig. Die zu Köln 1364 berathene und beschlossene Bundesakte verlieh dem Bunde seine feste Gestaltung nach

innen und außen. Ausdehnung und Schutz der Gewerbe und des Handels im Inland und in der Fremde (zu London, Brügge, Bergen und Nowgorod waren große hanseatische Kontore und Faktoreien errichtet), strenge Handhabung des Rechtes in den Bundesstädten, Mehrung und Wahrung bürgerlicher Freiheit, das war der Zweck der Hansa. Er wurde erreicht und noch mehr. Schon im 14. Jahrhundert nahm die Hansa eine politische Stellung ein, welche an faktischer Bedeutung die des damaligen deutschen Kaiserthums weit hinter sich ließ. Durch Handel und Waffen beherrschte der Bund den ganzen Norden, machte die Könige von Norwegen, Schweden und Dänemark von sich abhängig, nahm und verlieh Kronen. Was später für so lange Zeit nur ein Traum patriotischer Herzen, eine deutsche Orlogsflotte, war damals eine gewaltige Wirklichkeit. Die Hansa ließ ihre Kriegsflagge siegreich auf den Meeren wehen, und wie sie das Land innerhalb der weiten Gränzen ihrer Wirksamkeit von Landfriedensbrechern und Stegreifrittern reinigte, so säuberte sie die See von Piraten, besonders von dem gefürchteten Seeräuberbunde der Vitalienbrüder, welche im Mittelalter die Rolle der späteren Flibustier spielten. Ihre civilisirende Mission hat sie auch durch Anlegung von Landstraßen, wofür sonst in jener Zeit soviel wie gar nichts geschah, und durch Ziehung von Kanälen bewährt. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß der hanseatischen Handelspolitik wie das weitstrebende so auch das engherzige, krämerhafte und egoistische anhaftete, ganz in der Weise, wie es das benehmen der größten Handelsnation unserer Zeit widerwärtig bemerken läßt. Auf den großartigen Aufschwung, welchen die Hansa unter Führung des gewaltigsten Mannes, den das deutsche Bürgerthum hervorgebracht hat, in den drei ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts nahm, werden wir im zweiten Buche zu sprechen kommen.

Das äußere Bild der deutschen Städte blieb vom 13. bis in's 15. Jahrhundert, wo die Anwendung des Feuergeschützes bei Belagerungen verstärkte und vervielfachtere Befestigungen (Bastionirung) hervorrief, so ziemlich dasselbe. Das ganze „Weichbild“ der Stadt umzog ein Graben, dessen Zugänge mit Auslugern besetzte Thürme und Warten vertheidigten und hinter dem sich Wall und Ringmauer erhoben, letztere mit Zinnen gekrönt, in Zwischenräumen von runden oder eckigen Thürmen überragt und von starkverwahrten Thoren mit Zugbrücken unterbrochen. Was das Innere der Städte betrifft, so änderte sich dasselbe im Vorschritte der Zeit schon deßhalb bedeutend, weil das zu Anfang des 13. Jahrhunderts noch aus Holz und Lehm, Stroh und Rohr bestehende Baumaterial allmälig dem solideren steinernen Platz machte. Ungeheuere Feuersbrünste, welche oft den größten Theil der Städte in Asche legten und bei dem anfänglichen Mangel der Häuser an Rauchfängen und Schornsteinen ebenso leicht entstanden, als sie durch das ältere Baumaterial rasch fortgeleitet wurden,

drängten den Bürgern mehr noch als der erwachende Geschmack am schöneren und solideren die Verwendung der Bruch- und Backsteine auf. Es währte jedoch lange, bis auch die Privathäuser aus diesem in manchen Gegenden kostspieligen Material erbaut wurden; vorerst begnügte man sich, die Kirchen, Münz-, Zoll- und Waarenhäuser, Kauf- und Waghäuser, Kaufmannshallen und Fleischbänke, endlich die Rathhäuser, in deren Erdgeschossen die vielbesuchten „Rathskeller" sich befanden, aus Stein zu erbauen, und der architektonische Aufwand, welcher insbesondere an Münstern und Rathhäusern entfaltet wurde, darf uns nicht verleiten, daraus sofort auch auf die bürgerlichen Privatwohnungen jener Zeit einen Schluß zu ziehen. Es ist nämlich ein schöner Zug des mittelalterlichen Bürgerthums gewesen, daß es gleich den Griechen und Römern seine öffentlichen Gebäude in großem Stil erbaute und mit Pracht ausstattete, während es sich in der eigenen Wohnung noch lange unbequem und nach unseren Begriffen sogar höchst ärmlich behalf. Selbst in einer so bedeutenden Stadt wie Frankfurt a. M. sind die Privathäuser bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts fast durchweg nur mit Stroh- oder Schindeldächern versehen gewesen und erst zu Anfang des genannten Jahrhunderts kamen daselbst Schornsteine auf, während bis dahin der Rauch seinen Ausgang durch ein im Dache befindliches Loch hatte suchen müssen. Die hierdurch veranlassten Brandgefahren waren um so bedrohlicher, als die Löschanstalten sich in sehr primitivem Zustande befanden. Die Stellen der Feuerspritzen mussten Feuereimer versehen, denn erstere kamen erst im 16. Jahrhundert auf und blieben bis weit in's 17. hinein von sehr unvollkommener Bauart. In Augsburg wird eine Feuerspritze zuerst i. J. 1518 namhaft gemacht. Die älteste Feuerlöschordnung in Deutschland war vermuthlich die zu Frankfurt i. J. 1439 aufgestellte.

Im Vorschritte des Mittelalters gingen nun aber wie in der gesammten städtischen Lebensführung so auch in der bürgerlichen Bau- und Wohnart große Veränderungen vor sich. Es entstanden stolze patricische Paläste, welche der Handelsreichthum mit allem Luxus des 14. und 15. Jahrhunderts ausschmückte, mit kostbarem Getäfel und Schnitzwerk, mit reichem Mobiliar und farbenbunten Teppichen, mit zierlichen Glasfenstern und mit „Tresuren", welche unter der Last silberner und goldener Gefässe sich bogen. Solch einem Hause durfte natürlich auch der wohlversehene Weinkeller nicht fehlen, während der Handwerkerstand auf seinen Zunftstuben noch fortwährend mit dem Genusse des altnationalen Bieres sich begnügte. Im allgemeinen erhielten die Städte schon dadurch ein wohnlicheres und reinlicheres Aussehen, daß man in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts anfing, die stehenden Mistpfützen vor den Häusern durch Anlegung von Gossen abzuleiten und zu gleicher Zeit an vielen Orten die Pflasterung der Straßen begann. Wir haben nämlich ganz bestimmte

Spuren, daß diese wichtige Arbeit in mehreren deutschen Städten weit früher vorgenommen wurde, als man gewöhnlich annimmt; wir besitzen schriftliche Zeugnisse, daß gerade solche deutsche Städte, deren Gassen in späterer Zeit wieder im Kothe schwammen, schon ausgangs des 13. und anfangs des 14. Jahrhunderts das von Paris um 1185 gegebene Beispiel der Straßenpflasterung alsbald nachahmten, wo nicht vorwegnahmen.

Von einer planmäßigen Anlage der mittelalterlichen Städte war in ihrer überwiegenden Anzahl gar nicht die Rede. Bei ihrer Entstehung verdrängte die Nothwendigkeit nahen und nächsten beisammenseins zu Schutz und Trutz, also möglichst enge Anlehnung an die Schirm gewährende Burg oder Abtei jede andere Rücksicht. Spätere Ansiedler wollten natürlich dieses Schirmes auch möglichst genießen und so ballten sich die alten Städte zu Häuserklumpen zusammen, zu einem „labyrinthischen Gewirre", durch welches enge, krumme, feuchte Gassen sich hinwanden. Ein ziemlich anschauliches Bild dieser mittelalterlichen Gassenenge, Gassenfeuchtigkeit und Gassenfinsterniß bieten die hier und da noch ganz oder theilweise erhaltenen „Judengassen", in welche das Volk Israel in den Städten zusammengepferchт war. Indessen stößt uns doch schon im 12. Jahrhundert da und dort eine städtische Bauordnung auf, wie z. B. in Köln und Straßburg, wo Vorkehrungen getroffen wurden gegen das „Uebergezimbere", d. h. gegen das von Stockwerk zu Stockwerk immer weiter in die Gassen hereinragenlassen der Häuser, wodurch Licht und Luft beeinträchtigt ward. Später wurde namentlich in den Reichsstädten, wo auch die Rechtspflege am besten besorgt wurde, eine ziemlich strenge Baupolizei gehandhabt. Die besseren bürgerlichen Wohnhäuser hatten gemeiniglich eine große Hausflur, welche zur Lagerung von Waaren u. dgl. m. diente, breite Treppen, große Korridore (Lauben) als Tummelplätze für die Jugend bei schlechter Witterung, dagegen in der Regel ziemlich enge Stuben und Kammern. Wie rasch oft eine Stadt ihr aussehen änderte, mag uns abermals Zürich beweisen. Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts waren daselbst wenige Häuser aus Stein gebaut. Das Rathhaus sogar, dessen Erbauung in's Jahr 1402 fiel, bestand ganz aus Holz. Es hatte Fenster aus Tuch, welche erst lange nachher mit gläsernen vertauscht wurden. Im Jahre 1430 wurde der erste Brunnquell mittels Teucheln in die Stadt geleitet und der erste Röhrbrunnen erbaut. Ganz anders schon lautet ein Bericht aus der zweiten Hälfte des nämlichen Jahrhunderts. Der Bürgermeister Hanns Waldmann hatte die Beute aus den burgundischen Kriegen auch für die bauliche und häusliche Einrichtung seiner Stadt nutzbar zu machen gewusst. Schon um 1480 finden wir, daß „die Gebäude aus gevierten Steinen aufgeführt und von außerordentlicher Höhe sind. Die Zimmer sind mit Holz gefüttert; man trifft Sommer- und Winterzimmer, Säle, Säulengänge, Ruhebette, alles mit

bewunderungswürdiger Verzierung. Die Straßen sind schön, nicht breit, aber mit gebackenen Steinen glatt gepflastert.“ Die städtische Tracht im 14. Jahrhundert wird uns von einem Züricher also geschildert: „Der Oberrock, ohne Aermel und Knöpfe, langte zu den Füßen hinab und war am Halse genau überschlagen. Die Frauenpersonen trugen ihn etwas weiter und länger, mit einem Gürtel geschürzt. Der Arm in dem engen Aermel des Wammes stieg aus dem weitern offenen Umschlag hervor. Das Haupt war entblößt; Mützen und Hüte trugen nur angesehenere Herren. Die Frauenpersonen unterschieden sich von den Männern durch langes Haupthaar, das in Locken um die Schultern floß, gewöhnlich mit einem Kranze umwunden. In der Trauer war die Stirne mit Leinwand verhüllt. Um die Schultern wallte den Rücken hinab bei Manns- und Weibspersonen ein weiter Mantel. Von Gold, Silber, Seide und Edelsteinen sah man beinahe noch nichts. Gugelmützen kamen um 1350 auf, damalen waren auch Schnabelschuhe und Schellentracht üblich und nicht lange nachher verkürzte man den Mannsrock, um die bunten Hosen sichtbar zu machen. Von der Kappe flossen den Rücken hinab zween Zipfel bis an die Fersen. Mehr als eine Hand breit war der Weiberrock vorn beim Halse geöffnet. Hinten war eine Haube genäht, eine Elle lang und noch länger. Auf den Seiten war der Rock geknöpfelt und geschnürt. Die Schuhe waren auf eine Art gespitzt, daß man etwas in die Spitze hineinschieben konnte. Der Oberschuh war geklöppelt und genestelt.“ Frühe schon wurde jedoch die Einfachheit dieser Tracht durch wachsenden Luxus verdrängt und die Bürgerfrauen wetteiferten mit den Edeldamen in der Hingabe an kostbare und nicht immer züchtige Moden. Schon um 1220 zogen sie in Mainz beim Kirchgange gern eine lange Schleppe am Kleide hinterdrein und machten sich wenig daraus, daß die Prediger gegen diesen „Pfauenschweif“ eiferten und behaupteten, „dies sei der Tanzplatz der Teufelchen und Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedurft hätten, sie wohl mit etwas der Art versehen haben.“ Der Kölner Gottfried Hagen, welcher im 13. Jahrhundert seine Stadtchronik schrieb, erwähnt der Hüte mit Pfauenfedern („pauwinhude“) als Kopfschmuck vornehmer Bürger. Die städtische Geistlichkeit muß zur Förderung des städtischen Kleiderluxus frühe beigetragen haben; denn es existirt ein Mandat des Bischofs Johann von Straßburg aus dem Jahre 1317, welches dem Klerus bei Strafe des Bannes befiehlt, der grünen, gelben und rothen Schuhe sich zu enthalten. Beim Uebergange vom 14. in's 15. Jahrhundert scheint schwarz als Amtstrachtsfarbe der Rathsherren in den deutschen Städten schon ziemlich allgemein stehend gewesen zu sein. Wie schnell und sehr der städtische Kleiderluxus sich steigerte, bezeugt der Umstand, daß wir von der Mitte des 14. Jahrhunderts an städtische Luxusgesetze und „Kleiderordnungen“ treffen, welche letztere, von da ab immer

häufiger erlassen, dem übertriebenen Aufwand in kostbaren Stoffen wie der einreißenden Zuchtlosigkeit im Schnitte steuern sollten, deren wir bereits bei einer früheren Gelegenheit gedacht haben.

Es sind uns aus dem 15. Jahrhundert viele Berichte von Einheimischen und Fremden aufbewahrt, welche sich über die damaligen baulichen und socialen Zustände deutscher Städte auslassen. Nürnberg z. B. galt für das Ideal einer schönen mittelalterlichen Stadt und noch jetzt läßt es uns ja vor allen deutschen Städten die bürgerliche Architektur jener Zeiten mit ihren gezackten Giebeln, Eckthürmchen, Söllern und Erkern bewundern. Italiener behaupteten damals, eine reizendere Stadt als Köln gäbe es nicht. Ebenso wurden Mainz, Worms, Speyer, Trier, Straßburg, Basel, Aachen, Frankfurt, Lübeck, Bremen, Soest, Prag, Breslau und andere gerühmt. Noch im 16. Jahrhundert hatte nach dem Urtheil des berühmten Franzosen Montaigne Augsburg an Schönheit den Vorzug vor Paris. Der geschmeidige Südländer Aeneas Silvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II., weiß des Lobes deutscher Städteschönheit und deutschen Städtereichthums kein Ende zu finden. Allerdings mag ihn seine italische Einbildungskraft zu argen Uebertreibungen verleitet haben, wenn er z. B. ausruft: „Wo ist ein deutsches Gasthaus, wo man nicht aus Silber äße? Wo ist eine, nicht adelige, sondern bürgerliche Frau, die nicht von Gold schimmerte?“ Das ist, insbesondere, was die Gasthäuser angeht, geradezu märchenhaft, denn wir wissen bestimmt, daß die meisten deutschen Wirthshäuser damals und noch lange nachher in einem sehr verwahrlosten Zustande sich befanden. Piccolomini's Beschreibung von Wien jedoch, welche er im sechsten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts entwarf, wird auch von anderer Seite bestätigt, z. B. von Bonfini, der die Stadt im Jahre 1490 sah und so schilderte: „Die Stadt liegt in einem Halbmond an der Donau, die Stadtmauer hat wohl bei 5000 Schritte und doppelte Wälle. Wie ein Palast liegt die eigentliche Stadt inmitten ihrer Vorstädte, deren mehrere an Schönheit und Größe mit ihr wetteifern. Jede Wohnung hat ihr sehenswerthes, ihr denkwürdiges. Fast jedes Haus hat seinen Hinterhof und seinen Vorhof, weite Säle, aber auch gute Winterstuben. Die Gastzimmer sind gar schön getäfelt, herrlich eingerichtet und haben Oefen. In alle Fenster sind Gläser eingelassen, viele sehr schön bemalt, durch Eisenstäbe gegen Diebe geschützt. Unter der Erde sind weite Weinkeller und Gewölbe; diese sind den Apotheken, Waarenniederlagen, Kramläden und Miethwohnungen für Fremde und Einheimische gewidmet. In den Sälen und Sommerstuben hält man so viele Vögel, daß der, so durch die Straßen geht, wohl wähnen möchte, er sei inmitten eines grünen lustigen Waldes. Auf den Gassen und Marktplätzen wogt das lebendigste treiben. Vor dem letzten Kriege wurden ohne Kinder und unerwachsene Jugend 50,000

Seelen und 7000 Studenten gezählt. Ungeheuer ist der Zusammenfluß der Kaufleute, auch wird hier ungeheuer viel Geld verdient. Wiens ganzes Gebiet ist nur ein großer herrlicher Garten, mit schönen Rebhügeln und Obstgärten bekrönt, mit den lieblichsten Landhäusern geschmückt." Nun aber die Kehrseite der Münze, welche uns aus der Beschreibung Wiens durch Aeneas Silvius stark genug entgegentritt. Wir erfahren da, daß es (und sicherlich nicht nur in Wien, sondern in vielen deutschen Städten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts) mit der vielbelobten bürgerlichen Sparsamkeit, Ehrbarkeit und Zucht im Mittelalter gar übel aussah, ebenso mit dem öffentlichen Frieden. „Tag und Nacht, erzählt unser Gewährsmann, wird in den Straßen wie in einer Schlacht gekämpft, indem bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald die Bürger gegen einander die Waffen erheben. Eine kirchliche Feierlichkeit endigt selten ohne blutige Schlägerei und Mord und Todtschlag sind häufig. Schier alle Bürger halten Weinhäuser und Tavernen, in welche sie Zechgesellen und „lichte Frölein" (so nennt der alte Uebersetzer des Aeneas Silvius die Freudenmädchen) hineinrufen. Das Volk ist ganz dem Leibe geneigt und ergeben und verprasst am Sonntag, was es die Woche über verdient hat. Die Anzahl öffentlicher Dirnen ist sehr groß und nur wenige Frauen lassen sich an einem Manne begnügen. Häufig kommen Edelleute zu schönen Bürgerfrauen. Dann trägt der Mann Wein auf, den vornehmen Gast zu bewirthen, und lässt ihn hierauf mit der Frau allein. (Man sieht, die wiener Bürger waren „erhabener über Vorurtheile" als die baseler.) Die alten reichen Kaufleute nehmen junge Mägde zur Ehe und diese heiraten, zu Witwen geworden, alsbald ihre Hausknechte, mit denen sie schon lange zuvor „des Ebruchs oft gehept hand". Man sagt auch, daß viele Weiber ihrer überlästigen Männer durch Gift sich entledigen, und gewiß ist, daß Bürger, welche den unzüchtigen Umgang ihrer Frauen und Töchter mit Hofjunkern nicht leiden wollen, häufig von diesen ungestraft umgebracht werden."

Wir wollen durchaus nicht behaupten, daß diese wienerische Sittenschilderung in ihrem ganzen Umfange auf alle oder auch nur die meisten deutschen Städte jener Zeit anwendbar sei. Allein manche Seite der beschriebenen Zustände machte sich doch überall bemerkbar. Der städtische Wohlstand reizte zu einem Lebensgenusse, welcher nicht selten in gröbste Völlerei ausartete. Die Männer entwickelten eine furchtbare Virtuosität im trinken und wir erstaunen über die Quantitäten geistiger Getränke, welche sie zu sich nehmen konnten. Ist es doch kaum glaublich, daß z. B. in Zürich bei dem althergebrachten Frühlingsfest, genannt das Sechseläuten, auf den Trinkstuben der Zünfte auf jeden Mann 16 Maß Wein gerechnet wurden. Ebenso maßlos wurde der Wollust gefröhnt. Schon die Tänze

des späteren Mittelalters waren, wie wir oben gesehen, sehr wollüstig und unzüchtig. Auch in den Städten war es üblich, daß die Tänzer oft mehr als halbnackt in den Reihen sich stellten und ihre Tanzkunst besonders in dem berüchtigten „umbwerfen" zu erweisen suchten, welches darin bestand, daß der Tänzer seine Tänzerin in einer Stellung zu Boden warf, welche ihren Körper zuchtlos entblößte. Vergeblich schritt die Obrigkeit gegen diesen Unfug ein. Auch die öffentlichen Badhäuser der Städte, in welchen Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge, Mönche und Nonnen untereinander badeten und die beiden Geschlechter häufig splitternackt sich begegneten, konnten zur Hebung der Keuschheit gewiß nicht beitragen.

An den Stätten der Gesundbrunnen zeigte sich das spätere mittelalterliche Badleben in seiner ganzen Ausgelassenheit. So besitzen wir eine von dem Italiener Poggio i. J. 1417 nach eigener Anschauung entworfene Schilderung des treibens der Badgäste zu Baden im Aargau, wo in den zahlreichen Herbergen Krieger und Staatsmänner, Kaufleute und Handwerker, Domherren, Aebte und Aebtissinnen, Mönche und Nonnen von weitumher sich zusammenzufinden pflegten. Da erschöpfte man alle Arten von Vergnügungen bis zu völliger Zügel- und Zuchtlosigkeit. In der Morgenfrühe waren die Bäder am belebtesten. Wer nicht selber badete, stattete seinen badenden Bekannten Besuche ab. Von den um die Bäder laufenden Galerien herab konnte er mit ihnen sprechen und sie auf schwimmenden Tischen essen und spielen sehen. Schöne Mädchen baten ihn um Almosen, und warf er ihnen Münzen hinab, spreiteten sie, dieselben aufzufangen, wetteifernd die Gewänder aus und enthüllten dabei üppige Reize. Blumen schmückten die Oberfläche des Wassers und oft hallten die Gewölbe wider von Saitenspiel und Gesang. Mittags, an der Tafel, ging nach gestilltem Hunger der Becher so lange herum, als der Magen den Wein vertrug oder bis Pauken und Pfeifen zum Tanze riefen. Da begann dann das wilde, erhitzte Blut so recht sich auszutoben: man drehte sich und sprang, damit entweder die vielfach zerschlitzten Beinkleider der Tänzer oder die in Unordnung gerathenen Röcke der „umbgeworffenen" Tänzerinnen unzüchtige Anblicke gewähren und dadurch lautes lachen erregen sollten. Sicherlich war Poggio berechtigt, seiner Schilderung dieses badener Badelebens die schalkhaften Worte beizufügen: „Nulla in orbe terrarum balnea ad foecunditatem mulierum magis sunt accommodata."

Die häufig erlassenen furchtbar strengen städtischen Strafgesetze gegen die Nothzucht („Nothnumpft") zeigen, daß die Begierde sogar auf öffentlicher Straße der Städte häufig genug zu viehischen Ausbrüchen kam. Gewerbsmäßige Prostitution wurde überall als ein nothwendiges Uebel erkannt, ja sogar von obrigkeitswegen aufgemuntert, während in früherer Zeit

überführte Kupplerinnen als „Verschänderinnen“ anderer Frauen lebendig begraben wurden. Der Name der mittelalterlich deutschen Bordelle, „Frauenhäuser“, stammt aus der karlingischen Zeit, wo er aber die spätere Bedeutung nicht hatte, wie damals auch das von dem angelsächsischen Wort Borda (Haus) abgeleitete Bordell einfach Häuschen bedeutete. Weil jedoch schon die karlingischen Gynäceen (Frauenhäuser) die Schauplätze vieler Liebesabenteuer gewesen waren, so trug das spätere Mittelalter den Namen auf die Stätten feiler Lust über. Man nannte diese aber auch „offene oder gemeine Häuser“, „Jungfernhöfe“, „Häuser der gelüstigen Fräulein“ und ihre Bewohnerinnen „offene Weiber“, „Frauenhäuserinnen“, „thörichte Dirnen“, „fahrende Frauen“. Die Frauenhäuser waren Eigenthum der Stadt und wurden von dieser an den „Frauenwirth“ (Ruffian) oder die „Frauenwirthin“ verpachtet gegen einen bestimmten wöchentlichen Zins. Oft war auch der schmähliche Ertrag dieser Institute landesherrliches Regal, eine Einkommensquelle geistlicher und weltlicher Dynasten. Die Stellung der Frauenhäuserinnen war nach den verschiedenen Städten sehr verschieden. Wenn sie an einem Orte sehr hart gehalten, dem Henker zur Aufsicht übergeben und auf dem Schindanger begraben wurden, so genossen sie an anderen wieder großer Vorrechte, wurden mit dem Bürgerrecht beschenkt, durften bei städtischen Festen und Tänzen mit Blumensträußen geschmückt erscheinen, durften einen Zunft- und Gewerbszwang ausüben und, wie die Handwerker jeden Nichtzünftigen als „Bönhasen“ verfolgten, so ihrerseits nicht befugte Bordelle zerstören und „Bönhäsinnen“ aus der Stadt jagen. Meistens waren sie angehalten, eine eigenthümliche Kleidung zu tragen: z. B. in Leipzig gelbe Mäntel mit blauen Schnüren, in Bern und Zürich rothe Mützen, in Augsburg einen grünen Streifen am Schleier, andernorts grüne Röcke. Größere Städte, wie Wien, Leipzig, Augsburg, Frankfurt u. a. v., hatten mehrere Frauenhäuser, aber auch ganz kleine Stadtgemeinden besaßen in der Regel wenigstens eins. War doch, um nur ein derartiges Beispiel anzuführen, sogar die kleine Landstadt Winterthur, welche noch jetzt nicht mehr als 12,000 Einwohner zählt, schon 1468 mit einer solchen Anstalt versehen. Die Stadtmagistrate ließen es sich angelegen sein, das Frauenhauswesen nach festen Normen zu regeln und mit deutscher Gründlichkeit Methode in die Ausschweifung zu bringen. An Vorabenden von Sonn- und Festtagen, wie an diesen selbst, sollten die Frauenhäuser wenigstens vormittags geschlossen sein. Ehemänner, Pfaffen und Juden sollten keinen Zutritt haben, allein nur in Beziehung auf die letzteren wurde dies Gesetz strenge gehandhabt und zwar so streng, daß Fälle bekannt sind, wo der betroffene Jude mit dem Tode bestraft wurde, wie man auch der Buhlschaft mit Jüdinnen überwiesene Christen hinrichtete. Nur fremde, d. h. nicht aus der Stadt gebürtige Mädchen

sollten den Dienst im Frauenhause verrichten, Ehefrauen gar nicht zugelassen werden. Allein dieses Verbot scheint nicht selten umgangen worden zu sein. Denn uns ist urkundlich bezeugt, daß um 1476 zu Lübeck vornehme Bürgerinnen, das Antlitz unter dichtem Schleier bergend, abends in die Weinkeller gingen, um an diesen Orten der Prostitution unerkannt messalinischen Lüsten zu fröhnen. Das Verhältniß des Frauenwirths zum Magistrat und das der offenen Weiber zu dem ersteren war des ausführlichsten bestimmt. Die Stadtobrigkeit kümmerte sich sogar um die den gelüstigen Fräulein vom Frauenwirth zu reichende Kost. „Er soll", heißt es in der Ordnung des Frauenhauses von Ulm, „ainer yeden Frawen in seinem Haws wonend das mal umb sechs Pfennig geben und sie damit höher nit staigen und ir aber über yedes mal, so man Fleisch essen soll, geben zwu richt oder trachten von Fleisch, mit namen suppen und fleisch, und ruben oder Kraut und fleisch, welches er dann nach Gestalt und Gelegenheit der Zeit füglichen und am böſten gehaben mag, und aber am Sonntag, am Afftermontag und am Dornstag zu Nacht, so man also Fleisch ysset, für der ytzgemelten richt oder trachten aine, ain gebrattens oder gebachens dafür, wa Er das gebratens nicht gehaben mochte." Und noch um anderes sorgte der wohllöbliche Magistrat. „Ain yede Fraw, so nachts ain Mann bey ir hat, soll dem Wiertt zu Schlaffgeldt geben ainen Kreutzer und nit drüber, und was jr über dasselbig von dem Mann, bei dem sy also geschlaffen hatt, wirdt, das sol an jhren Nutz kommen." Häufig erhoben die offenen Frauen Klage bei der Stadtobrigkeit wegen Beeinträchtigung ihres Gewerbes durch heimliche, d. h. nicht in den Frauenhäusern wohnende Konkurrentinnen. So richteten die „gemeinen Frauen im Tochterhause zu Nürnberg" i. J. 1492 eine de- und wehmüthige Supplik um Abstellung der Winkelprostitution an den Rath, bittend: „solches um Gottes und der Gerechtigkeit willen zu strafen und solches hinfüro nicht mehr zu gestatten, dann wo solches hinfüro anders als bishero gehalten werden sollte, müssten wir armen Hunger und Kummer leiden." Bei allen Festen und sonstigen Versammlungen strömten Scharen von Lustdirnen zusammen. Bei dem Reichstage zu Frankfurt 1394 waren 800 fahrende Frauen anwesend. Noch bessere Geschäfte machten sie bei Kirchenversammlungen. Das 1414 zu Konstanz eröffnete Koncil hatte an 1500 Dirnen herbeigelockt und einer Nachricht zufolge verdiente sich eines dieser Geschöpfe bei dieser Gelegenheit die für jene Zeit sehr beträchtliche Summe von 800 Goldgulden. Da die Frauenhäuser für dienlich „zu besserer Bewahrung der Ehe und der Ehre der Jungfrauen" erachtet wurden, so wurde die ganze Sache mit einer für unsere Sitten höchst anstößigen Offenheit und Unbefangenheit behandelt und ein Kaiser (Sigismund) wusste es dem berner Stadtmagistrat öffentlich Dank, daß dieser dem kaiserlichen Gefolge einen dreitägigen unent-

geldlichen Zutritt im Frauenhause der Stadt gestattet habe. Es wurde auch durch ganz Deutschland und nach auswärts (vornehmlich nach Venedig, London und Bergen) ein schwunghafter Handel mit „schöner Waare" betrieben und vor allen begehrt waren die schwäbischen und sächsischen Mädchen.

Wie es scheint, hatten die Frauenhäuser, in welchen neben der Wollust auch die Trinksucht und Spielwuth ihre Orgien feierten, wenigstens das gute, daß sie zur Verhütung des Kindermordes beitrugen. Dieses Verbrechen kam allerdings im Mittelalter nicht häufig vor, wie sich schon daraus schließen lässt, daß, wie schon erwähnt worden, das ganze 15. Jahrhundert hindurch in Nürnberg nicht ein einziger solcher Fall bekannt wurde, im 16. dagegen schon 6, im 17. gar schon 33 Fälle. Die genannte Stadt besaß auch bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Findelhaus, Anstalten, die zuerst in Italien und zwar schon um 787 aufgekommen waren oder wenigstens dort am frühzeitigsten häufig vorkamen. Denn am allerfrühesten geschieht eines Findelhauses diesseits der Alpen Erwähnung, nämlich des in der deutschen Stadt Trier schon im 7. Jahrhundert errichteten. Auffallend ist, daß die Stadt Frankfurt im Mittelalter kein Findelhaus besaß. Dagegen ist das bestehen solcher Anstalten — („der funden kindlin hus" war die amtliche Bezeichnung) — für Freiburg im Breisgau und für Ulm aus dem 14., für Eßlingen aus dem 15. Jahrhundert beurkundet. Das ulmer Findelhaus zählte schon im 16. Jahrhundert manchmal an 200 „funden kindlin" oder mehr. Das allmälige eingehen der officiellen städtischen Frauenhäuser vom Ende des 15. und vom Anfang des 16. Jahrhunderts an knüpfte sich an das hereinbrechen der Syphilis, welche in den Bordellen die meiste Nahrung fand. Die Lustseuche („Maselsucht", „die bosen blattern genannt Male Francios", „die Frantzosen-Kranckheyt") richtete bekanntlich bei ihrem ersten auftreten in Europa zur angegebenen Zeit entsetzliche Verheerungen an. Rathlos standen anfangs die Aerzte dem Scheusal gegenüber da. Sie drangen in die Stadtmagistrate, die Frauenhäuser als die Hauptfortpflanzungsherde der Verwüstung zu zerstören. Sodann that der religiöse Eifer der Reformationszeit auch das seine zur Aufhebung des romantischen Instituts der mittelalterlichen Bordelle. Eine Beschränkung desselben hatte schon der Katholicismus angestrebt, indem fromme Seelen im 13. und 14. Jahrhundert, wie anderwärts, so auch in Deutschland Klöster gründeten als Zufluchtsorte für reumüthige Frauenhäuserinnen, in welchen sie unter dem Namen von Reuerinnen, Büßerinnen oder Magdalenenschwestern, der Nahrungssorgen ledig, die Werke der Buße üben konnten. Man muß es überhaupt dem Mittelalter nachsagen, daß es mit seiner Rohheit und Grausamkeit auch wieder eine große Mildthätigkeit verband, die sich in der Anlage von Vorrathshäusern

zu Gunsten der Armen bei den oft wiederkehrenden schrecklichen Hungersnöthen und von großartigen Spitälern aussprach. Freilich wurden die mit dem Aussatze (Miselsucht) Behafteten — die Kreuzzüge hatten diese grauenvolle Krankheit nach Deutschland gebracht — in mitleidsloser Absperrung in den „Sondersiechenhäusern" zusammengepferchт; allein daneben bildeten sich in den Städten auch Brüderschaften, welche sich die Krankenpflege zur Aufgabe machten („Kalandsgilden"). Für arme Reisende und Pilger waren in den Städten eigene Herbergen gestiftet, wo sie unentgeldlich Obdach und Erquickung, bei Erkrankungen auch Pflege fanden („Elenden-Herbergen", weil im Mittelalter fremd und elend gleichbedeutend war). Für die Armenpflege wurde überhaupt von seiten der städtischen Gemeinden, wie der einzelnen Bürger und Bürgerinnen, sehr viel gethan; nach einer Seite hin sogar entschieden zu viel, nämlich durch Duldung und selbst Aufmunterung des Bettels, welcher als ein förmliches Gewerbe amtlich anerkannt war. Wahrscheinlich gebührt der Stadt Straßburg die Ehre, zuerst grundsätzlich gegen das entsittlichende Bettelwesen eingeschritten zu sein, aber freilich erst i. J. 1523, allwo daselbst der Straßenbettel verboten wurde. Inbetreff der städtisch-mittelalterlichen Gesundheitspolizei wurde es von Wichtigkeit, daß mit der Arzneikunst auch das Apothekerwesen allmälig sich hob. Noch im 13. Jahrhundert hatte das Wort Apotheke weiter nichts als einen Kramladen bezeichnet. Erst am Ausgange des 14. Jahrhunderts hieß Apotheke der Ort, wo Arzneimittel bereitet und verkauft wurden. Im Jahre 1436 finden wir zuerst eine ärztliche Beaufsichtigung der Apotheken erwähnt und zwar in Ulm. Der Hauptmarkt für Apothekerwaaren ist im Mittelalter auch für Deutschland Venedig gewesen. Die älteste deutsche Apothekertaxe war die frankfurter vom Jahre 1461. Unter den mannigfachen städtischen Stiftungen zu Frommen und Freuden der Bürgerschaften mag auch noch der Thiergärten gedacht werden, welche Mode ja in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abermals aufgekommen ist. Die Stadt Bern hat bekanntlich ihren berühmten Bärengraben, wie auch ihren Hirschegraben, vom Mittelalter herab bis auf unsere Tage erhalten.

Wenn wir die Frauenhäuser, welche der kraftstrotzenden Lebenslust mittelalterlichen Bürgerthums Gelegenheit zu unsittlicher Aeußerung gaben, nicht unerwähnt lassen durften, so müssen wir nun auch auf edlere und harmlosere bürgerliche Vergnügungen jener Zeit einen Blick werfen. In erster Linie stehen die noch aus dem germanischen Heidenthum stammenden Maifeste, welche in vielen deutschen Städten in sinniger Weise begangen wurden. Alles schmückte sich mit Blumensträußen und grünen Zweigen, das junge Volk wählte als Leiter der Frühlingsfreude einen Maikönig (Maigräve), welcher sich unter den Mädchen eine „Maiin" erkor, auf einem freien Platze wurde der mit jubelndem Scherz aus dem Walde geholte

Maibaum aufgepflanzt und bis spät in die Nacht belustigte sich Jung und Alt mit Gesang und Tanz. Wie bei diesem Feste, so ließen sich auch bei den meisten andern städtischen „Fröhlichkeiten" die Schützengilden, auf denen die bürgerliche Wehrhaftigkeit vornehmlich beruhte, in ihrer ganzen Stattlichkeit und Kunstfertigkeit sehen. Jede Stadt hatte ihren Schützenhof, wo mit Armbrust und später auch mit Feuergewehr um den Preis der Geschicklichkeit gerungen und gewettet wurde. Von Zeit zu Zeit ward ein besonderes festliches schießen von Rath und Bürgerschaft angeordnet und da gab es dann ein munteres zusammenströmen aus der Nähe und Ferne und von Leuten aller Art. Ein buntes, wimmelndes Jahrmarktstreiben wogte um die Schießstätte her und fahrende Spielleute, Gaukler, Thierbändiger und Marktschreier machten sich die Gelegenheit zunütze. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erschienen bei solchen Veranlassungen auch schon die sogenannten Glückshäfen oder Glückstöpfe, des modernen Lotteriebetruges ziemlich harmloser Anfang. Pferderennen und andere Kurzweil schlossen sich an, wie in nachstehender Schilderung so eines Bürgerfestes von einem alten Autor zu lesen ist. „Im Jahre 1470 hatte der Rath zu Augsburg ein sehr stattlich Stachelschießen (d. h. Armbrustschießen, von dem stählernen Bogen dieser Waffe) angestellt und an vierzig Orten Ladschreiben ausgeschickt, also daß umb unsers Patrons St. Ulrichstags ohne die, so nicht schossen, sondern allein Kurzweil und Gesellschaft halber dabey waren, 466 Schützen zusammenkommen, under welchen zween Fürsten von Bayern, Otto Fürst von Henneberg, drey Grafen von Montfort und einer von Oetingen, 4 Ritter und sehr viel vom Adel gewesen, und der vom weitesten alher kommen, war ein Burger von Strigaw in Ungarn und aber ein geborner Deutscher. Es wurden 40 Gewinneter aufgeworffen, darunter das beste ein silberner Becher, 101 Gulden werth, Urban Schweitzer von Dünkelspühl mit 12 Freischüßen gewonnen, also daß er mit keinem stechen dörffen. Desgleichen wurden auch allerley kurzweilige Spiel und Kämpfe umb gewisse Gaben angericht; under welchen Christoph, Herzog zu Bayern, das beste mit lauffen und springen, und Wilhelm Zaunried ein Ritter mit dem Stein, das ist daß man einen großen Stein mit einem Arm in die Wette geworfen, das Gewinnet erhalten; und dann hatte man auch umb 45 Gulden zu rennen, welche Wolfgangs Herzogs zu Bayern Pferdt, so den andern weit vorgeloffen, gewonnen. Letzlich wurde ein Glückshafen von 22 Gaben aufgericht, darein 36,464 Zettel und auf jeden 8 Pfennig eingelegt worden, daraus Augustein Koch von Gmünd das beste, nämlich 40 Gulden gewonnen, da es auch ohn allen Betrug zugangen. Alle diese Schützen wurden under Tags mit einem guten Trunk under den Gezelten und in denen hierzu aufgeschlagenen Küchen auff gemeiner Stadt Unkosten erquicket und lustig gemacht." Die Kosten dieses Schützenfestes betrugen

2208 Gulden, welche aber der Stadtkasse durch das Legegeld der fremden Schützen ersetzt wurden. Die patricischen Kreise der Bürgerschaften veranstalteten häufig Turniere, zu welchen der umwohnende Adel sich einfand und die gewöhnlich mit einem prunkhaften Ball, einem sogenannten „Geschlechtertanz“, endigten. Wo irgendein reiches Patriciat vorhanden war, erbaute es sich ein eigenes Ballhaus, in welchem diese Geschlechtertänze stattfanden. Tänzer und Tänzerinnen erschienen oft in mannigfaltiger und reicher Vermummung, besonders zur Fastnachtszeit, die der muthwilligsten Fröhlichkeit Raum gewährte. Häufig geschah es, daß Kaiser und Könige an den Geschlechtertänzen theilnahmen, zu welchen Zinken und Schallmeien, Querpfeifen und Trommeln, Dudelsäcke und Posaunen aufspielten, gehandhabt von den eigens dazu bestellten Stadtpfeifern. Wie beim fürstlichen und ritterschaftlichen Adel wurden auch beim städtischen Patriciat insbesondere die Hochzeiten mit verschwenderischem Aufwande begangen. In Prachtentwickelung und festlichem Erfindungsgeist zeichnete sich später bei solchen Anlässen insbesondere Augsburg aus, wo das Geschlecht der Fugger, der Rothschilde des 16. Jahrhunderts, prachtvolle Lanzenstechen und Ringelrennen, Schlittenfahrten, Maskeraden („Mummereien“) und Bälle veranstaltete und sogar reiche Handwerker einen fürstlichen Aufwand machten. So richtete im Jahre 1493 der Bäcker Veit Gundlinger zu Augsburg seiner Tochter eine Hochzeit aus, bei welcher an sechszig Tischen gespeist wurde. An jedem Tische saßen zwölf Männer, Junggesellen, Frauen und Jungfrauen, zusammen 270 Hochzeitsgäste. Die Hochzeit dauerte acht Tage; es wurde so gegessen, getrunken, getanzt, geneckt und „gebuhlt“, daß am siebenten Tage schon viele wie todt hinfielen. Aber nicht nur Hochzeiten, nein, auch Leichenbegängnisse gaben unseren Altvorderen Anlaß zum geselligen beisammensein und zur Befriedigung der Zechlust. Die unzarte, ja geradezu rohe Sitte des sogenannten Leichentrunkes, welche sich in einigen Gegenden Deutschlands, besonders auf dem Lande, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, war die unausweichliche Begleiterin der traurigsten Ceremonie und erfüllte oft das Trauerhaus mit dem unpassendsten Gelärme. Sebastian Frank, der Verfasser des trefflichen „Weltbuchs“, welches freilich erst 1534 erschien, beschreibt die städtischen Bestattungsgebräuche des späteren Mittelalters also: „Der Kirchhof ist gemeiniklich an und umb die Kirchen, darein vergraben sie ihre todten. So einer in todtsnöten liegt, kumpt der Priester mit dem Sakrament, schwätzet es dem Kranken als nöthig ein, als daß er nit mög gerathen noch ohn dieß selig werden. So er verschieden ist, läut man ihm mit allen Glocken (ist er reich) gen Himmel, alsdann weißt die Freundschaft (Verwandtschaft), wan sy so zu dem Opfer kummen sollen den verstorbenen zu beståttigen (bestatten). Dann so schwadert der Pfaff ein Vigily herein, die weder er selbs, Gott, noch die Menschen verstehen; alsdann steht

er über Altar, so kummen die Freund zum opfer viel meil wegs, opfern wein, mel, gelt, brod, liecht, anders und and's nach Landsbrauch, dieweil singt der Pfaff so lang das opfer währt, bald verstummt er so sy aufhören. Zu end der meß geht man mit einem Räuchfaß über das grab, pretzlet etwas, damit darvon. So geleyten die Freund die Erben heym, den giebt man ein gut mal, allermeist so sy ferrher seind kummen. Mit dem besingen sie den verstorbenen und soll seyner Seel wohl geholffen seyn." Frank äußert sich auch über den häufig vorgekommenen abergläubischen Brauch, die Leichen in Mönchekutten zu hüllen. „Etlichen reichen Burgern, Fürsten und Herren, sagt er, zeucht man nach ihrem Tode ein Mönchskutten an und wills darinn gen Himmel schicken, beredt sy haben darinn Vergebung aller Sünden."

Die deutschen Städte hatten beim sinken der ritterlichen Kultur des Mittelalters die Mission der Bildung übernommen und man darf ihnen bezeugen, daß sie in Erfüllung ihrer Aufgabe nicht lässig waren. Sie genügten ihrer civilisirenden Pflicht in einer von den Umständen bedingten Weise. All ihre Geistesbildung war im Gegensatze zu der Ueberschwänglichkeit der ritterlichen Romantik von dem Princip einer gewissen nüchternen Verständigkeit getragen. Nur die Kunst, namentlich die Architektur, machte hiervon eine Ausnahme. Hier trugen religiöser Sinn und andächtige Begeisterung den Sieg über die bloß verständige Erwägung davon und das bürgerliche Künstlerleben selbst nahm eine idealische Gestaltung an in den Baubrüderschaften, von welchen wir, wie von ihren Schöpfungen, bereits früher gehandelt haben. Hier über diesen Gegenstand nur noch das Wort, daß der Wanderer in unseren Tagen an den zahlreichen Monumenten deutscher Baukunst, welche überall in unseren alten Städten gen Himmel streben, nie wird vorübergehen können, ohne beim Anblick solcher Großartigkeit der liebevollen Hingabe unserer Ahnen an eine erhabene Idee, wie auch ihrem Gemeinsinn und ihrer Beharrlichkeit, den Zoll der Achtung und des Dankes zu entrichten. Solche Werke zu schaffen wäre aber unmöglich gewesen, wenn dem künstlerischen Gedanken der erfinderische Geist der Mechanik nicht dienstbar gewesen, welcher auch in die Gewerbe so fördersam eingriff. Die deutsche und niederländische Bürgerschaft galt bis gegen die Zeit des dreißigjährigen Krieges hin in vielen Arten der Industrie für die geschickteste und rührigste, wie auch der deutsche Handel in der Hansa die umfassendste und bedeutendste Handelsmacht damaliger Zeit darstellte. Die deutschen Handwerksleute waren um ihrer Geschicklichkeit im Bergbau, ihrer Verfertigung von Waffen und anderen Metallwaaren, von Mobiliar, Tuch- und Leinwandstoffen, um ihrer Scharlachfärberei und Drahtzieherei willen in aller Welt berühmt. Ausländische Schriftsteller, besonders französische, rühmten an dem Deutschen „son génie aussi inventif que patient et labourieux"

und nannten unser Land „la patrie des machines“. Nicht nur war die deutsche Handfertigkeit, die sich namentlich in der Goldschmiedsarbeit (Kölns Goldschmiede hatten den Preis vor anderen) in die Region der Kunst erhob, überall anerkannt, sondern auch die deutsche Erfindungsgabe, die sich in der Erfindung oder wesentlichen Verbesserung der Feuergewehre, der Taschenuhren, der Mühlwerke, des Kompasses, der Glas- und Oelmalerei, der Kupferstecherei, des Prägstocks, der Diamantenschleiferei, der Orgel und vieler mechanischen Instrumente so tüchtig bewährt hat. Bedeutungsvoll steht am Ausgange des Mittelalters auch jene deutsche Erfindung da, durch welche dem Gedanken ein tausendfaches Echo nachrollt und die wissenschaftliche Bewegung ermöglicht wurde, die nun seit mehr als drei Jahrhunderten unser Land durchpulst. Schon im 14. Jahrhundert war die Bereitung des Papiers aus Lumpen erfunden, wie denn um 1320 am Rheine bereits Papiermühlen existirten (s. u.); schon war auch die Holzschneidekunst aufgekommen, welche der Erfindung der Buchdruckerkunst den Weg bahnte. Johannes Guttenberg, ein Bürger von Mainz, lange in Straßburg wohnhaft, kam zuerst auf den genialen Gedanken, die Holzschneiderei zur Vervielfältigung der Bücher zu benützen. Einmal so weit, wurde er von der dämonischen Gewalt seiner Entdeckung weiter und weiter geführt (1436—54), bis er dahin gelangte, die einzelnen Buchstaben auf hölzerne Stäbchen einzugraben und diese zu Wörtern zusammenzusetzen. Mit diesem „Satz“ wurde schon 1456 die Vulgata gedruckt, nachdem die hölzernen Lettern unter Mitwirkung des Goldschmieds Faust und des Metallgießers Schöffer, welche übrigens den großen Erfinder, ihren Gesellschafter, mit schnödem Undanke behandelten, in metallene verwandelt worden waren. Guttenberg hat den Zoll des Unglücks, welchen der Genius seinen Trägern aufzulegen pflegt, reichlich abgetragen. Ein Wohlthäter der Menschheit, musste er, wie es herkömmlich ist, die Niedertracht der Menschen bis auf die Hefen kosten; aber unverdrossen arbeitete er an der Vervollkommnung seiner großen Erfindung, welche, dem Zunftgeiste des Mittelalters gemäß, zuerst als geheime Kunst prakticirt wurde, bis die Arbeiter der mainzer Officinen durch Kriegstrubel (1462) zerstreut wurden und die Buchdruckerei auch in andere Gegenden und Länder trugen. Guttenberg starb 1468.

Gewerbebetrieb und Handelsthätigkeit verlangen gebieterisch einen gewissen Grad geistiger Bildung. Wir sehen daher in den aufblühenden deutschen Städten schon frühzeitig Bürgerschulen entstehen. Auch hierzu kam die Anregung von jenseits der Alpen, wo Mailand, Brescia, Florenz und andere Stadtgemeinden von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an auf den Unterricht der Jugend große Sorgfalt verwandten. In Deutschland wurden die ältesten Stadtschulen eingerichtet zu Leipzig,

Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stettin, Wien und Köln. Lesen, schreiben, etwas Rechenkunst und die christliche Glaubenslehre waren die Unterrichtsgegenstände. Weil aber die Geistlichkeit namentlich ihr bisheriges Monopol der Schreibekunst, der vor Erfindung des Bücherdruckes so einträglichen „ars clericalis“, nicht fahren lassen wollte, so ging die Errichtung von Bürgerschulen nicht ohne Zank ab und die Bürgerschaft musste sich meistens mit der Geistlichkeit vergleichen, bevor die Schule eröffnet werden konnte. Aber sie wurde eröffnet: also auch hier wieder ein leises, allmäliges loslösen der Gesellschaft vom klerikalen Gängelbande der Romantik. Das Amt der Schulmeister versahen fahrende Mönche und Studenten, welche auf eine bestimmte Zeit gedungen wurden. Bald reihten sich den niederen Schulen höhere an, deren erster Lehrer (Rektor) die Schüler im lateinischen, deren zweiter (Kantor) in der Religion, im lesen, schreiben und singen unterrichtete.

Wenn in dieser Weise die deutsche Bürgerschaft schon im 13. und mehr noch im 14. Jahrhundert für die geistige Entwickelung der Jugend Sorge trug und dadurch ihre Empfänglichkeit für Wissen und Kenntnisse bezeugte, so werden wir auch frühzeitige literarische Regungen in den Städten nicht vergeblich aufsuchen. Für hochpoetischen Schwung war jedoch das bürgerliche Wesen mit seinen praktisch-realistischen Tendenzen nicht geeignet, und wenn wir einzelne bürgerliche Meister, wie Gottfried von Straßburg und Konrad von Wirzburg, in der Vorderreihe der ritterlich-romantischen Dichter trafen, so sind diese Männer nur als Ausnahmen zu betrachten und ist dabei noch zu beachten, daß wenigstens der erstgenannte Dichter wahrscheinlich dem städtischen Adel angehörte. Außerdem hat der Bürgerstand an der ritterlich-romantischen Poesie nur insofern Antheil, als er unter anderen Waaren auch die Stoffe der höfischen Epik aus der Fremde brachte. Wo er literarisch-produktiv auftrat, that er es mit vorwiegender Richtung auf das wirkliche, in der Erzählung historisch verfahrend, in der Lyrik die didaktische Seite hervorkehrend. Von der gereimten Chronik, wie der kölner Stadtschreiber Gottfried Hagen eine die Geschichte seiner Stadt von 1250—70 behandelnde schrieb, wandten sich die städtischen Erzähler bald zur historischen Prosa und so ging von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an aus den deutschen Städten eine Reihe von Chroniken hervor, welche die Geschichtschreibung in vaterländischer Sprache eröffneten. Zwar eines Chronisten, wie die Franzosen in ihrem Froissart (st. 1400 oder 1410) einen besitzen, können wir uns leider nicht rühmen; denn nicht nur reicht Froissarts Blick über die lokale Umgebung, in welche der unserer deutschen Zeitbücherschreiber fast durchweg gebannt blieb, weit hinaus, nicht nur führt er uns die gesammte ritterliche Welt vor, sondern er schildert sie auch mit wahrhaft homerischer Anschaulichkeit und mit unvergleichlicher Farbenlebhaftigkeit.

Zu solcher Meisterschaft in Vergegenwärtigung mittelalterlicher Romantik hat sich keiner der deutschen Chronisten erhoben, aber vielen derselben muß liebevollste Hingebung an die Geschichte ihrer Stadt oder Landschaft, liebenswürdige Naivität in der Auffassung und treuherzigster Ton im erzählen nachgerühmt werden. Es ist etwas deutschgemüthliches, ehrsambürgerliches in diesen Büchern, was die erfreulichste Wirkung thut. Wir führen jedoch, da wir von dem Aufschwunge, welchen die Chronikschreiberei im 15. und mehr noch im 16. Jahrhundert nahm, später zu sprechen haben werden, hier nur zwei der ältesten Zeitbücher an, die von dem straßburger Patricier Jakob Twinger von Königshoven um 1386 verfasste „Elsässische und straßburger Chronik“ und die einige Jahre später von dem Stadtschreiber Johann Gensbein (?) begonnene, nachher von anderen fortgesetzte „Limburger Chronik“, beide für deutsch-mittelalterliche Kultur- und Sittengeschichte sehr wichtig.

Wenn in den Städten die Prosa durch Handelsbetrieb als Geschäftsstil, durch die Chronikschreiberei als historischer Stil, durch schriftliche Aufzeichnung ferner der Stadtrechte als Kanzlei- und Gerichtsstil ausgebildet wurde, so suchte andererseits das Bürgerthum auch den der rohen Faust des verwilderten Adels entglittenen Faden der Poesie fortzuspinnen, hierbei freilich weit mehr guten Willen als Vermögen an den Tag legend. Der ritterliche Minnegesang wurde zum bürgerlichen „Meistergesang“, welchem die späteren Minnesänger, die Gnomiker, ein Frauenlob, Reinmar, Regenbogen, Muskatblüt — lauter bürgerliche Dichter — Vorbilder waren. Schon diese hatten ja gegenüber der ritterlichen Phantastik die bürgerliche Verständigkeit zu Ehren gebracht. Der Meistergesang hielt die letztere fest. Er war lyrisch ausgezierte Spruchpoesie. Sein ästhetischer Gehalt ist sehr gering, seine ganze Erscheinung hat etwas prosaisch handwerksmäßiges, aber er stand in dem oft lüderlichen mittelalterlichen Städteleben als ein sittliches und sittigendes Kulturelement da und schlug immerhin eine Brücke zwischen dem alltäglichen Realismus der Werkstatt und der Welt der Ideale. Anderen städtischen Einrichtungen analog, nahm er eine korporative zunftmäßige Gestalt an. Die bürgerlichen Poeten traten, gleich den Angehörigen eines Handwerks, zu Innungen zusammen, deren erste Frauenlob zu Mainz gegründet haben soll. Nachdem Kaiser Karl IV. diese Innungen mit Korporationsrechten beschenkt hatte, mehrten sie sich rasch und verbreiteten sich über das ganze Reich. Die Sängergilden der Reichsstädte Mainz, Frankfurt, Straßburg, Nürnberg, Regensburg, Augsburg und Ulm wurden und blieben tonangebend. Die Meistersängerei machte sich eine Poetik zurecht, welche die „Tabulatur“ hieß. In dieser Poetik hießen die Versarten Gebäude, die Melodieen Töne oder Weisen, wobei wunderliche Schnörkeleien vorkamen. So gab es einen blauen und einen rothen

Ton, eine Gelbveigleinweis, eine gestreifte Safranblümleinweis, eine gelbe Löwenhautweis, eine kurze Affenweis, eine fette Dachsweis. Der Bau des zum gesangmäßigen Vortrage bestimmten Gedichtes war strophisch, doch so, daß der zu Grunde liegende Strophenbau der Minnesänger bis zu Strophen von hundert Reimen ausgedehnt wurde. Das Lied hieß Bar, die einzelnen Strophen Gesätze (Stollen und Abgesang). Der Sängerzunft stand das „Gemerk" vor, bestehend aus dem Büchsenmeister (Kassierer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Hauptkritiker) und Kronmeister (Preisaustheiler). Wer die Tabulatur noch nicht vollständig innehatte, hieß Schüler; wer sie kannte, Schulfreund; wer einige Töne zu singen vermochte, Singer; wer nach fremden Tönen Lieder machte, Dichter; wer einen neuen Ton erfand, Meister. An den Sonntagnachmittagen wurde auf dem Rathhause oder auch in der Kirche „Schule gesungen". Von dem Staub und Schmutz der Werkstatt gereinigt, kamen die dichtenden Handwerker in ihrem besten Staate herbei, um angesichts löblicher Burgerschaft in Liedern auszusprechen, was die Woche über ihren Geist beschäftigt, ihr Gemüth bewegt hatte. Das Gemerk leitete diese ehrbaren poetischen Uebungen. Der Merkmeister besorgte mit den Merkern das Geschäft, die vorgetragenen Stücke zu kritisiren und den wetteifernden Sängern die Preise zuzuerkennen. Der höchste dieser Preise bestand in einem aus Goldblech geschlagenen Bilde des Königdichters David (König-Davids-Harfenpreis), die übrigen aus kleinen Kränzen von Gold- und Silberdraht. Die Gedichte, welche einen Preis erworben hatten, wurden von dem Schlüsselmeister in das große Zunftbuch eingetragen. Am lautesten klang der Meistergesang im 16. Jahrhundert, wo auch der Meistersänger größter lebte, Hanns Sachs, der nürnberger Schuster, von welchem wir im zweiten Buche mehr sagen werden. Von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges nicht zum schweigen gebracht, ließ sich die bürgerliche Handwerkerdichtung bis tief in's 18. Jahrhundert hinein vernehmen. Im Jahre 1770 wurde zu Nürnberg zum letztenmal „Schule gesungen"; doch die allerletzten Epigonen des Meistergesangs, die zu Ulm, übergaben erst 1839 ihre Tabulatur dem dortigen Liederkranz.

Wir wollen hier gerade noch auf das mittelalterliche Schriftwesen einen raschen Blick werfen, weil ja dieses, sowie die Bewegung der Literatur, erst mit dem aufkommen und vorschreiten städtischer Kultur zu vielfältigerer und umfassenderer Entwickelung gelangte. Selbstverständlich schuf die Erfindung des Bücherdruckes auf diesem Felde ganz neue Zustände und wird hierauf im 2. Buche unserer Betrachtungen hinzuweisen sein. So lange das sogenannte Nilpapier (Papyrus) als Hauptschreibmaterial sich hielt, also im Alterthum und im frühesten Mittelalter, behauptete sich auch die Rollenform der Handschriften. Mit dem häufigeren

Gebrauche des Pergaments („charta Pergamena", weil in verbesserter Gestalt zuerst vom Könige Eumenes dem Zweiten von Pergamos [st. 158 v. Chr.] in Aufnahme gebracht) mehrte sich auch die Falzung und Zusammenheftung der Handschriften in Buchform. Wollte man recht vornehm und prächtig verfahren, so schrieb man auf purpurn gefärbtes Pergament mit Gold- oder Silberdinte. Die gewöhnliche Dinte, schwarz oder bräunlich, wurde aus Galläpfeln, Vitriol und etwas Wein bereitet. Sehr viel Kunst und Fleiß verwandte man bekanntlich auf die Illustrirung von Handschriften, wie Fürstenhöfe, Prälaturen und reiche Privatleute sie für ihre „Büchereien" anzuschaffen liebten und vermochten. Kalligraphie und Miniaturmalerei haben da, wie jedermann weiß, mitsammen wahre Kunstwerke zuwegegebracht. Auch die Buchbinderei, zuerst wohl in den Klöstern versucht, dann im späteren Mittelalter in den Städten ein zünftiges Gewerbe, strebte nach dem zierlichen. Der Buchhandel hat seine Anfänge, wie bestimmt vermuthet werden darf, an den Sitzen der Hochschulen gehabt. Massenhafter, handlicher und billiger wurde die Herstellung der Handschriften und der Büchervertrieb mit dem bekanntwerden des Baumwolle- und Linnenpapiers. Diese hochwichtige kulturelle Errungenschaft stammte aus China und wurde dem Abendlande durch die Araber vermittelt. Von diesen lernten zuvörderst die Spanier und die Italiener das Papiermachen. Aus Spanien kam diese Kunst nach Frankreich, aus Italien nach Deutschland. Die ältesten deutschen „Papiermühlen" standen am Rheine zwischen Köln und Mainz (um 1320), zu Nürnberg wurde die erste i. J. 1390 gebaut, unfern von Ravensburg eine i. J. 1407, zu Basel war 1440 eine im Betriebe. Die Anfänge der Sammlung und Benützung öffentlicher Bibliotheken waren, wie die des Buchhandels, in Deutschland an die Universitäten geknüpft.

Nach diesem Streifzug auf das literarische Gebiet mittelalterlich-städtischer Bildung kehren wir den Blick einem sehr materiellen Felde zu, den bürgerlichen Vermögensverhältnissen, über welche wenigstens ein paar Worte zu sagen sind. Bevor die Ausbeute der Minen Amerika's den Geldumlauf auch in Deutschland vermehrte, war das bare Geld selten und hatte demnach relativ einen sehr viel größeren Werth als heutzutage. In dem schon frühzeitig reichen Augsburg galt vor 1500 für einen reichen Mann, wer zwei- bis dreihundert Gulden jährliche Einkünfte hatte; doch gab es dort auch schon Bürger, welche über zweitausend Gulden einnahmen. Die Fahrhabe war um diese Zeit noch in den nord- und süddeutschen Bürgerhäusern ebenfalls sehr bescheiden. Selbst patricische Bürgerhäuser begnügten sich mit einer Hausausrüstung, die uns heutzutage fast proletarisch vorkommt. Eine Erbtheilungsurkunde von 1469 weist in so einem Hause nach: 4 Betten, 4 Tischlachen, 7 Handtücher, 1 Brunnengelte, 2 große und 7 kleine zinnerne Schüsseln, 3 Kannen,

2 messingene Leuchter, 10 irdene Schüsseln, 7 Teller, 3 buchsbaumene Löffel, 1 großes und 6 kleine Gläser, 3 Kessel, 4 Töpfe, 2 Pfannen. Des heillosen Münzwirrwars im deutschen Reiche ist schon früher gedacht worden. In vielen süddeutschen Städten rechnete man nach Pfunden, weil das Geld bei Zahlungen gewogen wurde. Auf ein Pfund Silber gingen 240 Stück Haller (Häller oder Heller von der kaiserlichen Münzstätte zu Hall). Zwei Heller machten einen Pfennig aus, 6 Pfennige einen Schilling. Als später die Kreuzer aufkamen, betrug der Werth eines Kreuzers 7 Heller; 4 Kreuzer machten einen Batzen; 15 Batzen einen Gulden aus. Ein Pfund Heller betrug nach jetzigem Gelde etwa 40 Kreuzer. Die Mark Silber rechnete man im 13. Jahrhundert zu $2^1/_2$ Pfund Heller und im 14. zu 3 Pfund. Anderwärts wurde nach Schock und Groschen gerechnet. Ein Schock hatte 20 Groschen, 1 Groschen 12 Pfennige, 16 Groschen formirten einen Gulden. Arbeitslohn und Taglohn waren nach den verschiedenen Gegenden sehr verschieden, steigerten sich aber mit der Zeit rasch. Der Taglöhner verdiente hier 7 Pfennige, anderwärts aber 18, welche soviel werth waren wie jetzt 1 Fl. 12 Xr. Der Taglohn eines Handwerkers betrug außer der Verköstigung hier 6 Pfennige, anderwärts 10—15. Ein erfurter Student bezahlte 1483 dem Schneider für Hose, Wamms und Mantel 12 Groschen Macherlohn und gab dem Schneiderknecht 3 Pfennige Trinkgeld; für ein Paar Schuhe zahlte er 8 Groschen. Zu Basel wurden 1355 mehrere Häuser zu je 3 Pfund verkauft, aber schon zwischen 1400 und 1430 gab es dort solche, welche 60 Pfund kosteten. Das memminger Spital kaufte 1339 zwei Hofstätten sammt drei Güteräckern um 80 Pfund Heller, 1400 das ganze Dorf Volknatshofen mit Land und Leuten um 355 Pfund, also um weniger als 200 Gulden nach jetzigem Gelde, dessen Werth aber wohl der vierzig- bis fünfzigfache des damaligen ist. Zu Konstanz galt während des berüchtigten Koncils (1414—18) 1 Pfund Rindfleisch 3 Pfennig, 1 Pfund Lammfleisch 7 Heller, 1 Ei 1 Heller, 1 Pfund Hecht 22 Pfennig, 1 Häring 1 Pfennig, 1 Maß Rheinwein 20 Pfennig. Im Jahre 1362 kostete zu Basel ein gemeines Pferd 6 Pfund, ein Hengst 14 Pfund, 1370 ein Pferd schon 12 Pfund und ein Hengst 30. Zu Baireuth galt um 1450 das Meß Korn 20 Pfennig, Gerste 18, Hafer 13, 1 Pfund Rindfleisch 3—5 Pfennig, Schweinefleisch 5, Kalbfleisch 2, Schöpsenfleisch $1^1/_2$, der Laib Brot 3—7, die Maß Wein 7, die Maß Bier 2, 1 Pfund Schmalz 6, das Loth Safran 32, vier Schweine kaufte man um 6 Pfund 20 Pfennig, einen Ochsen um 12 Pfund, eine Kuh um 4 Gulden, eine Klafter Holz um 1 Pfund 26 Pfennig, ein Pfund Wachs um $6^1/_2$ Groschen. Zu Schweinfurt galt 1488 eine Gans 8 Pfennig, 1 Tonne Häringe 6 Gulden, 1 Pfund Zucker 4 Pfund 8 Pfennig, 3 Pfund Pfeffer 1 Gulden, 1 Pfund Baumöl

10 Pfennig, 1 Butte Aepfel 1 Pfund 4 Pfennig, 1 Maß Branntwein 5 Pfennig, 1 Malter Korn 4 Pfund, 1 Malter Weizen 5 Pfund, 1 Centner Butter 16 Pfund.

Die Erwähnung dieser ländlichen Erzeugnisse führt uns von selbst zur Landwirthschaft, die sich in eben dem Verhältnisse gehoben, als die Preise der Lebensmittel mit der Bevölkerung zugenommen hatten. Der Werth des Grundeigenthums war seit der karlingischen Zeit verhältnißmäßig bedeutend gestiegen und Deutschland bot in Folge emsiger Rodung schon im 13. und mehr noch gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin ein ganz anderes Bild dar, als die urgermanische Waldlandschaft gewesen war. Das Ackerareal hatte sich sehr bedeutend vergrößert, wenn auch die Reste der alten Waldwildniß noch groß genug waren, um Bärenfamilien und Wölfehorden einen bequemen Aufenthalt zu gewähren. Größtmögliche Erzielung von Getreide wurde allmälig die Hauptaufgabe des Ackerbaus. Daneben ermunterte der regere Handel zum Anbau von Waid, Lein, Reps und Mohn, wie von Gewürz- und Färbekräutern: als da sind Fenchel, Anis, Koriander, Süßholz, Krapp, Saflor und Saffran. Gemüse- und Obstbau trieben namentlich Klöster und Städte eifrig, letztere auch den Hopfenbau, den der stets heikler werdende bürgerliche Biergeschmack nothwendig machte. Der Weinbau gewann besonders in den Rhein-, Main- und Neckargegenden eine immer größere Bedeutung und der mittelalterliche Winzer verstand sein mühevolles Gewerbe, das düngen, pfählen, hacken und beschneiden, trotz dem von heutzutage. Inbetreff der Viehzucht ließ man das Vieh sommerlang auf Gemeindeweiden und in Gemeindewaldungen grasen. Beim Großvieh widmete man der Pferdezucht die meiste Aufmerksamkeit, weil sie beim starken Verbrauche dieser Thiere in der Ritterzeit weitaus am einträglichsten war. Unter dem Kleinvieh herrschten die Schweine vor, doch mehrte die starke Nachfrage nach Wolle auch die Schafheerden. Der verschwenderische Verbrauch von Wachslichtern durch die Kirche, wie das Wohlgefallen an süßem Gebäcke hob auch die Bienenzucht, indessen bezog man einen großen Theil des Bedarfes an Wachs und Honig noch immer von Waldbienen. Die steigenden Holzpreise, besonders die vom Bauholz, wandten allmälig den Wäldern eine größere Achtsamkeit zu, und wenn auch die Forstkultur noch eine ganz unbekannte Sache war, so kannte man doch schon den Forstschutz durch eigens dazu bestellte Förster.

Mit der zunehmenden Blüthe der Landwirthschaft müßten sich, sollte man meinen, auch die Verhältnisse der Bauerschaft günstiger gestaltet haben; dem war aber im allgemeinen durchaus nicht so. Der vierte Stand war es, dessen Lasten und Leiden in eben dem Maße zunahmen, als die Privilegien der drei übrigen Stände, des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerthums, wuchsen. Alle diese Stände hatten sich gewisser

„Freiheiten“ zu erfreuen, auf dem Bauer aber lag die eine dumpfe, bleierne Sklaverei. Ein alter Autor (Münster in seiner 1545 erschienenen „Kosmographei“) äußert sich, nachdem er über Edelleute, Geistliche und Bürger im deutschen Land gesprochen, über die Bauern also: „Der vierte Stand ist der Menschen die auf dem Felde sitzen und in Dörffern, Höffen und Wylerlin und werden genennt Bawlern, darumb das sie das Feld bawen und das zu der Frucht bereitent. Diese fürn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Viech. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht, uff daz Ertrich gesetzt und mit Strow gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz rucken Brot, Haberbrey oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Eine Zwilchgippe, zwen Buntschuch und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh. Früw und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stett zu verkauffen was sie Nutzung überkommen auf dem Feld und von dem Viech und kaufen ihn dagegen was sie bedörffen. Dann sie haben keine oder gar wenig Handwerkslewt bey ihnen sitzen. Ihren Herren müssen sie offt durch das Jahr dienen, das Feld bawen, säen, die Frucht abschneiden und in die Schewer füren, Holz hawen, und Gräben machen. Do ist nichts das das arm Volk nitt thun muß und on Verlust nitt auffschieben darff.“ Ein gleichzeitiger Schriftsteller vervollständigt diese Schilderung, indem er sagt: „Dieß mühsälig Volk der Bauern, kohler, hirten ist ein seer arbeitsam volk, das jedermanns Fußhader ist und mit fronen, scharwerken, zinnsen, gülten, steuern, zöllen hart beschwert und überladen.“

Des Feudalwesens barbarisch-logische Konsequenz, die Leibeigenschaft, machte sich namentlich nach dem Untergange der hohenstaufischen Kaiserdynastie immer brutaler geltend. Aus den altdeutschen freien Odalbauern waren immer mehr und mehrere zu Zinsbauern, zu Pächtern herabgesunken und von da war es nur ein kleiner Schritt bis zur Hörigkeit. Die wachsende Landeshoheit der Fürsten und Dynasten that alles erdenkliche, freie Bauerngemeinden, welche innerhalb ihres Gebietes lagen, zu unterdrücken, ihrer Reichsunmittelbarkeit zu berauben, sie unterthänig, zinspflichtig, hörig, leibeigen zu machen, bis endlich die bäuerliche Leibeigenschaft in Deutschland zur Regel, bäuerliche Freiheit zur Ausnahme wurde. Die Leibeigenschaft, der Pyramide mittelalterlicher Gesellschaft breite Grundlage, hatte ihren Ursprung in der Kriegsgefangenschaft. Kriegsgefangene verfielen sammt ihrer Nachkommenschaft dem belieben des Siegers. Später wurde die Leibeigenschaft als Strafe auferlegt, namentlich Zinsbauern, welche ihren Verpflichtungen nicht nachkamen oder nicht nachkommen konnten. Auch mochte es vorkommen, daß Arme, Verschuldete, Verfolgte, Hungernde sich freiwillig in die

Hörigkeit eines Mächtigen oder Reichen gaben, um nur überhaupt das Leben davonzuschlagen. Endlich war und blieb jedoch die Gewalt das Hauptmittel der Herren, die Landleute leibeigen zu machen, und dieses Mittel war natürlich seit dem sinken der Kaisermacht, seit die Bauerngemeinden vor königlichem Gericht weder Gehör noch Recht mehr erhalten konnten, im ausschweifendsten Maße angewandt worden. Der leibeigene Bauer war mit Gut und Habe, mit Ehre und Leben der Willkür seines Herrn verfallen. Er war nicht nur jeder Quälerei bloßgestellt, er wurde geradezu als Sache behandelt und wie ein Stück Vieh verkauft [16]). Aus der Gewohnheit, die Hörigen als sachliches Eigenthum ihrer Herren zu betrachten, entsprang die weitere, in Fehden an den Personen, Hütten und Feldern der Leibeigenen die muthwilligste Zerstörungslust zu üben; denn da galt es ja, den Besitzstand des Gegners möglichst zu schädigen. Hieraus erhellt, welchen schrecklichen Leiden die „armen Leute“, so hießen die Bauern bis in's 17. Jahrhundert hinein officiell, in der Faustrechtszeit ausgesetzt waren. Das unendliche Register von persönlichen und dinglichen Leistungen, welche auf die Hörigen gelegt waren, wollen wir nicht im einzelnen aufrollen. Es ist nur zu verwundern, wie der Bauer bei all den Frohndiensten und Abgaben, welche er zu thun und zu entrichten hatte, bei all diesen Steuern, vom Zehnten und von der Gilt bis zum Besthaupt von allem Groß- und Kleinvieh, bis zum Zinshuhn und Zinsei herab, auch nur das nackte Leben zu fristen im stande war. Freilich mähte in Missjahren die Hungersnoth diese armen Leute wie der Novemberfrost die Fliegen.

Und nicht genug an dem furchtbarsten materiellen Drucke. Der feudalistische Uebermuth ersann neben physischen auch moralische Martern, um den letzten Funken des Gefühls der Menschenwürde im Bauer zu ersticken. Die Verheiratung der Hörigen und Leibeigenen beiderlei Geschlechtes hing von der Einwilligung des Gutsherrn, beziehungsweise seines „Meiers“ (Verwalters) ab. Für diese Bewilligung hatte der Bräutigam das sogenannte Heiratsgeld oder den Ehezins (maritagium) an die Herrschaft zu entrichten, welche Abgabe in deutschen Landen allerhand bezeichnende Namen trug (Bedemund, Bettmund, Frauengeld, Hemdschilling, Bumede, Jungfernzins, Vogthemd, Stechgroschen, Nagelgeld, Schürzenzins, Bunzengroschen). Dieses „Herrenrecht“, die Ehe von Hörigen und Leibeigenen zu gestatten oder zu hindern, musste schon an und für sich der Unschuld höriger und leibeigener Mädchen höchst gefährlich werden. Die Feudalbarbarei ging aber noch weiter, obgleich romantische Schönfalschfärber des Mittelalters das vertuschen oder ganz leugnen möchten. Das vorhandensein des sogenannten „Jus primae noctis“ auf deutschem Boden hat man freilich bestritten, weil es sich urkundlich nicht nachweisen ließe. Es ist aber jetzt urkundlich nach-

gewiesen und zwar durch die beiden im zürcherischen Staatsarchiv aufgefundenen „Offnungen“ von Stadelhofen und Hirslanden und von Maur am Greifensee. Beide Urkunden, die eine vom Jahre 1538, die andere von 1543, bestimmen ausdrücklich, daß, wenn die „hoflüt“, d. h. die Hörigen auf den bezeichneten Gütern, „zu der helgen ee kumben“ (sich verheiraten), der Bräutigam den „meyger“ (Gutsverwalter) soll „by sin wyb lassen ligen die erste nacht“. Allerdings ist dann auch in beiden Urkunden eine Geldsumme angesetzt, mittels welcher der Bräutigam seine Braut von diesem Herrenrecht der ersten Nacht loskaufen konnte, was bezeugt, daß man in deutschen Landen schon frühzeitig darauf bedacht gewesen, diese Abscheulichkeit wenigstens theoretisch abzustellen. Mit der Praxis freilich hat es sich anders verhalten. Ließen sich doch aus einem gewissen norddeutschen Lande, allwo überhaupt die Barbarei des Mittelalters noch heute sich breitmacht, aus neuerer, ja neuester Zeit für den schnöden Missbrauch mittelalterlicher „Herrenrechte“ sattsame Belege beibringen, falls nur die zu „nächtlichem Hofdienst“ befohlenen Bauernmädchen ihre Erfahrungen urkundlich fixiren wollten oder könnten. Im übrigen verfolgte die feudale Raubgier den Bauer bis in's Grab hinein, denn sie nahm dem Gestorbenen noch das beste Stück seines Anzuges und das beste Stück des Bettes, falls ein solches überhaupt vorhanden war. Wie der geistige und sittliche Zustand der Bauerschaft beschaffen sein musste, leuchtet nach dem gesagten von selbst ein.

Da und dort hatten sich jedoch, insbesondere bis zum 14. Jahrhundert, Bauerschaften in größerer Unabhängigkeit und somit auch in größerem Wohlstande zu behaupten gewusst. Vornehmlich war dieses an der nördlichen und südlichen Gränzmark des Reiches, dann in Baiern und Oesterreich der Fall. Die späteren Minnesänger, namentlich Nithart, wissen uns von dem Wohlleben und dem Uebermuthe bairischer und österreichischer Bauern gar viel zu erzählen und in der sehr gut vorgetragenen Novelle in Versen „Meier Helmbrecht“, welche Wernher der Gartener (d. i. der Fahrende) in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gedichtet und die man mit einigem Rechte die älteste deutsche „Dorfgeschichte“ genannt hat, wird anschaulich gezeigt, zu was für Unheil sothanes Wohlleben und sothaner Uebermuth mitunter ausgeschlagen. Freilich mag der Neid die armen Poeten die Farben etwas dick auftragen gemacht haben. Da wird uns gesagt, die Bauern hätten gern die Ritter gespielt und seien daher nie anders als mit dem Schwert an der Seite zum Tanze gegangen, woher es sich auch leicht erklärt, daß die Tanzfreude oft in mörderische Rauferei überging und einmal 32 Bauern in Oesterreich todt auf dem Tanzplatze blieben; da werden uns ferner Dorfkoketten vorgestellt in Kleidern mit modischer Schleppe, das Haar mit Seideborten umwunden, einen Blumenkranz auf dem Haupt, am Hals

einen kleinen Spiegel tragend; da wird uns auch von einem bäurischen Zierbengel gesagt, der schon am Vorabend eines Festes seine Locken drehen und wickeln lässt und sie die Nacht über sorgsam unter eine Haube steckt, um sie des Morgens recht frisch und glänzend zu haben; da werden wir endlich zu bäuerlichen Schmausereien geführt, wo die Tische unter der Last von Fleischspeisen und Backwerk sich biegen und der Wein in Strömen fließt. Nach Abzug etwelcher Uebertreibungen bleibt immerhin noch genug, um den Schluß zu gestatten, daß hier die Bauern weit besser daran waren als anderwärts und auf Jahrmärkten und Kirmessen „den bäuerlichen Rappen tüchtig laufen ließen".

In weit edlerem Sinne thaten sich die deutschen Bauerschaften an der Nordgränze des Reiches, die Ditmarsen und Stedinger hervor. Diese hatten ihren altgermanischen Stolz als freie Männer durch das Christenthum nicht brechen lassen, sondern ihn ganz und voll mit in das Mittelalter herübergenommen. Auf dem Landstriche zwischen der Eider und der Elbe, zwischen Meer und Sümpfen saßen die altfreien Ditmarsen. Auch nach ihrem Gaue streckten Kirche und Feudaladel die raubgierigen Hände aus. Aber die wehrhaften Ditmarsen klopften tüchtig auf die langen Finger. Unter Anführung von Edemanns Jürgen brachen sie um 1144 die Zwingveste Böckelnburg und erschlugen deren Besitzer, dessen Frau gesagt hatte, die Bauern sollten Joche am Halse tragen, sammt seinem Gesinde. Sie wurden darauf von dem bremer Erzbischof, von Heinrich dem Löwen und anderen Herren mit grausamem Kriege heimgesucht und als besiegte behandelt. Allein schon 1164 erhoben sie sich wieder in Waffen gegen den tyrannischen Adel und im Jahre 1227 erkämpften sie ihre vollständige Freiheit von Junkerei und Feudalität, die lange Kette freier Bauerschaften schließend, welche sich an der Nordsee bis nach Holland hineinzog und in jenen Gegenden neben dem freien hanseatischen Bürgerthum ein freies Bauerthum begründete. Keinen so glücklichen Ausgang nahm der Freiheitskampf der Stedinger, d. i. Gestadebewohner (vom gothischen status, altsächsisch stath, althochdeutsch stad, Gestade, Uferland), eines friesischen Bauernstammes in den Weserniederungen, dessen wir schon früher gedacht haben. Mit den eingedrungenen Junkern, welche die feudalistische Sklaverei hierher verpflanzen wollten, wurden auch die Stedinger fertig. Aber kaum hatten sie sich am Anfange des 13. Jahrhunderts dieser Feinde erledigt, als ihnen in der Kirche ein noch gefährlicherer erstand. Papst Gregor IX. ließ auf die abgeschmackten Verleumdungen des bremer Erzbischofs Gerhart hin gegen die Stedinger als gegen „Ketzer" das Kreuz predigen und Kaiser Friedrich II. war junkerlich genug gesinnt, den päpstlichen Bannfluch durch die Reichsacht zu verstärken. Unter Anführung des Grafen von Oldenburg sammelte sich ein Kreuzheer gegen die Stedinger;

aber diese erschlugen, ungeschreckt von päpstlichem und fürstlichem Zorne, den Grafen nebst 200 Rittern (1233). Im folgenden Jahre brach ein verstärktes Heer von Fürsten, Herren und Kreuzfahrern in das stedinger Land ein. Die kühnen Bauern thaten mit heldischer Todesverachtung und trotz mangelhafter Bewaffnung am 27. Mai von 1234 bei Altenesch im offenen Felde den Angriff auf das viermal zahlreichere Feindesheer. Boleke, Tammo und Detmar hießen die Führer dieser freien Männer, denen nur das Glück und die preisende Dichterzunge fehlte, um an Ruhm den Eidgenossen in den Alpen völlig gleichzustehen. Ihre Tapferkeit war vergeblich, ritterliche Taktik überwand sie nach verzweifelter Gegenwehr. Sechstausend Stedinger deckten die Walstatt, der Rest des Stammes rettete sich zu seinen freien Nachbarn, den Rüstringern. In den Hochalpen hatten bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts hin die Landleute von Schwyz, Uri und Unterwalden ihre bäuerliche Freiheit und Reichsunmittelbarkeit gegen den Adel behauptet. Das Haus Habsburg wollte sie zu Unterthanen, zu *seinen* Unterthanen machen. Aber die Bewohner der Waldstätte standen fest und mannlich zusammen gegen die Gefahr der Verösterreicherung. Sie erneuerten ihre alte, mittels des berühmten Bundesbriefes vom 1. August von 1291 zum erstenmal urkundlich festgestellte Eidgenossenschaft und vereitelten um das Jahr 1308 durch ihr thatkräftiges auftreten die habsburgischen Machenschaften. In diese historischen Vorgänge haben dann später Mythus und Sage die Ueberlieferungen vom Schützen Tell und vom Rütli-Bund verwoben. Wie weiterhin die Eidgenossen die neuerworbene oder vielmehr altbehauptete Freiheit bei dem Morgarten (1315) gegen Habsburg schirmten; wie sie in der Siegesschlacht bei Sempach (1386) gleichsam das volksmäßige Rüge- und Rachegericht für feudalistische Frevel an 656 Grafen, Baronen und Rittern, sowie an ihrem vornehmsten Dränger, an dem Herzoge Leopold III. von Oesterreich selbst, vollzogen; wie schon zuvor die Bürgerschaft von Bern mit der Waldstätte Hilfe bei Laupen (1351) den Stolz des Adels demüthigte; wie kurz nach dem sempacher Triumph auch die glarner Bauern, bei Näfels (1388) siegreich schlagend, das Joch fürstlicher Anmaßung zerbrachen; wie die appenzeller Hirten mittels ihrer Siege am Speicher (1403) und am Stoß (1405) dem Netze pfäffischer und junkerlicher Gelüste sich entzogen; wie die schweizerische Eidgenossenschaft durch Hinzutritt blühender Städte frisch und fröhlich gedieh; wie sie durch ihre bei Granson, Murten (1476) und Nancy (1477) über Karl den Kühnen von Burgund, einen der mächtigsten Fürsten jener Zeit, erfochtenen herrlichen Siege ihre republikanische Existenz inmitten des monarchischen Europa fest und sicher stellte — das alles ist weltbekannt. Aber es gebührt sich, daß wir Nachgeborenen an dieser Stelle den Manen deutscher Bürger und Bauern, welche durch ihren Freiheitssinn und Helden-

muth im 13., 14. und 15. Jahrhundert dem mittelalterlichen Feudalismus die übermüthige Spitze abgebrochen und so des deutschen Volkes Ehre gewahrt haben, den Tribut der Bewunderung und des Dankes darbringen. Dieser Männer Thaten sind es, welche bei Betrachtung des Mittelalters den denkenden und fühlenden Enkel erfreuen und begeistern können und sollen.

Sowie das deutsche Bürgerthum und da und dort auch die deutsche Bauerschaft eine sociale Stellung und Geltung sich eroberte, wie sie bislang nur Adel und Geistlichkeit innegehabt hatten, fing auch das demokratische Bewusstsein, mächtig gehoben durch die Hussitenschlachten, durch die Fehden der Städte gegen die ritterlichen Schnapphähne, durch die Erfolge der Zünfte gegen das Patriciat, durch die Siege der Ditmarsen im Norden und der Eidgenossen im Süden, alsbald an, dem Drange poetischer Aeußerung zu gehorchen. Die deutsche Poesie hatte ihren mittelalterlichen Kreislauf jetzt vollendet. Zu Anfang des Mittelalters war sie vom Volke auf die Geistlichen übergegangen, dann von der Geistlichkeit zum Adel gekommen, endlich von diesem an die Bürger; jetzt aber, am Ausgange des katholisch-romantischen Zeitalters, kehrte sie zum Volke zurück. An die Stelle der abgestandenen Ritterepik trat das historische Lied, an die Stelle der im Meistergesang versandeten Minnelyrik das Volkslied. Wieder begann nun in deutschen Landen ein frischer, ein wahrhaft nationaler Quell der Dichtung zu springen, dessen erquicklichen Lauf wir auch im folgenden Buche noch zu verfolgen haben werden. Unter den frühesten historischen Liedern zeichnen sich vor allen höchst vortheilhaft die aus, welche der Schweizer glorreiche Siege über das Junkerthum in der Brust volksmäßiger Sänger geweckt haben. So namentlich die epischen Lieder, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Veit Weber, ein Bürger zu Freiburg im Breisgau, zum Preise der eidgenössischen Burgundersiege gesungen hat[17]). In der Reformationszeit mehrte sich, wie wir sehen werden, der historische Liederschatz von Tag zu Tag. Doch nicht nur das geschichtliche im deutschen Volksleben, sondern dieses überhaupt in allen seinen Richtungen und Beziehungen trat vom 15. Jahrhundert an bis in's 17. hinein in Volksliedern zutage. Der Bauer sang hinterm Pfluge von den Freuden und Leiden seines geplagten Standes, der Müller begleitete das Geklapper seiner Mühle mit Sang und Klang, der Landsknecht kürzte sich Marsch und Wacht durch kriegerische Preis- und Spottlieder, Bursch und Mädchen offenbarten sich in Liedern von oft wunderbarer Innigkeit das Geheimniß ihrer Herzen, Mönch und Nonne blieben nicht dahinten, der wandernde Handwerksgeselle bezeichnete sein kommen und gehen mit Willkomms- und Abschiedsliedern, der Pilger grüßte die Stätten seiner Andacht mit frommen Melodien, der Traurige seufzte seinen Kummer, der Fröhliche jubelte seine Wonne, der Muthwillige seine Spottlust im Liede aus, der Jäger, der

Fuhrmann, der Schiffer, der Köhler, der Bergmann, der Schäfer, der Gärtner, der Winzer, der Bettler, sie alle ließen, was sie bewegte, was sie erlebt, was sie litten und thaten, in Liedern widerklingen, von welchen man, da ihre Verfasser unbekannt sind, wie vom Winde sagen kann, man spürt wohl ihren Hauch, aber man weiß nicht, von wannen sie kommen und wohin sie gehen. Nur muß auch hier wieder angemerkt werden, daß „Volkslieder“ sich keineswegs „von selber dichten“, wie geistreichelnd-verstandlos behauptet worden ist. Das Verhalten des eigentlichen Volkes ist bei dem ganzen Processe der Volksliederdichtung unendlich weit mehr ein empfangendes als ein schaffendes. Es macht sich nur zum Widerhall der Worte und Weisen, welche von wirklichen Dichtern aus dem quillenden Born der Zeit- und Volksstimmung geschöpft werden. Im übrigen ist ein heiteres, bewegliches und doch auch wieder herzinniges und glühendes Element in den deutschen Volksliedern alter Zeit, etwas sinnlich derbes mit den zartesten Herzenslauten verschmolzen, muthwilligstes, ja ausgelassenstes lachen neben der aus tiefster Seele strömenden Thräne der Sehnsucht und des Schmerzes, endlich lauterstes, verständnissinniges Naturgefühl verbunden mit spielender Einbildungskraft, welche „ohne besondere Absicht phantastische Bilder zeichnet und sich harmlos an den eigenen bunten Schöpfungen erfreut, unbekümmert, ob der nächste Augenblick sie zerstöre“. Zu der kolossalen Tragik und wilden Energie skandinavischer Volksballaden, zu der tiefrührenden Melancholie altschottischer Balladendichtung, zu spanischer oder serbischer Romanzenplastik hat das deutsche Volkslied sich nicht erhoben. Aber es besitzt eine Eigenschaft, wodurch es dem aller anderen Völker voransteht: das ist seine Universalität, deutscher Nation unbestreitbarster Vorzug.

Zehntes Kapitel.

Rückblick und Aussicht.

Es bleibt mir jetzt, nachdem wir die verschiedenen Stadien und Felder der Kultur unserer Altvorderen im Mittelalter durchschritten haben, zum Abschluß des ersten Abschnittes meiner Darstellung nur noch übrig, den politischen Entwickelungsgang des deutschen Reiches von der Staufer Ausgang bis auf Maximilian I. zu skizziren.

Mit dem Untergange der hohenstaufischen Kaiserdynastie hat Deutschland eine politische Weltstellung verloren, die es erst in neuester Zeit

(1870 bis 1871) wieder eroberte. An dem Tage, wo Friedrich II. zu Firenzuola gramgebeugt verschied (1250), hörte unser Land auf, eine Weltmacht zu sein. So sehr war infolge seiner unglückseligen Verfassung seine staatliche Bedeutung an die großen Persönlichkeiten seiner Herrscher geknüpft. Wir möchten durchaus nicht die Lobpreiser der Staufer machen, denn ihre aristokratische Befangenheit ist mit schwerster Wucht auf sie selbst und auf Deutschland zurückgefallen; aber so viel steht fest, daß während ihres Herrscherthums unser Land an Macht, Geltung und Hoheit allen Staaten Europa's vorging und daß ihre kaiserlichen Titel „Praepotentissimus" und „semper Augustus" kein leeres Wortgepränge, sondern nur der Ausdruck einer Thatsache waren. Sowie aber diese Thatsache mit dem letzten großen Hohenstaufen zu Grabe getragen worden, ward in trostlosester Weise offenbar, daß die Reichsverfassung weiter nichts als eine systematische Anarchie war, und unseres Landes böseſter Fluch, die fürstliche Territorialmacht, die Kleinstaaterei, schoß zu üppiger Giftblüthe auf. Die bürgerliche Freiheit, in den Städtebünden politisch organisirt, hätte vielleicht diesen Fluch gewendet; allein es fehlte dem deutschen Bürgerthum bei aller Thatkraft im einzelnen an einer umfassenden und durchgreifenden nationalen Idee und — an einem genialen Verwirklicher derselben.

Auf die traurigen Zustände Deutschlands während der „schrecklichen kaiserlosen Zeit", während des Interregnums (1250—1273) ist schon bei wiederholter Gelegenheit aufmerksam gemacht worden. Die hohe deutsche Aristokratie ging damals bei auswärtigen Fürsten mit der Kaiserkrone hausiren, wie das der bürgerliche Liberalismus 1848 bei einheimischen gethan hat. Zuletzt machte sich der Mangel eines Centralpunktes im Reiche doch allerwärts so fühlbar, daß diejenigen Fürsten, von welchen die Königswahl (die Kur, von küren) schon damals vorzugsweise abhing und die daher Kurfürsten hießen, sich auf den Grafen Rudolf von Habsburg vereinigten (1273). Diese Wahl zeigte schon, was die Fürsten damit wollten. Sie begehrten keineswegs einen mächtigen Kaiser, sie wollten vielmehr nur so eine Art von Reichspolizeimeister, der die gar zu tolle Unordnung im Lande meisterte und ihnen ihre durch die Störung der Landwirthschaft, des Handels und Wandels bedrohten Einkünfte wieder mehr sicherstellte. Sie hatten sich in dem Manne ihrer Wahl auch nicht getäuscht. Rudolf, ein schweizerischer Dynast von mäßigem Besitzthum, ließ es sich nicht einfallen, die Idee des deutschen Kaiserthums im Sinne Karls des Großen, der Ottonen und Staufer aufzufassen. Dazu war er viel zu prosaisch schlau, viel zu nüchtern gescheid, allem Ideenschwung viel zu sehr abgeneigt. Uebrigens möchten wir ihn eher darum loben als tadeln, daß er kein römisch-deutscher Kaiser, sondern ein simpler deutscher König sein wollte. Wäre er es nur im vollsten Maße gewesen, allein die Rolle eines guten Haushälters und Familienvaters schien ihm leider die schönere. Er war der Louis Philipp des

Mittelalters und daneben ein vortrefflicher Polizeivogt, welcher im Reiche umherzog und die Galgen unter dem Gewichte gehenkter Raubritter krachen ließ. Seine Hauptthat, die Besiegung Ottokars von Böhmen, war eine wohlangelegte und geschickt durchgeführte Handelsspekulation in mittelalterlichem Stil. Heutzutage würde Rudolf an der Börse spielen, damals musste er Schlachten schlagen, um seinen Söhnen das schöne Oesterreich zu erwerben. Rudolfs nächster Nachfolger, Adolf von Nassau (1291), wollte es seinem Vorgänger in Gründung einer Hausmacht nachthun, benahm sich aber dabei so ungeschickt und plump, daß es zu seinem Verderben ausschlug. Es wurde ihm in der Person Albrechts von Oesterreich, Rudolfs Sohn, ein Gegenkönig aufgestellt (1298), gegen welchen er in der Schlacht bei Göllheim Krone und Leben verlor. Albrecht hatte eine starke Ader jener mitleidslosen Härte in seinem Wesen, welche oft große Reiche gegründet hat. Vielleicht wäre es ihm bei längerem Leben vergönnt gewesen, die Rolle Ludwigs XI. in Deutschland zu spielen; allein seine Ländergier machte den eigenen Neffen die Mörderhand gegen ihn erheben, welcher er bei Windisch an der Reuß erlag (1308), im selben Augenblicke, wo er der uralten Bauernfreiheit in den Alpen ein gewaltsames Ende bereiten wollte. Der zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Königsstuhl erkorene Graf von Luxemburg, Heinrich VII., bestätigte die Eidgenossen in ihrer Reichsunmittelbarkeit. Er brachte Böhmen an sein Haus und ging dann, von der alten unheilvollen Lockung der römischen Kaiserkrone bezaubert, über die Alpen, wo ihn die Ghibellinen mit freudiger Hoffnung empfingen. Sogar Dante, der in seinem großen Gedichte alle Schrecken der Hölle heraufbeschworen hatte, um die Verderbniß seiner Zeit zu züchtigen, begrüßte ihn als den Retter Italiens und Wiederhersteller der Kaiserherrlichkeit. Allein, was der Hohenstaufen Genie nicht zustande gebracht, die Bemeisterung des Republikanismus italischer Städte, brachte Heinrichs Klugheit noch weniger zustande. Er starb inmitten unerquicklicher Kämpfe plötzlich zu Buonkonvento (1313). Sein Tod gab wieder einmal das Signal zu einer streitigen Königswahl in Deutschland. Die luxemburgische Partei des Kurfürstenkollegiums (Pfalz, Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Sachsen, Brandenburg), welches allmälig das höchste Wahlrecht ausschließlich an sich gebracht hatte, erwählte Ludwig von Baiern, die habsburgische Friedrich den Schönen von Oesterreich. Ein Bürgerkrieg musste entscheiden und die Entscheidung fiel durch die Schlacht bei Mühldorf, wo der treffliche Schweppermann aus Nürnberg Ludwigs Heer befehligte, gegen den Habsburger aus (1322), welcher sich seinem Gegner gefangen geben musste, aber von demselben edelmüthig behandelt wurde. Ludwig der Baier war der letzte deutsche König, welcher den Gedanken des Kaiserthums im altromantischen Stil aufrecht zu erhalten und geltend zu machen suchte. Dies verwickelte ihn natürlich in heftige Konflikte mit dem päpstlichen Stuhl. Er war jedoch

mächtig genug, um die sogenannte Kurfürstenerklärung von Rense (1338) zu veranlassen, dahin gehend, daß fortan jede von den Kurfürsten vollzogene Wahl eines Kaisers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auch ohne päpstliche Bestätigung vollkommen giltig sein solle. Allein zu einer solchen Demüthigung des Papstthums, wie sie König Philipp der Schöne von Frankreich demselben zu Anfang des 14. Jahrhunderts angethan hatte, ließ die deutsche Vielstaaterei Ludwig nicht kommen. Die päpstliche Partei in Deutschland erweckte ihm in dem luxemburger Karl IV. von Böhmen sogar einen Gegenkaiser, welcher jedoch erst nach Ludwigs Tod (1347) zu Ansehen gelangen konnte. Der von der bairischen Partei gewählte Günther von Schwarzburg starb, nachdem er kaum zu Frankfurt gekrönt worden war, und so besaß Karl den Thron unbestritten.

Er war ein geschmeidiger Mann, in welchem im Gegensatze zu der mittelalterlichen Ritterlichkeit das moderne, auf französische und italische Praktiken gegründete Diplomatenthum schon völlig ausgebildet erschien. Karl erließ das Reichsgrundgesetz, die sogenannte goldene Bulle, welche die Gewohnheiten des deutschen Staatsrechtes, die Stellung der Kurfürsten und Fürsten, die Rangverhältnisse der Aristokratie zuerst systematisch regelte und außerdem über Landfrieden, Münzen und Zölle Bestimmungen enthielt, die niemand beachtete. Wie ohnmächtig Karls und seines brutal rohen und lüderlichen Sohnes und Nachfolgers Wenzel Reichsregiment beschaffen war, bezeugt am schlagendsten der große Städtekrieg, von welchem im vorigen Kapitel Meldung geschehen ist. Wenzel wurde 1400 förmlich des Thrones entsetzt und statt seiner Ruprecht von der Pfalz gewählt, ein wackerer Mann, der aber dem steigenden Verderben des Reiches auch nicht gewachsen war. Er musste den Fürsten ausdrücklich das Recht zugestehen, Bündnisse unter sich zu schließen, zur Wahrung des Landfriedens, wie das trügerische Motiv lautete. Die Regierung seines Nachfolgers, des Luxemburger Sigismund (1410—37), war mit unerquicklichen Bestrebungen, die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, ausgefüllt.

Die Verlegung des Papstsitzes nach Avignon durch französische Staatskunst (1305) hatte nämlich die größte Anarchie in der katholischen Kirche zur Folge. Auch sie, die ewig unwandelbare, begann zu wanken. Die Kardinäle theilten sich in verschiedene Parteien und wählten verschiedene Päpste, so daß es 1308 deren drei gab, die einander gegenseitig verfluchten und so das große Kirchenschisma vollständig machten. Dieser heillose Zustand nun ließ wohlgesinnte Männer mit ihren Wünschen, die auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gerichtet waren, offener hervortreten und der prager Professor Johannes Huß trat nach dem Vorgange des Engländers Wycliffe entschieden gegen die Missbräuche des Papstthums, gegen die Entartung der Klöster und des Klerus auf und forderte eine Wiederherstellung des Christenthums im Sinne des Evangeliums.

Er wurde darum vor das von Sigismund mit unendlicher Mühe endlich zustande gebrachte allgemeine Koncilium von Konstanz citirt und von diesem, dem kaiserlichen Geleitsbriefe zum Trotz, zum Feuertode verurtheilt, was beweist, wie sehr es dieser Kirchenversammlung, zu welcher an 150,000 Menschen zusammenströmten, mit dem Reformationswerke ernst war. Doch wir werden auf diese kirchlichen Verhältnisse später ausführlicher zu sprechen kommen. Hier nur soviel, daß der brennende Holzstoß des Reformators Huß seine Anhänger in Böhmen zur wildesten Kriegsfurie entflammte, daß die Hussiten unter der Führung großer Feldherren, wie Ziska und die beiden Prokope, gegen den meineidigen Sigismund zu den Waffen griffen, aus ihrem Böhmen heraus in die Nachbarländer fielen und Sachsen, Brandenburg und Baiern verheerten und brandschatzten, bis endlich (1433) ein Friede gestiftet wurde. Sigismund unternahm auch den herkömmlichen Römerzug, allein sein kronenreiches Haupt war dennoch ohne rechtes Ansehen und unter ihm begann schon die Zerbröckelung des Reichskörpers in auffallender Weise. Nicht nur musste er die Mark Brandenburg dem aufstrebenden Hause der Hohenzollern erb- und eigenthümlich hingeben, sondern die burgundische Freigrafschaft sogar der fremden neuburgundischen Dynastie überlassen. Im übrigen war er ein munterer Herr und leutseliger Wollüstling, dem zuletzt von der eigenen Gemahlin, der messalinischen Barbara von Cilly, widerfuhr, was er zuvor so vielen Ehemännern angethan hatte.

Ich kann mir nicht versagen, zur Charakteristik dieses Kaisers und seiner Zeit aus einer alten Chronik eine Nachricht auszuziehen über Sigismunds Aufenthalt in Straßburg im J. 1414. Er war von Basel den Rhein hinabgefahren und bei seiner Ankunft in Straßburg „schenkte man dem König 3 Fuder Weins, ein silbern übergült Gießfaß 200 Gulden werth und bezalt was er und die seinen verzehrt hetten und thet ihnen große Ehr an; und versönte der Kayser die Stat mit iren Feinden deren sie viel hatte und mit dem Bischoff. Es waren mit dem Kayser zu Straßburg viel Fürsten, Grafen, Herren und Ritter, und die Stat hielt nachts große Hutt vor Aufrur und Ueberlauff, also daß durch die Nacht auf 100 wol gewapnet durch die Stat von einer gassen in die ander mit liechtern reitend. Und die Handwerker halber oder das dritte theil lagen heimlich nachts gewapnet auf iren Trinckstuben, dieweil der König alda was, auf daß mer sicherheit wäre. Und die Weiber zu Sträsburg seind kommen zur Primen-Zeit in des Lohnherrn Hof, da der König innen gelegen. Und als der König solches gewahr worden, sey er auffgestanden, einen Mantel umb sich geworffen und barfuß mit den Weibern durch die Stat gedanzet. Und da er in die Korbergassen kommen, haben sie ihm ein par Schug umb 7 Kreutzer kauft, ime solche angethon, und habe der König als ein weiser schimpflicher (humoristischer) Herr zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandlet, kam zum Hohenstege, danzte und fügte sich wieder in sein Herberg

und rugte. Hernach am Freytag und Sambstag da was groß Kurzweil von Hoffiren und Danzen in Strasburg. Und danzte der König selber, macht auch die Ehrndanz. Am Zinstag, als der König 6 tag zu Strasburg war gewesen, da gab er den Edlen Weiben auf 150 guldene Ring, deren eins 2, auch $1\frac{1}{2}$ Gulden wert was, und fure zu schiffe den Rhein hinab, hinweg. Und die Frawen furen mit, wol eine halbe meil wegs in eine Wärdt und zeretten miteinander."

Mit Sigismund erlosch der luxemburgische Mannsstamm. Die deutsche Kaiserkrone kam an seinen Schwiegersohn Albrecht II. von Oesterreich und verblieb fortan beim Hause Habsburg, auf welches das reiche luxemburgisch-böhmische Erbe überging. Von des zweiten Albrechts Reichsregiment ist nichts zu sagen, von dem seines Neffen und Nachfolgers auf dem Kaiserthron, Friedrich III. nur das, daß während seiner langen und jammersäligen Regierung (1440—93) die Reichsverfassung immer offenkundiger verfiel, das kaiserliche Ansehen geradezu verhöhnt wurde, die fürstliche Landeshoheit zunahm, Herren und Städte thaten, was sie mochten und konnten, und während heillosester Anarchie im Inneren die Reichsgränzen von äußeren Feinden ungestraft verheert wurden, insbesondere die südöstlichen von den Türken, welche unter ihrem Padischah Murad I. (1361—89) ihre furchtbare Erobererrolle in Europa begonnen hatten. Friedrichs III. Sohn und Nachfolger, Maximilian I., wird der „letzte Ritter" genannt und haben ihn ja Dichter als solchen gefeiert. Alle seine großartig romantischen Anläufe endigten jedoch tragikomisch und einzig das österreichische Glück im heiraten („tu felix Austria, nube!") bewährte sich auch an ihm und verschaffte ihm die reiche Erbschaft Karls des Kühnen von Burgund. Seine Entwürfe, die Kaisergewalt wieder zu erhöhen und zu stärken, scheiterten an dem Widerstande der Fürsten, welche den süßen Trank der einmal verschmeckten Souveränität nicht mehr von den Lippen setzen wollten. Zum Zwecke der Abstellung des schmählichen Faustrechtes vereinbarten sich die Reichsstände mit dem Kaiser zu einer Verfassungsreform, welche das kaiserliche Ansehen nur noch mehr erniedrigte, denn das Reichsoberhaupt kam dadurch um die oberste Leitung des Gerichtswesens. Man errichtete das sogenannte Reichskammergericht schleppenden Andenkens und theilte behufs leichterer Handhabung der Rechtspflege das Reich in zehn Kreise (österreichischer, bairischer, schwäbischer, fränkischer, kurrheinischer, oberrheinischer, niederrheinisch-westphälischer, obersächsischer, niedersächsischer, burgundischer Kreis), welche unter dem erst zu Frankfurt, dann zu Speyer, endlich zu Wetzlar sitzenden Reichskammergerichte standen. Da aber der Geschäftsgang bei diesem Gerichtshofe ein unendlicher war, da auch die meist nur noch durch Gesandte beschickten Reichstage das unbehilflichste, resultatloseste Institut wurden, so gewannen die Fürsten in ihren Gebieten immer freiere Hand und die Viel- und Kleinstaaterei hob die Reichseinheit

thatsächlich auf. Nur die leere mittelalterliche Form blieb und die Kaiser des heiligen römischen Reiches wandelten in dem Krönungsornate Karls des Großen wie lächerliche Gespenster durch eine neue Zeit. Daß eine solche angebrochen, erkannten allermeist die republikanisch-praktischen Schweizer. Die Eidgenossen verweigerten den Reichskriegsdienst und versagten dem Reichskammergericht ihre Anerkennung. Kaiser Max überzog sie mit Krieg (Schwabenkrieg), wurde aber wiederholt geschlagen und musste im baseler Frieden (1499) die faktische Loslösung und Unabhängigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Reiche anerkennen.

So verlassen wir denn am Ausgange des Mittelalters Deutschland in Ohnmacht und Zerstückelung. Die bisherigen Lebensmächte waren gealtert und siech geworden: die Romantik hatte in Kirche, Staat und Gesellschaft ihre Kraft vollständig erschöpft und war unheilbarem Marasmus verfallen. Neue Kultursaaten mussten aufsprossen, neue Gesichtspunkte eröffnet, neue Standpunkte gewonnen, neue Hebel in Bewegung gesetzt werden, um den versumpften Lauf deutscher Bildung wieder in Fluß zu bringen. Nach mehr als tausendjährigem Schlummer sollte die Sonne heidnisch-klassischen Geistes wieder am Horizont emporsteigen, um eine mönchisch eingeengte und verfinsterte Welt zu weiten und zu hellen, und der Sturm der Freiheit musste seine Schwingen rühren, um die mit giftigen Miasmen erfüllte Atmosphäre deutscher Geschichte zu reinigen. Wird die Sonne kräftig genug sein, das Gewölke kirchlicher Verfinsterung zu durchbrechen? Wird der Sturm Mächtigkeit genug haben, wirklich reinigend durch Deutschland und Europa zu fahren? Das nachstehende „Zweite Buch“ beantwortet diese Fragen?

Zweites Buch.

Das Zeitalter der Reformation.

Derhalb jr billich Läser all
Wie herb auch scheint dis schreiben
Lassts euch nichts ärgern jzumal
Man mus die wahrhait treiben.
Die wahrhait weils einfaltig red
Vnd nimmer kainem schont
Hat nur zu feind das zart gezett
Welchs schmaichlens ist gewont.
Jr aber standhaft Teutsche herzen
Die nun den rum habt lang
Das euch auch fremd vnbill vnd schmerzen
Zu treuen herzen gang,
Werd dis nach euer Redlichait
Aufrecht vrtailen recht
Vnd lernen draus gelegenhait
Was euch begegnen möcht.

Fischart: — „An jdes Aufrecht Redlich Teutsch geplüt vnd gemüt" (1575), V. 47 fg.

Erstes Kapitel.

Wiedergeburt.

Reformbestrebungen innerhalb der Kirche. — Verrottung der Scholastik. — Wiedererwachen der klassischen Studien. — Dante, Petrarka und Boccaccio. Machiavelli. — Die Elemente der deutschen Opposition. — Die Humanisten. — Die volksmäßige Satire. — Die Dunkelmännerbriefe.

Wie oft im Leben des einzelnen Menschen heilsame Krisen eintreten, wo alle seine geistigen und leiblichen Kräfte auf eine Erneuerung des ganzen Organismus hinarbeiten, so auch im Leben der Völker. Hat in solchem Falle der Mensch die moralische Kraft, dem treiben und drängen seines Wesens zu einem entschiedenen vorschreiten energisch die Wege zu bahnen, ohne Bedauern mit der Vergangenheit abzuschließen, die Gegenwart klar in's Auge zu fassen und die dargebotene Hand der Zukunft mit Entschlossenheit zu ergreifen, so wird er als ein wahrhaft erneuerter und wiedergeborner aus der Krisis hervorgehen, welche den glücklichsten Wendepunkt seines Daseins bezeichnet. Erlahmt aber der Mensch mitten im Kampfe, kann er sich nicht losmachen von den geliebten oder verhassten Erinnerungen der Vergangenheit, lässt er sich bethören von allen den tausend Rücksichten der Gegenwart, thut er zagend wieder einen Schritt zurück, nachdem er begeistert zwei vorwärts gethan, schafft er, mit einem Worte, ein halbes Werk: dann wendet ihm die flüchtige Göttin des Glückes hohnlachend den Rücken und lässt einer Reaktion den Lauf, die dem unleidlichen alten Zustande noch das quälende Bewusstsein gesellt, daß alles, alles anders und besser geworden wäre, falls dem wissen und wollen das vollbringen entsprochen hätte. Schwache Naturen verkümmern dann in thatlosem bedauern ihrer Ungeschicklichkeit und Energielosigkeit, stärkere aber schöpfen aus der ihnen gewordenen Lehre den Muth, die etwa wiederkehrende günstige Gelegenheit mit fester Hand beim Stirnhaare zu fassen und festzuhalten.

Die Anwendung dieser Erfahrungssätze auf die Geschicke der Völker ist keine gezwungene; sie wird überall von der Geschichte bestätigt. Den

schlagendsten Beleg aber für das gesagte liefert gewiß die Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation. Welch ein großartiger Anlauf zur Erneuerung der Nation wurde damals genommen! Wie umfassend war die Einsicht in die Schäden der Zeit! Wie lebhaft die Betheiligung der Massen! Und doch wurde die Gelegenheit, hauptsächlich durch das eigensüchtige übelwollen der Entscheidung gebenden Kreise, schmählich verpasst. So kam denn statt eines ganzen Werkes nur eitel Stückwerk zustande und von allen den gehofften Errungenschaften jener Zeit blieb dem deutschen Volke nichts als die lutherische Theologie. Wahrlich, keine ausreichende Vergütung so großen Kampfes, so vieler Opfer, so schrecklicher Leiden!

Wir können uns nicht dabei aufhalten, den Verfall des Katholicismus, wie er am Ende des Mittelalters eingetreten war, hier des breiteren darzulegen, um so weniger, da wir auf die bezüglichen Andeutungen und Schilderungen im ersten Buche verweisen dürfen. Das sittliche Verderben der Kirche in Haupt und Gliedern war so offenkundig, daß selbst die entschiedensten Anhänger der katholischen Kirchenverfassung durchgreifende und schleunige Reformen verlangten. Dieses Verlangen rief die Koncilien von Pisa (1408), von Konstanz (1414—18) und Basel (1431—49) in's Leben; aber sie blieben resultatlos, weil die versammelten Kirchenväter bald wahrnahmen, daß die Reformen im äußeren Kirchenwesen auch solche in der Lehre nach sich ziehen müssten, wie dies die drei bedeutendsten Theologen jener Zeit, die pariser Professoren Gerson, d'Ailly und Klemange, erkannt und gefordert hatten. Allein ihre und Gleichdenkender Bestrebungen scheiterten völlig. Bevor die Kirche Gefahr laufen mochte, auch nur einen Stein aus der Wölbung des hierarchischen Gebäudes brechen zu müssen, wollte sie dasselbe lieber mit dem hässlichsten Moder überzogen lassen. So ging denn der Gedanke, innerhalb der Kirche zu reformiren, zunichte und sie war noch mächtig genug, solche, die von außen mit reformistischen Absichten an sie herantraten, auf den Scheiterhaufen zu schicken. Johannes Huß starb den 6. Juli 1415 den Flammentod und bald nach ihm sein treuer Genosse Hieronymus von Prag. Seither sind an fünfhundert Jahre verflossen und „die heilige Dummheit“, welche damals ein Lächeln auf die bleiche Lippe des Märtyrers rief, ist im Grunde in den Massen noch immer dieselbe. So langsam ist der Gang der Geschichte. Es gibt aber Zeiten, wo sie ihren Schritt beschleunigen zu wollen scheint, und eine solche Zeit waren die letzten Jahrzehnte des 15. und die ersten des 16. Jahrhunderts.

Die bodenlose moralische Versumpfung der Kirche nicht allein, nein, auch ihre Vernachlässigung der Wissenschaft, ihre Schändung des menschlichen Verstandes musste Opposition zeugen. Wem auch nur noch ein schwacher Funke von Vernunft im Haupte glimmte, der musste sich an-

geekelt und empört fühlen, wenn die Vertreter der kirchlichen Gelahrtheit, die Scholastiker, in allem Ernste Fragen aufwarfen und jahrelang diskutirten, wie diese: „Kann Gott etwas geschehenes völlig ungeschehen machen, z. B. aus einem Freudenmädchen eine reine Magd? — Warum hat Adam im Paradiese von einem Apfel und nicht von einer Birne gegessen? — Wo fängt ein Haufen an? — Wie viele Engel haben Platz auf einer Nadelspitze? — Konnte Christus auch in Gestalt eines Weibes oder eines Esels oder eines Kürbisses erscheinen und wie hätte er in solcher Gestalt die Erlösung vollbracht? — In welcher Sprache hat die Schlange zu Eva geredet? — War der erste Mensch auch mit einem Nabel ausgestattet?“

Gegen derartige Abgeschmacktheit, wie gegen die Habsucht und Zuchtlosigkeit der Pfaffheit, hatten sich, wie wir früher gesehen, schon die südfranzösischen Troubadours und Ketzer auf's entschiedenste erklärt. Ihre Opposition war dann nach Italien hinübergewandert. Hier hatten die drei großen Männer, welche die Literatur ihres Landes geschaffen, Dante, Petrarka und Boccaccio, aus dem hauptsächlich durch ihren Eifer wieder aufgegrabenen Jungbrunnen des Humanismus, der in den klassischen Studien sprudelte, ihren Geist erquickt und gestärkt und seine belebende Flut auch ihren Zeitgenossen zugänglich gemacht. Die Bildungssonne des Alterthums begann, um ein anderes Bild zu gebrauchen, am Horizonte des mönchisch verfinsterten Mittelalters heraufzuleuchten und brachte alsbald neue Regungen in das stockende Geistesleben der Völker Europas. Ja, das verachtete, verstoßene und verfolgte Heidenthum war es, welches die in Altersblödsinn versunkene christliche Welt verjüngen musste. Das war die Rache, welche die edelsten Geister der Griechen und Römer für die stupide Misshandlung nahmen, welche ihnen von seiten der Kirchenväter widerfahren war. *Sie* lehrten zuerst wieder die Menschen als Menschen sich fühlen, *sie* brachten gegenüber der christlichen Vertröstung auf das Jenseits wieder die Schönheit und Geltung des Lebens zu Ehren, *sie* weckten in tausend Herzen den Haß gegen die Tyrannei und das Hochgefühl der Freiheit. Man hat mit Recht von der Wiedererweckung und Ausbreitung der humanistischen Studien die Wiederherstellung der Wissenschaften datirt und man kann mit gleichem Rechte sagen, daß mit dieser Wiedererweckung überhaupt die Vernunft und Wahrheit ihr stralendes Banner wieder gegen den Unsinn und die Lüge erhob, um es der Menschheit voranzutragen auf ihrer dornenvollen und dennoch unhemmbaren Bahn.

Die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum war in Italien schon während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Bedürfniß aller Gebildeten geworden und der Geist dieser Studien prägte sich ja auch in den Anfängen der italischen Nationalliteratur bedeutsam aus. Dante's

Genius erhob in seiner „Göttlichen Komödie“ das Schwert der Nemesis und wies mit der flammenden Spitze desselben auf alle die geistlichen und weltlichen Tyrannen, die er in den „Bolgen“ seiner Hölle versammelt hatte. Aber das sinnliche Naturell seiner Landsleute vermochte Dante's prophetischen Geist nicht zu würdigen; es verlangte statt erhabener Tragik prickelnde Laune und drastische Komik. Boccaccio verstand den Sinn seines Landes und gab demselben den „Dekamerone“, eine von heidnischer Lebenslust strotzende Oppositionsschrift, welche das ganze Pfaffenwesen mit unsterblichem Gelächter überschüttete. Das Volk lachte, die Fürstenhöfe lachten, die Klosterbewohner lachten, die Kurie selbst lachte über diese prächtige Satire. Aber das eben war der Fehler, daß die Opposition in leichtfertiges lachen sich verflüchtigte. Was half es im Grunde, daß der Humanismus in Italien gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in den gebildeten Kreisen die offenkundigste Geringschätzung des Christenthums zuwegegebracht hatte? Indifferentismus und Frivolität bringen es nie zu einer weltgeschichtlichen That und die Satire muß einen festen sittlichen Boden unter sich haben, um wirksam zu sein. Luigi Pulci verhöhnte in seinem Rittergedichte vom großen Morgant die christlichen Mysterien auf's keckste, indem er das Sakrament der Taufe zur Folie der Wollustbefriedigung einer lüsternen Prinzessin machte. Man ließ ihn gewähren und lachte. Etwas später schrieb der große Machiavelli eine Komödie (die „Mandragola“), in welcher er zur Schärfung des satirischen Stachels die schändlichste Kasuistik, die verworfenste Ehebruchstheorie nicht etwa einem lüderlichen Frater, nein, einem wirklich frommen Pater in den Mund legte. Und diese Komödie wurde am päpstlichen Hofe aufgeführt! Nahm man sich etwa die Sache zu Herzen? Bewahre, man hatte Geist, man lachte, man vergnügte sich vortrefflich und Se. Heiligkeit klatschte dem Komöden Beifall, der seinen Plautus und Terenz so wohl studirt hatte und die Herzen der Frauen wie die Dialektik der Kirche gleich gut kannte. Wo sich aber daneben im Ernste der reformatorische Gedanke regte, da erstickte man ihn im Rauche des inquisitorischen Scheiterhaufens. So wurde, wie früher Arnold von Brescia, 1498 Girolamo Savonarola zum Märtyrer; so noch hundert Jahre später (1600) Giordano Bruno, Italiens tiefster und kühnster Denker.

Nicht aber auf solchem Boden, wo mit der zügellosesten Verspottung der Religion die gewaltsamste Aufrechthaltung hierarchischer Institute Hand in Hand ging, konnte der Versuch, die Kirche zu reformiren, mit Aussicht auf Erfolg gemacht werden. Eine ernster gestimmte, nicht nur mit Intelligenz, sondern zugleich auch mit sittlicher Kraft ausgerüstete Nation nahm die reformistische Idee auf und machte sie zum Mittelpunkt ihres Lebens. Deutschland trat vor und eröffnete den Kampf gegen Rom in deutsch zäher und gründlicher Weise, dabei gern geneigt, die nachdrück-

lichen Schwertschläge, welche es austheilte, ebenfalls mit dem satirischen Gelächter heidnisch-klassischer Lebenslust zu begleiten.

Die Opposition gegen den römischen Stuhl ist, wie bekannt, alt in unserer Geschichte. Vom nationalen Standpunkt aus hatte sie sich manifestirt in allen den Kämpfen, welche unsere großen mittelalterlichen Kaiserdynastieen gegen die päpstliche Gewalt geführt. Sie hatte auch in der gleichzeitigen Literatur, namentlich in den patriotischen Liedern eines Walther von der Vogelweide, ein starkes Echo gefunden. Jetzt, auf dem Scheidepunkte des 15. und 16. Jahrhunderts gesellten sich dem nationalen Elemente des Widerstandes noch andere. Es war damals eine wunderbare Zeit. Eine jener weltgeschichtlichen Krisen, wie wir sie oben angedeutet haben, trat ein. Es wurde der Menschheit zu eng und dumpf in dem dämmerigen Dome mittelalterlicher Romantik: sie strebte nach Licht, Luft und Bewegung. An allen Ecken und Enden wurde der Druck des Bestehenden als unleidlich empfunden, überall gährte und kochte es revolutionär. Während die klassischen Studien eine verlorene und wiedergefundene geistige Welt aufschlossen, erweiterten die geographischen Entdeckungen eines Bartholomäus Diaz, Vasco de Gama und Christoph Kolon die Gränzen der Erde, wiesen der Thatenlust und dem Handelsgeiste neue Wege und bereiteten der Wissenschaft das Fundament, auf welches gestützt sie sich anschickte, dem erstaunten Menschenauge die Unermesslichkeit des Weltgebäudes aufzuschließen. Das alles war nicht verzeichnet „in der Santa Casa heiligen Registern" und musste demnach die Beschränktheit und Aermlichkeit dieser Register selbst unwiderlegbar aufzeigen. Derweil aber die romanischen Nationen mit Hast auf die neueröffneten Bahnen der Abenteuer und Eroberungen sich warfen, wandte sich die germanische, deren politische Thatkraft und Herrlichkeit dahin war, mit ihrer ganzen Innerlichkeit zur geistigen Arbeit. Sie fühlte, daß ihre Wiedergeburt an die Bedingung der Befreiung vom hierarchischen Joche geknüpft war, und begann mit außerordentlichem Eifer an der Entwickelung der Elemente zu arbeiten, die eine solche Befreiung fördern sollten.

Es sind ihrer wesentlich drei: das religiös-oppositionelle, das humanistische und das volksmäßige, zu denen dann noch das neu belebte politisch-nationale sich gesellte.

Was das religiöse Element der deutschen Opposition gegen Rom angeht, so ist dasselbe in seinen Anfängen auf unsere früheren Ortes berührte mittelalterliche Mystik zurückzuführen, sowie auf die Nachwirkung der Waldenserei und des Hussitenthums. Aus den Lehren der „Brüder des gemeinsamen Lebens", welche gegenüber der Veräußerlichung des Christenthums durch die Kirche auf Verinnerlichung desselben und auf Bethätigung praktischer Frömmigkeit gedrungen hatten, entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts allmälig eine weitergehende

Richtung. Zunächst wieder in den Niederlanden, wo der Prior Johann von Goch (st. 1473) laut erklärte, die Bibel sei die einzige authentische Quelle des Glaubens, und Johann Wessel (st. 1489) diesem Satze zu weiterer Ausbreitung verhalf. Gestützt hierauf verwarf der deutsche Johann von Wesel, Zeitgenosse Wessels, die Autorität des Papstes, befehdete die Ceremonien und den Ablaß und behauptete, die Rechtfertigung des Menschen vor Gott bestände nicht in äußerlichen Werken, sondern nur in der Gesinnung. Auch den volksthümlichen Humor ließ er schon keck genug spielen, wie er z. B. sagte, falls Petrus das fasten empfohlen hätte, so hätte er das nur gethan, um bessere Kundschaft für seine Fische zu erhalten. Noch glücklicher verband sich das oppositionell theologische und volksmäßige Element in Johann Geiler von Kaisersberg (1440—1509), der zuerst in Basel, dann in Straßburg wirkte und als beliebter Prediger die Hauptgrundsätze der Reformation in ebenso klarer als mildverständiger Weise popularisirte. Ganz in seinem Sinne war sein Freund, der unglückliche, im Kerker verkümmerte Schweizer Felix Hemmerlin, für eine Reform der Theologie und Kirche thätig. Er hatte in Italien studirt und brachte von dort als einer der ersten die neugeweckten humanistischen Studien mit über die Alpen. Diese waren zwar, wie wir im ersten Buche gelegentlich sahen, auf deutschem Boden im Mittelalter nie ganz erloschen, allein erst jetzt gewannen sie eine höhere Geltung, weil der Grundsatz, daß nur das Evangelium die unverfälschte Quelle der Religion sei, den Geist philologischer Forschung spornte und schärfte. Hatte man sich aber einmal, zunächst theologischer Zwecke wegen, mit den alten Sprachen und ihren Schriftwerken bekannt gemacht, so konnte es nicht fehlen, daß man die humanistischen Studien, deren man zur Bekämpfung der Scholastik bedurfte, bald um ihrer selbst willen liebgewann und hochstellte. Denn auch damals, wie noch heute, wie allzeit, haben die großen Alten, haben die hellenischen und römischen Dichter, Denker und Historiker in allen empfänglichen und erwählten Geistern das Gefühl geweckt und wachgehalten, daß der Genuß ihrer Werke aller Genüsse edelster. Das ist die ewige Magie der Offenbarungen des antiken Genius, daß sie in einem Grade, wie das keinem modernen Werke gegeben scheint, unsere Seele mit erhabener Resignation erfüllen und die also ruhvoll gestimmte über alle die Noth des Werktagelebens empor und in ätherische Sonntagsstille hinein tragen.

Sonderbar, daß ein Italiener und noch dazu ein Mann, der später als Kurtisan des römischen Hofes und dann als Papst die reformistische Richtung gefährlich befehdete, es sein musste, welcher dem Humanismus in Deutschland mit unter den ersten Vorschub leistete. Ich meine den feingebildeten, aber charakterlosen Aeneas Silvius Piccolomini. Schon auf dem baseler Koncil hatte er einen Kreis von Deutschen um sich

gesammelt, die er in die klassischen Studien einführte; dann gab er als Geheimschreiber Kaiser Friedrichs III. zu Wien, zu Prag, überall auf seinen Geschäftsreisen die nachhaltigsten Anregungen in dieser Richtung. Zu seinen nächsten Freunden von damals, zu seinen entschiedensten Gegnern von später gehörte der vortreffliche Gregor von Heimburg (st. 1472) aus Franken, einer der hellsten Köpfe jener Zeit, einer der bedeutendsten Wegbahner der Reformation. Er gründete dem Humanismus besonders in Nürnberg eine bleibende Stätte und kämpfte aller Verfolgung ungeachtet als Gelehrter und Staatsmann bis an sein Ende für Deutschlands Befreiung von römischer Gewalt, wie für die von seiten der dynastischen Interessen bedrohte Einheit des Reichs. Infolge seiner und seines früheren Freundes Bemühungen machte die neue wissenschaftliche Richtung in Deutschland außerordentliche Vorschritte. Man sah ein und sprach es offen aus, daß die Deutschen nur mittels der humanistischen Studien aus ihrer Barbarei herauskommen könnten. Und wo diese Studien einmal Wurzel geschlagen, gestalteten sie mit wunderbarer Kraft das ganze Geistesleben um. Die oppositionelle Bildung begnügte sich aber nicht etwa damit, die scholastische Autorität und Methode zu verneinen und zu bekriegen und die Freiheit wissenschaftlicher Forschung zu fordern; sie wollte mehr. Sie verlangte, daß die Wissenschaft aus den dumpfen Wänden der Schule heraus und in das Leben eingeführt werde; sie wollte das Wissen dadurch recht befruchten, daß es überall mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in lebendigste Wechselwirkung träte. Sie bannte und ächtete endlich den Barbarismus der bisherigen wissenschaftlichen Form, forderte klare und anmuthige Darstellung und ging demnach darauf aus, die Ideen der Freiheit in antik-schöne Gewänder zu kleiden. Um das letztere zuwegezubringen und so den Gegensatz der neuen Richtung zu der barbarischen Form des Scholasticismus recht entschieden hervortreten zu lassen, beschäftigten sich die Humanisten vorwiegend mit der antiken Poesie, deren leuchtende Vorbilder sie in lateinischen Gedichten nachahmten, die allerdings durchschnittlich das Mittelmaß nicht übersteigen, dennoch aber von großer Bedeutung waren, sofern sie nicht nur den Schönheitssinn nährten, sondern auch zur Weckung klassisch-heidnischer Tugenden, wie Manneswürde und Patriotismus, wesentlich beitrugen. Die geringschätzige Bezeichnung als „Poeten“ von seiten der Scholastiker und Obskuranten konnten die Humanisten, die ja eben durch ihren Humanismus auch auf die Disciplinen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, auf Geschichte, Geographie, Jurisprudenz und Theologie reformistisch einwirkten, unschwer sich gefallen lassen.

Wir dürfen uns nicht gestatten, dem Leser die lange Liste der Anhänger der humanistischen Studien und ihrer Bestrebungen im einzelnen aufzurollen, sondern müssen uns begnügen, auf einige Hauptchorführer

der wissenschaftlichen Bewegung, welche damals Deutschland aufregte, hinzuweisen. Nennen wir daher zuerst Rudolf Agrikola, welcher, 1482 nach Heidelberg berufen, die neue Richtung auf dieser Universität in Aufnahme brachte. Im nahen Wirtemberg wirkte Johann Reuchlin (1455 bis 1521) aus Pforzheim, ein philologisches Genie, auf dem ganzen Gebiete der damals bekannten klassischen Literatur zu Hause und dem gründlichen Studium nicht nur der lateinischen und griechischen Sprache, sondern auch der hebräischen Bahn brechend. Wie sehr solche philologische Tüchtigkeit bei dem ungeheuren Werthe, welchen man auf die griechischen und hebräischen Religionsurkunden und deren unverfälschte Exegese zu legen begann, in's Gewicht fallen musste, ist klar. Ein unstätes Gelehrtenleben führte der Franke Konrad Celtes (geb. 1459), der, von Kaiser Friedrich III. mit dem dichterischen Lorbeer bekrönt, beständig von einem Orte zum andern reiste, überall im Sinne des Humanismus lehrend und schreibend, Schülerkreise um sich sammelnd, humanistische Gesellschaften stiftend, zur Herausgabe und Uebersetzung der Klassiker treibend. Bald wirkten die humanistischen Studien über ganz Deutschland hin ein geistiges Netz, dessen einzelne Fäden durch die lebhafte Korrespondenz der Gelehrten, sowie durch ihre Wanderungen in beständiger Bewegung waren. In den Rheingegenden, in der Schweiz, in Schwaben, Franken, Baiern, Oesterreich, Sachsen und in den Nord- und Ostseeländern erstanden humanistische Schulen und Kreise und wurde dadurch mit Austreibung der Barbarei ernstgemacht. So besonders auch in Nürnberg, der Vaterstadt Wilibald Pirkheimers (geb. 1470), der eine angesehene Stellung und ein patricisches Vermögen zur Förderung der neuen wissenschaftlichen Richtung benützte, aus Italien her eine herrliche Bibliothek von Klassikern zusammenbrachte, mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand und als Schriftsteller werkthätig in den reformistischen Kampf sich mischte. Nach Würzburg kam durch den aufgeklärten Bischof Lorenz von Bibra der gelehrte Abt Johann Trithemius, der vor der Bornirtheit und Zuchtlosigkeit der Mönche aus seinem Stifte Spanheim hatte weichen müssen. Ausgezeichnete Persönlichkeiten unter den Humanisten waren ferner Adelmann von Adelmannsfelden zu Eichstädt, Hermann vom Busche, der nach langen Wanderungen endlich als Rektor der gelehrten Schule zu Wesel sich setzte, Johann Rhegius Aestikampianus — (das latinisiren und gräcisiren der Namen war gelehrter Ton) — welcher zu Basel, Heidelberg und Mainz lehrte; Johann Wimpfeling, ein wirksamer Polyhistor; endlich Desiderius Erasmus (1465—1536), geboren zu Rotterdam, aber später in Deutschland eingebürgert und zwar so ganz, daß man ihn und Reuchlin „die beiden Augen Deutschlands" zu nennen pflegte. Erasmus hatte Geist und Form des klassischen Alterthums in einem Grade sich zu eigen gemacht wie keiner seiner Zeitgenossen. Dabei

aber war er keineswegs geneigt, das Christenthum über Bord zu werfen oder sich wenigstens gleichgiltig gegen dasselbe zu verhalten, wie dies die italischen Humanisten thaten. Mit diesen theilte er wohl den antiken Sinn für heiteren Lebensgenuß, der überhaupt allenthalben auch in den geselligen Verkehr der deutschen Freunde der Klassik einging; allein daneben wollte er die bestehende Religion und Kirche mehr nur mit demonstrirendem Finger als mit reformirender Hand angetastet wissen. In diesem Sinne schrieb er 1501 sein „Handbuch eines christlichen Kämpfers" (Encheiridion militis christiani). Als aber energischere Schläge das alte Gebäude zu erschüttern begannen, erschrak Erasmus, der doch in nichtkirchlichen Dingen einer entschiedenen Polemik und Kritik nicht abhold war, gar sehr. Der reformatorische Tumult störte seine gelehrte Muße, die Aufregung der Massen verletzte sein zartes Nervensystem: er verschloß sich in seine Studirstube, statt mit seinen bisherigen Mitstreitern frei auf den Plan zu treten. Dann kam es noch viel schlimmer. Aus einem furchtsamen Freunde der Reformation wurde er ihr Gegner und benahm sich in der letzten Zeit seines Lebens überhaupt so, daß er ein Vorbild jener Hofgelehrten geworden, deren Feigheit und Knechtschaffenheit eine so traurige Berühmtheit erlangt haben. Ganz anders der edelste der deutschen Humanisten, Ulrich von Hutten, Sprößling einer fränkischen Adelsfamilie, auf der unfern den Quellen der Kinzig in der Landschaft Buchau gelegenen Steckelburg am 21. April von 1488 geboren. Das ist die Gestalt, auf welcher das Auge des unbefangenen Patrioten unter allen Gestalten der Reformationsperiode am liebsten verweilt. Mit Genialität und Wissen vereinigte Hutten die umfassendste Einsicht in die Schäden und Bedürfnisse der Zeit. Mit staatsmännischem Blick erkannte er, was Deutschland noththat, um wieder eine Nation, die erste Nation der Welt zu werden. Und wie es edler Geister Art ist, ihr Licht leuchten zu lassen und ihre Erkenntniß zum Gemeingut zu machen, so hat er sein Lebenlang mit Wort und Feder, mit Rath und That für die staatliche und kirchliche Reform seines Landes gewirkt, aller Noth, allem Missgeschick, aller Verkennung und Verfolgung die unbeugsame Willenskraft eines starken Herzens, allen Schwierigkeiten die ebenso stätig als heiß brennende Begeisterung einer großen Seele entgegensetzend, über alle Gemeinheit und Missgunst das Panier nationaler Freiheit und Ehre mit dem kühnen Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!" hoch emporhaltend und die Wunden, welche ihm die vergifteten Waffen der Gegner geschlagen, mit dem Balsam der Poesie heilend [1]). Wir werden später noch von ihm zu sprechen haben. Vielfach mit Huttens Wesen verwandt war das des großen züricher Reformators Ulrich Zwingli (geb. 1484 zu Wildhaus im Toggenburg), ein weit feinerer, freierer, edlerer und gebildeterer Geist als Luther. Zwingli war für den Kultus des Götzen, genannt Bibelbuchstabe,

keineswegs so eingenommen wie der wittenberger Mönch, sondern überall einer freieren und geistigeren Auffassung der christlichen Lehre zugänglich. Er achtete die Rechte des Menschen wie die der Vernunft, setzte das Wesen des Christen nicht in feiges dulden und geschehenlassen, sondern vielmehr in die freudige Uebung der Menschen- und Bürgerpflichten, und hatte außerdem den Muth, sein edles republikanisch-reformatorisches wirken mit einem glorreichen Märtyrertod in der Schlacht bei Kappel (1531) zu besiegeln.

Aber nicht nur in den Schulen und Genossenschaften der Humanisten und freisinnigen Theologen regte sich die Opposition gegen das bestehende, im Volke selbst breitete sie sich gewaltig aus. Hier beschäftigte man sich allerdings nicht mit der wissenschaftlichen Untersuchung der kirchlichen Schäden; allein diese traten dem Volke in einer Zeit, wo die Bauern darauf bestanden, daß neue Seelenhirten auch gleich ihre „Seelenkühe" mitbringen sollten, damit die pfäffischen Gelüste nicht auf die Frauen anderer sich richteten, in dem Wandel der Geistlichen tagtäglich abschreckend genug vor Augen. Welche Glossen sich das Volk darüber machte, zeigt schon sein damaliges Sprüchwort: „Was ein Mönch zu thun wagt, dies würde selbst der Teufel zu denken sich schämen." Und dieses volksmäßige Bewusstsein von der Verderbniß der Kirche und ihrer Diener war auch nicht erst von heute. Im 13. Jahrhundert schon hatte es sich in den bäurischen Schwänken vom Pfaffen Amis, welche der unter dem Namen Stricker bekannte Dichter in Verse gebracht, deutlich genug ausgesprochen. Diese oppositionellen Schwänke gingen nachmals in das berühmte Volksbuch vom „Till Eulenspiegel" über, welches zuerst 1483 im niedersächsischen Dialekte niedergeschrieben worden sein soll. Etwas später (1498) erschien auch die bedeutendste literarische Gestaltung der volksmäßig oppositionellen Richtung im Drucke, das uralt germanische, in niederdeutscher Sprache (durch Nikolaus Baumann? oder Heinrich von Alkmar?) und im satirisch-reformistischen Zeitgeschmack erneuerte Thierepos vom „Reineke Fuchs", welches sich nach allen Seiten hin gegen die Hierarchie ausließ. Wie sich das volksmäßige Oppositionselement der ungemein wirksamen Form des Volksschauspiels zu bemächtigen wusste, werden wir in einem späteren Kapitel berühren.

Es ergab sich von selbst aus den Verhältnissen, daß die theologische, humanistische und volksmäßige Opposition vielfach in einander griff, ja daß gerade der derbsatirische Ton der letzteren allmälig in allen Streitschriften vorschlug, welche die Reformer gegen ihre Feinde ausgehen ließen. Die letzteren waren nämlich keineswegs gewillt, den Gegnern ohne weiteres das Feld zu räumen. Die alten Professoren an den Hochschulen hielten fest an der Scholastik, weil diese sie der Mühe des selbstdenkens überhob. Zudem waren ja mit den Missbräuchen des alten kirchlichen Systems

zugleich auch alle die fetten Pfründen in Gefahr, welche die Kirche ihren Getreuen zutheilte. Da galt es denn, Widerstand zu leisten, und man leistete ihn. Die Universitäten Köln und Ingolstadt wurden Mittelpunkte desselben. Dort gab vornehmlich der Professor und Ketzermeister Hogstraten, hier der Disputirkünstler Johann Eck den Ton an. Die Mönche aller Farben erhoben ein wüthendes Geschrei gegen die Neuerer, um die öffentliche Meinung zu verwirren. Wie das herkömmlich und üblich, schrien gerade die lüderlichsten Pfaffen am lautesten, daß Religion und Moral in Gefahr sei, daß der Humanismus alles heiligste und ehrwürdigste umzustürzen beabsichtigte. Wäre die Phrase von der „Rettung der Gesellschaft“ in jener Zeit schon erfunden gewesen, die Humanisten von damals hätten sie gewiß ebenso oft zu hören bekommen wie die von heute. Uebrigens ließen sie sich nicht einschüchtern. Die Oppositionsschriften folgten sich Schlag auf Schlag und ihre Streiche waren gut geführt. Heinrich Bebel aus Justingen bei Ulm, Professor der alten Literatur zu Tübingen, der schon in früheren Schriften die Geißel der Satire gegen das alte System und dessen Vertreter geschwungen, veröffentlichte 1506 in lateinischer Sprache seine „Facetien“, eine Sammlung von Anekdoten, die er aus dem Munde des Volkes geholt hatte. Hier wurde der Geistlichkeit furchtbar mitgespielt, ja sogar das Dogma selber dem Gelächter preisgegeben. Ich führe einige dieser Schwänke an, weil dieselben für die damalige Volksstimmung so charakteristisch sind. Ein Franziskaner kehrte mal in einem Nonnenkloster ein, und nachdem er den Nonnen viel vorgepredigt hatte, legten sie ihn dann aus Erkenntlichkeit in das allgemeine Dormitorium. In der Nacht rief er wiederholt: „Nein, das werde ich nicht thun!“ Auf die Frage der Nonnen, was er habe, antwortete er, ihm sei vom Himmel eine Stimme gekommen, die ihm befehle, bei der jüngsten Nonne zu schlafen, um einen Bischof mit ihr zu zeugen. Da führten ihm die Nonnen die jüngste zu; allein diese sträubte sich anfangs. Die andern tadelten sie, sagend, sie an ihrer Stelle würden sich nicht weigern. Endlich fügte sich die Nonne, aber nach neun Monaten gebar sie ein Mädchen. Der Mönch hierüber von den Nonnen zur Rede gestellt, gab zur Antwort, das sei die Strafe Gottes, weil sich die Nonne anfänglich des frommen Werkes geweigert hätte. — Das Sprüchwort: Wenn die Mönche reisen, regnet es — legte ein Bauer so aus: Die Mönche haben stets schwere Dünste im Kopf, von dem vielen Wein, welchen sie trinken; diese Dünste werden dann von der Sonnenhitze herausgezogen und steigen in die Luft, wo sie zu Regenwolken werden. — Es kam jemand in ein Kloster und fragte hier einige Novizen, ob sie keine Weibsperson da hätten. Nein, antworteten die Gefragten, so lange wir nicht heilige Väter sind, ist es uns nicht erlaubt. Diese Geschichtchen gehören noch zu den unschuldigsten. Der Volkswitz wagte sich aber auch

an die göttlichen Personen selbst. Als die Dreieinigkeit über die Erlösung des Menschengeschlechtes berathschlagte und es sich darum handelte, wer das Werk übernehmen sollte, habe Gott Vater gesagt, er sei zu alt dazu; der heilige Geist habe geäußert, ihm sei seine Gestalt hinderlich, denn es käme ja ganz lächerlich heraus, wenn er als Taube an's Kreuz geschlagen würde. So musste denn Gott der Sohn gehen, allein nach seiner Zurückkunft in den Himmel hätte er seinen Vater gebeten, ein andermal lieber den heiligen Geist zu schicken, denn dieser könnte doch davonfliegen, wenn ihn die Juden martern wollten. Feiner und methodischer als Bebel in seinen übrigens sehr wirksamen Facetien mischte Erasmus die Farben volksmäßiger Satire in seinem „Lob der Narrheit“ (encomium moriae), welches er 1508 verfasste. Er legte den Hauptakcent auf die Verspottung des scholastischen Blödsinns. „Was wissen, sagt er, die scholastischen Theologen nicht für Geheimnisse zu erklären! Durch was für Kanäle die Pest der Sünde in die Welt gekommen und auf welche Art und Weise und in wie viel Zeit Christus im Leibe der Jungfrau zur Zeitigung gelangt? Ob in der göttlichen Zeugung ein Stillstand sei? Ob sich Gott mit einem Weibe, mit dem Teufel, mit einem Esel, Kieselstein oder Kürbis persönlich hätte vereinigen können? Wie der Kürbis gepredigt und Wunder gethan haben würde? Was Art er hätte gekreuzigt werden müssen?“

Auf diese und andere derartige Angriffe konnte die Gegenpartei nicht schweigen und es entbrannte daher die literarische Fehde an allen Orten und Enden. Freilich griffen die Obskuranten die Sache meist ungeschickt genug an. So verklagten z. B. die straßburger Augustinermönche den Humanisten Wimpfeling beim Papste, weil er in einer seiner Schriften gelegentlich geäußert hatte, der Kirchenvater Augustinus hätte auch keine Kutte getragen, und machten sich dadurch bloß lächerlich. Ernsthafter wurde der Streit Reuchlins mit den kölner Dominikanern, obgleich er sich an ein ganz elendes Subjekt, an den zum Christenthum übergetretenen Juden Pfefferkorn knüpfte. Dieser hatte sich nämlich an den Kaiser Maximilian gewandt mit dem ansinnen, alle hebräischen Bücher verbrennen zu lassen, ausgenommen die Bibel. Der Kaiser forderte von Reuchlin ein Gutachten über das begehren und dieses Gutachten, welches man unbedenklich die erste Streitschrift zu Gunsten der Judenemancipation nennen darf, fiel sehr zur Beschämung Pfefferkorns und der hinter ihm stehenden kölner Fanatiker aus. Verschiedene Schriften wurden darauf zwischen den streitenden Parteien gewechselt, bis es soweit kam, daß Hogstraten in seiner Eigenschaft als Ketzermeister den Reuchlin der Ketzerei anklagte und ihn 1513 zur Verantwortung nach Mainz citirte. So hoffte man den Reformbestrebungen einmal einen recht empfindlichen Schlag zu versetzen. Aber man verrechnete sich. Alle Vernünftigen in Deutschland, und es gab deren denn doch eine gute Zahl, stellten sich auf die Seite Reuchlins

und die gewichtigsten Stimmen wurden für ihn laut. Als Vorkämpfer der humanistischen Kohorte ließ Hutten die tönenden Pfeile seines Wortes in den Pfaffenknäuel hineinschwirren. Dann ging aus den Kreisen der Humanisten eine Satire hervor, die bis jetzt in Deutschland noch nicht wieder ihres gleichen gefunden hat, die „Briefe der Dunkelmänner (epistolae virorum obscurorum)", deren erster Theil 1516, deren Fortsetzung das Jahr darauf erschien. Wie von mehreren epochemachenden Streitschriften alter und neuer Zeit hat man auch von dieser den oder vielmehr die Verfasser nie mit zweifelloser Bestimmtheit ermitteln können; doch hat die neuere Forschung wahrscheinlich gemacht, daß der erste Theil der Dunkelmännerbriefe, welche ein jubelndes Gelächter über Deutschland hinschallen machten und zum Siege der Humanisten über die Scholastiker unendlich viel beitrugen, von Johann Krotus verfasst sei, der Peter Eberbach und Hermann von Nuenar zu Mitarbeitern hatte; zum zweiten Theil dürfte Hutten beigesteuert haben. Die Form der Briefe schon ist vortrefflich gewählt: sie sind angeblich von Anhängern des alten Systems an einen Professor der Theologie zu Köln, einen gewissen Ortuin Gratius geschrieben und zwar in einem wahrhaft klassischen Küchenlatein. Der Inhalt dieser Briefe ist eine ganz köstliche Persiflage auf die scholastisch-theologische Sippschaft mit ihrer Unwissenheit, ihrem gelehrten Unsinn und ihrer offenen oder heimlichen Sittenlosigkeit [2]). Kurz nach dem erscheinen der vernichtenden Satire vollendete das schwere Geschütz ernster Logik, welches der wackere Pirkheimer in seiner „Apologie Reuchlins" gegen die scholastische Bande spielen ließ, die Niederlage derselben und den Sieg der Humanisten, so daß Hutten in seinem „Triumph Reuchlins" in die frohlockenden Worte ausbrechen durfte: „Da, ihr Deutschen, habt ihr den Triumph Kapnions (Reuchlins), den ihr den Zähnen der schändlichsten Menschen, der Theologisten, entrisset. Freut euch denn und klatscht in die Hände! Denn vernichtet ist die Missgunst erbärmlicher Menschen, gezähmt die unbändige Wuth verrätherischer Schurken. Geachtet werden die Studien, die Wissenschaften dem Untergange entzogen, die Tugenden belohnt. Nach langer Blindheit ist Deutschland endlich wieder sehend geworden. Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es erwachen die Geister, verbannt ist die Barbarei. So nehmt denn den Strick, ihr Theologisten! Und ihr, meine Kampfgenossen, wohlan, drauf und dran! Der Kerker ist gesprengt, der Würfel geworfen, zurückgehen können wir nicht mehr. Den Dunkelmännern habe ich den Strick gereicht: wir sind die Sieger!"

Zweites Kapitel.

Reform, Revolution und Reaktion.

Politische Lage Europa's und Deutschlands beim Beginne der Reformperiode. — Gescheiterter Versuch einer Reichsreform. — Luther. — Die lutherische Theologie. — Hoffnungsreiche Anfänge der Reformation. — Hutten. — Karl der Fünfte. — Revolutionsversuch der Ritterschaft. — Revolutionsversuch der Bauerschaft. — Fall der Hansa. — Die lutherische Politik. — Regeneration des Katholicismus. — Die Gesellschaft Jesu. — Der dreißigjährige Krieg und der westphälische Friede.

Die politische Lage von Europa war so:

Italien war der Zerstückelung verfallen, eine lockende Beute für fremde Eroberungsgelüste, aber immer noch schön in seinem Verfall, die civilisirte Welt bezaubernd durch seine Literatur und Kunst, die Gemüther der Massen beherrschend durch sein Papstthum, dessen Ansehen selbst das Regiment eines Alexanders VI. und die Gräuelwirthschaft seiner Bastarde nur hatte schwächen, nicht aber brechen können. Jetzt saß auf dem päpstlichen Stuhle der Mediceer Leo X., der die Galerien seines Vatikans durch Raphaels Hand mit himmlischen Gebilden füllen ließ und die Kosten seiner Bauten und seiner heidnisch muntern und geistreichen Schwelgereien mit den „deutschen Sünden", d. h. mit den Summen deckte, welche er mittels des Ablaßhandels den gutmüthig frommen Barbaren im Norden der Alpen aus den Taschen fegte. Die Fürstengeschlechter der Halbinsel boten die Züge zu jenem Bild eines „Fürsten", wie es Machiavelli's dämonischer Griffel in seinem „Principe" gezeichnet hat. In Oberitalien waren die nebenbuhlerischen Republiken Genua und Venedig mächtig; beide, doch insbesondere die letztere, aristokratische Bevormundung bis in ihre äußersten Konsequenzen ausbildend und damit jene diplomatischen Künste verbindend, die unter dem Namen der „welschen Praktik" im 16. und 17. Jahrhundert auch in Deutschland so wirksam gewesen sind. In Spanien wurden nach dem Fall von Granada die verschiedenen Provinzen von der eisernen Faust des absoluten Königthums, welches die Inquisition zu seiner Handlangerin hatte, zu einem ganzen zusammengeschmiedet und die Nation suchte für den Verlust innerer Freiheit Ersatz in Eroberungen, die namentlich jenseits des Oceans mit allem Reiz abenteuerlichen Heldenlebens sich umgaben. Frankreichs stolze Seigneurie war durch den vor keinem Mittel zurückschreckenden Ludwig XI. gebrochen worden und verwandelte sich durch seine und seiner Nachfolger Bemühungen allmälig in einen sittenlosen und kriechenden Hofadel. Der Staat wuchs an innerer Einheit und vergrößerte sich durch den Raub von Burgund und Bretagne, so daß

Franz I. nach der deutschen Kaiserkrone trachten und die Eroberung Italiens versuchen konnte. In England machte sich, nachdem in den Bürgerkriegen der rothen und weißen Rose die Kraft des normännischen Feudalismus gebrochen worden, das germanische Element der Gemeinfreiheit immer siegreicher geltend und verband sich das Bürgerthum unter den Tudors zunächst mit dem Königthum gegen den Adel, bis es dann unter den Stuarts erstarkt genug war, um dem Thron und dem Adel zugleich die Spitze bieten zu können. In den skandinavischen Reichen hatten sich widerstrebende Elemente durch die kalmarer Union zu einem ganzen zusammengeschlossen, das bald wieder zerfallen musste, obgleich es der dänische Christian II. mit dem Blute der schwedischen Aristokratie neu zu kitten versuchte. In Polen bildete sich unter den Jagellonen von 1386 an jene adelige Anarchie aus, an welcher das Land zu Grunde gehen sollte. Russland vollbrachte unter Iwan Wasiljewitsch seine Befreiung vom mongolischen Joche und bereitete sich auf seine carische Eroberungsrolle vor. Im südöstlichen Europa war mit dem Falle Konstantinopels 1453 die byzantinische Fäulniß der jugendfrischen Barbarei der Türken völlig erlegen und diese drangen unter kriegerischen Sultanen über die Donau nach Norden vor, um die Kreuzzüge an der Christenheit zu rächen und das durch seine Magnatenoligarchie geschwächte Ungarn mit furchtbarer Verheerung heimzusuchen.

Das deutsche Kaiserthum war, wie wir im ersten Buche gesehen, seit dem Falle der Hohenstaufen in fortwährendem sinken gewesen und die staatliche Zersplitterung, welche die beklagenswerthe Stammeifersüchtelei der Deutschen unter einander weit mehr erst schuf, als sie von dieser geschaffen wurde, erhielt in der mehr und mehr sich befestigenden fürstlichen Territorialgewalt so zu sagen ihre amtliche Gestalt. Alle Verständigen und Wohlgesinnten erkannten dies deutsche Grundübel klar und legten den warnenden Finger auf die dynastischen Keile, welche in die Reichseinheit getrieben wurden. „Wehe euch, ihr deutschen Fürsten“, rief der treffliche Gregor von Heimburg aus, „wehe euch, die ihr unbillige Gesetze gebt und Sophistereien anwendet, um das Kaiserthum abzuschütteln und das Volk zu verderben, damit ihr euch als unumschränkte Tyrannen auf dessen Nacken setzen könnt. O, du blindes und unvernünftiges Deutschland, einen einzigen Kaiser weigerst du dich zu tragen und unterwirfst dich dafür tausend Herren!“ Ganz wirkungslos verhallten solche Stimmen doch nicht und der Gedanke einer zeitgemäßen Reform der Reichsverfassung, wie er sich am Ausgang des 15. Jahrhunderts unter dem niederen Adel, sowie in der Bürger- und Bauerschaft lebhaft regte, fand sogar in der hohen Reichsaristokratie seine Vertreter. Ein solcher war der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Berthold von Henneberg, der den Städten einen gesetzlich bestimmten Antheil an den reichsständischen

Versammlungen verschaffte (1486) und auf dem Reichstage zu Worms 1495 zur Gründung eines Reichsschatzes die Erhebung einer allgemeinen Reichssteuer („der gemeine Pfennig") durchsetzte. Jeder Deutsche sollte von 1000 Gulden Vermögen einen ganzen, von 500 einen halben Gulden jährlich dem Reiche steuern und die minder vermöglichen, je vierundzwanzig Personen ohne Unterschied des Geschlechtes oder Standes, sofern sie über fünfzehn Jahre alt wären, mitsammen jährlich einen Gulden aufbringen. Der Ertrag dieser Steuer sollte zunächst zur Erhaltung eines stehenden Reichsheeres verwendet werden. Berthold ging noch weiter. Ihm schwebte in bestimmten Zügen die Einrichtung eines durch das reichsständische Parlament beschränkten deutschen Königthums vor und es geschah ein bedeutender Schritt zur Verwirklichung dieser Idee, als auf dem erwähnten Reichstage beschlossen wurde, alljährlich am 1. Februar sollte der Reichstag zusammentreten, er allein sollte über die Verwendung des Reichsschatzes entscheiden, ohne seine Einwilligung dürfte der Kaiser keinen Krieg anfangen und jede Eroberung müsste dem Reiche verbleiben. Es lässt sich aus diesem Beschlusse unschwer der Schluß ziehen, daß Berthold und seine Freunde dahin strebten, das Königthum durch parlamentarische Einrichtungen zu kräftigen, wobei die geistlichen und weltlichen Fürsten gleichsam das Oberhaus, die Repräsentanten der Städte das Unterhaus gebildet hätten. Wie frisch und mächtig Deutschland durch eine solche Verfassung sich verjüngt haben würde, bezeugen die Ausdrücke bewundernder Furcht, welche vom Auslande her über die wormser Beschlüsse laut wurden. Bei den vielen persönlichen Interessen aber, welche dadurch verletzt worden wären, bei der starken Opposition, die sich desshalb gegen den heilsamen Plan erhob, kam es vor allem darauf an, ob der Kaiser das Zeug und den Willen hätte, an die Realisirung des Verfassungsprojekts ernstliche Hand zu legen. Maximilian I. hatte leider nicht das Zeug dazu. Zwischen den verständigen, auf die Bestrebungen der neuen Zeit gerichteten Einsichten seines Kopfes und den mittelalterlich-romantischen Eingebungen seines Herzens unstät hin- und herschwankend, jetzt, wie im Jahre 1510, wo er eine umfassende Zusammenstellung der deutschen Beschwerden gegen die Kurie ausarbeiten ließ, einen Anlauf zur Reform nehmend, dann bei den ersten Schwierigkeiten wieder von dem Versuche ablassend, war Kaiser Max bei allen menschlich-schönen Regungen, die ihn auszeichneten, und ungeachtet seines populären gebarens doch eben viel zu sehr der „letzte Ritter", als daß es ihm hätte zu Sinne kommen können, mit den zu seiner Zeit allerdings vorhandenen Elementen einer volksmäßigen Reichsreform aufrichtig sich zu verbünden, und Thatsache ist, daß er in die patriotischen Pläne Bertholds nicht einging, sondern gegen dieselben heimlich und offen machenschaftete. Berthold starb 1504, der letzte ehrenwerthe Repräsentant der alten Reichsaristokratie, und mit

ihm ging die Hoffnung auf eine politische Reform des deutschen Reiches zu Grabe.

So waren, in flüchtigen Umrissen angedeutet, die staatlichen Zustände Europas und Deutschlands, als Luther am 31. Oktober 1517 an die Thüre der wittenberger Stiftskirche seine 95 Streitsätze gegen den Ablaß und dessen Hauptkrämer Tetzel anschlug, der die kolossale Unverschämtheit seines Handwerks zuletzt so weit getrieben, daß er z. B. behauptet hatte, selbst einer, der die Muttergottes beschliefe, könnte durch einen päpstlichen Ablaßzettel entsündigt werden.

Martin Luther war in der Nacht vom 10. auf den 11. November 1483 zu Eisleben geboren, aus sächsischem Bauernblute stammend und die ganze Zähigkeit dieses Geschlechtes in seinem Wesen darlegend. Von seiner allbekannten Jugend- und Bildungsgeschichte können wir füglich Umgang nehmen und es ist überhaupt weder unsere Absicht noch Aufgabe, hier eine zusammenhängende Erzählung der Reformationsgeschichte zu geben. Wir heben nur die Hauptpunkte hervor. Nach einer durch widrige äußere Verhältnisse und hypochondrische Leiden verbitterten Jugend wurde er Mönch und das ging ihm sein Lebenlang nach. Es beweist nichts dagegen, wenn er sich in glücklichen Momenten zu der lebensfreudigen Stimmung erhob, welcher er in seinem berühmten Worte vom Weib, Wein und Gesang Ausdruck verlieh; denn zu solcher Stimmung erhoben sich bekanntlich vor und nach ihm zahllose Mönche. Bei jedem Schritte, welchen der merkwürdige Mann macht, glaubt man zu sehen, wie ihm die Kutte schwerfällig um die Beine schlägt. Die humanistische Bewegung verstand er nicht und wollte auch nichts mit ihr zu schaffen haben, weil eben das ganze Maß seiner Bildung kaum merklich über das Niveau mönchischer Kultur sich erhob. Die klassischen Studien lagen ihm ferne. Von der still und groß in sich gefassten Lebensweisheit der Alten, von der Schönheit hellenischer Poesie und Kunst hatte er gar keine Ahnung. Ebenso wenig besaß er ein Organ für Politik; aber dennoch hat er häufig genug in dieselbe hineingepfuscht und zwar zum Unheile deutscher Nation, deren schmerzvolles ringen nach staatlicher Wiedergeburt er freilich nicht begriffen, wohl aber nach Kräften gehindert hat. Von seiner Politik der Knechtseligkeit werden wir weiter unten noch zu reden haben. Im Grunde aber war er nichts anderes und wollte auch nichts anderes sein als ein bibelbuchstäblicher Theologe, und weil er dies mit aller Energie eines ungewöhnlich kräftigen Gemüthes, mit der eisernen Beharrlichkeit einer zwar sehr beschränkten, aber unbeugsamen Ueberzeugung war, ist es ihm unter Begünstigung der Umstände gelungen, einem ganzen Zeitraum deutscher Geschichte das Gepräge des protestantisch-theologischen Geistes aufzudrücken, während so viele seiner Zeitgenossen mit ihren tiefer und weiter gehenden Bestrebungen für nationale und sociale Befreiung des deutschen

Volkes gescheitert sind. Es ging eben auch hier wie überall und allzeit. Nicht die sturm- und drangvolle Genialität, sondern die praktisch rechnende Mittelmäßigkeit gelangte an ihr Ziel und brachte etwas zuwege. Und das war ganz in der Ordnung, wie es immer und allerorten in der Ordnung ist, weil ja das Mittelmaß in allen Dingen der Durchschnittsmittelmäßigkeit des Begriffsvermögens und des moralischen Muthes der Menschen entspricht. Das geniale macht wohl die Menge staunen, aber das ordinäre gefällt ihr und heimelt sie an. Eine ganze That erschreckt leicht die Leute, aber die Halbheit ist ihnen bequem. Die Gesellschaft lebt ja von lauter Kompromissen. Was den Luther angeht, so glaubte er in den Stürmen religiöser Zweifel, welche seine Seele befallen hatten, einen festen Ankergrund gefunden zu haben in der augustinischen Lehre von der absoluten Sündhaftigkeit des Menschen und seiner Rechtfertigung durch die göttliche Gnade. Der Mensch ist von Natur durch und durch böse und sündhaft, er hat daher keinen freien Willen, weil dieser von vornherein in der Sünde befangen ist, und demnach der Mensch nur das böse wollen und thun kann. Dennoch aber vermag er die ewige Seligkeit zu erlangen, nämlich durch die göttliche Gnade, welche erstrebt wird nicht etwa durch unsere eigenen Werke, sie seien, welche sie wollen, sondern einzig und allein durch den Glauben an Christus und sein Erlösungswerk. Das ist die Quintessenz der lutherischen Theologie, deren Verhältniß zur Vernunft weiter keiner Erörterung bedarf.

Erfüllt von solcher theologischen Ueberzeugung, konnte Luther den Ablasskram nicht ungerügt hingehen lassen. Er trat dagegen auf und wurde durch die Folgen dieser Fehde in seiner Opposition gegen die hierarchischen Institute, gegen den Principat des Papstes, gegen die Werkheiligkeit, gegen die Heiligenverehrung, gegen Cölibat und Ceremonienwesen immer weiter gedrängt, bis er bei jener Bibelgläubigkeit anlangte, über welche hinauszugehen sein Naturell ihm nicht gestattete. Er und andere kannten anfänglich die Tragweite des Ablassstreites nicht. Die Humanisten sahen in demselben zuerst nur ein scholastisches Schulgezänke und Hutten freute sich offen darüber, daß die Theologen Miene machten, sich gegenseitig selber aufzureiben. Erst mit der leipziger Disputation (1519), wo Luther seine theologischen Ansichten gegen Eck vertheidigte, nahm die Sache eine bedeutendere Wendung und wurde, namentlich in Folge der beiden Flugschriften Luthers: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ und „Von der babylonischen Gefangenschaft und der christlichen Freiheit“, worin das Papstthum schon geradezu „eine Anstalt des Teufels“ genannt und gegen die kirchlichen Missbräuche auf's schärfste losgefahren ward, rasch zur nationalen Angelegenheit. Der gehäufte Brennstoff des deutschen Hasses gegen Rom und die Romanisten loderte nun an allen Ecken und Enden in lichten

Flammen auf. Hunderttausende deutscher Gemüther glühten in Begeisterung bei Anhörung der Anklagen, welche der wittenberger Mönch gegen Rom erhob in einer Sprache, deren metallene Klänge zum erstenmal wieder die ganze Fülle, Kraft und Schönheit des deutschen Idioms vernehmen ließen. Darin liegt ein unsterbliches Verdienst Luthers, daß er deutsch schrieb und so deutsch schrieb. Seine Sache gewann eine unermessliche Popularität. Der päpstliche Bann, welchen Eck in Rom gegen den Reformator 1520 ausmittelte, verhallte ganz wirkungslos. Luther konnte die Bannbulle in feierlicher Gegenwart der Universität Wittenberg öffentlich verbrennen. Ritter-, Bürger- und Bauernstand neigten sich der von ihm gepredigten evangelischen Lehre zu. Jetzt ein Kaiser, der das reformistische Panier aufgepflanzt hätte, und unser Land wäre ganz und für immer vom römischen Wesen frei geworden. Einen solchen Führer hoffte die Nation in dem Enkel Maximilians, in dem inzwischen gewählten Karl V. zu finden. Die edelsten Herzen schlugen dem jungen Fürsten entgegen. Der niedere Adel, die Städte, die Bauerschaft erwarteten von dem Kaiser die Neugestaltung des Reiches in kirchlicher und politischer Beziehung. Hutten entfaltete die rastloseste Thätigkeit, die öffentliche Meinung nach dieser Richtung hin zu bearbeiten und dem Kaiser die Wege zu ebnen. Er schrieb seine „Klagschrift an alle Stände deutscher Nation", er schleuderte sein blitzendes Meistergedicht „Klag und Vermahnung wider den Gewalt des Papstes" in's Publikum. „Latein ich zuvor geschrieben hab'", rief er darin aus, „jetzt aber schrei' ich an das Vaterland. Den Rauch, welcher der deutschen Nation die Augen blendete, wollen wir wegblasen, damit das Licht der Wahrheit hell aufleuchte. Wohlauf, ihr frommen Deutschen, viel Harnisch' haben wir und Schwerter und Hallbarten, die wollen wir brauchen, wenn freundliche Mahnung nicht hilft!"

Aber die Natur der Dinge sorgte dafür, daß alle die stolzen Hoffnungen der Nation vereitelt wurden. Karl V. war ja nicht das Haupt, dessen sie in dieser Krisis bedurfte. Ein spanisch-burgundischer Herr, ein Romane so durch und durch, daß ihm sogar die deutsche Sprache, die Sprache des Volkes, dessen Kaiserkrone er trug, widerwärtig und verächtlich war, konnte und wollte er die Bewegung, welche Deutschland durchpulste, nicht verstehen. Seine „welsche Praktik" sagte ihm nur, daß er des Papstes wegen seiner Händel um Italien mit Franz I. von Frankreich bedürfte. So stellte er sich denn sogleich feindlich gegen die antipäpstliche Bewegung. Doch wurde er von Luthers einflussreichen Freunden, worunter der Kurfürst von Sachsen die vorderste Stelle einnahm, bewogen, den gebannten Reformer wenigstens zu hören, bevor er mit kaiserlichem Strafrecht gegen ihn vorführe. Luther erhielt einen kaiserlichen Geleitsbrief und ward auf den Reichstag nach Worms vorgeladen, um

sich zu rechtfertigen. Er kam, trotzdem, daß man ihn warnend an das Schicksal des Huß erinnerte. „Ich will nach Worms“, sagte er, „und zielten so viel Teufel auf mich, als Ziegel auf den Dächern sind“. Auf dieser Reise mögen wohl zuerst jene Gedanken in seiner Seele erklungen sein, die er später (1530) zu dem berühmten Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ formte, welcher das Kampflied der Protestanten werden sollte. Es sind denkwürdige Tage, dieser 17. und 18. April von 1521, an welchem der arme Mönch vor Kaiser und Reich, unbeirrt von all dem drohenden Glanz um ihn her, seine Sache führte, und in dem Augenblicke, wo er seine Vertheidigung mit dem Kernworte schloß: „Man widerlege mich aus der heiligen Schrift, sonst widerrufe ich nicht; hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen“ — stand er auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit und seines Ruhmes. Der Erfolg ist bekannt. Der Kaiser und seine romanistischen Rathgeber blieben unbewegt und die Reichsacht ward über den Ketzer ausgesprochen, welcher von seinem Kurfürsten in das Asyl der Wartburg gerettet wurde und dort seine Bibelübersetzung förderte. Seine theoretische und praktische Verneinung des Priestercölibats und seine Bibelverdeutschung sind die beiden Großthaten Luthers [3]). Jene ist geradezu eine sittliche Haupt- und Erzthat gewesen. Was die verdeutschte Bibel angeht, so hat sie nach Inhalt und Form bekanntlich auf den Gang der deutschen Civilisation eine unermeßliche Wirkung geübt. Eine ganz andere Frage ist freilich die, ob diese Wirkung eine heilsame, ob die dadurch zuwegegebrachte Imprägnirung des Deutschthums mit Juden-Christenthum, ob die Ein- und Durchbibelung, die Verjudung unseres Volkes ein wirklicher Kultursegen gewesen und geworden sei. Wissende, welche so frei sind, die Geschichte nicht durch die theologische Brille, sondern mit ihren eigenen wohlorganisirten Augen anzusehen, werden diese Frage kaum bejahen und sie werden auch nicht bestreiten wollen, daß die gesammte neuzeitlich-deutsche Kulturarbeit in ihren besten und höchsten Zielen nichts anderes ist als eine mühsälige und schmerzvolle Wiederentjudung. Bevor diese vollzogen ist, werden die römisch-rothen Lamas im Süden und Westen und die lutherisch-schwarzen Bonzen im Norden von Deutschland die Interessen der Rückwärtserei immer wieder mit Erfolg pflegen und verfechten.

Die unheilvolle Spaltung konfessioneller Trennung begann nun in Deutschland zu klaffen, maßen das Lutherthum von einigen Fürsten und vielen Städten gebilligt wurde, während andere Dynasten an Rom festhielten. Indessen gingen von zwei deutschen Ständen, vom niederen Adel und von der Bauerschaft, Versuche aus, die angebahnte theologische Reform zur politischen und socialen Revolution zu erweitern. Der Ritter Franz von Sickingen, mit Hutten innig befreundet, als Kriegsmann berühmt, war der Mittelpunkt der Gährung in der Reichsritterschaft, welche

sich durch das anschwellen der Fürstenmacht, durch das umsichgreifen der fürstlichen Zölle, Lehenseinrichtungen und Gerichte immer mehr in ihrer Existenz bedroht sah. Der patriotische Feuereifer Huttens, die Predigt Luthers hatte in diesen missvergnügten Kreisen weitgehende Pläne angeregt. Sickingen, auf dessen Ebernburg der Gottesdienst zuerst nach evangelischem Ritus eingerichtet wurde, Sickingen, der Abgott der Landsknechte, versuchte unter der Form einer Fehde gegen den Kurfürsten von Trier im J. 1522 einen Staatsstreich, welcher nichts geringeres bezweckte als die Vernichtung der Fürstenmacht und eine zeitgemäße Umwandlung der Reichsverfassung. Dieser Staatsstreich hätte die Möglichkeit des Gelingens für sich gehabt, wenn Luther, wie Sickingen wollte, das Gewicht seiner Popularität in die Wagschale des Unternehmens gelegt hätte. Allein Luther war aus seiner theologischen Einseitigkeit und Beschränktheit nicht herauszubringen; er mochte außerdem dem guten Willen der Ritterschaft nicht recht trauen. Sickingens Unternehmen scheiterte und er selbst fand bei Vertheidigung seiner Burg Landstuhl gegen die verbündeten Fürsten von der Pfalz, von Trier und von Hessen den Tod (1523). Wenige Monate darauf brach auch das Herz seines Freundes Hutten, das beste, welches damals in einer Männerbrust schlug. Er war nach Sickingens Fall in die Schweiz geflohen und starb, von dem feigen Erasmus schnöde verleugnet, in dem Asyl, welches ihm Zwingli auf der Insel Ufnau im Zürichsee bereitet hatte, aufgezehrt von Eifer, Gram und Krankheit, verlassen und einsam, bevor er das sechsunddreißigste Lebensjahr erreicht hatte.

Woran aber der Ritter erlegen, das nahm nun der Bauer zur Hand. Auch er hatte von der lutherischen Predigt von evangelischer Freiheit vernommen, auch an ihn war das Wort Huttens ergangen und nicht vergebens. Und war er nicht der „arme Mann“? War sein Stand nicht der, auf dessen Rechtlosigkeit die Vorrechte der übrigen Stände fußten? Sollte er allein alle Lasten tragen? War ein bäuerlicher Zustand, wie wir ihn im ersten Buche geschildert haben, zu ertragen, wenn einmal, wie die neue Lehre zu versprechen schien, mit der christlichen Gleichheit und Brüderlichkeit ernstgemacht werden sollte? Nein, und so regten sich denn in der Bauerschaft tiefrevolutionäre Gedanken. In weit höherem Grade jedoch im südlichen Deutschland als im nördlichen. Schon vor der Reformation hatten sich 1471 die würzburger, 1502 die elsässischen und rheinländischen, 1514 die wirtemberger Bauern gegen die Tyrannei ihrer geistlichen und weltlichen Machthaber erhoben und das Feldzeichen des bäuerischen „Bundschuh“ bekannt gemacht. Jetzt aber gegen das Jahr 1525 zu nahm die Bauernrebellion, hauptsächlich in Schwaben, Franken und im Elsaß losbrechend, einen wahrhaft nationalen Charakter an. Das eben macht den Bauernkrieg zu einer der wichtigsten Epochen unserer Geschichte, daß damals gerade der gedrückteste und vernachlässigtste Stand

zur Idee einer Wiedergeburt des deutschen Reiches im demokratischen Sinne sich erhob.

Die Bauern hofften auf Luther und wandten sich an ihn. Allein Luther war, wir wiederholen es, Theolog und blieb es. Er, welcher glaubte und sagte, „der gemeine Mann müsse mit Bürden überladen sein, sonst werde er zu muthwillig", er, welcher die Leibeigenschaft ausdrücklich billigte, konnte sich unmöglich dazu hergeben, den Armen und Unterdrückten ihre Menschenrechte erobern zu helfen, um so weniger, da er gewaltsamen Mitteln, wenigstens sofern sie von unten nach oben angewandt werden sollten, abgeneigt war. Er mahnte daher die Bauern mit beredsamen Worten von ihrem vorhaben ab und sprach zugleich den Fürsten in's Gewissen, gegen ihre Unterthanen milder zu verfahren. Allein damit war den Bauern nicht geholfen, der revolutionäre Funke glimmte fort und wurde besonders von Thomas Müntzer aus Altstädt zur hellen Flamme angeblasen. Er war ein Schwärmer, dieser Mann, das ist wahr; aber alle die Dünste der Apokalypse, welche ihm zu Kopfe gestiegen, vermochten dennoch den klaren Blick, womit er die Leiden, Bedürfnisse und Bestrebungen des armen Mannes erkannte, nicht zu umschleiern. Er hatte ein Herz für sein Volk, und wie groß auch seine Irrthümer waren — der größte war, daß er vom Kriege nichts verstand — er hat sie durch seinen Märtyrertod redlich gesühnt. Der eigentlich denkende Kopf des Bauernaufstandes saß jedoch auf den Schultern des redlichen Wendel Hipler, der aber leider schon nur zu viel von dem modernen Doktrinarismus an sich hatte. Um ihn gruppirten sich als Volksführer Balthasar Hubmaier, Pfarrer Schappeler, Jörg Metzler, Franz Rebmann, Friedrich Weigand und andere. Ritterliche Kriegsleute liehen der Bauernsache ihr Schwert: so Florian Geier von ganzer Seele, so Götz von Berlichingen halb gezwungen. Die Bauern stellten im Frühjahr 1525 ihre Beschwerden und Forderungen in einem verständig und gemäßigt gehaltenen Manifest zusammen, welches, von Oberschwaben ausgegangen, sich mit Blitzesschnelle durch Deutschland verbreitete. Diese „gründlichen und rechtlichen zwölf Hauptartikel aller Bauerschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, von welchen sie sich beschwert vermeinen", tragen zwar die protestantisch-theologische Färbung der Zeit, gehen aber dabei doch auf gründliche politische und sociale Reformen aus. Zunächst fordern die Bauern, daß den Gemeinden das Recht zustehe, ihre Pfarrer selbst zu wählen und im Nothfall abzuberufen, und daß ihnen das Evangelium lauter und klar, ohne allen „menschlichen" Zusatz gepredigt werde. Dann verlangen sie Beschränkung des Zehnten auf den großen Kornzehnten und völlige Aufhebung des Viehzehnten, ferner gänzliche Abschaffung der Leibeigenschaft, Beschränkung des Jagdprivilegiums und Freigebung von Jagd und Fischfang, Herausgabe der den Gemeinden

widerrechtlich entrissenen Waldungen, Wiesen und Aecker, Abstellung oder wenigstens billige Beschränkung der Gilten, Frohnden und sonstigen Dienste, Reform des Gerichtswesens, Abschaffung des sogenannten Todfalls, wodurch Witwen und Waisen so schwer litten. Zum Schluß erklären sie: „Wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wäre, so wollen wir, wo uns selbige Artikel mit dem Worte Gottes als unziemlich nachgewiesen werden, davon abstehen, sobald man es uns mit Grund der Schrift erklärt; und ob man uns gleich etliche Artikel jetzt schon zuließe und es befände sich hernach, daß sie unrecht wären, so sollen sie von Stund an todt und ab sein und nichts mehr gelten.“ Man sieht, nicht in roher Gewalt und unsinnigen Forderungen suchten die Bauern anfangs Hilfe. Aber man entsprach ihren durchweg gerechten Wünschen nicht und so griffen sie mit Fug und Recht zum Schwerte. Ihre Vorschritte waren zunächst nicht unbedeutend und ihre Erfolge schienen den Aufstand um so mehr über ganz Deutschland hinleiten zu wollen, als sie mit kluger Hand die religiös-reformistische Idee auf ihr Banner geschrieben hatten. Allein das furchtbare Strafgericht, welches die Bauern zu Weinsberg an dem Grafen von Helfenstein und vierzehn Edelleuten — Hipler wollte sie vergeblich retten — vollstreckten, veranlasste einen gefährlichen Umschlag in der öffentlichen Meinung.

Denn nun brach Luther seine Neutralität und in wahrhaft kanibalischer Wuth gegen die Bauern los. In seinem Pamphlet „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ rief er aus: „Man soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie tolle Hunde —“ und mit schäumendem Munde schrie er den Fürsten zu: „Loset hie, rettet hie; steche, schlage, würge die Bauern, wer da kann!“ So etwas brauchte man den Gewalthabern wahrlich nicht zweimal zu sagen. Die Fürsten sammelten ihre Landsknechtebanden, ihre Kyrisser und ihre Artillerie und zogen allwärts gegen die Bauern in's Feld, während diese die beste Zeit vertrödelt hatten. Es fehlte ihnen an durchgreifender Organisation, an Zusammenhang, an militärischer Uebung und Disciplin, an einem General, dessen Autorität die einzelnen Haufen unbedingt anerkannt hätten. Statt energische Abhilfe dieser Mängel zu versuchen, beschäftigte sich der zu Heilbronn sitzende Bauernausschuß, Hipler an der Spitze, mit Entwerfung einer Reichsverfassung! Man glaubt sich, wenn man das hört, aus dem Jahr 1525 plötzlich in das Jahr 1848 versetzt. Allerdings ist dieser Reichsverfassungsentwurf von hohem historischem Interesse, allerdings ist er voll großartiger, praktischer und gemeinnütziger Ideen, für die damalige Zeit ein wahres Meisterstück hellsichtiger, gerechter und patriotischer Politik. Aber mit Recht, Einsicht und Vaterlandsliebe allein hat man gegen Despoten, Söldner und Kanonen noch nie etwas ausgerichtet. Auf den Schlachtfeldern von Sindelfingen,

Frankenhausen, Würzburg und Königshofen, wo die Bauern den fürstlichen Heeren unterlagen, und dann auf den zahllosen für die Besiegten errichteten Hochgerichten verblutete für Jahrhunderte die Kraft der deutschen Demokratie und mit ihr auch die beste Kraft der Reformation. Zwar flammte ihr revolutionärer Geist da und dort noch einmal auf, aber dann brachte er nur unglückliches zu stande, wie die widerliche Wiedertäuferposse zu Münster, welche mit ihrem urchristlichen Kommunismus, mit ihrem davidischen Königthum und mit der salomonischen Vielweiberei des Jan Bockolt 1535 so tragisch endigte.

Doch nein, auch edlere Erscheinungen gingen noch aus der Reformation hervor, so vor allen der mächtige Aufschwung, welchen die deutsche Hansa im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts nahm, unter Führung des lübecker Bürgermeisters Jürgen Wullenweber, in welchem wir eine gewaltigste Gestalt des deutschen Bürgerthums zu bewundern haben. „Groß“, sagt sein Ehrenretter Barthold, „groß und eines schönen Lohnes werth war der Gedanke, für welchen er glühte, auf dem freien Bürgerthum und dem freien Bauernstande des Nordens, auf dem Protestantismus die Macht seines Vaterlandes zu erbauen.“ Aber wie der Ritter und wie der Bauer an dem Problem einer politischen Gestaltung der Reformation gescheitert war, so scheiterte auch der Bürger. Die Herrschaft der Demokratie in Lübeck wurde durch kaiserliche Einmischung gebrochen (1535) und damit auch die Macht der Hansa. Wullenweber legte sein Amt nieder und fiel zwei Jahre später „der verruchten Justiz eines blutgierigen, dumm-fanatischen Fürsten, der ungroßmüthigen Rache eines siegreichen Königs und der schandbaren Lüge eines beleidigten Patricierregiments“ zum Opfer.

Eine bleierne Reaktion hob jetzt an und zwar zunächst im Protestantismus selbst. Luther glaubte sein Werk beeinträchtigt durch die Bestrebungen, welche vom Ritter-, Bauern- und Bürgerstande für Einführung der reformatorischen Ideen in Staat und Gesellschaft ausgingen. Er beeilte sich daher, bei den Fürsten eine Stütze zu suchen und zu diesem Zwecke den Nachweis zu liefern, daß der Vorwurf, die revolutionären Bewegungen seien aus seiner Lehre hervorgegangen, ein durchaus ungegründeter sei. Er zeigte, welche Bewandtniß es mit der evangelischen Freiheit habe, wie er sie gepredigt wissen wollte, und wie diese Freiheit eigentlich gar keine sei, wenigstens mit politischer und socialer Freiheit durchaus nichts zu schaffen hätte. Er betonte auf's schärfste die christliche Lehre von unbedingter Unterwerfung unter die Obrigkeit. Er ist der eigentliche Erfinder der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand und von der Berechtigung der unbedingtesten Willkür von Gottes Gnaden. „Daß 2 und 5 gleich 7 sind“, predigte er, „das kannst du fassen mit der Vernunft; wenn aber die Obrigkeit sagt: 2 und 5 sind 8, so mußt du's glauben wider dein wissen und dein fühlen.“ In einer „Heerpredigt

wider den Türken" (1542) sprach er gar denen, welche in türkische Gefangenschaft gerathen sollten, eifrigst zu, ihre Knechtschaft „treuwlichst und fleißigst" zu ertragen und ja keinen Versuch der Selbstbefreiung zu machen[1]). So weit war es mit dem Rechte der Vernunft gekommen, welches Luther beim Beginne seiner Laufbahn angesprochen hatte. Freilich, er konnte die Vernunft nicht heftiger verleugnen, als er that, indem er sie „die Hure des Teufels" nannte. Es begreift sich leicht, welches Wohlgefallen so viele deutsche Fürsten an der servilen Politik des Lutherthums haben mussten.

Diese lutherische Politik diente so recht zur Ausbildung der fürstlichen Souveränität gegenüber dem Kaiser — denn der war ja, als Feind der evangelischen Lehre, nicht berechtigt, Gehorsam zu fordern — wie auch zur Befestigung der absoluten fürstlichen Despotie gegenüber dem Volke, dessen Landesherrn nun auch in Glaubenssachen höchste Autorität waren. Auf das Lutherthum ist demnach die Gründung der vollendeten fürstlichen Autokratie in Deutschland zurückzuführen, obzwar deren Formen im einzelnen allerdings erst durch Richelieu und Ludwig XIV. zum Vorbilde deutscher Fürsten ausgebildet wurden. Wie süß musste diesen das Wort Luthers klingen: „Ein Christ ist ganz und gar Passivus, der nur leidet; ein Christ soll nichts in der Welt haben noch wissen, sondern ihm genügen lassen an dem Schatz im Himmel" — oder das andere: — „Der Christ muß sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen, geduldig schinden und drücken lassen. Weltliche Dinge gehen ihn nicht an; er lässt vielmehr rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, pressen und toben, wer da will, denn er ist ein Märtyrer auf Erden." Denn daß derartiges doch nur für die Unterthanen gesprochen sei, war ja klar. Euch den Himmel, uns die Erde! Bedenkt man dann noch, welcher gewaltige Zuwachs an Geld und Macht den Fürsten und Städten aus dem durch die Reformation ermöglichten Raub der geistlichen Güter erwuchs, so wird man nicht gerade geneigt sein, mit den lutherischen Kompendienschreibern anzunehmen, die Bekehrung zur Kirchenverbesserung sei vorwiegend und überall das Werk der Ueberzeugung gewesen. Schon trat auch die lutherische Theologie als solche herrisch und unduldsam auf. Wer Luthers Unfehlbarkeit in Glaubenssachen nicht unbedingt anerkannte, wie Karlstadt und andere, war ihm ein „Schwarmgeist" und „Rottirer". Als er bei dem bekannten Religionsgespräche zu Marburg (1529) gegen die überlegene Dialektik Zwingli's, welcher inzwischen in der Schweiz das Werk der Reform so wacker gefördert hatte, nicht mehr aufkommen konnte, wies er die vernünftigere Auffassung der Abendmahlslehre durch denselben mit dem Grobianismus zurück: „Ihr habt nicht den rechten Geist!" Der neue Papst Bibelbuchstabe war also fertig. So unduldsam belferte gegen andersdenkende, so hündisch kroch vor den Mächtigen die aus hundert

18*

und aber hundert Päpstlein bestehende lutherische Pfaffheit, daß der ehrliche Sebastian Frank bereits 1534 in der Vorrede zu seinem „Weltbuch“ über die gehässige Rechthaberei der protestantischen Orthodoxie klagte und hinzufügte: „Sunst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß alles gehofirt sein oder es ist aufrührisch. Gott erbarms!“ So weit war es binnen kurzem mit einer Bewegung gekommen, von welcher die edelsten Geister Deutschlands die Wiedergeburt der Nation gehofft hatten.

Die äußere Stellung der protestantischen Partei hatte sich inzwischen erweitert und befestigt, weil der Kaiser durch seine anderweitigen Händel zu sehr in Anspruch genommen war, um sich ernstlich mit der Unterdrückung des Lutherthums beschäftigen zu können. Das feindliche Verhältniß, in welches er um 1526 zum Papst gerathen war, bewirkte sogar, daß auf dem speyerer Reichstage genannten Jahres inbetreff der Religionsstreitigkeit beschlossen wurde, der Kaiser sollte zum Austrage derselben baldmöglichst ein allgemeines Koncilium veranstalten und inzwischen möge jeder Reichsstand inbezug auf das Lutherthum so verfahren, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können glaubte. Als sodann auf dem speyerer Reichstage von 1529 die Mehrheit der Reichsstände Anstalten gegen den Fortgang der Neuerung getroffen wissen wollte, reichten die Lutheraner, fünf Fürsten und vierzehn Städte, dagegen jene Protestation ein, von welcher sie den Parteinamen Protestanten erhielten. Im Jahre 1530 kam Karl V., nachdem er als Sieger mit dem Papst und dem König von Frankreich Frieden geschlossen, mit der festen Absicht nach Deutschland, der Kirchenspaltung durch Unterdrückung der Reformation ein Ende zu machen. Er wurde durch das Kredo der Protestanten, die von Melanchthon verfasste und von Luther gebilligte „Augsburgische Konfession“, welche sie auf dem Reichstage von Augsburg (1530) einreichten, nicht anderen Sinnes. Aber er musste die Ausführung seines Planes noch verschieben. Die protestantischen Stände schlossen nun das schmalkaldische Bündniß (1531), welches sich mittels der Ausbreitung des Lutherthums im deutschen Süden und Norden rasch verstärkte. Nachdem durch das erfolglose Religionsgespräch zu Regensburg (1541) von seiten des Kaisers der letzte friedliche Versuch zur Einigung zwischen Katholiken und Protestanten gemacht worden, nachdem auch die Hoffnung auf erfolgreiches einschreiten des Konciliums von Trident, welches die Protestanten als ein unfreies und parteiliches verwarfen, gescheitert war, kam es zur Entscheidung durch das Schwert in dem sogenannten schmalkaldischen Kriege, welcher hauptsächlich in Folge des Abfalls des Herzogs Moritz von Sachsen von seinen Glaubensgenossen so rasch beendigt wurde, daß der Kaiser im Herbste von 1547 als unbeschränkter

Gebieter von ganz Deutschland dastand. Er benutzte seinen Sieg und fuhr mit der katholischen Reaktion entschieden vor. Aber Karl V., der Adept der welschen Praktik, hatte sich in dem ehrgeizigen Moritz von Sachsen, den der ihm gewordene Kurhut keineswegs zufriedenstellte, einen Schüler gezogen, welcher den Meister selbst übertraf. Während der Kaiser gar nicht ahnte, daß ein „plumper“ Deutscher im stande wäre, ihn um die Früchte seiner militärischen und diplomatischen Siege zu bringen, hatte Moritz seinen Abfall von der kaiserlichen Partei schon vollbracht und erzwang durch seinen plötzlichen kühnen Zug in's Tirol den passauer Vertrag (1552), dessen Bestimmungen der augsburger Religionsfriede von 1555 des näheren dahin ausführte, daß den protestantischen Ständen augsburgischer Konfession völlige Religions- und Gewissensfreiheit, sowie politische Gleichberechtigung mit den katholischen und der Besitz der eingezogenen Kirchengüter gesichert wurden. Wie innerlich faul dieser Friede war, sollte sich im folgenden Jahrhundert nur allzu schrecklich erweisen.

Unterdessen hatte auch der Katholicismus an seiner Regeneration gearbeitet, ganz im alten hierarchisch-päpstlichen Sinne zwar, aber mit Berücksichtigung und Benutzung aller Mittel und Umstände, welche ihm die neue Zeitlage darbot. Man kann von dieser Regeneration nicht sprechen, ohne des Jesuitismus zu gedenken, oder vielmehr der Jesuitismus war diese Regeneration selbst. Aus Spanien, der alten Heimat des Fanatismus, ging er hervor. Gestiftet 1540 durch Inigo de Loyola, wurde die „Gesellschaft Jesu“ in überraschend kurzer Zeit ein Institut, welches der päpstliche Stuhl mit ungeheurer Wirkung dem lutherischen Geiste entgegensetzte, Geist gegen Geist oder, wenn man will, Ungeist gegen Ungeist. Die Beschlüsse des tridentiner Koncils von 1562, welche die Entwickelung des Katholicismus zum Abschlusse brachten, ließen die Thätigkeit des Jesuitenordens, welcher zuvor schon an katholischen Höfen Deutschlands Eingang gefunden hatte, schon deutlich spüren. Diese Beschlüsse boten der Ketzerei den Kampf auf Leben und Tod. Der Jesuitenorden führte ihn. Die Jesuiten entwarfen die große katholische Kombination, welche Europa umfasste und, gestützt auf die spanische Macht, durch das scheitern der Anschläge Philipps II. auf England, wie durch die Throngelangung des Bearners in Frankreich zwar gehemmt, aber nicht aufgegeben wurde.

Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einer Art Gottesstaat im Sinne des Katholicismus, zu einer Domäne des Papstes machen, der natürlich eine Marionette in den Händen des Ordens sein sollte und war. Jedem freien Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des denkens ein unklares fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und Konsequenz die Verdummung und Verknechtung der Massen durchzuführen, gescheide Köpfe, die Reichen und

Mächtigen, die einflussreichen Leute jeder Art durch blendende Vortheile an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen mittels einer Moral, welche durch ihre Klauseln und Vorbehalte zu einem Kompendium des Lasters und Frevels wurde, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfnisse zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, hier der Gemeinheit, dort dem Ehrgeize zu schmeicheln, alles zu verwirren, um endlich alles zu beherrschen, die Civilisation untergehen zu lassen in einer bloßen Vegetation und die Menschheit in eine Schafheerde umzuwandeln: darauf ging die Gesellschaft Jesu aus. Ihre Organisation war großartig und bewunderungswürdig. Hier war in diametralem Gegensatze zu der auf Befreiung des Individuums gerichteten Reformationsidee das völlige Hingeben der Individualität an ein Ganzes durchgeführt. Das Herz des Jesuiten schlug in der Brust seines Ordens. Nie hat ein General gehorsamere, unerschrockenere, heldenmüthigere Soldaten gehabt als der Jesuitengeneral und nie auch wurde ein Heer mit meisterhafterer Strategie geführt als die „Kompagnie Jesu". In ewiger Proteuswandlung und dennoch stets dieselbe, führte sie den nimmerrastenden Krieg wider die Freiheit. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen und alles musste ihm dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Kaufmann, aber stets blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit den Königen gegen das Volk, um morgen schon Dolch oder Giftphiole gegen die Kronenträger in Anwendung zu bringen, weil bei veränderter Konstellation der Vortheil seines Ordens dies heischte. Er predigte den Völkern die Empörung und schlug zugleich schon die Schaffote für die Rebellen auf. Er scharrte mit geiziger Hand Haufen von Gold zusammen, um sie mit freigebiger wieder zu verschleudern. Er durchschiffte Meere und durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, China und Japan das Christenthum zu predigen und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirne zum Märtyrertode zu drängen. Er führte in Südamerika das Beil und den Spaten des Pflanzers und gründete in den Urwaldwildnissen einen Staat, während er in Europa Staaten untergrub und über den Haufen warf. Er zog Armeen als fanatischer Kreuzprediger voran und leitete zugleich ihre Bewegungen mit dem Feldmeßzeug des Ingenieurs. Er schweigte das Gewissen des fürstlichen Herrn, welcher die eigene Tochter zur Blutschande verführt, wie das der vornehmen Dame, welche mit ihren Lakaien Ehebruch trieb und ihre Stiefkinder vergiftet hatte. Für alles wusste er Trost und Rath, für alles Mittel und Wege. Er führte mit der einen Hand Dirnen an das Lager seiner prinzlichen Zöglinge, während er mit der anderen die Drähte der Maschinerie in Bewegung setzte, welche den Augen der Entnervten die Schreckbilder der Hölle vorgaukelte. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne

und riesige Handelskombinationen. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Rathssal, wie auf der Kanzel und auf dem Disputirkatheder. Er durchwachte die Nächte hinter Aktenfascikeln, bewegte sich mit anmuthiger Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste und athmete mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazarethe ein. Aus dem goldenen Kabinette des Fürsten, den er zur Ausrottung der Ketzerei gestachelt hatte, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armuth, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, ließ er in einem frivolen Höflingskreise schimmernde Leuchtkugeln skeptischen Witzes steigen. Er war Zelot, Freigeist, Kuppler, Fälscher, Sittenprediger, Wohlthäter, Mörder, Engel oder Teufel, wie die Umstände es verlangten. Er war überall zu Hause, er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde; denn ihm musste das alles der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Thatkraft lebte und starb. Nie, fürwahr, hat der Menschengeist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen als den Jesuitismus und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben gestrebt wie dieses.

Die katholische Reaktion, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den romanischen Ländern durchgeführt worden war, wurde im folgenden auch in den germanischen mit Energie versucht und bot namentlich in Deutschland, wo die Protestanten in die Fraktionen der Lutheraner und Kalvinisten zerfallen waren, große Aussicht auf Erfolg. Doch hinderte die duldsame Gesinnung der beiden Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. vorerst ein rasches vorgehen. Der frühzeitige Tod des letzteren (1576), der ein mildverständiger und aufgeklärter Mann war und der religiösen Bewegung freien Lauf ließ, war ein um so größeres Unglück für Deutschland, als ihm seine beiden untauglichen Söhne, der düster grüblerische Wollüstling Rudolf II. und der unheimliche Matthias, auf dem Kaiserthrone folgten. Die Pläne der Jesuiten, für welche in Deutschland der Baierherzog Maximilian und der spanisch-fanatische Erzherzog Ferdinand von der Steiermark, nachmals als Kaiser Ferdinand II., gewonnen waren, reiften jetzt rasch zur Ausführung. Die Protestanten, welche durch ihre reichsverrätherischen, unter dem schändlichen Vorwande der Wahrung „deutscher Freiheit“ mit der Krone Frankreich unterhaltenen Verbindungen dieser schon im 16. Jahrhundert den Raub der deutschen Städte Metz, Toul und Verdun ermöglicht hatten, schlossen unter den Auspicien des Kurfürsten von der Pfalz die protestantische Union (1608), welcher Maximilian von Baiern sofort die katholische Liga entgegenstellte (1609). Beide Bündnisse waren gleich widernational, beide setzten zum Verderben Deutschlands ihre Hoffnung auf die Fremden. Die Union hatte zum Rückhalte Frankreich, Dänemark und Schweden, die Liga den Papst und die spanische Macht. Der dreißigjährige Krieg, von dessen ungeheurer Trübsal wir

noch mehrfach zu sprechen haben werden, brach aus (1618) und erniedrigte, durch den schmachvollen westphälischen Frieden beschlossen, unser Land zu dem, was es so lange geblieben, zum Spielball fremder Interessen, zum Schlachtfelde der Kriege Europa's.

Der von den Fremden diktirte westphälische Friede (1648) gab für das Staatsleben Deutschlands Bestimmungen, welche im wesentlichen bis zum gänzlichen Einsturz des deutschen Reichs dieselben geblieben sind. Die Unabhängigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihre Lostrennung vom Reiche wurde auf Frankreichs betreiben förmlich anerkannt; zu der siebenten Kurwürde, welche auf Baiern übergegangen, wurde die des restituirten Hauses Rheinpfalz als achte gefügt. Die Zerrissenheit Deutschlands ward ein integrirender Theil seiner Verfassung; denn die Reichsstände erhielten in ihren Territorien die volle Landeshoheit und das Recht, unter sich und mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich, eine Klausel, die weiter nichts war als ein Kanzleischnörkel. Den Reichsständen, nicht dem Kaiser sollte die Entscheidung über Fragen der Reichsgesetzgebung und Reichsbesteuerung, über Krieg und Frieden zukommen und man sorgte dafür, daß die Reichsregierungsmaschine eine recht schwerfällige und ungeschickt konstruirte war, damit ja nichts damit ausgerichtet werden könnte. Die Gleichberechtigung der katholischen und protestantischen Konfession ward anerkannt, der Reichshofrath und das Reichskammergericht aus Katholiken und Protestanten zusammengesetzt. Alles in diesem auf den Eingebungen und Machenschaften der französischen Politik beruhenden Friedensschlusse war darauf angelegt, daß das Reich im Innern zerstückelt und nach außen gelähmt bliebe und daß der Marasmus, von welchem es angefressen war, ungehinderten Fortgang hätte. Das war der Ausgang des großen Kampfes für die Deutschen. Glücklicher waren andere germanische Völker. Die Niederländer hatten sich Unabhängigkeit und republikanische Freiheit erkämpft, England legte unter Führung des großen Kromwell, der größten staatsmännischen und kriegerischen Erscheinung des Germanenthums von damals, das unzerstörbare Fundament seiner welthistorischen Größe und sandte seine Söhne über den Ocean, um der Menschheit eine neue Welt zu gewinnen. Wahrlich, jeder der Puritaner, welcher in den Wildnissen Nordamerika's unter Bedrängnissen und Gefahren aller Art der Civilisation, der Freiheit, dem Volke, der Zukunft eine Stätte bereiten half, hat unendlich viel mehr für die menschliche Gesellschaft gethan, als alle die tausende theologischer Zungendrescher, welche von der Reformation bis auf unsere Tage herab das Bewusstsein des deutschen Volkes trübten und verwirrten.

Die Saat, welche der westphälische Friede ausgesäet hatte, schoß bald genug in giftige Halme. Deutschlands Ohnmacht zeigte sich den Eroberungsgelüsten Ludwigs XIV. gegenüber in ganzer Blöße. Das Elsaß

ging schmachvoll verloren und von Osten her drohte durch die Türken eine Gefahr, deren Abwendung man ebenfalls hauptsächlich nur Fremden, den Polen unter Sobiesky, zu verdanken hatte. Des französischen Räubers despotischer Absolutismus wurde mit seinem Hofluxus kleinlich nachgeahmtes Vorbild der deutschen Fürsten. Die Abstufung der Lehensmonarchie zur absolutistischen vollbrachte sich rasch. Tyrannen und Verschwender à la Louis XIV. schossen in Deutschland wie Pilze auf und dem Fluche der Kleinstaaterei gesellte sich der religiöser und konfessioneller Intoleranz. Die Politik wurde Kabinetspolitik, die Rechtspflege Kabinettsjustiz. Mit der Verkümmerung aller Volksrechte, mit der Steigerung der Regierungsgewalt in's maßlose wuchs der Steuerdruck in's unerhörte und unerträgliche. Der Adel sank zum Schranzenthum herab, welches seine Unbedeutendheit unter Ordenskram verhüllte. Das Bürgerthum verknöcherte zum jämmerlichsten Philisterium, die Bauerschaft verfiel stupider Entwürdigung. Von einer ebenso unsinnigen als hartherzigen „Finanzerei" großgezogen, kam eine Bureaukratie auf, welche, kriechend nach oben, brutal nach unten, so recht die Pflanzschule jenes deutschen Lasters geworden ist, das man mit dem Worte Bedientenhaftigkeit in seiner ganzen Verworfenheit kennzeichnet, jenes Lasters, das der alten Dienstbarkeit die modern lakaienhafte Dienstbeflissenheit verband und die Niederträchtigkeit in ein System brachte.

Doch hier setzen wir diesen allgemeinen Betrachtungen ein Ziel und beginnen sofort die Darstellung des deutschen Kultur- und Sittenlebens in seinen einzelnen Aeußerungen vom 16. bis in's 18. Jahrhundert.

Drittes Kapitel.

Die materielle und die gesellige Kultur.

Der Ackerbau. — Wildstand und Jagd. — Weinbau und Obstzucht. — Einführung fremder Nahrungspflanzen. — Die Kartoffel und der Tabak. — Kaffee und Thee. — Botanische, Küchen- und Ziergärten. — Gewerbe und Handel. — Das häusliche und gesellige Leben. — Ein edelmännischer Lebenslauf aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. — Häusliche Einrichtung des Landadels und des Patriciats. — „Fugger'sche Pracht". — Oeffentliche Vergnügungen. — Bäuerliche Zustände. — Bettler, „Merodebrüder" und „Landstörzer". — Volksgesang. — Verkehrsmittel und Reiseart. — Ein deutsches Gasthaus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. — Zeitungswesen und Maßregelungen der Presse. — Kalender. — Wissenschaftliche und literarische Zeitschriften.

Aller Civilisation Anfang und bleibendes Fundament, der Ackerbau, zeigte sich bei uns in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in

raschem Vorschritte begriffen. Der geistige Aufschwung, welcher während der Reformationsperiode die ganze Nation erfasste, blieb auch für die Landwirthschaft nicht unfruchtbar. Wir bemerken bald, daß die höheren Stände derselben mehr Aufmerksamkeit zuwenden als bisher, daß Anfänge einer verständigeren Behandlung von Feld und Wald zutage treten. Der zunächst aufrichtig gemeinte reformatorische Versuch, mit dem Christenthum einmal Ernst zu machen, hatte zu der Entdeckung geführt, daß auch der Bauer ein Mensch und als solcher bildungsfähig und bildungsbedürftig sei. Daher entstanden Volksschulen, die freilich infolge des Bauernkrieges meistens wieder gewaltsam unterdrückt wurden. Der deutsche Bauer sollte jedoch, nachdem er der Knechtschaft mit Leib und Seele verfallen, möglichst viel für die Herren produciren, um die gesteigerten Bedürfnisse der letzteren zu decken, welchen der immer mehr sich belebende Handel zur Verwerthung der Erzeugnisse ihrer Güter reichlichere Gelegenheit darbot. Den Grundeigenthümern musste demnach daran liegen, daß die Arbeit ihrer Hörigen eine recht nutzbare sei, und da die Erfahrung bewies, daß die Pachtwirthschaft viel bessere Resultate lieferte als die Bearbeitung der Felder durch verdrossene Leibeigene, so verwandelte mancher Herr seine leibeigenen Bauern in Zeitpächter oder Erbpächter. Solchen wurde meist auch die Bebauung der durch den Raub der Kirchengüter in den protestantischen Gegenden bedeutend vergrößerten fürstlichen Hausgüter oder Domänen und der städtischen Gemeindeländereien überlassen. Anderwärts benützte man die Rodung von Forsten und die Entsumpfung von Moorgegenden, um zur Anlegung von Kolonien besitzloser Bauern Boden zu gewinnen. Bereits erschienen auch landwirthschaftliche Schriften, wie die „Sieben Bücher vom Landbaue" (1580), und wurden die Gesetze, welche auf die Landwirthschaft Bezug hatten, zu sogenannten „Landesordnungen" zusammengestellt. Da und dort nahm sich auch wohl ein Fürst des Ackerbaues und der Obstzucht werkthätig an, wie insbesondere der Kurfürst August von Sachsen, welchen sein Kammerpräsident Thumshirn dabei unterstützte. Augusts Gemahlin Anna ist eine ganz vortreffliche und höchst emsige Milchwirthschafterin, Käsekünstlerin und Viehmästerin gewesen. Kaiser Maximilian II. hatte vernommen, daß die Kurfürstin „eine geheime Kunst besitze, wie man das Vieh feist mache", und bat sie um Mittheilung derselben. Worauf Anna schrieb, diese Kunst bestehe darin, „daß das Mastvieh alle zwei Stunden Futter erhalte und darauf getränkt werde, so daß täglich eine zwölfmalige Fütterung stattfinde". Indessen konnte sich Deutschlands Ackerbau noch keineswegs mit dem oberitalischen messen, welcher bereits den Kleebau und die Besömmerung des Brachlandes kannte. Auch für die Verbesserung der Viehzucht geschah manches und zwar das meiste für die Pferdezucht in den fürstlichen Stutereien. Aber alle die auf dem landwirthschaftlichen Gebiete sprossenden Keime des Fortschrittes zertrat der plumpe Fuß der dreißig-

jährigen Kriegsfurie. Man kann sich leicht vorstellen, wie es zur Zeit des westphälischen Friedens mit dem deutschen Ackerbauwesen bestellt war, wenn man bedenkt, daß damals in vielen, sehr vielen Gegenden unseres unglücklichen Landes mehr Wölfe als Bauern in den Dörfern haus'ten.

Jedoch die zähe Beharrlichkeit unseres allzeit arbeitseifrigen Volkes griff das zerstörte Werk der Kultur von neuem an und allmälig kleideten sich die mit seinem Schweiße gedüngten verödeten Fluren wieder in das grüne Gewand hoffnungsreicher Saaten. Der verarmte Adel musste, um existiren zu können, dem Landbau Achtsamkeit schenken und die Noth, die Mutter alles großen, zwang ihn zu etwas rücksichtsvollerer Behandlung der Bauerschaft. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich die Landwirthschaft wieder bedeutend erholt. In der Pfalz war der Kleebau eingeführt, in Kärnthen schon 1665 die erste Säemaschine erfunden worden. Die Ackerwerkzeuge wurden verbessert und auch in der Viehzucht einige Vorschritte erwirkt. An eine Förderung derselben, wie wir sie im dritten Buche zu verzeichnen haben werden, war freilich noch nicht zu denken. Der Herrenstand beschäftigte sich noch viel zu viel mit den wilden Thieren, um den zahmen die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Die altgermanische Jagdlust fand noch immer vollauf Befriedigung und die furchtbare Grausamkeit, womit gegen die Wilderer verfahren wurde, zeigt, wie streng die Aristokratie auf ihrem angemaßten Jagdvorrechte bestand. Herzog Ulrich von Wirtemberg gebot 1517, daß den Wilderern beide Augen ausgestochen werden sollten; aber den scheußlichsten Frevel dieser Art beging doch wohl ein geistlicher Herr, jener Erzbischof von Salzburg, welcher 1537 einen Bauer, der einen seinem Acker verderblichen Hirsch erlegt hatte, in die Haut des Thieres nähen und von den Hunden zerreißen ließ. Es war auch ein junkerlicher Jagdspaß, ertappte Wilddiebe auf Hirsche binden zu lassen zu entsetzlichem Todesritt. Im 17. Jahrhundert rechnete man zur „hohen" Jagd: Bären, Edelhirsche, Damhirsche, wilde Schweine, Luchse, Kraniche, Auerhühner, Schwäne, Fasanen und Trappen; zur „mittleren": Rehe, Keuler, Bachen, Frischlinge, Wölfe, Brachvögel, Birkhühner und Haselhühner; zur „niederen": Füchse, Hasen, Dachse, Biber, Fischottern, Marder, Waldkatzen, Eichhörner, Wiesel, Hamster, Schnepfen, Repphühner, wilde Gänse und Enten, Reiher, Taucher, Möven, Wasserhühner, wilde Tauben, Kibitze, Drosseln, Lerchen. Dieses Verzeichniß gibt einen interessanten Fingerzeig über den damaligen Wildstand. Bären, Wölfe, Luchse und Biber waren überall noch häufig anzutreffen. Um 1630 fing man binnen drei Jahren über 120 Biber an den Donauufern bei Ulm. Der letzte Bär im eigentlichen Deutschland wurde schon 1686 in Thüringen erlegt, aber in den Bergwäldern von Graubünden gräbt sich „Mutz" noch heute seine Winterhöhle. Die Steinböcke waren um 1650 in den deutschen Alpengegenden bereits ausgerottet und wurden nur noch in Thiergärten erhalten. Im 16. Jahr-

hundert war der Ertrag der Jagdbeute wahrhaft erstaunlich, wenigstens was die Anzahl der erlegten Thiere betrifft. Während der Regierung des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich sollen in seinem Lande nahe an 800,000 Stücke Wild getödtet worden sein; der Fürst selbst erlegte mit eigener Hand 208 Bären, 200 Luchse und 3583 Wölfe. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts musste der Wildstand bedeutend abgenommen haben, weil z. B. in Meißen und Brandenburg damals ein Hirsch 7 Gulden kostete, während ein fetter Ochse nur 5 Gulden galt. Die allgemeine Verwilderung der dreißigjährigen Kriegszeit war freilich dem Wilde ebenso günstig, wie sie der Landeskultur ungünstig war. Sehr üble Folgen hatte sie auch für den Weinbau, der sich im Mittelalter namentlich in den Rheingegenden so gehoben hatte, daß die deutsche Ausfuhr die Frankreichs hinter sich ließ. Als der verderbliche Kriegssturm, welcher allein in Wirtemberg über 40,000 Morgen Weinberge verwüstet hatte, vorüber war, griff auch der Winzer wieder zu Hake und Messer und es wurden sogar Weingärten in Gegenden angelegt, wo sie jetzt längst wieder verschwunden sind. Neben den Rhein-, Mosel- und Pfälzerweinen hatte zu dieser Zeit besonders der Neckarwein Ruf. Nikodemus Frischlin hat die Vorzüge der verschiedenen Sorten desselben 1575 in einem lateinischen Karmen besungen, welches beweist, daß man schon damals die Tugenden des Elsingers, Heppachers, Beutelsbachers, Felbachers und Beinsteiners zu würdigen wusste. Im Jahre 1582 gab Johann Rasch zu Wien sein „Weinbuch von Baw, Pfleg und Brauch des Weins“ heraus, in welchem unter anderen Absonderlichkeiten auch dieses Recept gegen den Katzenjammer vorkommt: — „Ehe du ein wein trinkst, iß Wethamerwurtz oder Petulanakraut oder thue ein guten trunck Milch, so wirdstu nit so leichtlich vol gemacht werden. Ephen hat dise tugend und kraft, daß es den kopff vor des vergangenen tags rausch und wehthumb behütet.“ Der Mittelpunkt des süddeutschen Weinhandels war Ulm, wo im 16. Jahrhundert oft 300 Weinwagen auf den Markt gekommen sind und zu Anfang des 17. oft an einem Tage 800 Fässer verkauft wurden. Mit der Weinverbesserung ging aber auch die Weinverfälschung Hand in Hand. Es mochte noch angehen, wenn zu Hamburg Versüßungsanstalten für die sauern märkischen Weine etablirt waren, allein im südlichen Deutschland wurde die Mischung des Weines mit Obstmost so unverschämt getrieben, daß das Obstmosten mehrmals ganz untersagt ward. Eine noch gefährlichere Konkurrenz, als der deutschen Weinproduktion aus der Einfuhr fremder, namentlich italischer und ungarischer Weine entstand, kam ihr von seiten der einheimischen Bierbrauerei, gegen welche die Bevölkerung von Weingegenden ungemein erbittert war. Mehr als einmal wurden daher im südwestlichen Deutschland Edikte erlassen, welche das Bierbrauen auf gewisse Orte beschränkten. Die wüthendste Bierfeindschaft hegte man

natürlicherweise da, wo zwar emsig Wein gebaut wurde, aber nicht eben guter. So z. B. in der Reichsstadt Reutlingen, deren Rath 1697 beschloß, „die Sudelei des bierbrauens in allweg abzuthun." Das war aber nur ein vereinzelter Schimpf, welcher dem alt- und allbeliebten Nationalgetränke dem Biere (althochdeutsch bior, wahrscheinlich abzuleiten vom angelsächsischen bere, d. i. Gerste) angethan wurde. Das älteste deutsche Buch, welches von der Kunst des Bierbrauens handelte, erschien zu Erfurt 1575 unter dem Titel: „Fünff Bücher von der Göttlichen und Edlen Gabe der philosophischen, hochthewren und wunderbaren Kunst, Bier zu brauen. Durch Henrikum Knaustium, beyder Rechten Doktorem." Wie sehr der Obstbau in Ehren stand, ist schon daraus zu ersehen, daß um 1514 zu Augsburg das Baumbelzen zu den freien Künsten gerechnet wurde. Für die Emporbringung und Veredelung der Obstkultur haben sich besonders der schon erwähnte Kurfürst August von Sachsen und der große Kurfürst von Brandenburg erfolgreiche Mühe gegeben. Im Herzogthum Braunschweig kannte man im Jahre 1591 Quitten, Pfirsiche, Pflaumen, Schwarz- und Weichselkirschen, Honig-, Speck-, Winter- und Muskatellerbirnen, Süß-, Scheiben- und Borsdorferäpfel. Das „Sehr liebreich und auserleßen Obsgarten- und Peltzbuch", welches 1620 zu Nürnberg herauskam, zählt 115 Sorten von Aepfeln, 110 von Birnen, 13 von Kirschen und 19 von Pflaumen auf.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurde der deutsche Land- und Gartenbau durch die Aufnahme einer Menge fremder Frucht- und Pflanzenarten wesentlich bereichert. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde der asiatische Buchweizen eingeführt. Die Repskultur brachten die durch Alba vertriebenen Niederländer nach Süddeutschland. Der Anbau des schon zur Zeit Karls des Großen bekannten Krappes wurde namentlich in Schlesien und Böhmen emsig fortbetrieben, dagegen erlitt die besonders in Thüringen blühende Kultur des Waid durch die Einfuhr des Indigo schwere Beeinträchtigung. Den Mais hatte Kolon 1493 nach Europa gebracht; er kam jedoch erst um 1650 nach Süddeutschland, wo er, weil zunächst aus Italien eingeführt, den Namen Welschkorn erhielt. Von ungleich größerer, von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung war eine andere Gabe Amerika's, die Kartoffel, welche in Deutschland zuerst von dem Botaniker Klusius gepflanzt wurde (1588) und zwar nur als eine botanische Seltenheit. Ihre Verbreitung als Nährfrucht ging in Deutschland sehr langsam von statten; denn während in einigen Gegenden schon um 1613 der Anbau der Kartoffeln „gar gemein war", kamen sie erst um 1640 nach Hessen-Darmstadt, Westphalen und Niedersachsen, nach Braunschweig 1647, nach Berlin 1650, noch viel später nach Bamberg (1716), in die Pfalz, nach Baden und Schwaben. Im Murgthale wurde der Kartoffelbau erst 1740 eingeführt, in den Dörfern auf und

an der schwäbischen Alp um dieselbe Zeit. Im übrigen liefert die Einführungsgeschichte des Kartoffelbaues in den Ländern unseres Erdtheiles einen sehr sprechenden Beleg zu dem Satze, daß dem souveränen Unverstande der Massen der Vorschritt stets aufgezwungen werden muß. Die Pfaffen freilich hatten guten Grund, die Kartoffel als eine „Teufelswurzel" zu verschreien: sie hatten ja keinen Kartoffelzehnten anzusprechen. Das Volk glaubte dann seinerseits vielerorten so hartnäckig an das Märchen von der sündhaften „Teufelswurzel", daß die Bauern nicht nur selber den Kartoffelbau verschmähten, sondern auch andere mit Gewalt daran verhinderten. Da und dort, z. B. in der Mark und in Pommern, musste die Regierung den Anbau der neuen Nährfrucht gewaltsam den Bauern aufnöthigen und diesen, so zu sagen, die Kartoffeln auf der Spitze der Bajonette bringen. Der Gebrauch eines dritten amerikanischen Krautes, des Tabaks, soll, was das rauchen desselben betrifft, zuerst durch die Soldaten Kaiser Karls V. aus den Niederlanden, was das schnupfen angeht, durch spanische Kriegsvölker im dreißigjährigen Kriege nach Deutschland gebracht worden sein. Der Genuß des Tabaks, welcher das eigenthümliche hat, daß er ein sinnlicher und dennoch nur ein eingebildeter Genuß ist, machte ungeheure Vorschritte. Man rauchte ihn aber zunächst als Heilkraut, welchem ganz abenteuerliche medicinische Kräfte zugeschrieben wurden. In einem Kräuterbuche vom Jahre 1656 heißt es: „Der Tabak macht niesen und schlaffen, reinigt den Gaumen und Haupt, vertreibt die Schmerzen und Müdigkeit, stillet das Zahnweh und Mutteraufssteigen, behütet den Menschen vor der Pest, verjaget die Läuse, heilet den Grind, Brand, alte Geschwüre, Schaden und Wunden." Andere sahen die Sache freilich anders an. Nach dem Vorgange des englischen Königs Jakob I., der aus Mangel an sonstiger Beschäftigung verschiedene Bücher gegen das rauchen schrieb, wütheten auch in Deutschland Geistlichkeit und Obrigkeiten gegen die Raucher und Predigten wurden gehalten, Quartanten wurden geschrieben gegen die, „welche ihren Mund zum Rauchfange des Satans machten". Unter den Pönalmandaten, welche gegen die neue Sitte des „Tabaktrinkens" erschienen, ist besonders das zu Bern 1661 erlassene merkwürdig, weil es in die Tafel der zehn Gebote unmittelbar hinter dem Verbot: Du sollst nicht ehebrechen! das weitere: Du sollst nicht rauchen! einschob. Bald jedoch änderte sich der Ton, denn man hatte herausgefunden, daß der Tabak nicht nur narkotische, sondern auch finanzielle Kräfte enthalte, und desshalb wurde dem Anbau und Genuß des Tabaks von staatswegen Vorschub geleistet. Bereits um 1630 wurde in Baiern und Thüringen Tabak gebaut und seine Kultur verbreitete sich 1681 nach Brandenburg, 1697 nach Hessen und in die Pfalz. Vom Aufgange her, aus dem sonnigen Arabien kam der Kaffee, welcher ein so treuer Gefährte des Tabaks werden sollte. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts zählte Kairo

bereits 1000 Kaffeehäuser. Von hier verbreitete sich der Genuß des Kaffees nach Konstantinopel und von da brachte ihn der Gesandte Mohammeds IV. an den Hof Ludwigs XIV. Der deutsche Arzt und Reisende Rauwolf hatte in seiner „Aigentlichen Beschreibung der Raiß in die Morgenländer" (1582) seinen Landsleuten zuerst von diesem Getränke erzählt und dann Adam Olearius in der 1647 erschienenen Beschreibung seiner Reise nach Persien vom Chan zu Ardebil gemeldet: „Den Tabak liebte er sehr und sog den Rauch durch lange Röhren, die durch ein Wasserglas laufen, an sich; dazu trank er heißes schwarzes Wasser, Kahowä genannt, was ein Mittel gegen die Geilheit sein soll." Von England her, wo im Jahre 1652 das erste europäische Kaffeehaus („Virginia Coffee-House") in London aufgethan, und von Frankreich aus, wo 1671 zu Marseille das erste Kaffeehaus errichtet wurde, kam die Sitte des Kaffeetrinkens nach Deutschland und breitete sich, wenn auch nicht ohne Widerstand einzelner Obrigkeiten, rasch aus, so zwar, daß Kaffee und Chokolade bald ein beliebtes Frühstück der Vornehmen wurden. Am brandenburger Hofe war der Kaffee bald nach 1670 bekannt. Zu Wien wurde das erste Kaffeehaus eröffnet 1683, zu Regensburg und Nürnberg 1686, zu Hamburg 1687, zu Stuttgart 1712, zu Augsburg 1713. In dem schwäbischen Alpdorfe Genkingen trank man zum erstenmal Kaffee 1817, in dem bekannten Hungerjahre, womit ich andeuten will, daß der Kaffee aus einem Luxus der vornehmen allmälig zu einem jetzt allgemein verbreiteten Nahrungsmittel der ärmeren Klassen geworden ist. Ein anderer Fremdling, der aus China stammende Thee, wurde in Deutschland eingeführt durch den brandenburgischen Leibarzt Bontekoe, welcher ein so unmäßiger Verehrer desselben war, daß er 1667 in einer Theetendenzschrift behauptete, um recht gesund zu sein, müßte man täglich 100 bis 200 Tassen Thee trinken.

Mit den auswärtigen und überseeischen Pflanzen und Nahrungsstoffen kam auch eine Menge neuer Heilkräuter nach Deutschland, die dann in botanischen Gärten gepflegt wurden. Einen solchen erhielt Königsberg 1551, Leipzig 1580, Breslau 1587, Heidelberg 1597, Würzburg 1709, Ingolstadt und Hamburg 1710, Wittenberg 1711. In den deutschen Küchengärten wurden am Anfange des 17. Jahrhunderts gepflanzt Kohl, märkische Rüben, rothe Rüben, Mohrrüben, Rettige, Meerrettig, Kresse, Gurken, Kürbisse, Kartoffeln, Petersilie, Sellerie, Erbsen, Salat, Zwiebeln, Knoblauch, Tabak, Wirsing, Zipollen, Winterendivien, Kopf- und Blumenkohl. Die deutschen Blumengärten damaliger Zeit prangten mit Anemonen, Violen, Hyacinthen, Rosen, Skabiosen, Rosmarin, Lilien, Nelken, Mohn, Thymian, Lavendel, Salbei, Lack und Tulipanen. Aus Italien, vom üppigen und kunstsinnigen Mediceerhofe kam die Ziergartenkunst der neueren Zeit. Sie ward in Deutschland zunächst in fürstlichen

Schlossgärten und in den Lustgärten reicher Patricier in Anwendung gebracht. Hier verdarb jedoch den italischen Sinn für schöne Formen bald die Nachahmung der Holländerei mit ihrer Tulpenmanie, ihrem porzellanenen Schnörkelwerk und ihrer lächerlich putzigen „Verschönerung“ der Natur. Dann kam der französische Gartengeschmack auf mit seinen schnurgeraden Alleen, steifgeometrisch gezirkelten Beeten, schattenlosen Bosketten, mythologischen Wasserkünsten und perückenhaft zugestutzten Taxushecken. Das dauerte bis in's 18. Jahrhundert hinein, wo die naturgemäßere englische Gartenkunst in Deutschland Eingang fand. Unter all dem fremden, was im 16. und 17. Jahrhundert zu uns kam, müssen auch noch die sogenannten Spielthiere erwähnt werden, Lachtauben, Angorakatzen, Goldfische und Kanarienvögel. Die letzteren waren lange Zeit so außerordentlich beliebt, daß von Tirol aus ein einträglicher Handel damit getrieben wurde. Der gezähmte „Kanari“ auf dem Zeigefinger der rechten Hand gehörte zur Toilette der vornehmen Dame, wie zum Sonntagsstaate der Bürgersfrau. So empfingen sie Besuch und so ließen sie sich malen.

Mit dem Landbau schritt vom 16. Jahrhundert ab auch die übrige materielle Kultur trotz häufiger Unterbrechungen und furchtbarer Rückschläge auf allen Gebieten voran. Wissenschaftliche Entdeckungen und mechanische Erfindungen griffen dem Bergbau, den Künsten, der Schifffahrt und der hundertfältigen Gewerbethätigkeit rüstig unter die Arme, und wenn auch der deutsche Handel bedenklich aus dem Geleise kam, als der Welthandel in Folge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Auffindung Amerika's aus dem südlichen in das westliche Europa übersiedelte, so fand er sich doch bald wieder in die neuen Bahnen. Der Nationalreichthum vermehrte sich zusehends, obzwar seine Erwerbung nach dem dreißigjährigen Kriege gleichsam wieder ganz von vorn beginnen musste. Was aber das gesellschaftliche Leben betrifft, so behielt es im allgemeinen den mittelalterlichen Charakter bei, bis von Frankreich her der dortige neue Hofton die deutsche Gesellschaft allmälig umformte. Wir werden im folgenden Kapitel, wo wir das Hofleben und die aristokratische Bildung bis in's 18. Jahrhundert schildern wollen, davon reden, berühren aber am gegenwärtigen Orte ein sittengeschichtliches Dokument aus dem 16. Jahrhundert, welches über die deutschen Sittenzustände um 1518 helle Streiflichter verbreitet. Es ist der in dem „Gesprächbüchlein“ des Ulrich von Hutten enthaltene Dialog „Die Anschauenden“ gemeint. Die Sprechenden, Sol und Phaëton, betrachten sich Deutschland aus der Vogelperspektive. Phaëtons Augen fallen auf die zum Reichstage von Augsburg (1518) Versammelten und er fragt seinen Vater nach der Bedeutung dieser Versammlung. Sol antwortet: Es ist eine Versammlung zum Rath der Fürsten und gemeiner Teutscher

Nation. Phaëton: Hui, welch ein Rath! Oder pflegen sie, wie im Krieg der Schlachten, also auch im Frieden des Rathes bei Trunkenheit? Sol: Eben also. Du siehest aber auch unterdeß etliche nüchtern alle ihre Sachen ausrichten und darum werden sie von ihren Landsleuten als Ausländer gehalten und veracht. Phaëton: Hilf Gott, welch ein Gepolter und Geräusch, welche Saufferei, wie groß und verdrießlich Geschrei! — Im Fortgang des Dialogs sagt Phaëton: Dort sieh' ich etliche vermischt und nacket unter einander baden, Frauen und Männer, und glaub das ohn Schaden ihrer Zucht und Ehr nit zugehn. Sol: Ohn Schaden. Phaëton: Ich seh sie doch sich küssen. Sol: Freilich. Phaëton: Und freundlich umfahen. Sol: Ja, sie pflegen etwan auch bei einander zu schlafen. —

Der deutsche Adel, sofern er nicht nach dem Vorbilde des französischen nach und nach zum Hofadel wurde, blieb noch gar lange in der Barbarei des späteren Mittelalters stecken. In roher Lust an Fehde, Räuberei und plumper Völlerei hauste er auf seinen Burgen und die Annalen des 16. Jahrhunderts sind voll von seinen Gewaltthaten. So überfiel 1520 Thomas von Absperg den Grafen Joachim von Oettingen meuchelmörderisch, so ermordete Graf Felix von Werdenberg 1511 den Grafen Andreas von Sonnenberg verrätherisch. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg ließ mehrere seiner Edelleute gemeinen Straßenraubes halber hinrichten und derartige Beispiele ließen sich zu Dutzenden anführen. Zuweilen wob sich in das eintönige bankettiren, jagen, raufen, spielen und trinken des Adels eine gräßliche Katastrophe, wie die auf dem Schlosse Waldenburg 1570 vorgefallene. Die muntere Gesellschaft führte eine neue Art von Fastnachtsmummerei auf, wobei die Damen als Engel, die Herren mittels Flachs und Pechs als Teufel maskirt waren. Da fällt zufällig ein zündender Funke auf einen der gefährlichen Anzüge, die Flamme verbreitet sich mit reißender Schnelligkeit von einem zum andern, Schrecken lähmt die Rettungsversuche, zwei der „Teufel“ bleiben todt auf dem Platze und mehrere werden mit lebensgefährlichen Brandwunden bedeckt. Die Denkwürdigkeiten des bekannten Ritters Götz von Berlichingen aus der Reformationszeit schildern wenigstens noch ein frisches frankes Reiterleben, so daß wir den Selbstbiographen nicht ungerne auf seinen Zügen begleiten, wenngleich das handwerksmäßige seiner Waffenfahrten kein recht romantisches behagen mehr aufkommen läßt. Dagegen führen uns die Tagebücher des schlesischen Ritter Hanns von Schweinichen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in eine adelige Gesellschaft voll bäurischer Aermlichkeit, Unbildung und Rohheit. Charakteristisch für den theologisch-protestantischen Zeitgeist jener Tage ist es, daß Schweinichen, der doch ein Stück Hofmann war, seine Memoiren, welche von 1552 bis 1602 reichen, mit einer ausführlichen „Konfession“ seines Glaubens eröffnet. Wir

werden dadurch wieder daran erinnert, in welchem Grade die Theologie damals die Gemüther beherrschte. Und nicht nur die Gemüther. Ich will, um ein frappantes Beispiel der protestantisch-theologischen Macht jener Zeit zu geben, nur an jenen Edeln von Kloth erinnern, welcher eines im Jähzorn begangenen Todtschlages wegen von dem geistlichen Gerichte verurtheilt wurde, drei Sonntage nach einander im Armsünderhabit an der Kirchthüre Buße und Abbitte zu thun, und diesem Urtheile sich unterwarf, des Zetergeschreies seiner vornehmen Sippschaft ungeachtet.

Um jedoch auf Schweinichen zurückzukommen, so legt er uns den Lebenslauf eines deutschen Edelmanns von damals getreulich dar. „Als ich, erzählt er, ins neunte Jahr kommen und also wenig baß meinen Verstand erlanget hatte, habe ich zu Mertschütz zum Dorfschreiber gehen müssen und allda zwei Jahre schreiben und lesen lernen, und wenn ich aus der Schule kam, musste ich die Gänse hüten". Als „Junge" (Page) am liegnitzer Hof hat er binnen zwei Jahren „ohngefähr 7 Thaler, 21 Weißgroschen von Hause bekommen". Als zwölfjähriger wurde er „von seinem Herrn Vater zum erstenmal in Barchent gekleidet". Mit vierzehn Jahren wird er auf die lateinische Schule nach Goldberg gethan. „Es hat mir der Herr Vater in die Schule zur Zehrung mitgegeben 2 Thaler; dabei däucht' ich mich reich zu sein. Item vor Bücher 22 Weißgroschen und ließ mir ein Sambt Baret machen." Weiter: „Im Jahre 1567 hat mir der Herr Vater mein erstes Schwert gekauft, davor er geben hat 34 Weißgroschen." Drei Jahre später „begonnte ich mich auch allbereit etlichermaßen um die Jungfrauen zu thieren und däucht mich in meinem Sinn Meister Fix zu sein. Bin aber auf Hochzeiten geritten und sonsten, wohin ich gebeten wurde, mich gebrauchen lassen und fraß und soff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie sie es haben wollten". Fernerhin: „Dies Jahr (1570) war ich daheim, musste dem Herrn Vater die Mühle versehen und davon Rechnung und Bescheid geben, auch sonst in der Wirthschaft zusehen und helfen, musste auch die Gäste mit saufen verwirthen und die Fischerei versehen, alles Futter ausgeben, auch mit den Dreschern aufheben und sonsten verrichten, was möglich. Es waren dies Jahr im Lande Unfläter, so man die Siebenundzwanzig hieß, welche sich verschworen hatten, wo sie hinkämen, unflätig zu sein, auch wie sie ichtes (irgend etwas) möchten anfangen. Item, es sollte keiner beten, noch sich waschen und andere Gotteslästerung mehr, welche dann öfters zu vier und fünfen auf einmal bei meinem Herrn Vater gewesen, aber wenn ich schon um sie war, bin ich doch mit ihnen niemals aufstößig worden." Im Jahre 1573 ging Schweinichen im Gefolge des Herzogs von Liegnitz nach Mecklenburg. „Habe auf diesem Ritt im Reich große Kundschaft bekommen und mir

mit meinem saufen einen großen Namen gemacht, denn ich mich diese Zeit nicht vollsaufen konnt." Mit saufen konnte man sich, gelegentlich bemerkt, auch hundert Jahre später noch „große Kundschaft" machen, wie das Beispiel jenes brandenburgischen Oberkämmerers Kurt von Burgsdorf beweist, der während einer Mahlzeit 18 Maß Wein zu sich zu nehmen gewohnt war und sich rühmen konnte, er hätte seinem Herrn manch ein Schloß und manch ein Dorf mit trinken abgewonnen. Auch das schöne Geschlecht und zwar bis zu den vornehmsten und höchsten Damen hinauf war einem „guten deutschen Schluck und Trunk" keineswegs abgeneigt. Es ging derb zu und her in diesem 16. Jahrhundert. Aetherische und ästhetische Theenipperinnen von heutzutage werden die Augen entsetzt aufthun, wenn sie erfahren, daß die Hoffräulein der Königin Elisabeth von England, also Mädchen aus den ersten Familien des Landes, zum Frühstück Häringe, sage Häringe aßen und dazu große Kannen voll Bier tranken. In Deutschland galt der Hofhalt von Herzog Ernst dem Frommen zu Sachsen-Gotha mit Recht für wohlgeordnet und mäßig. Aber was verstanden damals die Leute, Herren und Damen, unter Mäßigkeit? Die von dem genannten Fürsten eingeführte und gehandhabte „Hoftrinkordnung" (1648) kann ja einen Begriff davon geben. Da heißt es unter anderem im 9. Paragraph: — „Zum Früh- und Vespertrunk vor unser Gemahlin soll an Bier und Wein, so viel dieselbe begehren wird, gefolgert werden; vors gräffliche und adelige Frauenzimmer aber 4 Maß Bier und des Abends zum Abschenken 3 Maß Bier; vor die Frau Hofmeisterin und zwo Jungfern wird gegeben von Ostern bis Michaelis vormittags um 9 Uhr auf jede Person 1 Maß Bier und nachmittags um 4 Uhr ebensoviel." Das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch gab es neben „berühmten" vornehmen Trinkern auch berühmte vornehme Trinkerinnen. Solche waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter anderen die Gräfin Anna von Stolberg, Aebtissin von Quedlinburg, welche zu ihrer „Erquickung und Labung" jährlich drei Fuder Wein bedurfte, und die Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz, welche zu heiraten der Prinz Wilhelm von Oranien, der „Schweigsame", so unglücklich war und die im Säuferwahnsinn starb. Das gebaren dieser prinzesslichen Söfferin schildert eine aktenmäßige Aufzeichnung also: „Es ließ ihr (sich) die Frau Prinzessin offtmals eyer gahr hardt im saltz sieden, darauff tringkt sie dan edtwan zuvil und werde ungedultig, fluche alle böße flueche und werfe die speiße und schüssel mit allem vom tisch. Und die Frau Prinzessin, wie sie es genant, den „tollen man", nemlich eine guedte flasche weins morgens und abermals eine guedte flasche zu abendtszeit mehr dan ein maß haltend bekumen, welches ir sambt einem Pfundt Zugkers bei sich zu nemen nicht zu vil sey". — Den Ausgang eines Festes

am mecklenburger Hofe beschreibt Schweinichen also: „Die einheimischen Junkern verloren sich, sowie die Jungfrauen, daß auf die letzte nicht mehr als zwo Jungfern und ein Junker bei mir blieben, welcher einen Tanz anfing. Dem folget ich nach. Es währet nicht lange, mein guter Freund wischt mit der Jungfer in die Kammer, so an der Stuben war; ich hinter ihm hernach. Wie wir in die Kammer kommen, liegen zween Junkern mit Jungfrauen im Bette; dieser, der mir vorgetanzet, fiel mit der Jungfer auch in ein Bette. Ich fragte die Jungfrau, mit der ich tanzet, was wir machen wollten? Auf mecklenburgisch so sagt sie: ich soll mich zu ihr in ihr Bette auch legen; dazu ich mich nicht lange bitten ließ, legt mich mit Mantel und Kleidern, ingleichen die Jungfrau auch und reden also vollend zu Tage, jedoch in allen Ehren. Das heißen sie auf Treu und Glauben beischlafen, aber ich achte mich solches beiliegen nicht mehr, denn Treu und Glauben möchten zu einem Schelmen werden." Wir werden später sehen, von welcher absonderlichen Beschaffenheit die Hofdienste unseres Ritters waren.

Wo Jagd, Trunk, Tanz, Hunde- und Pferdeliebhaberei, sowie grobsinnliche Erotik in den adeligen Kreisen nicht ausreichten, wurde die Kartenlust zur Hilfe genommen, welche übrigens unter allen Ständen höchst beliebt war. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte man in Deutschland die Kunst erfunden, Spielkarten zu drucken. Auch das Landsknechtsspiel (franz. Lansquenet), eines der ältesten Kartenspiele, ist deutschen Ursprungs. Fischart, in seiner „Geschichtsklitterung", zählt in dem Kapitel „von des Gargantuwalts mancherley Spiel und gewül" an fünfhundert Arten Gesellschaftsspiele von damals her. Zur Reformationszeit tauchte ein höchst merkwürdiges Kartenspiel bei uns auf, das sogenannte Karnöffel- oder Karniffel-Spiel, merkwürdig darum, weil sich in demselben die religiös-politischen Zustände genau abspiegelten. Wie hoch damals z. B. in Augsburg gespielt wurde, verräth der Umstand, daß der Feldhauptmann der Stadt, der bekannte Sebastian Schertlin, binnen Jahresfrist (1531) viertausend Gulden im Spiele gewann. Das schwierigste und gebildetste Spiel, L'Hombre, welches von den Mauren herstammen und durch Franz I. aus seiner spanischen Gefangenschaft nach Frankreich gebracht worden sein soll, fand erst im 17. Jahrhundert in Deutschland Eingang.

In die häusliche Einrichtung des deutschen Adels im 16. Jahrhundert und zu Anfang des folgenden läßt das pfälzische Haus derer von Schomberg unterrichtende Blicke thun. Wir sehen da ein außerordentlich rasches vorgehen von der Einfachheit zum Luxus und Prunk. Während der alte Schomberg an Silbergeschirr besaß eine Kanne, ein halb Dutzend Becher, zwei Salzfässer und dritthalb Dutzend Löffel, war das Silbergeräth seines Sohnes 632 Mark schwer. Jener hatte an Schmuck zwei

goldene Ketten und ein halb Dutzend Ringe, dieser so viele Kleinodien, daß allein das Perlenverzeichniß zwei Folioseiten füllte. Die Garderobe von jenem bestand meistens aus Wollenkleidern, einigen Seidewämmsern und Sammethosen, dieser konnte 22 vollständige Staatsanzüge aufweisen; ferner eine Menge Hüte mit kostbarem Federschmuck, seidene Strümpfe, Schuhe mit Bandrosen, gestickte Handschuhe und Degengehenke. Der bescheidene Stall des Alten erweiterte sich beim Jungen zu einem vollständigen Marstall. Der Vater hatte in einfach getäfelten Stuben mit grünen Vorhängen und Holzstühlen gewohnt, der Sohn stattete seine Zimmer mit seidenen oder vergoldeten Ledertapeten und gepolsterten Sammetsesseln aus. Die Bücherei des Vaters hatte eine Bibel, Luthers und Melanchthons Postillen, einen verdeutschten Livius, einige Chroniken und ein Turnierbuch, im ganzen 19 Bände umfasst; die des Sohnes enthielt französische Uebersetzungen alter Klassiker, Montaigne's Essais, kriegswissenschaftliche Werke, viele Wörterbücher fremder Sprachen, englische und italische Bibeln.

Und doch konnte der Adel an Pracht und Aufwand nicht mit den reichsstädtischen Patriciern wetteifern, denen ja der Handel die Schätze der Welt in ihre Speicher führte, bevor das dreißigjährige Kriegsfeuer dem deutschen Handel seine Schwingen so bedauerlich versengte. Er hatte sie energisch und erfolgreich geregt und das 16. Jahrhundert entwickelte unter anderen kaufmännischen Instituten auch jene Mittelpunkte des Geschäftemachens, welche seither unter dem Namen „Börsen" so berühmt und berüchtigt geworden sind. Anfänge derselben lassen sich bis in's 14. Jahrhundert hinauf verfolgen. Damals war die Stadt Brügge der Hauptgeschäfteplatz und die dortigen Kaufleute kamen auf einem freien Platze mitten in der Stadt zusammen, um ihre Geschäfte abzumachen. An diesem Platze stand ein Haus des adeligen Geschlechtes derer van der Beurs und das über der Hausthüre eingemeißelte Wappen desselben zeigte drei Geldsäckel oder Börsen. Hiervon stammt der Name Börsen für die Vereinigungspunkte des Waaren- und Geldverkehrs. Eine älteste und berühmteste in Deutschland war die zu Hamburg im Jahre 1558 gegründete.

Vor allen deutschen Städten von damals aber war durch Reichthum und Glanz Augsburg berufen und hier wiederum waren es vor allen die Fugger, die ihre Faktoreien und Kontore („Fuggereien") an allen Handelsplätzen Europa's hatten und so recht die Plutokraten jener Zeit genannt werden dürfen. In den Häusern dieser Handelsherren zeigte sich das alte deutsche Bürgerthum auf der Höhe seiner socialen Geltung, wie es in der Blüthezeit der Hansa auf dem Gipfelpunkte seiner politischen Macht stand. Ein Augenzeuge schildert den fugger'schen Luxus in einem Briefe von 1531. „Welch eine Pracht ist nicht in Anton Fuggers Haus auf dem Weinmarkt! Es ist an den

meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläufftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinett des Herrn sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälks als der übrigen Zierathen das allerschönste ist. Es stößt daran eine dem h. Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren fürtreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fuggers Haus in der Kleesattlergasse ist gleichfalls königlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind! Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Theile des Hauses! Mir gefielen die französischen Königsgärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir in's Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläufftige Säle und Zimmer. Alle Thüren gehen auf einander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer in's andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir in's obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmäler des Alterthums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehrere bei einem Manne finden." Später kam Hanns von Schweinichen mit seinem armen Teufel von Herzog nach Augsburg und hatte Gelegenheit, den fugger'schen Schatz zu bewundern. „Es führten Ihro fürstliche Gnaden der Herr Fugger im Hause herum spazieren, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. Da hat der Herr Fugger J. F. G. in ein Thürmlein geführt, darin hat er J. F. G. von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen, auch von seltsamer Münze und Stücke Goldes, als Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, daß er selbst sagt, es wäre über eine Million Goldes werth. Hernach schloß er einen Kasten auf, der lag bis auf mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200,000 Gulden an. Darauf führte er J. F. G. auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis an die Hälfte nunter mit lauter guten Thalern bedeckt war. Man sagt, daß der Herr Fugger soviel hätte, daß er ein Kaiserthum bezahlen möchte. J. F. G. versahen sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber damals bekamen J. F. G. nichts als einen guten Rausch." Die fugger'sche Pracht fand Nachahmer. Augsburg wurde daher mit schönen Gebäuden angefüllt und in den Vorstädten legte man herrliche Ziergärten an mit sogenannten Vexirwassern, welche eine schmausende oder spielende Gesellschaft plötzlich mit einem kalten Regen überspritzten oder auch Karten und Trinkgefäße vom Tische wegschwemmten. Viele Patricier hatten Schlösser auf dem Lande, sogenannte Sommerfrischen, die auch wohl „Fressgütlein" hießen, weil sie

nichts eintrugen, aber passende Lokale zu Schmausereien darboten. In diesen Lusthäusern fanden sich Säle mit kunstreichen Freskomalereien, welschen Kaminen und gemalten Fensterscheiben. Der Hausrath war kostbar. Prächtige Teppiche, zierliches Schnitzwerk, schweres Silbergeschirr und Pokale von geschnittenem Kristall füllten die Prunkzimmer. Man hielt Papageien, Affen und andere fremde Thiere in den Häusern. Die Tracht war luxuriös, Küche und Keller waren reich bedacht. Bei häuslichen Festen spielte Blumenschmuck der Tafel, wie Gesang und Lautenspiel, eine große Rolle. Oeffentliche Vergnügungen gab es die Hülle und Fülle. Gauklerbanden, Pferderennen, Thierhetzen und Ringelrennen boten der Schaulust Nahrung. Zu niederem Zeitvertreib lockten Brettspiel, Würfel und Karten, zu edlerem die Gesangübungen und dramatischen Darstellungen der Meistersänger. Mit den Schießstätten begannen die Ballhäuser zu rivalisiren, wo das löbliche Ballspiel getrieben wurde. Zur Winterzeit klingelten prächtige Schlittenzüge durch die Straßen. Für vornehm und gering war die Fastnacht die höchste Freudezeit. Während die Geschlechter kunstsinnigen Witz in Erfindung und Ausführung von allerlei Maskeraden übten, erfreuten sich die Handwerker an ihrem althergebrachten Schönbartspiel („im Schembart laufen"). Aus den Mummereien und Possen dieser christlichen Saturnalien entwickelte sich das für die Geschichte des deutschen Drama's wichtige „Fastnachtspiel", wovon weiter unten mehr.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ging es freilich mit dem Reichthum und dem Wohlleben rasch bergab. Augsburg litt durch die Kriegsschrecken so furchtbar, daß an 60,000 seiner Bewohner aufgerieben wurden. Die Gewerbe siechten dahin, der Handel lag darnieder, reiche Leute kamen in Folge dessen und der ungeheuren Brandschatzungen an den Bettelstab, Armuth und Elend zogen ein. Und das Schicksal Augsburgs war das der deutschen Städte überhaupt, bis sich von 1650 an das Bürgerthum von den erlittenen Schlägen allmälig wieder erholte. Aber zu hanseatischer Macht, zu fuggerischer Pracht hat dasselbe es nicht wieder gebracht, obzwar gegen Ende des 17. Jahrhunderts hin der bürgerliche Luxus wieder so stieg, daß z. B. junge Bürgerstöchter sogenannte „Puppenstuben" hatten, deren Einrichtung an tausend Gulden kostete. Zugleich riß das von den höfischen und adeligen Kreisen gehätschelte Franzosenthum in Tracht, Sitte und Lebensweise auch in der bürgerlichen Gesellschaft ein, wenngleich nicht so umfassend und demnach auch nicht so verderblich wie dort. Die Städteverfassungen behielten im allgemeinen bis in die neueste Zeit herein ihren mittelalterlichen Charakter bei und die Gewerbe beherrschte der Zunftzwang. Auch die äußere Erscheinung der Städte blieb nach dem Verfalle architektonischen Glanzes, wie ihn während des 16. Jahrhunderts die Reichsstädte entfaltet hatten, lange noch mittel-

alterlich genug. Um die Zeit des westphälischen Friedens hatten die Städte Köln an der Spree und Berlin, aus welchem die jetzige Hauptstadt des preußischen Staates hervorging, zusammen nicht viel über 1200 Häuser und diese waren, wenige ausgenommen, von Holz und baufällig. Auf den ungepflasterten Straßen liefen die Schweine umher und die Hofleute mussten, um nicht in Koth zu versinken, auf Stelzen zu Hofe kommen. Indessen zeigt gerade Berlin, daß die deutschen Residenzstädte, eben als solche, ziemlich schnell eine civilisirtere Physionomie bekamen. Um 1657 war die Bewohnerzahl schon 20,000; der große Kurfürst legte neue Straßen an, schmückte dieselben mit öffentlichen Gebäuden, ordnete Pflasterung und Reinlichkeitspolizei. Um 1680 hatte Berlin auch schon Straßenbeleuchtung, was andere Städte erst später erhielten, z. B. Dresden 1705. Auch zweckmäßigere Feuerlöschordnungen wurden jetzt allmälig gegeben und gehandhabt; Augsburg besaß schon 1553 vier Feuerspritzen.

In den Hütten und Häusern des deutschen Bauers sah es im 17. Jahrhundert fast durchgehends elend und schmutzig aus. Kein übles Bild, wenn es auch mit Humor verquickt ist, entwirft uns der Held des trefflichen Sittenromans Simplicissimus von dem Aussehen bäuerlicher Wohnungen damaliger Zeit. „Mein Knan (Vater), erzählt er, hatte einen eigenen Palast, so artlich dergleichen nicht ein jeder König. Er war mit Laimen gemahlet und an statt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleies und rothen Kupfers mit Stroh bedeckt, darauf das edle Getraid wächst, und damit er, mein Knan, nur auch mit seinem hochgeachteten und von Adam selbst herstammenden Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Maur umb sein Schloß nicht mit Maursteinen, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen aufführen, sondern er nahm Eichenholtz darzu. Seine Gemächer hatte er vom Rauch ganz erschwärtzen lassen, nur darum, dieweil diß die beständigste Farbe von der Welt ist. Die Tapezereyen waren das zärteste Geweb auff dem gantzen Erdboden, denn diejenige machte uns solche, die sich vor Alters vermaß, mit der Minerva selbst umb die Wette zu spinnen. Seine Fenster waren dem Sankt Nitglaß gewidmet" u. s. f. Ein recht bezeichnendes Beispiel von der Zähigkeit, womit der deutsche Bauer am alten und hergebrachten hängt, und wäre es auch das unsinnigste, liefert die Geschichte des „Hosenmandats", welches Herzog Max von Baiern um 1600 erließ. Der Fürst, welcher in Voraussicht des dreißigjährigen Krieges sein Volk wehrhaft machen wollte, beabsichtigte damit die Einführung einer bequemeren und zugleich kleidsameren Männertracht; allein die Bauern wehrten sich um ihre engen, kurzen, am Knie festgeschnürten und desshalb das freie ausschreiten verhindernden Lederhosen mit einer Hartnäckigkeit, als gälte es die heiligsten Rechte und Güter. Die Erziehung der Bauernkinder war

zu jener Zeit furchtbar verwahrlost: sie wuchsen auf wie das liebe Vieh. Auch hierüber gibt Simplicissimus deutliche Fingerzeige, indem er sagt, daß er als Knabe „weder Gott noch Menschen kannte, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, weder gutes noch böses zu unterscheiden wusste."

Die Verwilderung der unteren Stände durch den dreißigjährigen Krieg war überhaupt eine grauenhafte. Scharen von Marodeurs („Merodebrüder") und entlassenen Soldaten, die sich zu Schnapphähnen umwandelten, durchzogen die deutschen Gauen, stehlend, raubend, sengend und mordend, und ihnen gesellten sich hunderterlei Sorten von „Landstörzern", Zigeunern, Strolchen, Bettlern, verlaufenen Pfaffen, fahrenden Schülern und lüderlichen Dirnen. Ich habe eine Flugschrift aus jener Zeit vor mir liegen („Liber vagatorum"), worin an dreißig Arten solchen Gaunergesindels aufgezählt und charakterisirt sind: Stabuler, Lossner, Debisser, Kamesierer, Grantner, Dutzer, Schlepper, Zinkissen, Vopper, Dallinger, Kandierer, Blatschierer u. s. w. Damals kam auch das Rothwelsch, in welchem sich alle möglichen Sprachelemente in fabelhafter Verzerrung mischten, zu gedeihlichem Flor. Allerdings ist es wahr, daß das wildbunte Abenteurerleben jener Zeit neben seiner garstigen und abscheulichen Seite auch eine poetische hatte. Manchen Jüngling von genialen Anlagen führten Leichtsinn oder Unglück oder Freiheitsdrang dem Bandenleben zu, manch ein verlornes schönes Kind mochte, durch jugendliche Leidenschaft in die Wälder gelockt, am nächtlichen Lagerfeuer der Gesindelschaft mit stillem Schmerz auf ein reineres und besseres Leben zurückblicken. So ist es denn erklärlich, daß sich gerade in diesen anrüchigen Kreisen die Volkspoesie lebhaft regte, wie sie auch unter Bauern, Soldaten und Handwerksburschen fröhlich fortlebte. Wir besitzen, wie aus früherer Zeit, so auch aus dem 16. und 17. Jahrhundert eine Fülle von Volksliedern, von denen manche — ich erinnere nur an das wunderschöne „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!" — zu den Perlen unserer nationalen Lyrik gehören, Lieder, aus deren Born die lyrische Kunst unserer klassischen Literaturperiode wieder Gesundheit und Kraft trinken konnte. In der Reformationsperiode ging zwar ein starkes theologisch-protestantisches Element in den Volksgesang ein, vermochte ihn aber noch nicht zu verderben. Die historischen Volkslieder des 16. Jahrhunderts athmen noch die alte, volksmäßige Frische, die des 17. jedoch gehören mit ihrer trockenen Unbelebtheit schon weit mehr der Kunstpoesie an und gehen geradezu in die Prosa des Zeitungswesens über, welchem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit schenken, nachdem wir zuvor noch über die genau damit zusammenhängenden Verkehrsmittel ein Wort gesagt haben werden.

Wir finden, daß im 16. Jahrhundert da und dort für das Straßenwesen etwas geschah, daß man in den Harzbergwerken zur leichtern Fort-

schaffung der Erzstufen künstliche Holzbahnen anlegte, die dann in England nachgeahmt wurden und dort die erste Idee zu den Eisenbahnen an die Hand gaben. Derartige Bemühungen waren jedoch nur höchst spärliche Ausnahmen von der namenlosen Lässigkeit, womit man den Straßenbau betrieb oder vielmehr nicht betrieb. Nicht allein der ritterliche Wegelagerer oder der soldatische Buschklepper beeinträchtigte den Verkehr, sondern die Beschaffenheit der Wege selbst setzte ihm unglaubliche Schwierigkeiten entgegen. Wir, die wir an einem Tage Länderstrecken, wie die zwischen Berlin und Köln oder Basel und Paris, mit Windeseile und aller Bequemlichkeit durchfliegen, können kaum unseren Ohren trauen, wenn wir hören, wie schneckenlangsam und beschwerlich das reisen unserer Altvorderen von statten ging. Selbst die kleinste Reise war ja ein Unternehmen, welches die weitschichtigsten Vorbereitungen erforderte, und wobei oft Leib und Leben oder wenigstens die gesunden und geraden Gliedmaßen auf dem Spiele standen. Bei anhaltend schlechter Witterung, wie sie besonders den Uebergang des Herbstes in den Winter oder des Winters in den Frühling zu begleiten pflegt, waren die Wege meist geradezu unbrauchbar, besonders für Frachtfuhrwerk. Hatte sich aber der Reisende durch all die Hemmnisse und Gefahren seiner kurzen Tagereise durchgearbeitet, so wartete seiner in der Nachtherberge nur karge Erholung, oft noch verbittert durch die Ungeschliffenheit des Wirthes, welcher seine Gäste als eine ihm auf Gnade und Ungnade verfallene Beute betrachtete, oder auch durch die Insolenz vornehmerer Reisenden.

Es scheint mir hier ein passender Ort zur Einflechtung der bekannten Schilderung deutscher Gasthäuser in des 16. Jahrhunderts erster Hälfte, wie sie der große Humanist Erasmus in seinen „Colloquia" gegeben und neuerdings Rudhart mit Beiseitelassung der dialogischen Form verdeutscht hat. Möglich, daß den feingebildeten Erasmus sein Witz verleitet hat, da und dort die Farbe zu dick aufzutragen, und gewiß, daß schon in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts in Deutschland, besonders in den reichen Handelsstädten, Gasthäuser existirten, welche dem Reisenden einen bequemeren und gemüthlicheren Aufenthalt boten. Auf solche Ausnahmen paßte also des Rotterdamers Beschreibung nicht. Dagegen paßte sie zweifelsohne auf die große Mehrzahl der deutschen Herbergen und vollends gar auf die ländlichen. Sie lautet so: — „Bei der Ankunft grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrieen hast, steckt endlich irgendeiner den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommersonnenwende. Diesen herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren

könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt dir ein Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für das Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige aufbehalten. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: „Ist dir es nicht recht, so suche dir ein anderes Gasthaus!" Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und fast eben so theuer als der Haber selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begibst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum umkleiden, waschen, wärmen oder ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnässten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so unsauber, daß du dich nach einem andern Wasser umsehen musst, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle sehen, damit auch allen dieselbe Bedienung zutheil werde. So kommen in demselben geheizten Raume häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der eine sich das Hauptharr, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel, jenem stößt der Knoblauch auf, kurz, es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen wie beim Thurme zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als sei er irgend eine Art neuen aus Afrika hergebrachten Gethiers; und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling, mit nach dem Rücken zugekehrtem Antlitz und das essen vergessend, beständig mit unverrückten Augen an. Etwas inzwischen zu begehren, geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschornem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, lässt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen, und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird, denn es bildet bei ihnen (den Deutschen) einen vorzüglichen Punkt guter

Bewirthung, wenn alle vom Schweiße triefen. Oeffnet nun einer, ungewöhnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: „Zugemacht!“ Antwortest du: „Ich kann's vor Hitze nicht aushalten!“ so heißt es: „Such' dir ein anderes Gasthaus!“ Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn so viele Menschen, zumal wenn die Poren geöffnet sind, ein und denselben Qualm einathmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Nichts zu sagen von den Winden, die ganz ohne Zwang nach oben und unten losgelassen werden. Von stinkendem Athem gibt es viele, die an heimlichen Krankheiten, wie z. B. der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze leiden, von der man sagen kann, sie sei allen Nationen gemein. Von solchen Kranken droht größere Gefahr als von Aussätzigen. Der bärtige Ganymed kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens 8 Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Herrn und Diener. Sobald sich alle an den Tisch gesetzt haben, erscheint wieder der sauersehende Ganymed und zählt nochmals seine Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich jeder zum Zeitvertreibe, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgendwer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gaste ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so thut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebürlichen Begehrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert: steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.“ Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstückchen mit Fleischbrühe, oder, ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pökelfleisch oder eingesalzenem Fisch. Wieder eine Mußart, hierauf festere Speise, bis dem wohlbezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmacke vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und diese, glaube ich,

wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewusste Bärtige oder gar der Gastwirth selbst, welch' letzterer sich am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein herbeigebracht. Die besser trinken, sind den Wirthen angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das doppelte im Weine verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zum verwundern, welches lärmen und schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom trinken warm werden. Keiner versteht den andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch ein Getöse machen, daß die Stube den Einsturz droht und keiner den andern hört. Und doch glauben sie, so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben. Ist endlich der Käse abgetragen, der ihnen nur schmackhaft erscheint, wenn er stinkt oder von Würmern wimmelt, so tritt wieder jener Bärtige auf mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichtes wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen und zwar einer nach dem andern ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben und rechnet im stillen nach; fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche; wer es thäte, der würde alsbald hören müssen: „Was bist du für ein Bursche? Du zahlst um nichts mehr als die andern!" Wünscht ein von der Reise ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt und das ist weiter nichts als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden." —

Eine etwas raschere und bequemere Reisegelegenheit, als die damaligen Straßen boten, gewährte die Flußschifffahrt. Erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an wurde von staatswegen für Anlegung und Unterhaltung von Straßen gesorgt; doch erhielt z. B. Preußen erst 1787 Chausseen. Ich besitze den handschriftlichen Bericht über die Fährlichkeiten der Reise eines Bürgers von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen, welche in den Spätherbst 1721 fiel. Die Entfernung der genannten Städte von einander beträgt etwa neun Poststunden. Der Reisende, ein wohlhabender Mann, ging in Gesellschaft seiner Frau und ihrer Magd am Montag Morgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche „für glückliche Erledigung vorhabender Reise" eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen sogenannten

„Plahnwägelchens“. Noch bevor er eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhofen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Kothe stecken, daß die ganze Gesellschaft aussteigen und „bis über's Knie im Dreck platschend“ den Wagen vorwärts schieben musste. Mitten im Dorfe Böbingen fuhr der Knecht „mit dem linken Vorderrad unversehendlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau Eheliebste sich Nase und Backen an den Plahnreifen jämmerlich zerschund.“ Von Mögglingen aus bis Aalen musste man drei Pferde Vorspann nehmen und dennoch brauchte man sechs volle Stunden, um letztgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich beim Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in einen „Gumpen“ (Pfütze), daß alle „garstig beschmutzet wurden, die Magd die rechte Achsel auseinanderbrach und der Knecht sich die Hand zerstauchte.“ Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen und das eine Pferd am linken Vorderfuße „vollständig gelähmet worden“. Man musste also zum zweitenmale unterwegs übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen miethen, auf welchem die Reisenden endlich „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt“ am Mittwoch „um's Vesperläuten“ vor dem Thore von Ellwangen anlangten. — Bis in's 17. Jahrhundert machte man die Reisen fast ausschließlich zu Pferde. Allerdings erfahren wir, daß schon im 15. Jahrhundert die deutschen Hochmeister zu Wagen reisten, und im 16. wurde dieser Gebrauch bei vornehmen Personen und bei der Geistlichkeit allmälig häufiger, während sich die Rüstigen beider Geschlechter noch immer lieber der Pferde bedienten. Um 1550 kamen von Ungarn her die aus dem Morgenlande stammenden Arben nach Deutschland, wo sie „Gutschen“ genannt wurden. Man hielt es jedoch für eine unmännliche Weichlichkeit, dieser Fuhrwerke sich zu bedienen, und der Herzog Julius von Braunschweig verbot 1588 geradezu den Gebrauch derselben, weil dadurch „die männliche Tugend, Redlich-, Tapfer-, Ehrbar- und Standhaftigkeit“ deutscher Nation beeinträchtigt würde, und „das Gutschenfahren gleich dem faullenzen und bärenhäutern“ wäre. Die Anfänge des deutschen Postwesens sind die „Briefställe“ und „Reitposten“, welche der deutsche Orden zu Ende des 14. Jahrhunderts in Preußen einrichtete. Auch die Hansa hatte Posten und zwar bereits Fahrposten. Im Jahre 1516 richtete auf Befehl Maximilians I. Franz von Thurn und Taxis den ersten regelmäßigen Postkurs zwischen Brüssel und Wien ein. Nach diesem Vorbilde kamen dann in verschiedenen Reichsländern — das Reichsoberpostamt war seit 1545 beim Hause Taxis — Posten auf, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch die Beförderung von Personen zu übernehmen anfingen. Doch war bis in's 18. Jahrhundert der Personentransport um so mehr Nebensache, als

die meisten Reisenden anstanden, ihre gesunden Glieder den Postwagen anzuvertrauen. Einen erfreulichen Wendepunkt im deutschen Postwesen bezeichnet erst die Einrichtung der Eilwagenkurse von 1824 an.

Die Hebung und die Vervielfältigung der Verkehrsmittel, beruhend auf einem gebieterischen Bedürfnisse der modernen Zeit, brachten auch das Zeitungswesen in Gang. Die Stelle desselben hatte vor der Erfindung der Buchdruckerkunst das historische Volkslied vertreten, welches die Neuigkeiten langsam von Ort zu Ort verpflanzte. Es wurde im 16. Jahrhundert ersetzt durch die sogenannten „Relationen" (der Diplomaten und sonstigen geistlichen und weltlichen Beamten) und durch die Flugschriften oder fliegende Blätter, welche namentlich zur Reformationszeit massenhaft erschienen. Die stehende Form für jene war die briefliche, für diese die dialogische. Gegenstände der Aufmerksamkeit dieser Zeitungen, wenn man sie so nennen darf, waren die religiösen und politischen Bewegungen der Zeit, die Hoffeste, die Entdeckung von Amerika, die Fortschritte der Türken, die italischen Kriege, später der schmalkaldische und der dreißigjährige Krieg. Witz und Satire schufen sich in den zugleich aufkommenden Pamphleten und Zerrbildern Organe, die rasch eine große Popularität gewannen, allein, wie das Zeitungswesen überhaupt, bald auch das Missfallen der regierenden Häupter erregten. Insbesondere ärgerte sich Kaiser Karl V. über das Auftreten der freien deutschen Presse und daher setzte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 folgende Censurordnung durch: „Nachdem durch die unordentliche Druckerei bis anher viel übles entstanden, setzen, ordnen und wollen wir, daß ein jeder Kurfürst, Fürst und Stand des Reiches geistlich und weltlich in allen Druckereien, auch bei allen Buchführern mit ernstem Fleiß Fürsehung thuen, daß hinfürter nichts neues und sonderlich Schmähschriften, Gemälde (Karikaturen nämlich) weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feilgehabt werden, es sei denn zuvor durch dieselbige geistliche oder weltliche Obrigkeit dazu verordnete verständige Personen besichtigt, des Druckers Namen, auch die Stadt, darin solches gedruckt, mit nämlichen Worten darin gesetzt, und so darin Mangel befunden, soll dasselbige zu drucken oder feil zu haben nicht zugelassen werden. Was auch solcher Schmäh- oder dergleichen Bücher hiervor gedruckt, sollen nicht verkauft werden, und wo der Dichter, Drucker oder Verkäufer solche Ordnung und Gebot überfahren, soll er durch die Obrigkeit, darunter er gesessen oder betreten, nach Gelegenheit an Leib oder Gut gestraft werden, und wo einige Obrigkeit, sie wäre, wer sie wolle, hierin lässig erfunden würde, alsdann soll und mag unser kaiserlicher Fiskal gegen dieselbe Obrigkeit um die Strafe procediren und fürfahren." Es erhellt hieraus, daß die deutsche Presse frühe genug erfuhr, was es hieße, „gemaßregelt" zu werden.

Als Uebergänge von den Flugschriften und Relationen zu den eigentlichen Zeitungen sind zu betrachten die periodisch wiederkehrenden Kalender

und buchhändlerischen Messekataloge, sowie die sogenannten „Postreuter", welche am Schlusse des Jahres eine Uebersicht der Ereignisse desselben lieferten. Die älteren Kalender waren auf mehrere Jahre eingerichtet gewesen, die frühesten jährlichen Kalender erschienen erst kurz vor 1550. Der erste Messekatalog wurde von dem augsburger Buchhändler Willer 1564 herausgegeben. Später, im 17. Jahrhundert, fand das Zeitungswesen eine Ergänzung in den Zusammenstellungen von Aktenstücken, Manifesten, Flugschriften und Relationen zu dickleibigen Foliowerken, deren einzelne Bände in regelmäßig wiederkehrenden Terminen erschienen. Hierin war das Ausland vorangegangen (Mercurius Gallo Belgicus von Jansonius, Mercurio overo Historia de' correnti tempi von Siri, 1647) und nur eine Nachahmung, wenn auch eine großartige, ist unser deutsches „Theatrum Europaeum: Oder wahrhafftige Beschreybung aller denckwürdigen Geschichten, so hin und wieder, fürnehmblich in Europa, hernach auch in anderen Orthen der Welt, sowohl in Religion- als in Polizeysachen vom Jahre 1617 bis auf das Jahr 1627 sich zugetragen. Beschrieben durch M. J. Ph. Abellinum Argentoratensem. Franckfurt 1662", (fortgesetzt von mehreren, 21 Foliobände). Dagegen dürfen wir uns rühmen, früher als andere Nationen eine in verkürzten regelmäßigen Zeitfristen erscheinende gedruckte Zeitung gehabt zu haben, nämlich die Wochenzeitung des frankfurter Bürgers Egenolph Emmel (von 1615 an), welchem Unternehmen schon im folgenden Jahre der Reichspostverwalter Birghden durch Herausgabe einer zweiten Konkurrenz machte. Bereits 1619 erschienen auch zu Hildesheim und Nürnberg Zeitungen, bald darauf in Augsburg, Regensburg, Köln, Hanau und Wien, an welchem letztern Orte es freilich „nichts fremdes war, daß ein Postmeister oder andere Zeitungsschreiber hässlich auf die Finger geklopfet, zur Haft gebracht und nicht eher befreyet worden, bis er eine Summe Geldes erleget." Berlin erhielt 1655 seine erste regelmäßige Zeitung, alle deutschen und auswärtigen Zeitungen aber überflügelte der „Hamburger Korrespondent", lange Zeit das gelesenste Blatt der Welt.

Der wissenschaftliche und literarische Journalismus ist ebenfalls auf die Reformationszeit zurückzuführen, doch versumpfte das deutsche Gelehrtenwesen bald so sehr, daß es später auch hierin wie in so vielem anderem seine Anregungen von auswärts empfangen musste. In Frankreich entstand die erste wissenschaftliche Zeitung, das Journal des Scavans von Denys de Sallo (1665). Nach diesem Muster gründeten die leipziger Professoren, Otto Mencken an der Spitze, 1683 die „Acta Eruditorum", welche sich aber nur mit Frisirung der Gelehrtenperücke beschäftigten und in lateinischer Sprache geschrieben wurden, um ja recht exklusiv gelehrt zu sein. Eine ganz andere Bedeutung für die nationale Kultur hatten die zuerst 1688 erschienenen „Monatsgespräche schertz- und ernsthaffter, vernünftiger

und einfältiger Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen" von dem hochverdienten Christian Thomasius, von welchem wir noch anderwärts zu reden haben werden. Er ist der eigentliche Begründer der literarischen Publicistik Deutschlands, welche sich bald auch Organe für die Fachwissenschaften schuf. Thomasius ging insbesondere der gelehrten Pedanterei seiner Zeit schonungslos zu Leibe und lieferte im dritten Hefte seiner Monatsgespräche eine treffliche Satire auf die vier Fakultäten, indem er ironisch darlegte, warum er kein Theolog, Jurist, Mediciner oder Philosoph sei. Das erregte großen Lärm. Der Senat der Universität Halle that sich zusammen und folgerte also: Die vier Fakultäten seien von Sr. Durchlaucht des Kurfürsten erhabenen Vorfahren beliebt und eingerichtet worden, demnach sei dies eine Verspottung der fürstlichen Anverwandten, folglich eine Verspottung Sr. Durchlaucht selbst und ergo sei Thomasius als Majestätsbeleidiger und Aufrührer gerichtlich zu belangen. Das geschah denn auch, jedoch ohne Erfolg. Die Geschichte ist aber meines bedünkens ganz geeignet, den deutschen Gelehrtengeist, d. h. die gelehrte Bedientenhaftigkeit von damals zu charakterisiren. Die Rasse der gelehrten Bedienten und bedientenhaften Gelehrten ist auch heute bei uns noch lange nicht ausgestorben; aber will man gerecht sein, so muß man sagen, daß die ganze Nation diesen Schaden mitverschuldete durch die träge, ja grausame Gleichgiltigkeit, womit sie von jeher ihre Dichter und Denker, ihre Gelehrten und Künstler Hunger und Kummer leiden ließ und der Hintansetzung, Verfolgung und Mißhandlung ihrer besten und selbstlosesten Vorkämpfer theilnahmelos zusah.

Viertes Kapitel.

Das Kriegswesen.

Wandelungen desselben vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. — Die „frummen" Landsknechte. — Taktische und sociale Gliederung der Heere. — Das „Feld-Zeug". — Ein Schlachtbild aus dem 16. Jahrhundert. — Die dreißigjährige „Kriegsfurie". — Uebergang vom Sölbnerheere zum stehenden. — Militär-Luxus.

Im Zeitalter der Reformation erhielten die allmäligen Wandelungen, welche seit dem 14. Jahrhundert auch im Waffenwesen Eingang gefunden hatten, ihre bestimmter ausgeprägten Formen. Die Entscheidung in den Schlachten des eigentlichen Mittelalters war bei der schwer-

geharnischten Adelsreiterei gewesen. Dem hatten aber die siegreichen Kämpfe der Schweizer gegen Oesterreich und Burgund ein Ende gemacht; denn an den „tiefen, wandelnden Mauern gleichen" Schlachthaufen der Bauern und Bürger war der Ansturm der ritterlichen Kavallerie zerschollen. Der altgermanische Fußvolkkampf war dadurch wieder zu Ehren gekommen. Er gab den Ausschlag, bis mit der mörderischen Schlacht von Marignano (1515) ein neuer Wendepunkt in der Kriegskunst eintrat. Dieser Schlachttag zeigte nämlich zuerst die vielgestaltigere Kampfart der modernen Zeit, die Zusammenwirkung von Fußvolk, Reiterei und Artillerie, wodurch die Schweizerharste zum erstenmal geschlagen wurden. Ihre Niederlage, sowie die mannigfaltigen Verbesserungen des schweren Geschützes und des Handfeuerrohrs, leiteten zu der Kampfweise des sogenannten „zerstreuten" Gefechts, welches zuerst in der Schlacht von Pavia (1525) wirkungsreich hervortrat.

Für Deutschland war Georg von Frundsberg, genannt der „Vater der Landsknechte", der Schöpfer des neuen Kriegswesens, dessen charakteristisches Merkmal im Gegensatze zu dem auf das feudale Lehnsrecht gegründeten mittelalterlichen Ritterdienste der Soldienst gewesen ist. Zwar wurden im 17. Jahrhundert da und dort in Deutschland (um 1600 in Baiern, 1614 in Sachsen, 1611 in Brandenburg) Milizeinrichtungen getroffen, aber weitaus der Hauptsache nach blieb die Söldnerei in Blüthe, bis in den Zeiten Ludwigs XIV. eine neue Phase im Waffenwerk eintrat, indem jetzt an die Stelle der Soldtruppen die durch Werbung gebildeten stehenden Heere traten. Stehend sind sie von da an leider geblieben, aber wir werden im dritten Buche sehen, wie die französische Revolution die Zusammensetzung der Armeen statt auf Werbung auf die Wehrpflicht sämmtlicher Bürger gründete und dadurch die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes anbahnte.

Den Kern zu den Banden der Landsknechte, welche unter Maximilian I. aufkamen und dann durch Frundsberg ihre feste Organisation erhielten, lieferte die deutsche Bauerschaft. Diese Söldner machten die eigentliche Stärke der Infanterie aus, welche ein Oberster-Hauptmann befehligte. Nach Karls V. Kriegsordnung bestand ein Fähnlein von vierhundert Fußknechten aus hundert Piken, fünfzig Schlachtschwertern oder Hallbarten und zweihundert Feuerröhren; die übrigen fünfzig dienten zur Ausfüllung entstandener Lücken. Die Pikenire trugen Harnisch, Halskragen, Arm- und Beinschienen, Blechschurz und Pikelhaube. Sie führten ein kurzes Seitengewehr, zwei Pistolen mit Radschlössern im Gürtel und als Hauptwaffe die 16—18 Fuß lange Pike. Statt dieser hatte ein Theil des Fähnleins Hallbarten oder auch mächtige zweihändige Schlachtschwerter. Die mit Feuergewehren bewaffneten Fußknechte trugen einen leichten Panzer und eine Sturmhaube, hatten ein kurzes zweischnei-

diges Seitengewehr und als Hauptwaffe eine Handbüchse (Halbhaken, Arkebuse, daher Arkebusire) mit Luntenschloß oder auch mit Radschloß, welches letztere um 1517 in Nürnberg erfunden wurde. Bald kamen auch die sogenannten kleinen Doppelhaken oder Musketen auf, welche aus langen Rohren panzerdurchdringende Kugeln schossen, aber beim Abfeuern ihrer Schwere wegen auf einen Gabelstock (Bock, Furkete) gelegt werden mussten. Der Musketir trug an einem über die linke Schulter gehängten Riemen zwölf kleine hölzerne Kapseln, deren jede eine Pulverladung enthielt. Auch der Kugelbeutel und die Zündpulverbüchse war an diesem Riemen befestigt. Gewöhnlich marschirten 10 bis 15 solcher Musketire, deren jeder 10 Gulden Monatssold erhielt, an der Spitze des Fähnleins. Dieses war in Rotten getheilt, deren jede sich ihren unmittelbaren vorgesetzten, den Rottmeister, selber wählte. Dem Fähnlein war vorgesetzt ein Hauptmann, dessen Sold durchschnittlich monatlich 40 Gulden oder 10 sogenannte Solde (ein Sold zu 4 fl. gerechnet) betrug. Unter ihm standen ein Leutnant mit 20, ein Fähnrich mit 20, ein Feldwebel mit 12, ein Kaplan mit 8 fl. Monatssold, sowie noch einige Unterofficiere. Eine bestimmte Anzahl von Fähnlein (von 8—10) formirte ein Regiment, welches ein Oberst mit 400 fl. Monatssold befehligte und dessen Stellvertreter der Oberstleutnant war, dessen Sold monatlich hundert Gulden betrug. Ferner gehörten zum Stabe des Regiments der Wachtmeister, der Quartiermeister, der Regimentsfurier, der Feldprediger, der Oberfeldscheerer, der Regimentsprofoß und, nicht zu vergessen, der „Hurenweibel“, welcher die Aufsicht über den Troß und die Lagerdirnen führte. Der Oberst bestellte die Hauptleute der einzelnen Fähnlein, welche sich dann ihre Leutnante und Feldwebel wählten. Der Sold der Gemeinen, welcher in der Regel alle drei Monate ausgezahlt werden sollte, richtete sich nach der Art ihrer Bewaffnung, da der Soldat seine Ausrüstung selber zu besorgen hatte. Stockungen in der Bezahlung des Soldes hatten oft furchtbare Meutereien zur Folge. Es war auch nicht ungewöhnlich, daß berühmte und reiche Bandenführer, wie z. B. die Frundsberge, den Soldherren zur Befriedigung der Söldner, welche außer dem gewöhnlichen Sold nach einer gewonnenen Schlacht oder nach Erstürmung einer Festung noch eine Extrabelohnung erhielten („Sturmsold“), ansehnliche Summen vorstreckten.

Von Uniformirung der Landsknechtebanden zeigen sich schon frühe Spuren — Franz I. hatte bei Marignano eine Truppe in seinem Solde, welche von der Farbe ihres Zeuges und Kriegsgewandes den Namen der schwarzen Bande führte — indessen kam Gleichförmigkeit in Schnitt und Farbe des Anzugs doch erst bei den stehenden Heeren zu entschiedener Durchführung. Früher hielt man es für genügend, wenn eine Armee Feldbinden von der Farbe des jeweiligen Soldherrn — die kaiserliche war

roth — trug. Sonst überließen sich die Landsknechte im Gegentheil mit Vorliebe allen Eingebungen und Ausschweifungen der Mode ihrer Zeit und des persönlichen Geschmacks. Sie waren überhaupt nicht die frömmsten Gesellen, obgleich sie sich selbst als die „frummen Landsknechte“ zu bezeichnen liebten. Sie waren Söldner, damit ist alles gesagt. Freilich, ihre Kriegsartikel waren streng genug und insbesondere verpönt Insubordination, Meuterei, Raub, Mord, Mordbrennerei, Feldflucht, Mißhandlung von Priestern, Kranken, Schwangeren und Kindern; auch hatte jedes Regiment ein förmliches Gericht mit einem Schultheiß an der Spitze, welches die geringeren Vergehen aburtheilte, während bei schweren Kriminalfällen in altdeutscher Weise unter freiem Himmel Gericht gehegt wurde, wobei sämmtliche Hauptleute, Fähnriche und Feldwebel als Schöffen amteten. Außerdem war bei manchen Regimentern das sogenannte Spießrecht in Uebung, wobei sämmtliche Landsknechte einen Kreis schlossen und auf die Anklage des Profoßen hin den Bezichtigten freisprachen oder aber auf der Stelle verurtheilten, durch die Spieße gejagt zu werden, behufs welcher Hinrichtungsart das Regiment eine Gasse mit vorgestreckten Spießen bildete, in welche der Verurtheilte durch den Profoß gestoßen wurde. Das streichen mit Ruthen soll zuerst Alba in den Niederlanden, das schreckliche gassenlaufen Gustav Adolf eingeführt haben. Eine gefürchtete Ehrenstrafe war das reiten auf dem hölzernen Esel. Allein trotz der Strenge, womit im allgemeinen die Kriegsgesetze gehandhabt wurden, war der Landsknecht doch eine schwere Plage für den Bürger und Landmann und gleichzeitige Schriftsteller sprechen nur mit Abscheu von ihm [6]).

Die Reiterei einer Armee stand unter dem Befehle des Feldmarschalks. Zu Karls V. Zeit zählte eine Reiterstandarte sechszig schwere Lanzen, hundertundzwanzig halbe Kyrisser und sechszig Karabinire, welche Zusammensetzung jedoch bald einigen Aenderungen unterworfen wurde. Die schweren Reiter (Lanzen oder Spiesser, später überhaupt Kyrisser) ritten, noch ganz mittelalterlich vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt, mächtige Turnierhengste, führten eine starke Lanze, einen langen auf Hieb und Stoß eingerichteten Degen, zwei Pistolen von zwei Fuß Länge mit Radschlössern und oft auch noch einen Streitkolben. Ihre ganze Erscheinung war so schwerfällig, daß, wenn einer in der Schlacht vom Pferde geworfen wurde, zwei Mann erforderlich waren, um ihn wieder aufzurichten. Die Karabinire ritten leichtere Pferde und trugen leichtere Rüstung. Bewaffnet waren sie mit Degen und Pistolen und außerdem mit dem Karabiner, einer verkleinerten Arkebuse, welche bei dem Abfeuern vor die Brust gestemmt wurde. Der Stab eines Kavallerieregiments, welches von 750 bis auf 1000 Pferde stark war, bestand aus dem Oberst mit 400, dem Oberstleutnant mit 100, dem Wachtmeister, Proviantmeister, Quartier-

meister je mit 40 und dem Regimentsfurier mit 24 Gulden Monatssold. Die Rittmeister der einzelnen Standarten hatten wechselnden Sold je nach der Stärke ihrer Fahnen, denn sie bekamen auf jeden ihrer Reiter monatlich einen halben Gulden; der Leutnant erhielt 40, der Fähnrich 30, der gemeine Kyrisser 24, der Karabinir 12 Gulden; sie mussten aber ihre Pferde selber stellen und unterhalten.

An der Spitze des Geschützwesens („Feld-Zeug") stand der Zeugmeister, dessen Amt ein sehr angesehenes und gutbesoldetes war. Er hatte unter sich einen Leutnant, einen Zahlmeister, einen Zeugwärter und verschiedene Zeugdiener, Pulverhüter. Den Befehl über die Bedienung der einzelnen Geschütze führten die Büchsenmeister und Feuerwerker (später Konstabler und Bombardirer), deren Sold 8 bis 16 Gulden monatlich betrug. Dem Train war ein Geschirrmeister, dem Pontonswesen ein Brückenmeister, dem Befestigungswesen ein Schanzmeister vorgesetzt. Die deutsche Artillerie theilte die Geschütze schon frühe in Belagerungsgeschütze (Mauerbrecher) und Feldgeschütze ein. Zu jenen gehörten die Scharfmetze, der Basilisk, die Nachtigall, die Singerin und die große Quartanschlange; zu diesen die Nothschlange, die ordinäre Schlange, die Falkaun, das Falkonet, das scharfe Tindlein. Das erstgenannte aller dieser Geschütze schoß eine Kugel von 100 Pfund Eisen, das letzte eine halbpfündige Bleikugel. Der Kollektivname für alle war Karthaunen. Die sogenannten Steinbüchsen (Hauffnitz, woraus Haubitzen) warfen steinerne Kugeln von 25 bis 200 Pfund Schwere. Unter Karl V. wurde eine Karthaune, welche eine vierzigpfündige Kugel schoß, von zwei Büchsenmeistern mit sechzehn Gehilfen bedient; das Falkonet aber, welches eine dreipfündige Kugel schoß, von einem Büchsenmeister mit nur zwei Gehilfen. Das formen, gießen und bohren der Geschütze geschah in der Hauptsache schon seit 1450 wie noch jetzt. Wichtig für die Ausbildung der Geschützekunst wurde die Anwendung mathematischer Grundsätze auf Tragweite und zielen, wie sie zuerst der Italiener Tartaglia um 1531 lehrte, und die von dem nürnberger Mechaniker Hartmann 1540 gemachte Erfindung des Kaliberstabes. Auch im Kunstfeuerwesen machte man Vorschritte und wurden namentlich die Bomben („sprengende Kugeln") wirksamer eingerichtet und gefüllt, wie auch schon seit 1524 der Gebrauch der Handgranaten (Grenaden, daher Grenadire) bekannt war. Es begreift sich leicht, daß die Ausbildung der Artillerie auch die Feldverschanzungs- und Festungsbaukunst vorwärtsbringen musste; denn die alten Einrichtungen dieser Art hielten dem verbesserten Geschütze nicht mehr stand und so war insbesondere die Umschaffung der alten Rundele in dreieckige vorn spitzzulaufende Bastionen bald ein unabweisliches Bedürfniß. Das Exercitium richtete sich fast gar nicht auf Evolutionen und Massenbewegungen, sondern vielmehr auf die Kampffähigkeit des einzelnen

Mannes und war auch in dieser Beziehung ungemein umständlich und langsam. Die noch in den Windeln liegende Strategik empfing durch Frundsberg, Schertlin und Moritz von Sachsen einige kräftigende Nahrung und lernte dann durch die Generale des dreißigjährigen Krieges allmälig stehen und gehen. Den Oberbefehl über ein Heer — im 17. Jahrhundert, wo alles in Deutschland verwelscht wurde, kam dafür die spanische Bezeichnung „Armada“ auf — führte der Landesherr selbst oder ein von diesem ernannter Oberster-Feldhauptmann, auch Generaloberst genannt. Seinen Generalstab bildeten der Kriegszahlmeister, der Oberproviantmeister, der Generalprofoß („Generalgewaltiger“), der Armee-Herold, der Generalquartiermeister, der Oberst-Feldarzt, etliche Geheimschreiber und der Brandmeister, welcher die Brandschatzungs- und Verbrennungsgeschäfte zu besorgen hatte.

Es dürfte jedoch der Leser durch ein Schlachtenbild aus jener Zeit leicht eine deutlichere Anschauung von dem damaligen Kriegswesen erhalten, als ihm durch unser bisheriges Referat beigebracht werden kann. Wir halten daher einstweilen inne und geben das Wort einem berühmten Kriegshelden, eben unserem Georg von Frundsberg, damit er uns die schon erwähnte, politisch und kriegsgeschichtlich gleich wichtige Schlacht von Pavia, welche König Franz I. gegen das unter dem Oberbefehl des Marchese von Pescara stehende Heer Karls V. verlor, im Schlachtbulletinstil seiner Zeit und mit seinen eigenen Worten schildere. „Am dritten Tag des Mayen sind wir zu Tampian mit dem Heere neben dem Thyergarten und des Franzosen Leger gegen Pavia auf eine welsche Meil gerudt, daselbst im freyen Veld wider das Leger geschlagen. Des seyn die Veind zwischen unser und der statt gelegen, sich seer vast vergraben (verschanzt), damit wir sy nit überzugend und inen nicht dann mit großem merklichen schaden abbrechen möchten. Die (Besatzung) von Pavia uns zugeschrieben durch die Ziffren, wie wir keynesweegs angreifen sollen, auch unser Sach ihrenhalben in keyn gefahr setzen sollen. Darauf wir begert haben, einen von ihnen zu uns herauszuschicken und mit ihme zu rathschlagen, damit sie wissen unser und wir ihre Anschleg. Darauf sy uns den Walderstein heraußgeschickt, haben wir mit ihme gerathschlagt, damit sy aus dem Schloß heraus ziehen und hinter ihnen das Schloß besetzen und 200 knecht (Landsknechte) an die Orth in der statt da dann es von nöten sey verordnen, sampt etlichen Italionern. Und doch mit ihnen beschlossen, daß sy ir sach in keyn gefahr setzen, biß daß wir in der Nacht zween schuß mit großen Stucken ihnen zu einem Worzeichen thun, damit sy wissen daß wir auf seyn, dagegen sy uns feurzeichen geben und damit angezeigt, daß sy ihr Sach auch in Ordnung haben; darauff seind die unsere von stund in der Nacht aufgeweßt, den troß von uns hinter sich auf die seytten geschickt an Thyergarten und in Gottis Namen darnach in

einer stund von unserem Leger über die seyt an die Maur gezogen, und als den tag hergangen ist, haben wir die Maur gewunnen und haben einen lauffenden hauffen 200 Knecht und 1000 Spanier, die all weiße hemmeter angehabt, verordnet, uß der Ursach, daß wir gemeint haben, die Maur vor tags zu gewinnen, und haben wellen die Kyrisser im Thyergarten überfallen, hat uns der tag übereylt und verhindert von wegen daß es sich so lang mit der Maur verzogen hat. Seind indem die Kyrisser der Sach gewar worden und auch auf geweßt, zu ihrem Hauffen geruckt, auff sy haben wir verordnet den lauffenden Hauffen und neben ihnen die leichtesten Pferd, und ist uff sy gangen unser Geschütz, darnach Herr Mertein Sittich von Ems mit seinem Hauffen so er (aus Deutschland) hereingeführet, mit sampt den 12 fendlein Knechten so ich, Jerg von Fronsperg, ihme mit sampt Jakoben Vernang meinem Haubtmann von meinem Hauffen zugeordnet. Nach demselben bin ich, der von Fronsperg, mit Herr Kaspar Wintzrer mit dem andern Hauffen Landsknechte gezogen. Also haben der Zeugmeister, ausserhalb Bevelch oder Geheiß unser, die Büchsen ausgespannen. Nun haben wir, als wir in den Thyergarten kommen seyn, Worzeichen mit denen von Pavia gemacht, das wir und sy in einer Posseß, Mirabel genannt, zusammen kommen sollten. Do ist Herr Mertein durch den Marckes (Marchese von Pescara) entboten worden, er soll eylends ziehen zu dem Hauffen, und ich Jerg von Fronsperg hab müssen warten, damit das Geschütz wieder angespannen wurd, und mochten das Geschütz nit so geschwind über die Gräben bringen, dardurch des Franzosen reysiger Zeug etlich Paurn, Ochsen und Roß bey dem Geschütz erstochen. Und haben also Geschütz müssen verlassen und seynd also mit meinem Hauffen bis wieder zu Herr Mertein eylends gezogen. Do haben die am Nachzug mit dem Geschütz auch schaden gethon. Also ist der Franzos mit seinem Reysigen Zeug, dergleichen mit seinem Hauffen Landsknecht und den Schweitzern gegen uns geruckt, und ihr Geschütz vor ihnen geschleift und heftig gegen uns geschossen, Got hab lob nit darnach schaden gethan. Darnach wir räthig geworden, wiewohl der Hauff zu Pavia noch nit bey uns gewesen, und im namen Gottis bei 1500 Spanierschützen unserem reysigen inen zu geben (beizugeben), und seyn Herr Mertein und ich mit unseren beden Hauffen gestracks neben einander dem Geschütz zuzogen, darauf der Franzosen Hauff Lantsknecht demnächsten uns unter Augen getroffen und Herr Mertein mit seinem Hauffen über ein Orth auch in des Franzosen Hauffen Lantsknechte getroffen und haben indem die Lantsknecht geschlagen und mit beden Hauffen fürgedruckt, ihnen ihr Geschütz abdrungen, also haben die Spanische Schützen und neben ihnen unser Reisigen in des Franzosen Kyrisser so fast gesetzt und geschossen, daß dieselbigen Kyrisser den Schweitzern zum Theil ihr Ordnung zertrennt, und unser Reysigen also darein mit ihnen gehauen und

dem Künig sein Roß geschossen. Sobald wir die Lantsknecht geschlagen, haben die Schweitzer kein stand gethon (als die deutschen Landsknechte Franz I. von den kaiserlichen Landsknechten geschlagen waren, hielten auch seine schweizerischen Söldner nicht mehr Stand). Also seyn unser Reysigen und sonderlich Grav Niklas von Salm mit sampt seinem reysigen Hoffgesind des Franzosen Reysigen nachgefolgt und sich erlich und wol gehalten und sonderlich der Grav Niklas sich so hart umb den Künig angenommen und dem Künig sein pferd erstochen. Da hat sich der Künig vast gewert, doch ist er als der Hengst unter ihme gefallen, gefangen worden, und wöllen (ihn) in vil jetzund gefangen haben. Die unser zu Pavia haben inen selbst ein Hauffen Schweitzer, Kastganier (Gascogner) und Lantsknecht in ihrem Auszug fürgenommen, dieselben zu verhindern, und darauff hinausgefallen und sy perfort geschlagen, groß Gut gewunnen, dann sy ihnen ihre Läger alle geplundert. Und sind also mit sampt denen, so ertrenkt (ertrunken), ob den zehntausend mannen tod pliben und erschlagen worden, darund' viel guter Leuth umbkommen, und ich acht das wir auf unser seyten über die vierhundert man nit verloren. Und haben sich des Franzosen Lantsknecht tapffer gewert, doch der merteyl das Gloch schon bezalt, und haben viel guter gefangen. Nemlich den künig von Franckreich, den künig von Navarra, auch des Künigs von Schotten bruder und vil mechtige französisch Herren. Wann welliche nit gefangen worden, seynd alle erschlagen. Wir haben auch den Veinden genommen 32 Stuck Püchsen und der Schweitzer, so wir gefangen und wieder ledig gelassen, seynd bei vier Tausend. Es seynd auch sonst vil Lantsknecht gefangen und der Langemantel ist erstochen worden."

Im dreißigjährigen Krieg hielt sich im allgemeinen die bisher geschilderte Einrichtung des Kriegswesens, im einzelnen aber wurde in Taktik und Strategik manches doch verändert und verbessert. Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf und die nach ihm kommandirenden schwedischen Feldherren trafen mancherlei neue Einrichtungen, jedoch blieb es im kaiserlichen Heere mehr beim alten. Die kaiserliche Reiterei bestand aus Kyrissern, Karabiniren, Kroaten und Dragonern, welche letzteren eigentlich als leichtes Fußvolk gebraucht wurden und sich der Pferde nur zum rascheren weiterkommen bedienten. Das kaiserliche Fußvolk hielt an der Eintheilung in Pikenire und Musketire fest. Die kaiserliche Artillerie schleppte sich noch immer mit den ungefügen Stücken aus dem 16. Jahrhundert. Die Batterien Tilly's bestanden aus Vierundzwanzigpfündern, zu deren Fortschaffung zwanzig Pferde erforderlich waren, aus Sechsunddreißigpfündern und Achtundvierzigpfündern. Diese Stücke ruhten auf ungeheuren Laffetten und da, wo sie beim Anfange des Treffens aufgestellt wurden, mussten sie ihrer Ungefügheit wegen stehen bleiben. Kanonenpatronen kannte man noch nicht. Die geöffnete Pulvertonne

stand neben dem Stück und der Konstabler schüttete mittels einer Schaufel das Pulver in die Mündung. Wallenstein vermehrte das Geschütz der kaiserlichen Armada auf achtzig Stücke. Viel mehr führte Gustav Adolf mit sich, wie er z. B. im Lager von Nürnberg 300 Stücke hatte. Er richtete auch neben den schweren Karthaunen zuerst eine sogenannte fliegende Artillerie ein, welche aus Vierpfündern bestand, die bereits mit Patronen geladen wurden. Noch leichter und daher auch rascher zu transportiren und zu handhaben waren seine ledernen Kanonen, deren Rohr aus einem dünnen mit Eisenbanden umschmiedeten, mit Stricken umwundenen und zuletzt mit Leder überzogenen Kupferbleche bestand. Der Schwedenkönig ließ, um nie Mangel an Artilleristen zu haben, auch die Musketire auf die Bedienung des Geschützes einüben. In seiner Kavallerie bediente er sich nur der Dragoner und Kyrisser und benahm den letzteren durch Verminderung der Rüstung ihre Unbehilflichkeit. In den Infanterieregimentern setzte er die Zahl der Pikenire auf ein Drittel herab und vermehrte die mit Feuergewehr bewaffneten bis auf zwei Drittel, wodurch er ebenfalls den Kaiserlichen Vortheile abgewann. Seine Strategie beruhte hauptsächlich auf einer Vorwegnahme der berühmten napoleonischen Schnelligkeit der Bewegungen, seine Taktik auf Ausbildung der Manövrirfähigkeit der Regimenter für sich und in Verbindung miteinander und auf dem erhöhten zusammenwirken der drei Waffengattungen. In der Aufstellung des Heeres zum Kampfe verfuhr Gustav Adolf ebenfalls als denkender und umsichtiger Führer. Er ging ab von der viereckigen, dichtgedrängten, der makedonischen Phalanx ähnlichen Schlachtordnung, wie die Schweizer sie aufgebracht hatten, weil er einsah, welche Nachtheile eine solche Aufstellung den Wirkungen des Geschützes gegenüber haben müsste, und bildete eine Schlachtlinie, welche den Infanteriebrigaden, die ihrerseits durch Reiterei auf den Flanken und in den Zwischenräumen gedeckt waren, Raum zu freier und rascher Bewegung gab, während das maskirte Geschütz durch Oeffnung der Reihen des Fußvolks zu entscheidendem Gebrauche fertig gemacht werden konnte. Mit Recht hat man daher die Schlachtordnung des Schwedenkönigs einer wohlgebauten Festung verglichen, die im stande war, den Feind überall bestens zu empfangen, und mit Fug stellt man Gustav in die Reihe der größten Generale der Geschichte. In einer Zeit, wo der Drang der Umstände auch dem niedriggeborenen Talente zum Feldherrnstabe verhalf — ich erinnere nur an die Generale Johann von Werth, Aldringen, Beck, Stallhantsch, Sporck und an den Schneiderlehrling Derfflinger, der etwas später brandenburgischer Feldmarschall wurde, sowie daran, daß Tilly, Pappenheim und Wallenstein nur dem niederen Adel angehörten — in einer solchen Zeit hob sein militärisches Genie den König über seine Mitstrebenden weit hinweg und es gebührt ihm auch noch die Anerkennung, daß bei seinen Lebzeiten von

seiten des protestantischen Heeres der Krieg wenigstens noch einigermaßen nach menschlichen Grundsätzen geführt wurde. Später freilich wurde das anders und die Lutheraner hatten den Tilly'schen und Friedländischen sehr bald nichts mehr vorzuwerfen.

Der dreißigjährige sogenannte Religionskrieg sollte den Beweis leisten, wie weit die Menschen es überhaupt in der Bestialität bringen können. Der Abschaum der Söldnerbanden Europa's führte auf dem geschändeten deutschen Boden das gräßlichste Kriegstrauerspiel auf, welches unsere, welches die Geschichte überhaupt gesehen hat. Zu einer namenlosen Zügellosigkeit der soldatischen Sitte gesellte sich ein haarsträubendes Raffinement der Grausamkeit und eine rasende um des Mordes selbst willen mordende Mordlust. Die Hand müßte einem erstarren, wollte man die entsetzlichen Gräuel jener Tage, wie der ehrliche Philander von Sittewalt in seinen „Gesichten", im Kapitel vom „Soldatenleben", sie geschildert hat, im einzelnen nachschreiben. Genug, das sengen, rauben und todtschlagen, das todtschänden unreifer Kinder, das nothzüchtigen von Mädchen und Frauen auf den Rücken ihrer gebundenen und verstümmelten Väter und Gatten, das brüsteabreißen Schwangerer, das bauchaufschlitzen Gebärender, das massenhafte niedermetzeln der Bewohnerschaften eroberter Orte, das martervolle tränken mit Jauche (Schwedentrank), die erbarmungslosesten Erpressungen, die muthwilligste Vernichtung von Vieh, Feldfrüchten und Wohnungen: das alles und noch vieles ähnliche war dreißig Jahre lang in Deutschland an der Tagesordnung. Und wo der mitleidslose Kriegssturm vorübergerast war, da ließ er hinter sich gräßliche Seuchen und Hungersnöthe. Während der Jahre 1636—37 war, wie der alte Khevenhiller erzählt, in vielen Theilen Deutschlands, voraus in Sachsen, Hessen und Elsaß, die Hungersnoth so entsetzlich, daß die Bewohner Fleisch vom Schindanger holten, Leichen vom Galgen herabstahlen, die Gräber nach Menschenfleisch umwühlten. Brüder verzehrten ihre todten Schwestern, Töchter ihre verstorbenen Mütter, Eltern mordeten ihre Kinder, um sie zu essen, und nahmen sich dann, über die schreckliche Sättigung in Wahnsinn fallend, selber das Leben. Es bildeten sich Banden, die auf Menschen, als wären es wilde Thiere, förmlich Jagd machten, und als man in der Gegend von Worms eine solche Jagdgenossenschaft, die um siedende Kessel herumsaß, auseinandertrieb, fand man menschliche Arme, Hände und Beine zur Speise bereitet in den Kochgeschirren vor. So lösten sich alle socialen Bande, alle Forderungen der Menschlichkeit wurden mit Füßen getreten, alle heiligsten Gesetze verhöhnt; der Acker lag unbebaut, die Werkstätte stand leer, die Civilisation schien mit ihren Wurzeln ausgerottet werden zu sollen. Alles verwilderte und verödete. In dem kleinen Herzogthum Wirtemberg allein waren abgebrannt 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schul-

häuser, 65 Kirchen, 36,000 Häuser. Die Bewohnerschaften ganzer Gegenden starben an der Ruhr und Pest dahin, welche in Folge des Gebrauches unnatürlicher Lebensmittel und in Folge der Obdachlosigkeit und Entblößtheit ausgebrochen waren. In den sieben Jahren von 1634—41 allein gingen in Wirtemberg 345,000 Menschen zu Grunde, so daß das Land i. J. 1641 kaum noch 48,000 Bewohner zählte. In Thüringen hatten vor dem Kriege in 19 Dörfern 1773 Familien gewohnt; nach dem Kriege waren es noch 316. In Sachsen sollen einer angestellten Wahrscheinlichkeitsrechnung zufolge nur binnen zwei Jahren (1631—32) nicht weniger als 934,000 Menschen erschlagen worden oder vor Hunger und Kummer zu Grunde gegangen sein. Die Pfalz hatte vor dem Kriege eine halbe Million Einwohner, zur Zeit des westphälischen Friedens höchstens 48,000. Noch furchtbarer war der Menschenverlust in Franken. In dem einzigen Kreise Henneberg z. B. schmolzen in der Zeit von 1631 bis 1649 die 18,158 Bewohner auf 5840 herab. Sehr begreiflich daher, daß, dem Mangel an Menschen zu steuern, zu ganz befremdlichen Auskunftsmitteln gegriffen wurde. Ein solches war z. B. der Beschluß, welchen am 14. Februar von 1650 der fränkische Kreistag zu Nürnberg gefasst hat und dessen aktenmäßiger Wortlaut dieser ist: — „Demnach auch die unumgängliche deß heyl. Römischen Reichs Notthürft erfordert, die in diesem 33. Jerig blutigen Krieg ganz abgenommene, durch das Schwerdt, Krankheit und Hunger verzehrte Mannschaft wiederumb zu ersetzen und in das khünfftig eben desselben Feinden, besonders aber dem Erbfeind des christlichen Namen, dem Türckhen, desto stattlicher gewachsen zu sein, auf alle Mitl, Weeg und Weiß zur gedenkhen, als seinds auf reiffe Deliberation und Berathschlagung folgende 3 Mittel vor die bequembste und beyträglichste erachtet und allerseits beliebt worden: 1) Sollen hinfüro innerhalb den nechsten 10 Jahren von Junger mannschaft oder Mannßpersonen, so noch unter 60 Jahren sein, in die Klöster ufzunemmen verbotten, vor das 2te denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn, so nicht ordensleuth, oder auff den Stifftern Canonicaten sich Ehelich zu verheyrathen; 3) Jedem Mannßpersonen 2 Weyber zu heyrathen erlaubt sein: dabey doch alle und Jede Mannßpersohn ernstlich erinnert, auch auf den Kanzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und versorg befleiße, damit Er als ein Ehrlicher Mann, der ihm 2 Weiber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch under Ihnen allen Unwillen verhüette.“ Im Jahre 1618 hatte Deutschland sicherlich eine Bevölkerung von 16—17 Millionen, im Jahre 1649 war sie auf nahezu 4 Millionen zusammengeschmolzen. Wo eine solche Thatsache spricht, bedarf es weiter keiner Worte mehr über die Art der Kriegführung im 17. Jahrhundert.

Der Uebergang vom Söldnerheer zum stehenden, welches letztere dem fürstlichen Absolutismus zu seiner Existenz schlechterdings nothwendig war und ist, machte sich unschwer. Man verlängerte seit dem dreißigjährigen Kriege die Dienstverpflichtung der Söldner, welche sich früher nur auf kurze Frist, oft nur auf einen bestimmten Kriegszug verdungen hatten, immer mehr und mehr, endlich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren. Dabei wurde das Handgeld größer, aber der Sold viel geringer, die Kriegsartikel schärften sich, die Fuchtel begann zu regieren. Eine eigene Menschenklasse, die der Werber, bildete sich, welche kein Mittel scheuten, ihren Auftraggebern Rekruten zu liefern, und einen förmlichen Menschenhandel organisirten. Frankreich ging in Bildung stehender Heere voran, wie denn dort und in den Niederlanden das meiste für die Ausbildung der modernen Kriegskunst geschah. Ludwigs XIV. militärische Einrichtungen wurden maßgebend, die Festungsbauten seines berühmten Ingenieurs Vauban, mit welchem nur der Niederländer Köhorn wetteifern konnte, waren Vorbilder für ganz Europa. In Deutschland schlossen sich die stehenden Armeen an den Kern der fürstlichen Leibtrabantenkompagnien. Die Bezeichnung Knecht oder Landsknecht kam ab, das Wort Soldat wurde gebräuchlich. In den Türken- und Franzosenkriegen, wie in den Feldzügen Karls XII., vergrößerten sich die Heere und seither hat auch die Soldatenspielerei, der Uniformtand, die Revuenlust und Kasernenwirthschaft — erst die stehenden Heere hatten Kasernen nöthig — immerfort zugenommen. Die Waffen wurden bei allen Truppengattungen nach und nach verbessert und handlicher gemacht. Die Infanterie wurde bald durchgehends mit Feuergewehren bewaffnet, so daß nur noch die Subalternofficiere leichte Partisanen führten. Seit 1680 wurde das Bajonnett allgemein, doch ward es zunächst noch in den Lauf der Muskete gesteckt. Den ersten Rang beim Fußvolk nahmen die Grenadire ein, welche neben dem Gewehr auch Handgranaten führten. Der Kavallerie wurden als neue Reitergattungen Husaren und Ulanen hinzugefügt. Eine dynastisch-egoistische Staatskunst wusste den Unterschied zwischen Soldaten und Bürgern immer schroffer auszubilden. Der soldatische Korpsgeist trat mit allen seinen Konsequenzen immer anmaßender auf. Der militärische Ehrbegriff spitzte sich auf's allerkünstlichste zu und schuf einen Duellkodex, welcher unzählige Opfer forderte und in dem um 1670 üblichen Pistolenduell zu Pferde den eigenthümlichen Versuch machte, die mittelalterlich-ritterliche Kampfweise mit der modernen Waffe zu verbinden.

Wie schon gesagt, vergrößerten sich die Heere rasch. Im 16. Jahrhundert hatte eine kaiserliche Armee von 25,000 Mann für sehr stark gegolten, im Jahre 1673 zählte die Armee, welche Leopold I. unter dem Generalissimus Montekukuli, der den bekannten Ausspruch that, daß zum

Kriege drei Dinge nöthig seien: Geld, Geld und wieder Geld — gegen die Franzosen in's Feld stellte, an 50,000 Mann, die Reichsvölker ungerechnet. Die Infanterieregimenter waren 2500, die Kavallerieregimenter 900 Mann stark. Nächst Oesterreich hielt besonders Preußen eine zahlreiche stehende Armee. Der große Kurfürst (1640—88), welcher auch den von seinen Nachfolgern leider wieder aufgegebenen ernstlichen Versuch machte, eine deutsche oder wenigstens preußische Kriegsmarine zu schaffen, begründete die Stellung Preußens als Militärmacht. Schon 1656 zählte die brandenburgische Armee vier Generalleutnants und zwölf Generalmajors. Die Armee verschlang von den Gesammteinkünften des Landes, welche $2^1/_2$ Millionen betrugen, schon fast die Hälfte. Im Jahre 1689 zählte das Heer eine Trabantengarde, die „Grandsmousketairs", ein Leibregiment und außerdem an Kavallerie 7 Regimenter Kürassire und 5 Regimenter Dragoner, an Infanterie 26 Kompagnien Leibgarde und 19 andere Fußregimenter, endlich 798 Artilleristen mit 40 Stücken Geschütz, im ganzen 26,858 Mann. Beim Tode des ersten Königs von Preußen (1713) war die Armee 30,000 Mann stark. Die Montirung der Truppen war zum Theil prachtvoll. Die Trabantengarde zu Pferde war blau mit Gold uniformirt und trug karmosinrothe Bandelire, die Scharlachuniform der Offiziere war mit Goldstickerei bedeckt. Die Grandsmousketairs, lauter Edelleute mit Officiersrang, trugen Scharlach mit Gold und Hüte mit braun und weißen Federbüschen. Die Grenadirgarde war blau mit weiß montirt und die Officiersmützen bestanden aus Karmosinsammet. Behrenhorst, der Bankert des „alten Dessauer", mag uns den Aufzug einer preußischen Grenadirkompagnie damaliger Zeit beschreiben. „Röcke, Westen und Aufschläge hellblau mit rothem Unterfutter, weit und lang, gelbe Knöpfe darauf. Die Westen gehen bis zum Knie, die Oberröcke sind nur um ein paar Zoll länger, Aufschläge und Aermel von Rokelorweite. Die Gemeinen tragen den Rock offen, die Schöße aufgehackt, die Ober- und Unterofficiere aber den Rock bis unten zugeknöpft. Alles hat stumpf abgespitzte Beutelmützen von Tuch, vorn weiß, das Hintertheil bei den Gemeinen blau, bei den Officieren roth. Die Ober- und Unterofficiere haben dicke weiße Halstücher, die Gemeinen rothe, vorn in einen Knoten geschlungen. Alles hat Handschuhe. Die Gemeinen haben rothe, die Unterofficiere blaue, die Oberofficiere schwarze Strümpfe. Alles ist mit Flinten, Bajonnetten und Pallaschen mit gelben Handgriffen bewaffnet, Bandelire der Gemeinen gelb, der Officiere roth. Ringkragen vergoldet." Diese Uniform blieb im wesentlichen bis nach dem siebenjährigen Kriege dieselbe, doch werden wir, wenn wir im dritten Buche wieder vom Militärwesen sprechen müssen, Zopf und Puder hinzutreten sehen. Der Troß, welcher die Heere zu Ausgang des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts begleitete, war ungeheuer. Nament-

lich aber schleppten die deutschen Fürstlichkeiten, wenn sie persönlich zu Felde zogen, ein unglaubliches Gerümpel von Menschen und Dingen nach. Als z. B. der römische König Joseph, nachmals der erste Kaiser dieses Namens, 1702 zu der Armee ging, welche Landau belagerte, hatte er ein Gefolge von 230, seine ihn begleitende Gemahlin ein Gefolge von 170 hohen und niedern Bedienten, den militärischen Hofstaat nicht mitgerechnet. Dreiundsechzig Kutschen und vierzehn Kaleschen, auf jeder Station mit 406 Relaispferden bespannt, waren zur Fortschaffung dieses Dienertrosses nöthig, in welchem vom Oberhofmeister bis zum Kesselreiber herab alle möglichen Bedienstungen vorkamen. Und dann, welche Bagage wurde diesem Troß nachgeführt! Man schleppte sogar zwei Geflügelwagen, zwei Ziergartenwagen und sechs Kellerwagen mit Wein von Wien an den Rhein.

Fünftes Kapitel.

Das Hofleben und die vornehme Bildung.

Einfachheit und Naivität an deutschen Höfen. — Eine Fürstenburg. — Die „Wildfuhr". — Thiergärten. — Das „Federspiel". — Fürstliche Hausmutterschaft. — „Zeitungszufertiger". — Hofnarren. — Hoffeste. — Eine Hochzeit höchsten Stils und das „famöse Roßballett". — Inventionen, Ringelrennen und Schäfereien. — Reichstagsprunk. — Leichenbegängnisse. — Trachten und Moden. — Einführung der französischen Lüderlichkeit. — Maitressenwesen und andere Zuchtlosigkeit. — Finanzer und Goldmacher. — Die geistige Seite des Hoflebens. — Alamodische Ausländerei. — Patriotische Opposition. — Die „fruchtbringende" und andere Sprachgesellschaften.

Unser Land hatte es schwer zu büßen, daß sein höchstes Haupt vom 16. Jahrhundert an ein entnationalisirtes war. Nachdem die kaiserlichen Habsburger sich hispanisirt hatten, fingen die deutschen Fürsten um die Wette an, sich zu italisiren und zu französiren. Die Nachäffung fremder Tracht, Sitten und Laster drang in hellen Haufen über die Alpen und über den Rhein, umgarnte Höfe und Adel und spann sich durch das Bürgerthum allmälig zum Volke herab, bis dann in Folge des dreißigjährigen Krieges die Nation in Gefahr kam, in allem und jedem ihr eigenstes und bestes zu verlieren.

Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese Entfremdung vom nationalen bis gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts hin noch weniger rasch und weniger auffallend vor sich ging. Zwar die spanisch-niederländische Tracht — mit ihrem gestutzten Haupt- und Barthaar, ihrem nur bis zu den Lenden reichenden enganliegenden Wamms, ihren Wulsten um die Oberschenkel, ihrem zweckwidrig verkürzten und verengten Mantel und ihrem schmalkrämpigen Hut — ging vom Hofe Karls V. bald in die vornehmen Kreise über; allein man konnte gegen ihre Kleidsamkeit viel weniger einwenden als gegen später aufkommende Moden, deren Tollheit besonders in den weiter unten zu erwähnenden Pluderhosen zum Vorschein kam. Abgesehen von dieser Aeußerlichkeit herrschte während der drei ersten Viertheile des 16. Jahrhunderts an den deutschen Fürstenhöfen im allgemeinen noch die nationale Sitte und Lebensweise vor: eine gewisse rauhe Gemüthlichkeit und Einfachheit in den Schranken des Hauses, mittelalterliche Pracht und Fülle bei öffentlichen Anlässen. In der Sprache und in dem geselligen Verkehr zwischen den fürstlichen Kreisen trat im Gegensatze zu der buntfarbig aufgebauschten Unnatur und Geziertheit des 17. Jahrhunderts eine leicht in's derbe spielende, aber immer naturwüchsige, auch dem Frauenmunde nicht übelstehende Kernigkeit und Schalkhaftigkeit zu Tage, die mit der Gravität des Kurialstils, welcher das trauliche du selbst zwischen nächsten Verwandten und Ehegatten immer mehr verdrängte und das schleppende „Eure Lieb“ und „Euere Liebden“ an dessen Stelle setzte, oft komisch genug kontrastirte. Zur Reformationszeit schlug überall noch das einfachere, naturwüchsige und nationale vor. Von Königinnen und Fürstinnen redeten ihre Eheherren als von ihren „Wirthinnen und Hausfrauen“, während königliche und fürstliche Prinzessinnen als Titel nur das schöne Ehrenwort „Jungfrau“ oder „ehr- und tugendreiche Jungfrau“ führten. Oft wurde in den Briefen, auch zwischen Geschwistern, das gute alte Wort „Buhle“ gebraucht, welchem demnach sein späterer zweideutiger Sinn noch nicht anklebte. Unsere Polizeizeit hat auch die Sprache polizirt und wir erschrecken vor Naivitäten, welche im 16. Jahrhundert in den höchsten Kreisen gäng und gäbe waren. So schrieb z. B. der Graf Wilhelm von Henneberg einmal an den Herzog Albrecht von Preußen: „Euere Liebden wollen uns doch verständigen, ob der allmächtig Gott Euch auch einen jungen Fürsten oder zwei zu Erben bescheert habe, denn wo solches nicht geschehen wäre, müssten wir es Eurer Liebden Faulheit und daß der gute Zwirn hievor in die bösen Säcke vernähet worden schuld geben.“ Aber des Herzogs Gemahlin Dorothea, eine vortreffliche Frau, säumte nicht, ihren Eheherrn gegen solchen Verdacht in Schutz zu nehmen, indem sie an eine Freundin schrieb: „Wir sind zu Gott getroster Hoffnung, er werde uns mit einem Erben gnädiglich erfreuen und begnadigen, denn

wir unserem lieben Herrn und Gemahl, der sein Werkzeug als der Zimmermann weidlich braucht und nicht feiert, gar keine Schuld zu geben wissen."

Die großen Veränderungen, welche die mit dem 16. Jahrhundert anhebende moderne Politik in die ganze Stellung und Daseinsweise der deutschen Fürstlichkeiten einzuführen begann, mussten selbstverständlich auch die Bauart und Einrichtung der fürstlichen Wohnsitze beeinflussen. Die mittelalterliche Pfalz oder Burg wurde zum Renaissance-Schloß; zunächst jedoch so, daß noch hinlänglich viel mittelalterlich-burgartiges in die Renaissancebauten herübergenommen ward. Als Beispiel einer derartigen Fürstenburg des 16. Jahrhunderts mag uns das „alte Schloß" in Stuttgart dienen, welches i. J. 1570 vollendet wurde, nachdem Herzog Christoph seit 1553 die Grundstockmasse dieser alten Residenz seiner Vorfahren mit Ausnahme des südöstlichen Theils hatte abbrechen lassen, um dann mit diesem stehengebliebenen Reste drei neuerbaute, durch Säulengänge verbundene und den Hof umschließende Flügel zu vereinigen. Im südöstlichen Flügel des Schlosses befand sich die sogenannte „Türnitz", eine Speisehalle für das Hofgesinde, welche in die Länge 136 und in die Breite 51 Fuß maß. Ueber dieser gewaltigen Halle lag die „Ritterstube", das Kabinett, der Audienzsal und das Speisezimmer des Herzogs. Ueber der Ritterstube war das „Frauenzimmer" eingerichtet, „Stuben und Kammern gar heimlich und still". Im nördlichen Flügel des Schlosses befanden sich die Küche und ein großer Bankett- und Tanzsaal. Im südlichen Flügel lag die Hofkapelle. Die Ausstattung der Gemächer war nicht ohne passenden Prunk; insbesondere ließ es sich Herzog Christoph ein hübsch Stück Geld kosten, aus Seide und Wolle gewirkte Tapeten zu beschaffen, auf welchen biblische Geschichten dargestellt waren. An der Nordseite des Schlosses zog sich der „Lustgarten" hin mit einer Orangerie, welche der Herzog als die erste in deutschen Landen angelegt hatte. Der Garten galt überhaupt für den schönsten deutschen und hieß vielversprechend „das Paradies". In den das Schloß umziehenden Gräben wurden seltene Thiere gehalten, namentlich Bären, Pfauen und Schwäne, und als Nebengebäude gehörten zu dieser Fürstenburg das „Harnischhaus", das „Zeughaus" und der Marstall.

Einen großen Theil der Zeit füllte an fürstlichen Höfen die Jagdliebhaberei aus, welche zu Fuß und zu Pferde betrieben wurde. Das Geschoß, dessen man sich dabei bediente, war noch lange die sogenannte Birsch-Armbrust, weil die Gewehrmacherkunst nur langsam dazu kam, sichertreffende und leichte Jagdfeuerrohre zu liefern. Man hielt an den Höfen eine Menge Jagdbediente, Hunde und Jagdrosse und auch die Frauen bestiegen oft leidenschaftlich gern ihre sicher und sanft gehenden

Jagdzelter (von zelten, d. i. sanft traben), um dem Waidwerk zu folgen. Einer der leidenschaftlichsten Jäger war der Landgraf Philipp von Hessen, welcher die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der „Wildfuhr“ seinen Söhnen noch in seinem Testamente befahl, „denn hätte Gott kein Wildbrät haben wollen, so hätte es seine Allmächtigkeit nicht in die Arche Noä nehmen lassen“. In welchem für die Landwirthschaft verderblichen Umfange das Wild damals gehegt wurde, beweist der Umstand, daß bei einer einzigen Hetze des genannten Fürsten über tausend Wildschweine und hundertfünfzig Hirsche gefangen wurden. Im nördlichen Deutschland, namentlich aber in Preußen, gab es noch Auerochsen und Elennthiere. Herzog Albrecht wurde vielfach angegangen — das geschenkeheischen trieben Fürsten und Fürstinnen mit wirklich großartiger Naivität — seinen Standesgenossen „Aueröchsle“ und „Elendthierle“ für ihre Thiergärten zu liefern; denn letztere machten einen eifrig gepflegten Unterhaltungszweig der fürstlichen Hofhaltungen aus. Es kommen in diesem Zweige Geschenke vor, welche Kosten verursachten, die für jene Zeit höchst beträchtlich waren. So verehrte z. B. 1569 der Herzog Heinrich von Liegnitz dem Könige von Polen zwei Löwen. Herzog Albrecht von Preußen wusste sich allen Fürsten der Christenheit angenehm zu machen durch Schenkung von Jagdfalken, denn die Falkenbeize („das Federspiel“) wurde noch immer mit großer Lust betrieben. Die fürstliche Pferdeliebhaberei hatte wenigstens das gute, die einheimischen Gestüte nach und nach in die Höhe zu bringen; jedoch wurden die begehrteren Rassen noch immer aus der Fremde bezogen und vor allen waren die türkischen Pferde beliebt. An manchen deutschen Höfen kam auch die Kunstliebhaberei allmälig auf, hier mit Vorliebe die Malerei, dort die Musik begünstigend; an andern wurde die Zeit mit astrologischen und alchymistischen Spielereien todtgeschlagen, welchen dann die fürstliche Kabinettsjustiz nicht selten ein tragisches Ende machte.

Nicht wenigen deutschen Fürstinnen jener Zeit gereicht es zu hoher Ehre, daß sie ihren Ruhm darin suchten und fanden, gute Hausfrauen zu sein. Von mancher derselben wissen wir auf's genaueste, daß sie die Einkäufe für Küche, Keller, Vorraths- und Weißzeugkammer besorgte und die Rechnungen des Haushaltes mit treufleißiger Hand führte. Häufig war auch die fürstliche Hausmutter Vorsteherin der Hausapotheke; denn eine solche durfte zu einer Zeit, wo die öffentlichen Apotheken in den deutschen Städten noch selten und die Arzneimittel sehr theuer waren, in einem wohleingerichteten fürstlichen oder sonst vermöglichen Haushalte nicht fehlen. Die Ansichten über die Heilmittel waren freilich oft wunderlich genug. So galten Elennthierklauen und Bernstein für sehr „wirksam in allerlei schweren Gebresten“. Wie als Hauswirthin war die als solche bei einer früheren Gelegenheit schon von uns gerühmte

Kurfürstin Anna von Sachsen auch als „Aertztinn" weitum bekannt und geehrt. Von nah und fern wurde sie um Mittheilung ihrer Recepte und Arzneibücher angegangen, mit denen sie aber in der Regel sehr geheimnissvoll that. So schrieb z. B. im März von 1570 die Freifrau Brigitta von Trautson im Namen der Kaiserin um ein Recept an die Kurfürstin, und nachdem Anna dem Wunsche entsprochen, ließ sich die Freifrau abermals brieflich vernehmen, die Kurfürstin möge ihr doch „das Arzneypuch sigkhen auf eine khleine zeit, da sie es selbs gegen das Potygra zu grosser Notorft pederfe, si wolle sich mit etlich Stugkg aus dem Puch selbs kuriren". Die Besorgung ihrer Korrespondenz füllte den fürstlichen Personen manche Stunde aus, denn der Privatbrief vertrat damals vielfach die Stelle des öffentlichen, der Zeitung. Es gab recht fleißige Briefschreiber und Briefschreiberinnen; doch finden wir auch manchen angesehenen Fürsten, dem es „mit der Feder nicht recht von der Hand gehen wollte". Auch hier wieder muß die Kurfürstin Anna von Sachsen in erster Linie namhaft gemacht werden. Ihr Eifer im Briefeschreiben war erstaunlich. Im Staatsarchiv zu Dresden sind noch jetzt 22 Foliobände ihrer Briefkoncepte vorhanden, mehr als 11,000 Briefe enthaltend, während die Sammlung der an die Kurfürstin gelangten Briefe 67 Foliobände füllt. Gewöhnlich hielten sich die Fürsten in den wichtigsten Städten Deutschlands Korrespondenten („Zeitungszufertiger") unter den Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern oder Beamten, welche ihnen gegen jährliche Vergütungen Neuigkeiten aller Art mitzutheilen hatten. Die officiellen Zeitvertreiber an den Fürstenhöfen waren die Hofnarren, deren es auch weibliche gab und mit deren schwankhaftem Geiste womöglich ein grotesker, zwerghafter, buckeliger Leib verbunden sein sollte. Von den älteren Hofnarren war am berühmtesten der des Kaisers Maximilian I., Kunz von der Rosen, ein Mann übrigens, der nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen nicht nur seinem Herrn Possen vorzumachen, sondern auch klugen Rath in Geschäften zu geben verstand und in Noth und Fährlichkeit als treuer Diener sich bewährte[7]). Auch Jodel, Kaiser Ferdinands II. Narr, war berufen. Später freilich verflachte sich das Narrenthum zu unflätiger Possenreißerei, wie die Geschichte des Hofnarren Fröhlig zeigt, welchen August der Starke zum Grafen vom Saumagen ernannte. So ging es weit bis in's 18. Jahrhundert hinein, wo am preußischen Hofe mit dem Professor-Narren Gundling allerhöchst brutale Korporalspässe getrieben wurden.

Festprunk zu entfalten, boten besonders fürstliche Taufen und Vermählungen willkommenen Anlaß. Meist verschob man die Tauferemonie so lange, bis die zu Gevatter gebetenen Fürsten herbeigekommen waren, was oft eine gute Weile währte, weil die Straßen in einem Zustande sich befanden, wie jetzt kaum noch der elendeste Waldfuhrweg. Konnte

der Taufzeuge nicht selber kommen, so ließ er sich durch einen stattlichen Gesandten vertreten, welchem das reiche Pathengeschenk mitzugeben nicht vergessen wurde. Noch weit prächtiger indessen als die Tauffeste wurden die fürstlichen Hochzeiten angerichtet. Die benachbarten, verwandten oder befreundeten Fürsten, die bei Verhinderungen durch eigens bestellte Abgesandte vertreten waren, die umwohnenden Grafen und häufig der ganze Adel des Landes wurden durch „Hochzeitbriefe“ eingeladen. Der Zusammenfluß von Fremden bei solchen Gelegenheiten war demnach ein außerordentlicher. Als z. B. in dem kleinen Wirtemberg der Herzog Ulrich 1511 mit der Prinzessin Sabina von Baiern Beilager hielt, waren 7000 Fremde in Stuttgart anwesend; es wurden zu ihrer Bewirthung 136 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet, Tag und Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren rother und weißer Wein und 6000 Scheffel Getreide wurden verbacken. Weit verschwenderischer noch und vielseitiger waren die fürstlichen Hochzeiten im 17. Jahrhundert und es wurden dabei mit Banketten, Jagden, Soldatenspiel, Schauspielen und insbesondere mit Feuerwerken ungeheure Summen verthan. Als z. B. im Jahre 1674 der Erbprinz Wilhelm Ludwig von Wirtemberg eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt heiratete, bildeten 7000 Mann zu Fuß und zu Rosse Spaliere. Die Hochzeit währte vom 12. bis zum 19. Februar. Am 16. wurde ein Feuerwerk abgebrannt, wobei 7100 Raketen, 31,000 Schwärmer, 120 Sturmhäfen, 420 Kegel, 384 Kanonenröhren, 9400 Salven, 6 Schwärmerstöcke, 6 umlaufende Sterne, 39 Feuerräder, 42 Triangel, 12 Feuerstücke, 1 Schnurrfeuer, 9 Bienenschwärme und 329 Kugeln in die Luft gingen. Auch ein „musikalisches Freudenspiel“, betitelt „die in der Fremde erworbene Lavinia“, in bombastischen Alexandrinern und mit marzipanenen Arien durfte dabei nicht fehlen.

Natürlich wurden, wenn es schon an kleinen Herzogshöfen so hoch herging, an größeren, vor allen am Kaiserhofe, die Pracht und der Aufwand in's großartige getrieben. So ein Prunkstück höchsten Stils ist die Hochzeit, welche Kaiser Leopold I. im Jahre 1666 mit der spanischen Infantin Margarita Teresa feierte. Die Festlichkeiten dauerten vom 5. December, wo unter Vorritt von 1500 Edelleuten der Einzug des Brautpaares in Wien erfolgte, bis zum 22. Februar 1667. Die Glanzpunkte waren der Einzug selbst, dann das prachtvolle mit mythologisch-allegorischem Schauspielspektakel verbundene Feuerwerk am 8. December, ferner die Jagd im Prater und auf der Donau, die Schlittenfahrt am 3. Januar, die Lotterie am 5. Januar, das „famöse Rossballett“, wobei der Kaiser selbst und an tausend andere Personen agirten und das seinem Erfinder und Anordner 20,000 fl. Gratifikation, 1000 fl. Jahrgehalt und die Erhebung in den Freiherrnstand eintrug, am 24. Januar, endlich „die Wirthschaft“ (eine neue Art von Mummenschanz) bei der ver-

21*

witweten Kaiserin am 22. Februar. Das Rossballett, dessen Beschreibung im Theatrum Europaeum (Bd. 10) sechszehn Folioseiten einnimmt, ist zu charakteristisch für den Stand der höfischen Kultur jener Zeit, als daß wir nicht versuchen sollten, hier eine möglichst gedrängte Darstellung zu geben. Die zu der Aktion bestimmte „Mahlstatt“ war der Platz vor der kaiserlichen Burg, wo ein ungeheures Holzgebäude aufgeschlagen wurde. Das Schauspiel eröffnete Musik, unter deren Klängen das „Schiff Jasonis, worinnen Argonauten“ und welches von dreißig Tritonen gerudert wurde, auf dem Plan erschien. Auf dem Hinterdeck des Fahrzeugs stand die Fama „in Gestalt einer geflügelten Weibsperson, eine güldene Trompete in der Hand führend“. Fama sprach den Prolog zum Vorspiel, einer mythologischen Allegorie, welche darstellen sollte, wie die vier Elemente darum streiten, wer von ihnen mehr als die andern befähigt sei, Perlen zu machen, eine Anspielung auf den Namen der kaiserlichen Braut (Margarita) und noch eine der erträglichsten Schmeicheleien, von welchen das Stück wimmelte. (Ward doch der kleine Leopold von der „Ewigkeit“ angesungen als der „größte Weltmonarch“, als der „erste Helden-Held“, der nämliche Leopold, dem unlange zuvor, als er fragte, wie denn der böse Umstand, daß es ihm beim regnen in's Maul regnete, zu beseitigen wäre, einer seiner Gesellschaftskavaliere den weisen Rath geben musste und durfte, kaiserliche Majestät sollte eben den Mund zumachen.) Die vier Elemente werden vorgestellt durch vier Reiterschwadronen. Die erste dieser Schwadronen bildeten die Ritter der Luft, gekleidet in aurorafarbenen Goldsammet, geführt von dem Herzoge von Lothringen „in einem zierlichen aurorafarbem Kleid von silbernem Tock oder Stück; das Leibstück war mit Gold und Edelsteinen besetzt und mit Gold verbrämt und hatte umb den Gürtel allerhandfarbige Straussen-Federn über den Schurz, welcher, wie auch der fliegende Mantel, Kappen und Federbusch drauff, gleicher Aurora-Farb mit dem Kleid war“. Die zweite Kompagnie, die der in Roth und Silber gekleideten Ritter des Feuers, führte der Graf von Montekukuli, „angethan mit einem liecht-gläntzenden Harnisch, besetzt mit Flammen und köstlichsten Edelsteinen in Gestalt eines Phönixes in einem brennenden Feuer“. Der dritte Trupp, die in Blau mit Silber gekleideten Ritter des Wassers, ward geführt durch den mit allerhand kostbaren Wasseremblemen geschmückten Pfalzgrafen von Sulzbach. Die vierte „Squadron“ endlich, die der in Grün mit Silber gehüllten Ritter der Erde, führte der Graf von Dietrichstein, „bekleidet mit einem glänzenden Bruststück, erhoben mit unterschiedlichem Gestickwerck von Silber, wie auch künstlich von mancherley kostbaren Edelsteinen zusammengesetzten Blumen von allerhand Farben“. Die Luftschwadron hatte hinter sich einen Wagen mit der Luft, welche von der Göttin Juno dargestellt wurde, auf einem „erschrecklichen“

Drachen, umgeben von dreißig Greifen und allerlei Vögeln. Ueber den Wagen spannte sich ein Regenbogen und darauf saß ein Sänger, der sang die Kaiserin italisch an. Die Feuerritter führten mit sich eine Maschine, drauf lag in einer ungeheuren Feuerflamme ein Salamander, der „annehmliches" Feuerwerk ausspie. Hinterher kam ein Wagen mit der Werkstatt des Vulkanus, den dreißig Kyklopen und ein Schwarm von Amoretten geleiteten. Der Wasserschwadron folgte auf einem beweglichen Gestelle ein kolossaler Walfisch, Wasserstralen aus den Naslöchern in die Luft blasend und auf seinem Rücken den Neptunus tragend, den Wassermänner und Nereiden umgaben. Hinter den Erdrittern kam „allgemach mit unvermerckter Bewegung" ein zierlicher Garten, an welchem man „inn- und außerhalb unterschiedliche künstliche Springbrunnen sah und in welchem zwischen den Cypreß-Bäumen auf marmelsteinenen Säulen ein hoher Lust-Thron stund und auf selbigem die von den Heyden erdichtete Göttin der Erden, Berecinthia genannt, gekleidet in grünen Atlas, worauff von vielen Perlen, Gold und Silber allerhand Früchte und Blumen gestickt". Die Göttin hatte eine Schar von Nymphen zur Bedienung und nebenher gingen vierundzwanzig Satyrn mit Bäumen in den Händen. Nachdem nun die vier Elemente die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche darzuthun sich beeifert oder, wie das Festprogramm besagte, „nachdem ein Theil dem andern seine Meinung unter die Nasen gerieben, so soll abermals ein unerhörtes Getön von Trompeten und Pauken erschallen und die Ausforderung geschehen. Da werden nun zu Richtern die allerkünstlichsten Argonauten erwählet werden, der durch das Theater repräsentirte Ehrenberg sich in ein Schiff verwandeln, darin die Argonauten mit der Kaiserkrone und dem gülden Vließ sitzen, werden sich die Streiter mit einem solchem Ungestüme desswegen anfallen, daß man sollte vermeinen, es gehe alles in tausend Stücken In währendem Streit erleuchtet sich der Himmel, es steigt eine kleine Wolke hernieder, die vergrößert sich je länger je mehr zur Verwunderung der Streitenden. Sobald sie sich zertheilet hat, wird sichtbar eine große gesternte Kugel und darauf die Ewigkeit auf einem Regenbogen sitzend und sich aus ihrer Höhe herab also vernehmen lassend: „„Halt inn der Waffen Hitz, halt inn der Pferde Lauff! Der Elementen Streit das höchste Glück enthebet, vereiniget nunmehr des Zornes euch begebet; also legt Himmel-ab die Ewigkeit euch auff. Was Neptun seltnes hat, darzu der Klippen Arch, was Margariten Preiß, was Perlen Schätz beseelet, der Himmeln höchste Rath vorlängst hat zugestellet in einer Margarit dem größten Weltmonarch."" Hierauf öffnet sich die Weltkugel und ist zu sehen der Tempel der Ewigkeit und die fünfzehn Genien der „bereits gelebten" römischen Kaiser aus dem Erzhaus auf ansehnlichen Pferden, sämmtlich in köstlicher Kleidung. Diese Genien nahen dem Tempel, gefolgt von

dem Wagen der Glorie, in Gestalt einer Silbermuschel, darin eine große köstliche Perle liegt und das Kontrefait der Kaiserin hat, darauf der Genius des Kaisers sitzt, als der sechszehnte vom Hause Oesterreich. Diesem Wagen folgen drei andere mit gefangenen Indianern, Tataren und Mohren. Wenn dann endlich die Weltkugel sich zurückbegeben, werden sich die fünfzehn Genii in einander schließen und darauff das Rossballett beginnen, dessen erste Arie vierundzwanzig Trompeten und zwey Paar Heer-Paucken anfiengen mit einer Korrenten, welche, wie auch die folgende hierzu gehörige Musikalische Stücke, Herr Johann Heinrich Schmeltzer, der Röm. Kaiserl. Majest. Kammer-Musicus, gemacht und auffgesetzt." Das Rossballett wurde ebenfalls von vier Kavalierschwadronen, zwischen deren einzelnen Abtheilungen je zwölf Trabanten ritten, aufgeführt und hatten die Ritter dabei Stiefeln von „silbernem Leder" an, die der Truppe des Kaisers aber von „güldenem". Die Ritter kämpften nun, ihre Reiterkünste zeigend, um die Vorzüge ihrer verschiedenen Elemente und führten mit Pistolen und Degen ein Scheingefecht auf. Die Scene verwandelte sich hierauf noch einigemal und zuletzt kam ein Triumphwagen gefahren mit sieben Sängern, „in ganz in Edelsteinen besetzten Kleidern", welche die Kaiserin wiederum „allerlieblichst" ansangen. Dann abermals „Pferds-Tantz", bis dreißig Kanonenschüsse den Schluß des ganzen Festes verkündigten. Vielleicht gehört zur Vollendung dieses Festgemäldes auch noch die Notiz, daß beim Rossballett tüchtig gestohlen wurde und während der kaiserlichen Hochzeit überhaupt für 6000 Thaler Werth an Silbergeschirr abhanden kam.

Wenn wir hier die fürstlich-adeligen Vergnügungen schon völlig zu den allegorisch-mythologischen Spielereien, Ballettkunststücken und Opernmirakeln, wie sie vom Hofe Ludwigs XIV. aus an den deutschen Höfen Mode wurden, herabgesunken sehen, so gewahren wir, in's 16. Jahrhundert zurückblickend, die ernsteren ritterlichen Spiele, die Turniere, noch immer im Gange, verklärt mitunter durch einen Nachschimmer des poetischen Minnelebens früherer Zeiten. In ganz altromantisch ernsthafter Weise erblicken wir an den Höfen, namentlich bei Hochzeiten, bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein Fürsten und Ritter turnieren, zu Pferd und zu Fuß, mit Lanze und Schwert: 1535 gewinnt zu Heidelberg der junge Rheingraf Philipp Franz, 1555 zu Brandenburg der Herzog Heinrich von Münsterberg den ersten „Dank" aus schöner Hand. Von da ab jedoch verlor sich allmälig der Geschmack an dem ernsten Kampfspiel und hat dazu der Umstand, daß der französische König Heinrich II. im Jahre 1559 an einem im Turnier erhaltenen Lanzenstoß starb, einestheils beigetragen. Anderntheils wirkten die Bräuche der maurisch-spanischen Ritterschaft, welche durch die habsburgischen Prinzen aus Spanien nach Deutschland verpflanzt wurden, zur Verdrängung

der gefährlichen Turniere bedeutend mit. Die schwere Turnierrüstung wich dem phantastischen Maskenkleid, an die Stelle des Lanzenrennens und Schwertkampfes trat ein förmliches Ritterschauspiel mit seinen Denksprüchen (Motto's) und Sinnbildern (Devisen), mit seiner wiederaufgewärmten Amadis- und Moriskenromantik, in welche auch die antike Mythologie wunderlichst hineinspielte, mit ausschweifender Symbolik und Allegorik, was alles in der Darstellung künstlich mechanische Vorrichtungen und kostspieligen Pomp der Scenerie erheischte. Grundzug derartiger „Inventionen" blieb lange der, daß eine bestimmte Anzahl adeliger Herren irgend einen Satz, z. B. bei der ersten derartigen Festlichkeit in Wien 1560 die Undankbarkeit der Jungfrauen, gegen jedermänniglich mit einer gewissen Zahl von Lanzenstößen und Schwertstreichen zu behaupten sich unterfing. Sie hießen die Mantenadores (Manutenitoren, mainteneurs) und ihre Gegenpartei die Avantureros (Aventuriers), weil die letzteren das ihnen gebotene Abenteuer bestehen und den Gegenbeweis des behaupteten Satzes leisten wollten. Auch die Türkenkriege gaben zur Erweiterung solcher Inventionen Anlaß. Es wurden sogenannte Türkenschlösser erbaut und von der einen Partie der Mitspielenden in türkischer Tracht vertheidigt, von der andern in ungarischer Husarenkleidung gestürmt, wobei der Verbrauch von Feuerwerk ein ungeheurer war. Aber auch diese Spiele waren noch nicht gefahrlos genug, obschon man schon angefangen hatte, sich dabei „gebrechlicher" Lanzen und Schwerter zu bedienen. Man setzte daher an die Stelle des Kampfes immer mehr die bloße Gewandtheit von Mann und Roß in den Künsten der Reitbahn und so kam schon in den letzten zwanzig Jahren des 16. Jahrhunderts das sogenannte Ring- oder Ringelrennen auf, welche ritterliche Lustbarkeit dann über hundert Jahre lang auch in Deutschland modisch blieb. Gemäß ihrem maurischen Ursprung gestalteten sich die vielseitig mit anderen Inventionen, Aufzügen und Darstellungen verbundenen Ringelrennen oft zu „leibhaftigen Romanzen". Mit besonderer Vorliebe und nach damaligem Geschmacke nicht ohne Geist wurde dieses Vergnügen am Hofe des hessischen Landgrafen Moritz gepflegt, der selber stark war in „Inventionen" und von dessen Hofe „gedruckte Kartelle der Manutenitoren im Namen der Helden des Alterthums, verzauberter Prinzessinnen und mythologischer Personen an die Abenteurer ergingen". Zugleich brachte das außerordentliche Wohlgefallen, welches der Schäferroman „Astrée" des Franzosen Honoré d'Urfé auch in den deutschen vornehmen Kreisen erregte, den Geschmack an Darstellung von Schäfereien auf und in dieses süßliche Arkadierthum wurde dann da und dort, wie z. B. am Hofe von Anhalt, altgermanisches Heldenthum sonderbar genug verflochten.

Wie wir bei der Betrachtung des Mittelalters wahrgenommen,

waren die „Hauptaktionen" des deutschen Staatslebens, die Reichstage, von größtmöglicher Prachtentfaltung begleitet. Das blieb noch lange so. Vielleicht das prächtigste Schauspiel dieser Art aber bot der Einzug Kaiser Karls V. zu dem bekannten wichtigen Reichstag in Augsburg, am 15. Juni 1530. Den Zug eröffneten zwei Fähnlein Landsknechte, je sieben in einem Gliede, an ihrer Spitze ihr Oberst Max von Eberstein. Dann kamen des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen Hofgesinde und Diener, je drei im Gliede, dann die des Kurfürsten von Brandenburg und der Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln. An diese schloß sich der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern reisiger Zeug, 500 Pferde stark, mit Spießen, lichtem Harnisch und hohen Federbüschen; hierauf des Herzogs Heinrich von Braunschweig Rosse in 14 Gliedern, dann des Landgrafen von Hessen Reiter in 26 Gliedern und 7 Glieder Pommern. Nach diesen des Deutschmeisters Walther von Kronberg Rosse und eine große Schar von Grafen, Herren und viele vom Adel, kaiserliche und königliche Räthe, Deutsche und Spanier. Dem eigentlichen kaiserlichen Zug voraus kamen 20 spanische Rosse des kaiserlichen Großhofmeisters, auf welchen wohlgekleidete Edelknaben, dann in 29 Gliedern des Königs von Ungarn Reiter und Edelknaben, roth gekleidet; hernach des Kaisers Stall, darunter polnische, türkische und genuesische Pferde, geritten von Edelknaben in gelben Sammetröcken und gefolgt von noch 200 Pferden und von des römischen Königs Hofgesinde in goldenen Stücken und Sammetkleidern. Alsdann erschienen etlicher großen Potentaten Botschafter, mehrere Fürsten, Herren des kaiserlichen Regiments, alle in schwarzen Sammet gekleidet, auch etliche böhmische Herren auf prächtigen Hengsten, mit großen Goldketten geziert. Hierauf die kaiserlichen und königlichen Trompeter, Heerpauker und Herolde, denen ein langer schwarzer Pfaffe mit einem langen Kreuze in der Hand, sowie die Staffire und Palafrenire des päpstlichen Legaten mit Säulen und Kolben vorangingen. Nun kamen geistliche und weltliche Fürsten, dann die Kurfürsten. Der von Sachsen trug als Erzmarschall das Reichsschwert voran, ihm zur Rechten der von Brandenburg, dann die von Mainz und Köln. Jetzt erschien der Kaiser, allein reitend auf einem weißen polnischen Hengste mit goldenem Zeuge behängt, in einem goldenen spanischen Waffenrock, auf dem Haupte ein kleines spanisches seidenes Hütlein, über dem Kaiser ein Himmel von rothem Damast mit dem Reichsadler, getragen von augsburger Rathsherren. Zur Seite und hinter dem Kaiser gingen dreihundert Trabanten, gelb, braun und aschgrau gekleidet. Dem Kaiser folgte der römische König Ferdinand mit dem päpstlichen Legaten Kampeggio zur Rechten, jener in goldenem Kleide, gefolgt von hundert roth gekleideten Trabanten. Hierauf die Erzbischöfe von Salzburg und Trident und viele andere hohe Prälaten ohne Zahl mit ihrem Hofgesinde in 99 Gliedern,

darunter auch Stradioten und Türken. Achtzehnhundert Fußknechte der Stadt und zweitausend wohlgerüstete Bürger, welchen zwölf Halbschlangen voranfuhren, schlossen den Zug, der mit Glockengeläute von allen Thürmen und mit Geschützdonner von den Wällen empfangen wurde. Der Augenzeuge, welcher diese Einholung des Kaisers zum Reichstag geschildert hat, setzt noch hinzu: „Wie aber Kaiser und König, wie auch Kurfürsten und Fürsten, geistliche und weltliche, sammt ihrem Hofgesinde, mit goldenen und silbernen Tüchern, Perlenschmuck, Sammet, Seide, Federbüschen und allerlei Zierat bekleidet und geschmückt gewesen, ist nicht zu beschreiben." — Der Prunk, welcher die Fürsten im Leben umgab, folgte ihnen auch noch zum Grabe und die fürstlichen Leichenbegängnisse waren daher mit allem ausgestattet, was die Schaulust reizen konnte. Zu den prachtvollsten Leichenbegängnissen des 16. Jahrhunderts gehört das des Kaisers Maximilian II., welches am 22. März 1577 zu Prag gehalten wurde, und daß die protestantischen Fürstenhöfe bei solchen Vorkommnissen noch sehr vieles von dem katholischen Pompe beibehalten hatten, zeigte die Bestattung des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen im Jahre 1656. Der Beisetzung der fürstlichen Leichen ging immer die Ausstellung auf einem prunkhaft erbauten sogenannten „Castrum doloris" voran. Die Leichenfeier für die erste Königin von Preußen (1705) kostete nicht weniger als 200,000 Thaler.

Die Toilette der fürstlichen Männer und Frauen verschlang schon im 16. Jahrhundert sehr große Summen und es hatten sich in Augsburg, Nürnberg und Leipzig Kaufmannshäuser eigens zu dem Zwecke aufgethan, die Höfe mit Prachtgewändern und Schmucksachen zu versorgen. Wir besitzen Briefe, welche zwischen diesen Firmen und verschiedenen deutschen Fürsten und Fürstinnen gewechselt wurden und zeigen, daß die ersteren den letzteren an Wohlgefallen und Eifer für Putz und Zierat durchaus nicht nachstanden. Als Kleidungsstoffe waren sogenannter goldner und silberner Sammet und Atlas (goldene und silberne „Stücke"), wovon der erstere von 5 bis zu 18 Gulden die Elle kostete, dann grau und weiß oder grau und schwarz schillernde Seidenzeuge, Zindel (Zindeldort), Damast und Taffet von allen Farben besonders beliebt. Köstliches Pelzwerk von Zobel oder Hermelin durfte dem Staatskleide nicht fehlen und Herren und Damen funkelten bei festlichen Gelegenheiten von goldenen, mit buntfarbigen Edelsteinen besetzten Stirnreifen, Halsbändern, Medaillen („Maydiglen"), Ketten, Kreuzen, Armbändern und Ringen. Auf die Ausstattung fürstlicher Bräute mit einem wohlgefüllten Schmuckkästchen wurde sehr gehalten. Dem brandenburger Kurfürsten Johann Sigismund brachte seine Braut Anna 1594 so einen „Kleinodschrein" zu, dessen Inhalt über 14,000 Mark gekostet hatte, eine sehr beträchtliche Summe für jene Zeit.

Die Kleidermoden lösten sich bei beiden Geschlechtern ziemlich schnell

ab, seitdem einmal die spanische Tracht über die nationale die Oberhand gewonnen hatte. Die Frauen ließen sich besonders im 17. Jahrhundert in Dingen der Mode keineswegs immer von dem ihnen sonst zumeist eigenen Takt und Geschmack leiten. Bald trugen sie den Busen bis an die Knospe entblößt, bald bedeckten sie ihn bis an den Hals mit einem panzerartigen Schnürleib, welcher die Brust platt drückte, wozu sie dann Kleiderärmel anhatten, welche Dudelsäcken glichen. Von einem förmlichen Frisurenwahnsinn der Damen werden wir im 3. Buche zu sprechen haben. Einstweilen noch kräuselten die jüngeren die Haare über der Stirne und ließen sie an den Seiten in langen Locken herabfallen, während die älteren die matronliche Haube trugen. Eine der häßlichsten Frauenmoden war die Annahme des pflugradgroßen, dicken und steifen Männerhalskragens zur Zeit Kaiser Ferdinands II., auf welchem Kragen der Kopf wie auf einem Teller lag und die Anmuth der Halsbewegung ganz verloren ging. Die mittelalterliche Fülle des Männerbartes wurde im 17. Jahrhundert zum Schnurr- und Kinnbart à la Henry IV. vermindert und reducirte sich zur Zeit, als die unsinnigen Allongenperücken aus Frankreich herüberkamen, auf einen schmalen Haarstreifen auf der Oberlippe, während die breiten Stuarthalskragen zu Spitzenhalsbinden à la Vandyk einschrumpften. Eine der unsinnigsten Erfindungen, welche die Mode je gemacht hat, waren die Pluderhosen, wahre Ungeheuer von Beinkleidern, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufkamen und namentlich von den Landsknechten in's fabelhafte erweitert wurden. Fabelhaft ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man erfährt, daß zu solchen Pluderhosen 60, 80, ja 130 Ellen Zeug verwendet wurden. Die Geistlichkeit jener Zeit hat gegen diese tolle und geschmacklose Verschwendung unzählige Predigten gehalten und der brandenburger Hofprediger Muskulus schrieb sogar eine eigene „Vermahnung und Warnung vom zuluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrichten Hosenteufel". Mit der Perücke Ludwigs XIV. wanderten auch die übrigen Stücke der französischen Hoftracht in die vornehmen Kreise Deutschlands. Das spanische Wamms wich der französischen Weste mit ihren die Oberschenkel deckenden Klappen, der spanische Mantel dem mit Borten und Stickereien überladenen Galarock. Das Beinkleid verkürzte sich und am Knie schlossen sich ihm seidene Strümpfe an, die in Schuhen mit hohen rothen Absätzen und großen Bandrosen stacken. Das zweischneidige Ritterschwert mit seinem Kreuzgriff hatte sich längst zum Stoßdegen mit Stichblatt und Handkorb verwandelt, welcher sich zu Afang des 18. Jahrhunderts zum Galanteriedegen verkleinerte.

Der Galanteriedegen war aber nicht das schlimmste, was aus dem galanten Frankreich herüberkam. Wir möchten der Sittlichkeit unserer Altvorderen durchaus keine übertriebene Lobrede halten und haben schon

mehrfach Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie es namentlich mit den geschlechtlichen Verhältnissen in der guten alten frommen Zeit bestellt war. Allein so viel ist dennoch gewiß, daß die raffinirte Lüderlichkeit erst durch die Nachahmung der Hofsitten der französischen Könige Franz I., Heinrich IV., Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. in Deutschland aufkam. Die Briefe der geistreich derben Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, einer pfalzbairischen Prinzessin, welche dem Bruder Ludwigs XIV. den nachmaligen „Regenten" gebar, entwerfen uns von dem französischen Hofleben ihrer Zeit ein grauenvolles Bild. Und dieser Hof und Adel, in dessen Kreisen nicht allein mehr die natürliche Wollust in allen Graden, nein, die Sodomiterei in allen erdenklichen Formen zum guten Ton gehörte, ward namentlich durch Vermittelung des Bündnisses der deutschen Protestanten mit der Politik der „Lilien" Vorbild und Muster für die deutschen Fürsten und Edelleute. Was Wunder, wenn mit der Verschwendungssucht, der Bauwuth, der Missachtung der Volksrechte, der höhnisch grausamen Despotenlaune bourbonischer Verderbniß auch das heilloseste Maitressenwesen herüberkam?

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts suchten die deutschen Fürsten bei ihren Ausschweifungen wenigstens noch den Schein der Ehrbarkeit zu bewahren und nahm z. B. der Landgraf Philipp I. von Hessen vor den Forderungen seines heißen Blutes zu einer von Luther und Melanchthon serviler Weise sanktionirten Bigamie seine Zuflucht. Auch findet sich in damaligen Liebesverhältnissen der Vornehmen noch mancher schöne romantische Zug, wie in dem werben des Pfalzgrafen Friedrich um die Hand der Prinzessin Eleonora, Schwester Karls V. Auch später noch trat aus der sittlichen Versunkenheit hier und da eine edlere Erscheinung dieser Art hervor. So insbesondere das benehmen des Herzogs Wilhelm von Baiern und des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, welche ihre bürgerlichen Geliebten, jener die Maria Pettenbeck, dieser die Philippine Welser, nicht zu Metzen entwürdigten, sondern zu ihren Ehefrauen machten. Dagegen trieb der brandenburger Kurfürst Joachim II. mit Anna Sydow, der schönen „Gießerin", und anderen Buhlerinnen das französische Maitressenwesen schon ganz ungenirt. Derselbe hielt sich auch zur Herbeischaffung der Mittel zu seiner leichtsinnigen Verschwendung den berüchtigten Hofjuden Lippold und das Amt dieser „Finanzer", zu deutsch: Wucherer, Aussauger und Diebe, blieb bis weit in's 18. Jahrhundert hinein an vielen Höfen ein stehendes. Aber es nahmen freilich auch diese Goldmacher manchmal ein schmähliches Ende. So starb in Wirtemberg der Jude Süß Oppenheimer 1738 am nämlichen Galgen, an welchem früher die herzoglichen Alchymisten gestorben waren. Durch bodenlose Unsittlichkeit zeichnete sich am Ende des 16. Jahrhunderts der Hof von Jülich-Kleve aus, wo des blödsinnigen Herzogs Johann

Wilhelm III. Gemahlin, Jakobäa von Baden, den ihr schuldgegebenen messalinisch unzüchtigen Lebenswandel auf Betreibung ihrer gleich zuchtlosen Schwägerin Sibylle mit dem Tode büßte. Der Kurfürst Christian II. von Sachsen, der 1611 in Folge eines Rausches starb, war durch Wollust und Trinksucht zum Krüppel geworden; derselbe hatte bei Gelegenheit eines Besuches, welchen er 1610 bei Kaiser Rudolf II. in Prag abgestattet, seinem Wirthe beim Abschiede mit den Worten gedankt: „Ihre kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also, daß ich keine Stunde nüchtern gewesen.“ Völlerei und gräßliches fluchen war überhaupt in der hohen und allerhöchsten Gesellschaft daheim und Anläufe zu Mäßigkeitsvereinen, wie eine Anzahl deutscher Fürsten bei Gelegenheit eines Gesellenschießens zu Heidelberg 1524 einen genommen hatte, blieben bald wieder im Schlamme der Gewohnheit stecken. Auch am Hofe von Kassel ging es lüderlich zu. Die Landgräfin Juliane unterhielt 1615 ein Verhältniß mit einem schönen Hofjunker. Der Hofmarschall von Hertingshausen bemerkte ein Zeichen unziemlicher Vertraulichkeit zwischen dem Paare und hinterbrachte das dem Landgrafen. Darauf streckte der Hofjunker den Hofmarschall bei hellem Tage auf offener Straße durch einen Schuß nieder, ward aber ergriffen und auf grausame Art hingerichtet. Dabei stellte sich noch heraus, daß die Frau des Ermordeten ein Kind von einem andern trug, der sich vergiftete, als diese ganze Blase höfischer Galanterie zum platzen kam. An mittelalterliche Schauerromantik erinnert der Ausgang des Liebeshandels zwischen der Kurprinzessin Sophia Dorothea von Hannover mit dem Grafen Philipp Christoph von Königsmark, welchen der beleidigte Gatte ermorden oder, diplomatisch gesprochen, verschwinden ließ (1694). Die Schwester des Verschwundenen, die schöne Aurora von Königsmark, wurde als Maitresse Augusts II. von Sachsen, dem sie den bekannten Marschall von Sachsen gebar, eine der berühmtesten Buhlerinnen ihrer Zeit und durch ihren über die maßen lüderlichen Bankert die Urahne der großen französischen Dichterin Aurore Dudevant (Georges Sand). Es existirt von der Hand der Königsmark ein Schriftstück — mitgetheilt durch Kramer in den „Denkwürdigkeiten der Gräfin M. A. Königsmark“, I, 66 fg., aber nur mit sehr häufigen Gedankenstrichen — welches sie kurz nach der Ermordung ihres Bruders verfasste und worin sie sich über die Verhältnisse des Ermordeten am hannover'schen Hofe ausließ. Diese Denkschrift mag oder muß lesen, wer so recht erfahren will, mit welcher Unbefangenheit damals Damen der vornehmsten und feinsten Kreise die gröbsten Zoten zu Papiere brachten. In eine wahre Kloake von Gemeinheit sodann führt uns die Familiengeschichte des herzoglichen Hauses von Liegnitz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da finden wir einen Fürsten, der sich nicht scheute, in Gegenwart der Pagen seiner Frau beizuwohnen, und schließlich

als unverbesserlicher Trunkenbold und Schuldenmacher von seinem Sohne eingethürmt ward, welcher letztere übrigens den Lebenswandel seines Erzeugers getreulich fortsetzte. Der Nachfolger dieses Herzogs, Heinrich XI., fuhr als wahrer Bettelprinz im Reiche umher und suchte, obgleich Lutheraner, namentlich von den Aebten der reichen Prälaturen dürftige Anlehen zu erschwindeln. Der ehrliche Hanns von Schweinichen, welcher den Fürsten begleitete, hat diese Bettelfahrten beschrieben und es ist ergötzlich, zu lesen, wie er für seinen Herrn den Pumper und Borger machen musste. So z. B. im Kloster Kaisersheim bei Donauwörth. „Ich musste zwar den Abt um Geld zu leihen ansprechen, war aber bei ihm nichts zu erhalten, sondern entschuldiget sich mit Unvermögen. Letzlich bracht' ich es so weit, daß er Ihro Fürstliche Gnaden 50 Kronen verehret, mit welchem I. F. G. auch zufrieden war." Und dennoch waren noch viele Stufen der Ehrlosigkeit hinabzusteigen, um da anzulangen, wo der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg 1717 stand, als er vom Caren Peter I., dessen Bruderstochter er geheirathet, vor seinen eigenen Augen und im Angesichte des beiderseitigen Hofstaates auf deutschem Boden (in Magdeburg) sich zum Hahnrei machen ließ, „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle" nicht wagend, auch nur ein Wort gegen diese russische Auszeichnung vorzubringen.

So weit war es mit der deutschen Fürstenehre gekommen in einer Zeit, wo auch in den gebildetsten vornehmen Kreisen, wie z. B. in den Cirkeln der „philosophischen" Königin Charlotte von Preußen, der Freundin des großen Leibnitz, nach dem Zeugnisse dieses Philosophen „ein liederlich Leben" im Schwange war. Von dem „guten Ton" am damaligen preußischen Hofe gibt charakteristisches Zeugniß der Umstand, daß bei den sogenannten „Wirthschaften" den Damen der Reihe nach versificirte Obscönitäten in's Gesicht gesagt wurden, die man heutzutage gar nicht mehr wiederholen kann. Man ließ es sich wohl sein und die Hofjuden dafür sorgen, die Geldmittel zum wohlleben durch ein raffinirtes Steuersystem herbeizuschaffen. Der Hofstaat und die Unterhaltung der Familie des ersten Königs von Preußen erforderte jährlich die Summe von 820,000 Thalern, nur 10,000 Thaler weniger, als die ganze Civilstaatsverwaltung des Königreichs kostete. Schon wurden die Hofämter mit Besoldungen ausgestattet, die für den damaligen Geldwerth exorbitant genug waren. Kaiser Leopold I. bezahlte seinem Oberhofmeister jährlich 6000 fl. und erstattete ihm 12,000 fl. Tafelgelder, seinem Oberstkämmerer 12,000, seinem Oberhofmarschall 3000, seinem Obriststallmeister 2000, seinem Obristkuchelmeister 1000 Gulden.

Beim Beginne des 16. Jahrhunderts trugen die einsichtigeren deutschen Fürsten Sorge, ihren Söhnen und Töchtern im Vaterhause selbst durch tüchtige Hofmeister, welche den Gelehrten mit dem Weltmann verbanden, die nöthigen Vorkenntnisse beibringen zu lassen. Im Jünglings-

alter bezogen dann die Söhne der hohen Aristokratie eine einheimische Hochschule, wo sie sich dem Geiste der Zeit gemäß vornehmlich mit theologischen Studien beschäftigten. Die Hörsäle Luthers und Melanchthons zu Wittenberg z. B. sahen manchen prinzlichen Zuhörer. Andere Fürsten schickten ihre Söhne nach empfangenem Schulunterricht zu weiterer Ausbildung auch wohl an den kaiserlichen Hof und wieder andere fassten zu diesem Zwecke bereits den französischen in's Auge. Schon um 1518 finden wir deutsche Prinzen daselbst und bald begann das massenhafte schwärmen des jungen Adels nach Paris, wo die deutschen Bären geleckt werden sollten. Das wurden sie denn auch, allein in der Regel ging mit dem rauhen deutschen Fell auch Zucht und Ehrbarkeit, Scham und Ehre verloren. Nach Italien und Spanien richteten die vornehmen Touristen jener Zeit ebenfalls ihre Schritte und die empfänglicheren brachten aus der Fremde nicht nur die Sitten oder Unsitten und Laster derselben mit nach Hause, sondern auch die Kenntniß ausländischer Sprachen und Literaturen. Daheim fanden sich dann in befreundeten Kreisen wieder genug solche, namentlich Frauen, welche die mitgebrachten Setzlinge fremder Bildung in Verbindung mit den Ueberbringern in den Treibhäusern aristokratischer Kultur aufnährten und großzogen. Man muß gestehen, daß dies nicht nur zu erklären, sondern auch zu entschuldigen war, obzwar die Schätzung des fremden guten nur allzuhäufig zur Bewunderung und Nachahmung des fremden schlechten führte. Es gab aber damals keine nationale Bildung in Deutschland. Was die Grundlage einer solchen hätte abgeben müssen, der Schatz unserer alten Poesie, war vergessen, die Meistersängerei zum theologischen Pedantismus erstarrt, in rohen Anfängen bewegte sich das Drama und einzelne geniale Männer, wie Hanns Sachs und Fischart, die damals schrieben, thaten dies in so volksthümlichen, der letztere sogar in so grobianischen Formen, daß sie schon dadurch der Wirkung auf die aristokratischen Kreise verlustig gehen mussten. Im übrigen überwucherte das theologisch-zelotische Unkraut das ganze Gebiet des deutschen Geisteslebens und daß sich von dem misslichen Dufte dieser Pflanze feiner und zarter organisirte Naturen widerwillig abwandten, ist ganz begreiflich. Sie richteten daher ihre Aufmerksamkeit entweder auf die klassische Literatur, woher es kommt, daß wir im 16. und 17. Jahrhundert deutschen Damen begegnen, welche Latein und Griechisch verstanden, oder auf das Schriftenthum der romanischen Völker, welches dem vornehmen Geschmacke die Stoffe der modernen Poesie bereits in schöngeschliffenen Formen zum Genusse darbot.

Wir wollen nicht von Frankreich reden, dessen wirkliche literarische Blüthe erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt; allein Italien hatte bereits seinen Dante, Boccaccio und Petrarka, seinen Pulci, Bojardo und Ariosto, Spanien seinen Boscan, Garcilaso und Montemayor, dessen

Schäferromantik die des obenerwähnten Franzosen d'Urfé weckte, ferner seinen Mendoza, den Erfinder des Schelmenromans, und seinen großen Cervantes, während in Deutschland jener armsälige Bader an der Saale, dessen elende Reimreißerei dem Wort Saalbaderei den Ursprung gegeben haben soll, es wagen durfte, sich als zweiten Homer anzukündigen, weil „Deutschland zwar habe einen Lutherum, aber noch keinen Homerum." So erklärt es sich denn, daß der Bildungstrieb der höheren Gesellschaft am Ende sogar die Sprache selbst, in welcher derartiger Blödsinn sich laut machte, verachten lernte. Noch in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts hatte König Franz I. bei seinen Verhandlungen mit den deutschen Protestanten deutschsprechende und deutschschreibende Unterhändler gebrauchen müssen, wenn er verstehen und verstanden werden wollte; denn damals bediente sich die deutsche Diplomatie, wenn nicht der lateinischen, nur der deutschen Sprache; aber das änderte sich unter dem Einflusse des Kalvinismus, der französischen Pensionen und der Lockungen von Paris sehr rasch. Der pfälzische, hessische und nassau-oranische Hof ging im französiren voran. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz führte seine Korrespondenz schon französisch und bald hatte die frivole Hofsitte Frankreichs aus dem heidelberger Schloß alles deutsche verdrängt, ausgenommen die Virtuosität im trinken. Als der Kurprinz Friedrich, welcher nachmals als böhmischer Winterkönig eine für Deutschland so unheilvolle, für seine eigene Person so jämmerliche Rolle spielte, im Jahre 1613 mit seiner Braut, der leichtsinnigen Elisabeth Stuart, in Heidelberg einzog, hatte man sogar schon Kinder zum herplappern französischer Phrasen dressirt. Bei der nun rasch sich steigernden Frivolität im pfälzer Hause kann es uns nicht wundernehmen, wenn der Herrin desselben von einem der Hauptträger verwelschter deutscher Fürstlichkeit, von dem tollen Christian von Halberstadt, ganz im Stile bourbonischer Galanterie gehuldigt wurde. Auch an dem Hofe des Landgrafen Moritz von Hessen wurde alles auf französischen Fuß gesetzt, doch lebte in der Familie des Fürsten daneben ein wirklich lebhafter Drang nach Bildung. Er selbst durfte für die damalige Zeit ein universell gebildeter Mann genannt werden, verstand die lateinische und die meisten neueren Sprachen, war in Musik, Mathematik und Physik bewandert und besaß Gefühl für das schöne. Seine beiden Töchter Elisabeth und Agnes waren schon in ihren Kinderjahren des französischen Stils vollkommen mächtig und die erstere schrieb später auch in italischer Sprache petrarkische Madrigale. Um den modischen Hofton und Hofgeschmack in die Kreise des Adels einzuführen, gründete Moritz zu Marburg das Collegium Mauritianum (1599) und verlegte diese Anstalt später nach Kassel, wo sie zu einer Ritterakademie für ganz Deutschland erweitert wurde. Unter den Vorstehern des Kollegiums, wo außer den vier Fakultätswissenschaften die alten und neuen Sprachen, ferner Musik und ritterliche Künste gelehrt

wurden, ist besonders Dietrich von dem Werder hervorzuheben, ein in den höfisch gebildeten Kreisen jener Zeit vielgenannter Mann. Im Fürstenhause von Anhalt fand das Fremdwesen erst nach dem Tode des Fürsten Joachim Ernst (st. 1586) Eingang, welcher in seinem gebaren noch ganz ein deutsch-lutherischer Dynast war, Jagd, Ritterspiel und Trunk, aber auch Sinnspruchpoesie und Gesang liebte und so recht im theologischen Zeitgeiste bei Tafel geistliche Lieder anstimmte. Unter seinen Söhnen riß bald der französische Ton und italische Geschmack ein, jedoch werden wir am anhalt'schen Hofe das patriotische Gewächse des Palmbaums der fruchtbringenden Gesellschaft fröhlich emporsprossen sehen. Ganz widerlich ging es in der Umgebung des schon oben erwähnten Christian II. von Sachsen zu; denn hier war alles edlere und höhere in wüstem Sauftumult untergegangen, so daß die bleierne Monotonie siebenstündiger Trinkgelage nur durch brutal unflätige Spässe mit den Dienern und Hofnarren unterbrochen wurde. Auch unter seinem Nachfolger blieben die Hofsitten des späteren Mittelalters am dresdener Hofe noch herrschend, bis die Enkel Johann Georgs I. dem alamodischen Fremdwesen Eingang verschafften. Die völlige Umwandelung des brandenburger Hofes im französischen Sinne wurde erst durch den ersten König von Preußen vollendet.

Wie aber für die protestantischen Fürstenhäuser Paris den Ton angab, so für die katholischen Rom und Madrid. An den kaiserlichen Hof kam im Gefolge der spanischen Ritterromantik auch der spanische Fanatismus und die spanische Etikette und keine dieser beiden Bescheerungen war geeignet, das geistige Leben zu fördern, um so weniger, da als drittes Element der Jesuitismus hinzutrat. Dann vollendeten der dreißigjährige Krieg und der unselige westphälische Friede, wie die politische, so auch die geistige Abhängigkeit der Deutschen vom Auslande. Die deutsche Aristokratie, den fremden Höfen verkauft und verfallen, hatte die Muttersprache als gemein und bildungslos aufgegeben, die Muttersprache, von welcher der vaterländisch gesinnte Sinndichter Logau eben damals sagte: „Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen." Und während das französische Hofsprache in Deutschland wurde, musste sich unser herrliches Idiom eine unerhörte Verpfuschung und Entstellung gefallen lassen, denn die abenteuerlichste Sprachmengerei war alamodisch und Gelehrte, Kanzlisten, Prediger, Kaufleute und Soldaten glaubten was rechtes zu thun, wenn sie die aus aller Welt hergeholten fremden Sprachlappen auf ihre Muttersprache plätzten. „O, ihr mehr als unvernünftigen Nachkömmlinge!" rief der wackere Moscherosch 1650 in gerechtem Zorne seinen Landsleuten zu — „Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze, dem Hunde zu gefallen, bellen, einen Hund der

Katze zu Lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in ihrer Natur ein teutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, sogar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland — pfui! dich der Schand!"

Ohne Opposition ging also doch die Verwelschung des deutschen Wesens und der deutschen Sprache nicht vor sich und es ziemt sich, von ganzem Herzen anzuerkennen, daß ein deutscher Fürst in Führung der patriotischen Opposition voranging. Es war dies Ludwig von Anhalt-Köthen, feingebildet, durch Studien und Reisen mit Gehalt und Form fremder Literaturen vertraut geworden, den rohen Vergnügungen der einen seiner Standesgenossen abhold, der schalen Ausländerei der andern überdrüssig, dabei regsam und nicht ohne literarisches Talent. Im Hinblick auf die Akademieen Italiens kam ihm der Gedanke, etwas ähnliches auch in Deutschland zu versuchen und, insbesondere auf Eingebung des thüringischen Edelmanns Kaspar von Teutleben, auch hier „eine solche Gesellschaft zu erwecken, darin man gut rein deutsch zu reden und zu schreiben sich befleißige und dasjenige thäte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich." Aus dieser Absicht entsprang die erste deutsche Sprachgesellschaft, welche unter dem Namen „Fruchtbringende Gesellschaft" 1617 förmlich begründet wurde und zwar im Sinne jener Zeit in Form eines Ordens, welcher zum Sinnbild einen Palmbaum und zum Sinnspruch das Wort: „Alles zu Nutzen" annahm. Sie zählte bald eine namhafte Anzahl von Fürsten, Kriegern, Staatsmännern, Gelehrten und Poeten als Mitglieder, Männer wie Opitz und Dietrich von dem Werder traten ihr bei, und wenn auch die aus ihrem Schoße hervorgegangenen literarischen Erzeugnisse keineswegs über die Fläche der Zeit sich erhoben, so hat sie doch für Reinigung, Schmeidigung und Geltendmachung deutscher Sprache und deutschen Stils unstreitig höchst ehrenwerthes geleistet, was um so mehr Anerkennung verdient, da sie in ihren vaterländischen Bestrebungen insbesondere durch die Damen der vornehmen Welt vielfach gehemmt wurde, welche zu jener Zeit, bis zum Aberwitz von der schäferlichen Dichtung des Autors der Astrée entzückt, alles deutschernsten Sinnes sich entschlagen hatten und gegen alles, was in diesem Sinne geschah, ränkelten und zettelten. Der frivolen Spottlust bot freilich die fruchtbringende Gesellschaft manche Handhabe und auch wir können uns heutzutage kaum des Lächelns enthalten, wenn wir die zum Theil höchst seltsamen Beinamen überblicken, welche den Palmordensrittern im Stammbuche der Genossenschaft gegeben wurden (z. B. der Saftige, der Mürbe, der Einfältige, der Mehlreiche, der Faselnde, der Fütternde, der Kitzliche, der Wohlriechende, der Schnäbelnde, der Säuer=

liche, der Ausgedrückte, der Anhenkende), nicht etwa, sie zu höhnen, nein, sie zu ehren. Viel inhaltslose Spielerei lief da mitunter, aber das hinderte den sogar die Stürme des dreißigjährigen Krieges überdauernden Palmorden keineswegs, die Theilnahme der höheren Klassen der Gesellschaft an heimischer Sprache und Bildung wenigstens einigermaßen zu wecken und wachzuhalten. Im nämlichen Geiste wirkten andere nach seinem Vorgange gestiftete Sprachgesellschaften: der durch Harsdörfer und Klai 1642 begründete „Orden der Pegnitzschäfer" zu Nürnberg, auch der gekrönte Blumenorden genannt; dann die von Philipp von Zesen 1643 zu Hamburg errichtete „Deutschgesinnte Genossenschaft" und der durch Johann Rist 1656 gestiftete „Schwanenorden an der Elbe".

Aber das Unglück war, daß solchen Bemühungen nicht ein wahrhafter Dichtergenius, ein wirklich schöpferischer Geist zur Hilfe kam, welcher die da und dort schüchtern aufleuchtenden Stralen nationalen Sinnes in Werken sammelte, deren Gehalt und Schönheit alles mit sich hätte fortreißen können. Noch mussten hundert Jahre vergehen, bevor Deutschland wieder einen Originaldichter erstehen sah und bei der entschiedenen Mittelmäßigkeit, welche unsere bloß nachahmende Literatur bis weit in's 18. Jahrhundert hinein im allgemeinen kennzeichnet, kann es nicht wundernehmen, daß die vornehme Bildung sich lieber den fremden Originalen zuwandte. So trug denn alles, was gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin und zu Anfang des folgenden zur Förderung des geistigen Lebens in Deutschland von seiten der Höfe etwa geschah, immer entschiedener den französischen Charakter, wie z. B. die unter Leibnitz's Mitwirkung auf betreiben der preußischen Königin Charlotte zu Berlin im J. 1700 gestiftete Akademie der Wissenschaften. Die aristokratische deutsche Gesellschaft war im denken und fühlen, reden und handeln, in Tracht und Sitte vollkommen zum Affen der französischen geworden. „Heutzutage", heißt es in einer 1689 erschienenen Schrift („Der deutsch-französische Modegeist"), „heutzutage muß alles französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch tanzen, französische Musik und französische Krankheit. Der stolze, falsche und lüderliche Franzosengeist hat uns durch schmeichelnde Reden gleichsam eingeschläfert. Die meisten deutschen Höfe sind französisch eingerichtet und wer an denselben versorgt sein will, muß französisch können und besonders in Paris gewesen sein, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist."

Sechstes Kapitel.

Das gelehrte Wesen und Unwesen.

Die Theologie. — Orthodoxie, Mysticismus und Sektenwesen. — Böhm. — Leibnitz. — Thomasius. — Der Spener-Francke'sche Pietismus. — Staats- und Rechtswissenschaft. — Pufendorf. — Die „Karolina". — Strafrechtspraxis. — Das Civilrecht. — Geschichteschreibung: lateinische Historien und deutsche Chroniken. — Die Naturwissenschaften. — Alchymie. — Mathematik und Astronomie. — Kopernikus. — Kepler. — Die Universitäten. — Die Besoldungsverhältnisse der Professoren. — Gelehrte Gaukler. — Lehrmethode. — Der Student in seiner äußeren Erscheinung. — Kontraste des Studentenlebens. — Der Pennalismus. — Die Landsmannschaften. — Studentische Barbarei.

Wenn schon in einem früheren Kapitel von dem Geiste der deutschen Wissenschaft, wie er im Reformationszeitalter sich darstellte, gehandelt wurde; wenn dort von dem edeln humanistischen Aufschwunge, welchen er auf der Gränzscheide des Mittelalters genommen, sowie von seiner baldigen Erstarrung in theologischer Orthodoxie die Rede war: so müssen wir jetzt die Gebiete der verschiedenen Fachwissenschaften einer raschen Betrachtung unterwerfen und die bedeutendsten Entwickelungsphasen derselben bis zum 18. Jahrhundert herunter verzeichnen. Wir werden uns aber kurz fassen, um auch zur Schilderung des gelehrten Wesens in seinen socialen Formen noch einen Raum übrig zu behalten, welcher kein allzu knapp zugemessener sein darf, da wir, der ganzen Anlage dieses Buches zufolge, gerade das sociale überall stark betonen.

Es ist billig, mit der Theologie zu beginnen. Denn wie im Mittelalter die katholisch-romantische Scholastik Leben und Wissenschaft beherrschte, so war vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die protestantisch-theologische Gelehrsamkeit der Grundton des geistigen Lebens deutscher Nation. Man kann uns einwerfen, daß neben diesem Tone der im Jesuitismus restaurirte Katholicismus sich denn doch laut genug gemacht habe, und wir geben das zu. Aber jeder Unbefangene wird auch uns zugeben müssen, daß der Jesuitismus seinem ganzen Wesen nach und in allen seinen Aeußerungen durchaus romanisch war und ist, daß er demzufolge in Deutschland stets als ein fremdartiges erschien und daß er trotz all der äußerlichen Macht, welche er im Bunde mit der fürstlichen Gewalt in deutschen Landen erlangte, auf die Offenbarungen des deutschen Geistes in Wissenschaft, Literatur und Kunst niemals einen Einfluß gewann, der von Belang gewesen wäre. Es ging dies so weit, daß, wo ein Jesuit an dem nationalen Geistesleben theilnehmen wollte, er geradezu seinem Jesuitismus entsagen

musste. Wir sehen solches an Friedrich Spee, dem trefflichen Liederdichter und unerschrockenen Bekämpfer des Hexenprocesses; sowie an Jakob Balde, der Patriot genug war, inmitten der Gräuel des hauptsächlich mit durch die Ränke seines Ordens herbeigeführten dreißigjährigen Krieges die Zersplitterung und Verwüstung Deutschlands in ergreifenden Oden zu beklagen.

Unsere Leser würden es uns wenig Dank wissen, wollten wir sie hier in das theologische Gezänke, welches von der Reformation an bis auf unsere Tage währt, näher einführen. Wir werden im dritten Buche, da, wo von dem großartigen Aufschwunge deutscher Wissenschaft im 18. und 19. Jahrhundert die Rede sein wird, ohnehin näher zu diesem unerquicklichen Gegenstande herantreten müssen. Für jetzt möge es an der Hindeutung auf die Hauptrichtungen desselben bis zum 18. Jahrhundert genügen. In Beziehung auf Begründung, organische Gliederung und polemische Vertheidigung des lutherischen Lehrbegriffes stand Luthern sein Freund Philipp Melanchthon (Schwarzerd, 1497 bis 1560) am nächsten, ein klarer, feingebildeter Kopf, dem der Protestantismus unendlich viel zu danken hat, dabei ein etwas zahmer Gelehrter, der sich aber bei Gelegenheit doch auch zum „furor theologicus“ erheben konnte, wie ja sein Geschrei gegen die rebellischen Bauern und seine Billigung des durch den fanatischen Hierarchen Kalvin an dem armen Servet verübten inquisitorischen Mordes (1553) sattsam bewiesen. In strengem oder doch wenig modificirtem lutherischem Sinne wurden Melanchthons dogmatische und apologetische Arbeiten fortgeführt durch David Chyträus (1530 bis 1600), Johann Gerhard (1582—1637), Georg Kalixtus, Leonhard Hutter (1563—1616) und andere. Auf seiten der freieren, durch Zwingli vertretenen, reformirten Ansicht standen Johann Oekolampadius (Hausschein, 1488—1531), Martin Bucer (1491 bis 1551), Wolfgang Kapito (1478—1541), Heinrich Bullinger (1504—75) und andere. Von katholischer Seite wurde im dogmatischen Felde in Deutschland vorerst wenig geleistet und die bezüglichen Schriften Johann Ecks (1486—1545) und anderer können sich nicht im entferntesten mit der geistvollen und beredsamen Wirksamkeit messen, mittels welcher Bossuet im 17. Jahrhundert das Ansehen des Katholicismus in Frankreich wiederherstellte. Auch kommt durchaus keine deutsch-protestantische Polemik gegen die jesuitische Moraltheologie, wie solche in Deutschland Hermann Busenbaum (1600—63) entwickelte, derjenigen gleich, welche Bossuets großer Landsmann und Zeitgenosse Pascal in seinen unsterblichen „Lettres provinciales“ führte. Die überaus regsamen Mitglieder der Gesellschaft Jesu wussten in Deutschland dem Lutherthum insbesondere auf dem Gebiete praktischer Theologie Abbruch zu thun, wie namentlich die homiletisch-katechetische Autorschaft des Pater

Kanisius (1521—98) zeigte, welcher von seinen Ordensbrüdern der Ketzerhammer genannt wurde und seinen Katechismus dem lutherischen entgegensetzte. Das Fach der Kirchengeschichte wurde in Deutschland eigentlich erst begründet durch Gottfried Arnold (1665—1714), dessen „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie“ die Steifgläubigen hüben und drüben nicht wenig ärgerte.

Die unduldsame Verknöcherung der protestantischen Orthodoxie drängte schon frühe zum Mysticismus und Sektenwesen. In einer Zeit, von welcher der treffliche Epigrammatiker Logau mit vollem Rechte sagen konnte: „Luth'risch, päpstisch und kalvinisch, diese Glauben alle drei sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei“ — in einer solchen Zeit konnte es nicht fehlen, daß strebende Geister und fühlende Herzen von den kahlen Dogmen des Lutherthums unbefriedigt sich abwandten, um aus der Quelle zu trinken, welche schon die mittelalterliche deutsche Mystik aufgegraben hatte. Freilich stieg der theosophische Trank vielen so rasch in's Gehirn, daß dasselbe drehend wurde und wunderliche Phantasmen gebar. So trat die Mystik in den Schriften eines Kaspar Schwenkfeld (1490—1561), Valentin Weigel (1533—88) und anderer auf, bis sie in denen eines Quirinus Kuhlmann, welcher im fernen Rußland 1689 verbrannt wurde, geradezu zur Mistik ward [8]). Aber bedeutsam arbeitete der philosophische deutsche Gedanke in Jakob Böhm (1575—1624), dem theosophischen Schuster von Görlitz, der unter schmerzlichem ringen mit einer naiv unbeholfenen Sprache und Ausdrucksweise zuerst an die spekulativen Probleme heranzutreten wagte. Es ist eine wunderbare Kraft des sicheinsfühlens mit der Weltseele in den Schriften dieses Mannes, ein pantheistischer Hauch, der erwärmt und erquickt. Er stand jedoch zu vereinzelt und es fehlte ihm zu sehr an philosophischer Methode, um Einfluß auf das wissenschaftliche Leben gewinnen zu können. Erst mit Gottfried Wilhelm Leibnitz (1646—1716), durch welchen die moderne Philosophie, nachdem sie in den Italienern Bruno und Kampanella, in dem Engländer Bacon, in dem Franzosen Descartes und dem Juden Spinoza unsterbliche Verkündiger gefunden, gleichsam ankündigte, daß sie fortan Deutschland zu ihrem Lieblingssitze erwählen wollte, kam bestimmter Gehalt (idealistisch-monistische Weltanschauung) und festere Form in die philosophischen Studien. Die vielseitige gelehrte Thätigkeit des Mannes war überhaupt in engern und weiteren Kreisen vom bedeutendsten Einfluß. Auf dem philosophischen, historischen, mathematischen, physikalischen und staatsrechtlichen Gebiete hat er nachhaltige Anregungen gegeben. Er zuerst führte die deutsche Wissenschaft mit weltmännischem Takt aus dem Dunkel der Studirstuben hervor und in die Gesellschaft ein und endlich darf ihm auch dafür unser Dank nicht entstehen, daß er gegenüber der gelehrten Sucht und Mode

seiner Zeit, die Wissenschaft durch den Gebrauch der lateinischen Sprache vom Volk und Leben ganz abzulösen, die Muttersprache bei Lösung wissenschaftlicher Aufgaben empfahl. Noch entschiedener trat in dieser Beziehung der hellsehende Christian Thomasius (1655—1728) auf, der große Aufklärer des 17. Jahrhunderts, der in Weltweisheit und Jurisprudenz eine höchst wirksame rationalistische Thätigkeit entfaltete und die deutsche Sprache gleichsam officiell zur Sprache der Wissenschaft erklärte, indem er 1687 zum Entsetzen der gelehrten Perücken das erste deutschgeschriebene Programm zu Leipzig an's schwarze Brett schlug. Er war es auch, der die große Wahrheit aussprach, das „hölzerne" Joch des Papstthums sei durch das Lutherthum nur in ein „eisernes" verwandelt worden.

Zur nämlichen Zeit, als die deutsche Wissenschaft durch Männer wie Leibnitz und Thomasius im ursprünglichen Sinn und Geist des Protestantismus vorwärts geführt wurde, trat zu dem starren Bibelbuchstabengötzendienst in dem durch Philipp Jakob Spener (1635—1705) und August Hermann Francke (1663—1727) begründeten Pietismus ein sänftigendes Element, gegen welches sich aber jener mit der ganzen Gehässigkeit der Orthodoxie sträubte. Wie verderblich der Pietismus mit der Zeit für das deutsche Volksbewusstsein geworden, liegt klar am Tage und soll im dritten Buche mehr ausgeführt werden; allein zur Zeit seines entstehens war er dem verknöcherten Lutherthum gegenüber eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung und Speners oberster Grundsatz, daß die Religion Sache des Gemüthes sei und sein müsse, ist gar nicht zu bestreiten. Man muß außerdem den ersten Pietisten, namentlich Francke, nachrühmen, daß sie es waren, welche sich mit größtem Eifer einer bis dahin fast gänzlich vernachlässigten Sache annahmen, des Volksschulwesens nämlich. Auch in dieser Hinsicht zeigte der alte Pietismus im Verhältniß zu dem bettelstolzen lutherischen Polizeichristenthum einen demokratischen Zug auf. Das höhere, das sogenannte gelehrte, auf die Universitätsstudien vorbereitende Schulwesen hatte bei den Katholiken, wo es sich in den Händen der Jesuiten befand, wie bei den Protestanten, eine vorherrschend philologisch-theologische Richtung. Für gelehrte Normalschulen galten die von Valentin Trotzendorf (1490—1556) zu Goldberg, die von Michael Neander (1515—95) zu Ilfeld und die von Johann Sturm (1507—89) zu Straßburg regierten Anstalten.

Was in der Rechtswissenschaft und ihren verschiedenen Disciplinen (Natur-, Völker-, Staatsrecht u. s. f.) bis zum 18. Jahrhundert herab in Deutschland geleistet wurde, ging aus Anregungen hervor, welche aus der Fremde kamen. Wie Hugo Grotius, welcher zuerst die Principien der Rechtsphilosophie und des Natur- und Völkerrechts klar bestimmte, wie ferner Locke und Spinoza die rechtsgelehrte Autorschaft eines Leibnitz, Thomasius und insbesondere eines Samuel von Pufendorf (1632 bis

1694) weckten, so waren auch die staatswissenschaftlichen Theorien eines Machiavelli, Hobbes und Sidney von größerem oder geringerem Einfluß auf Deutschland, wo Johannes Limnäus (1592—1663), Pufendorf und Hippolytus a Lapide (B. Ph. von Chemnitz, 1605—78), ein heftiger Gegner der Anwendung römischer und byzantinischer Staatsgrundsätze auf die deutsche Reichsverfassung, sowie der Kompendienschreiber Johann Schilter (1632—1703) und andere auf diesem Felde arbeiteten. Die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Kriminalrechts, wie sie z. B. Benedikt Karpzov (1595—1666) und Peter Müller (1640—96) betrieben, fußte auf dem Kodex des Strafprocesses, welcher unter dem Namen der „Karolina" bekannt ist. Diese „peinliche Halsgerichtsordnung" ist eine auf Befehl Kaiser Karls V. 1532 unternommene Ueberarbeitung des durch Johann von Schwarzenberg am Anfange des 16. Jahrhunderts zusammengestellten fürstbischöflich-bambergischen Strafrechts. Die „Karolina" war ein Reichsgesetz, insofern nämlich in einer Zeit, wo das Princip der fürstlichen Landeshoheit bereits thatsächlich in die deutsche Reichsverfassung aufgenommen und die Einheit Deutschlands schon nur noch ein Bündel von Territorialsouveränitäten gewesen ist, überhaupt noch von einem Reichsgesetze die Rede sein konnte. Diese Halsgerichtsordnung war, obgleich sie uns wie ein Stück mittelalterlicher Barbarei vorkommen muß, dennoch für die Zeit ihrer Entstehung ein Vorschritt. Sie wollte, wie sich ein Mann vom Fach darüber ausdrückt, nicht etwa „ein neues Recht schaffen, sondern nur in der Gährung ihrer Zeit eine gemeinrechtliche Grundlage erhalten, indem sie einerseits dem reformatorischen Bedürfnisse der Zeit huldigte, aus welchem eben die Aufnahme des römischen Rechts hauptsächlich hervorgegangen war, andererseits aber von dem gesunden Kerne des einheimischen Rechts soviel als möglich zu retten suchte" [9]). In der strafrechtlichen Praxis war freilich von einem solchen „gesunden Kerne" wenig oder gar nichts zu spüren; es wäre denn, daß Gesundheit gleichbedeutend sein würde mit Rohheit. Die Strafrechtspflege ist nämlich im 16. Jahrhundert und im Reformationszeitalter überhaupt steinern-fühllos, ja wahrhaft raffinirt grausam gewesen. Die gräßlichsten Folterkünste übte sie mit Wollust, sogar an Kindern, an schwangern Frauen, an Kranken und an Wahnsinnigen. Man muß in die Folterkammern, auch in die Folterkammern lutherischer Städte und Staaten von damals hineinblicken, um zu erkennen, wie verlogen das herkömmliche Gerede von der Besserung und Milderung der Sitten durch das Lutherthum ist. Die bekannte deutsche „Gemüthlichkeit" heckte ja Marterscheusäligkeiten aus, wie die „ungemüthlichen" Franzosen und Italiener sie nicht scheusäliger erfinden konnten. Im Jahre 1570 kam man z. B. in Frankfurt a. M. auf den sinnreichen Einfall, einen standhaften Angeschuldigten, an welchem die üblichen Folterarten wirkungslos erschöpft

worden waren, dadurch zum Geständnisse zu bringen, daß man ihm eine Schüssel, unter deren Höhlung man eine Maus gesperrt hatte, auf den bloßen Bauch band. Die Herren Juristen von Frankfurt liebten es, ihre Erfindungsgabe auch inbetreff neuer Hinrichtungsarten glänzen zu lassen. Im Jahre 1588 wurde z. B. daselbst ein Jude an den Beinen aufgehenkt und rechts und links von ihm ein lebender Hund. Der eine der Hunde starb am sechsten, der Jude am siebenten, der zweite Hund am achten Tage. Gewiß ist es wahrhaft erquickend und tröstlich, wenn in die wüste Nacht solcher Gräueljustiz und Justizgräuel hinein und aus derselben Zeit herüber dann und wann ein Stral von menschlicher Empfindung leuchtet. So scheint es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Stadt Basel Rechtsbrauch gewesen zu sein, daß Kindermörderinnen gerettet werden durften, falls sie, von der Rheinbrücke in den Strom gestürzt, noch lebend unten beim Thomasthurme anlangten. Im Januar von 1567 fand man im Birsigloche am Kornmarktbrunnen den Leichnam eines neugeborenen Kindes. Als Mutter erwies sich Amalie, die Tochter des baseler Burgers Heinrich von Lübeck. Sie hatte dieses Kind mit dem Ehemann ihrer Schwester erzeugt, hatte es heimlich geboren, erwürgt und in den Birsig geworfen. Ihre Verurtheilung, lebendig begraben zu werden, wurde aber, wie in den Akten steht, „von den Pfaffen abgebätten und sie dafür zum erträncken kondemniret". Auf der Rheinbrücke stimmte sie den Psalm an: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir!" und wurde dann durch den Henker gebunden und hinab in's Wasser geworfen. Beim Thomasthurme drunten lös'ten etliche an's Ufer gelaufene Frauen der noch lebenden Missethäterin die Stricke und zogen sie an's Land. Sie wurde begnadigt und fand später sogar einen Mann. Im Jahre 1588 widerfuhr einer Dienstmagd dasselbe.

Begreiflich ist übrigens, daß bei den damals gäng und gäben Ansichten nur in einer brutalen Strafjustiz Schirm und Schutz gegen brutale Laster und Verbrechen gesucht wurde. An solchen war fürwahr kein Mangel. Da ist uns z. B. in dem Tagebuch des nürnberger Scharfrichters Meister Franz, welches in den letzten Jahrzehnten des 16. und in den ersten des 17. Jahrhunderts aufgezeichnet wurde, ein abschreckendes Bild damaliger Laster- und Frevelhaftigkeit entrollt. Besonders in geschlechtlicher Beziehung bezeugt uns Meister Franz furchtbarste Verirrungen des zügellosen Triebes. Bigamie, Sodomie, Incest, an Kindern verübte Nothzucht kommen häufig vor; ebenso nicht selten Giftmordsversuche liederlicher Frauen, von denen gar eine mit dem eigenen Vater Ehebruch treibt, wesshalb sie denn auch lebendig verbrannt wird. — In das Civilrecht, unter dessen frühesten Bearbeitern der schon genannte Karpzov abermals erscheint, gingen immer mehr Bestimmungen des römischen Rechtes ein; jedoch konnte die Basis des altgermanischen Proceßrechtes nicht ganz

verlassen werden, wie insbesondere die im J. 1555 revidirte und verbesserte Reichskammergerichtsordnung beweist. Ueber das Lehnrecht hat der fleißige Schilter das erste Kompendium geschrieben. Wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Handelsrechte kam in Deutschland noch nicht vor und über das Wechselrecht hat erst Johann Gottlieb Siegel (1699—1755) eine Arbeit von Bedeutung geliefert.

Sofern kritische Schärfe und Unparteilichkeit der Forschung einerseits und künstlerische Behandlung des Stils andrerseits die eigentliche Geschichteschreibung begründet, findet sich eine solche erst im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland vor. Allerdings regte das Reformationszeitalter die historische Kritik an und rief die Bekanntschaft mit den Historikern des Alterthums die Nachahmung ihres Stils hervor; allein die deutschen Geschichteschreiber jener Zeit, welche kritischen Sinn, umfassenden Blick und künstlerische Form in sich vereinigten, schrieben in der Sprache der Gelehrten, schrieben lateinisch. So, um nur zwei der hervorragendsten Beispiele anzuführen, der berühmte nürnberger Humanist Wilibald Pirkheimer (1440—1530, „Historia belli Suitensis“) und Johannes Sleidanus (Philipson, 1506—56, „De statu religionis et reipublicae Carolo V Caesare commentarii“). Die Geschichtschreibung in deutscher Sprache bewegte sich zunächst noch ganz in Haltung und Form der mittelalterlichen Chronik, auch da, wo sie, wie in der „Chronika, Zeytbuch und Geschychtbibel von anbegyn bis auf das jar 1531“ von dem geisteshellen Sprüchwörtersammler Sebastian Frank (st. 1545), dessen Thätigkeit nachmals Wilhelm Zinkgref (st. 1635, „Apophthegmata der Teutschen“) fortsetzte, die Universalhistorie zum Vorwurfe nahm. Von populären Specialchronisten des 16. Jahrhunderts sind anzuführen: Johann Thurnmayer-Aventinus (Baierische Chronik), Thomas Kantzow (Pommersche Chronik), Johann Köster (Ditmarsische Chronik), Johann Petersen (Holsteinische Chronik), Lukas David (Preußische Chronik) und der schweizerische Herodot, Egidius Tschudi aus Glarus (1505—72), der in seiner „Chronik Loblicher Eydgnossschaft“ den naivsten und belebtesten Volksstil, freilich aber auch die Phantastik willkürlicher Mythenbildnerei entfaltete. Georg Rüxner überlieferte der Sittengeschichte in seinem „Thurnierbuch“ (1579) die ritterlichen Gebräuche des Mittelalters, Adam Reißner gab in seiner „Historia der Herren Georg und Kaspar von Frundsberg“ (1572) eine höchst anschauliche Schilderung des Kriegswesens der Reformationsperiode. Aus der nämlichen Zeit besitzen wir drei sehr wichtige Memoirenbücher, die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen (zuerst gedr. 1731), die Selbstbiographie des Ritters Hanns von Schweinichen (A. v. Büsching 1820) — beide von uns schon früher angezogen — und die Denkwürdigkeiten des Bartholomäus Zastrow (1520—1603, A. v. Mohnike 1823). Zu

diesen stellt sich noch der wackere Sebastian Schertlin von Burtenbach (st. 1577) mit seinen für die Geschichte jener Zeit dankenswerthen Briefen (A. v. Herberger 1852). Auch die Hilfewissenschaften der Historik, Genealogie, Heraldik, Chronologie, Numismatik, fanden allmälig Pfleger und Sebastian Münster (1489—1552) zeigt in seiner „Kosmographei" die verworrenen Anfänge statistischer und geographischer Thätigkeit. Auf der Gränzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts finden wir wichtige historische Werke noch immer lateinisch verfasst, wenn auch bald übersetzt, wie z. B. die „Schwäbische Chronik" des Martin Krusius (1526—1607). Doch schrieben von da ab mehrere ausgezeichnete Historiker deutsch, wie Sigmund von Birken („Oesterreichischer Ehrenspiegel", 1668) und der für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges so äußerst bedeutende Franz Christoph Graf von Khevenhiller („Annales Ferdinandei", 1640 flg., 12 Foliobände [10]). Ein Seitenstück zu den ferdinandischen Jahrbüchern bilden die einundzwanzig mit trefflichen merian'schen Kupferstichen gezierten Folianten des Theatrum Europaeum (1635—1738), auf welches wir schon beim Zeitungswesen zu sprechen gekommen sind. Durch Pufendorfs „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten" (1682) wurde der Behandlung des geschichtlichen Stoffes im Sinne der neueren Zeit zuerst Bahn gebrochen und so sehen wir durch ihn wissenschaftliche Methodik in die deutsche Geschichtschreibung eingeführt, wie Khevenhiller derselben die diplomatische Kenntniß der politischen Händel und Geschäfte zubrachte.

Minder sichtbar und rasch waren die Vorschritte unserer Altvorderen in den Naturwissenschaften. Manche derselben lagen fast bis in's 18. Jahrhundert herein brach und auf den früher angebauten Feldern wucherte das Unkraut alchymistischer Träumereien und Gaunereien auf's üppigste. Das Mittelalter hatte der neueren Zeit eine Art Naturphilosophie vermacht, welche Astrologie, Alchymie und Magie (die weiße, im Gegensatz zur schwarzen, wovon im folgenden Kapitel die Rede sein wird) in sich begriff. Die Astrologie trieb bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts mit Horoskopen, Nativitäten und Prognostikationen ihren gelehrten Hokuspokus, war aber harmloser als die Alchymie, welche mit ihrem Stein der Weisen, ihrer Goldtinktur, ihrem Transmutationspulver der Vernirtheit und Geldgier so große Summen abgelockt hat. Von der grauesten Vorzeit her sollte, so lautete die alchymistische Fabel, durch eine Reihenfolge von „Adepten" das Geheimniß des Lebenselixirs, dessen Verjüngungswunder so viele Märchen des alten Orients preisen, sowie das der Verwandelung unedler Metalle in das edelste der späteren Zeit überliefert worden sein und es werden uns noch im 17., ja sogar, wie wir im dritten Buche sehen werden, noch im 18. Jahrhundert Männer vorgeführt, von welchen mit Bestimmtheit versichert wird, daß sie den Stein

der Weisen und das Transmutationspulver besessen hätten. Eine Menge von Leuten beschäftigten sich auch in Deutschland mit der Aufgabe, in den Besitz dieser Arkana zu gelangen, und machten dadurch sich und andere arm und toll. Noch größer war die Anzahl derjenigen, welche die Goldkocherei als Industrieritter betrieben und die keineswegs so ehrlich waren wie der berühmte Heinrich Kornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535), welcher, nachdem er sich sein Lebenlang mit der „Occulta philosophia“ beschäftigt hatte, zuletzt in seinem Buche „De scientiarum vanitate“ offen erklärte, es sei das alles nur Dunst und Wind. Die an den Höfen herumziehenden, von den bei der Steigerung höfischer Prachtliebe stets um Geld verlegenen deutschen Fürsten anfangs mit offenen Armen aufgenommenen Goldmacher gaben ihr Handwerk meist nur auf, wenn es ihnen auf unsanfte Weise gelegt wurde, d. h. wenn die betrogenen fürstlichen Patrone ihre goldkochenden Schützlinge henken ließen. So ließ z. B. 1597 der Herzog Friedrich von Wirtemberg den Schwindler Georg Honauer, mit einem Kleide von Goldstoff angethan, an einem Galgen sterben, welcher aus den Eisenstangen errichtet war, die der Delinquent in Gold zu verwandeln versprochen hatte, und gesellte ihm, abermals betrogen, später noch drei Kollegen. Uebrigens wurden, wie in Deutschland über alles und jedes, viele dicke Folianten und Quartanten über das Geheimniß der Goldmacherei geschrieben, deren Inhalt einen namhaften Beitrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit liefert[11]). Selbst entschieden wissenschaftlich organisirte Köpfe, wie Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim (1493 bis 1541), ließen sich durch die alchymistischen Dünste trüben. Dieser vielgewanderte Mann von wahrhaft genialen Anlagen war sonst unstreitig der bedeutendste Arzt und Chemiker seiner Zeit, der namentlich durch seine Findungen in der Chemie, die dann durch Georg Agrikola (1494—1555), Thomas Lieber (1523—83) und andere fortgeführt, erweitert und kritisirt wurden, eine neue Epoche der deutschen Heilkunst begründete, ungeachtet manche seiner Ansichten höchst paradox, marktschreierisch und komisch klingen („die vier Hauptsäulen der Medicin sind Kabbala und Magie, Chemie, Astrologie und — Tugend“). Er hat durch sein chemisch-mediciniſches System, dem der theosophische Gedanke, daß das allbeseelende Leben die Einheit des Universums vermittele, zu Grunde liegt und das ein Jahrhundert später durch den Belgier Helmont vollendet wurde, der rohen, auf Galen und Avicenna gestützten Empirie ein Ende gemacht und ist insofern nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa von Bedeutung gewesen. Zu einem rationelleren Betriebe der Chirurgie hat besonders Felix Würtz durch seine „Praktika der Wundarznei“ (1563) den Anstoß gegeben. Mineralogie, Geognosie und Geologie haben in Deutschland begründet der vorhin erwähnte Agrikola

und entschiedener noch der große Polyhistor Konrad Gessner aus Zürich (1516—65), welcher außerdem auch für die Zoologie und Botanik die wirksamsten Anregungen gab.

Daß auch an dem neuen Aufschwunge der mathematischen Wissenschaften, wie er zu Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts von Italien ausging, die Deutschen mit Kraft und Erfolg sich betheiligen würden, verbürgten schon die Arbeiten eines Georg Peurbach (1423 bis 61), eines Johann Regimontanus (Müller, geb. 1436) und eines Albrecht Dürer, welcher gleich seinem großen Zeitgenossen Leonardo da Vinci dem Genius des Malers den des Mathematikers gesellte. Aber dieser und anderer mathematische und astronomische Leistungen wurden überglänzt durch die großen Entdeckungen des Nikolaus Kopernikus (Köpernik, aus Thorn in Westpreußen, 1473—1543) und des Johann Kepler (aus Weil der Stadt in Schwaben, 1571—1630), die mit dem Dänen Tycho de Brahe, dem Italiener Galilei und dem Engländer Newton das mathematische und astronomische Fünfblatt bilden, welches dem Menschenauge über den beschränkten Horizont der Bibel hinaus in die Unermesslichkeit des Weltalls das schauen eröffnet hat. Nach dreißigjähriger Arbeit hatte Köpernik sein System der Himmelsbewegungen vollendet („Libri sex de orbium coelestium revolutionibus“, 1543), welches die Weltanschauung wahrhaft revolutionirte, indem es statt der Erde die Sonne als Mittelpunkt der Welt nachwies, und nach siebzehnjähriger Anstrengung fand Kepler die nach ihm benannten drei Gesetze der Planetenbewegung (die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren Brennpunkte die Sonne sich befindet; die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen; die Bewegung in der Ellipse geschieht so, daß in gleichen Zeiten gleiche Räume beschrieben werden). Damit „war Einfachheit und Harmonie in dem Weltsysteme hergestellt“, und wie die vereinigte Opposition des Humanismus und des bibelgläubigen Protestantismus gegen das Papstthum der katholisch-romantischen Weltansicht ein Ende bereitet hatte, so neigte sich unter Einwirkung der Opposition, welche von den mathematischen und Naturwissenschaften ausging, die protestantisch-theologische allmälig ihrem Ende zu, um der philosophischen, der menschlich-freien platzzumachen.

Vorerst freilich beherrschte noch die Theologie das gesammte gelehrte deutsche Wesen, zu dessen socialen Gestaltungen wir uns jetzt wenden. — Schon im ersten Buche ist der Stiftung der ältesten Universitäten, Prag und Wien gedacht worden. Ihnen folgten bis zum 18. Jahrhundert: Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1415 oder 1419, Freiburg im Breisgau 1430 oder 1457, Greifswald 1456 oder 1460, Basel 1459, Ingolstadt 1459 oder 1472,

Tübingen 1477, Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt a. d. Oder 1505, Marburg 1527, Königsberg 1544, Jena 1548, Dillingen 1554, Helmstädt 1575, Altdorf 1578, Gießen 1607, Paderborn 1614, Rinteln 1621, Kiel 1665, Innsbruck 1672, Halle 1694, womit die Reihe der älteren Hochschulen, von denen später einige eingingen oder verlegt wurden, geschlossen war. Bis zur Reformation waren auf den Universitäten die Lehrvorträge nach scholastischen Principien eingerichtet gewesen; von da ab machte sich die freiere, auf die humanistischen Studien gestützte Richtung so sehr geltend, daß sich sogar die katholischen Hochschulen, obgleich unter der Leitung von Jesuiten stehend, dem Einflusse derselben nicht ganz entziehen konnten und ihr wenigstens formale Zugeständnisse machen mussten. Ja, es kam sogar vor, daß die Weltklugheit der Gesellschaft Jesu auf den katholischen Universitäten der religiösen Intoleranz weniger Spielraum einräumte, als dieser auf protestantischen eingeräumt war. Ein merkwürdiger Brief eines Studenten aus Ingolstadt aus den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts beweist dies klärlich. Die protestantischen akademischen Hörsäle widerhallten lange Jahre hindurch von den widerwärtigsten, gewöhnlich noch dazu im unflätigsten Schimpftone geführten trinitarischen, synergistischen, adiaphoristischen, kryptokalvinistischen Zänkereien und die neue Theologie machte der scholastischen vielfach den Ruhm streitig, in der Beschäftigung mit dem absurden das menschenmögliche geleistet zu haben. Der wüthende Haß, womit die Herren Theologen der verschiedenen protestantischen Sekten sich verfolgten, würde seiner grobianisch-rüpelhaften Auslassungen wegen mitunter grotesk-komisch gewesen sein, wäre der ganze Blödsinn solcher gegenseitiger Bethätigung der christlichen Liebe nicht von so unheilvollen Folgen für das Leben und für die deutsche Kultur begleitet worden. Die theologischen Zänker und Stänker verpesteten mit dem giftigen Streit um hüben und drüben gleich kretinische Dogmen selbst das innerste Heiligthum des Familienlebens und brachten es glücklich dahin, daß sogar verständigste Männer und Frauen dem theologischen Moloch ihre besten Gefühle zum Opfer brachten. Erlebte man es doch, daß die sonst so treffliche, von uns mehrfach rühmend angezogene Kurfürstin Anna von Sachsen, deren älteste Tochter Elisabeth den kalvinistischen Pfalzgrafen Johann Kasimir geheiratet hatte, in ihrem lutherischen Fanatismus an ihre genannte Tochter, als diese mit einem todten Kinde niedergekommen war, am 20. Februar von 1585 einen mütterlichen Trostbrief schrieb, worin es hieß, es sei besser, daß das liebe Kind vor der Geburt gestorben, als daß dasselbe, so es gelebt hätte, „mit falschem, gottlosem Irrthum in der Religion hätte können befleckt werden.“ Die fromme lutherische Großmutter wollte also ihr Enkelkind lieber todt als kalvinistisch sehen. Echt fromm das! So ein „erweckliches“ Wunder von Entmenschung, wie nur der Glaube sie wirkt.

Das Bestätigungsrecht der Universitäten war im Mittelalter beim Papste gewesen. Die Protestanten anerkannten ein Bestätigungsrecht des Kaisers, welches aber beim wachsen der Territorialsouveränität allmälig auf die Landesfürsten überging, wenigstens de facto. Zur Reformationszeit gründeten mehrere deutsche Fürsten Hochschulen als Stützpunkte der neuen Lehre, als deren Metropole lange Wittenberg galt, wo Luther und Melanchthon lehrten. Aus der Stiftung von Universitäten durch die Fürsten folgte, daß die an denselben wirkenden Professoren als fürstliche Diener angesehen und als solche bezahlt wurden, während sie früher auf das Honorar für ihre Vorlesungen angewiesen waren. Die Gehalte waren indessen, auch wenn man nicht den Maßstab der Einnahmen gesuchter Universitätslehrer unserer Tage daran legt, sehr bescheiden, wobei freilich berücksichtigt werden muß, einestheils daß andere Beamte noch viel schlechter bezahlt wurden (es gab z. B. Prediger mit 36 Gulden Jahrgehalt), anderntheils, daß die Lebensmittel durchschnittlich sehr billig waren (in Wittenberg z. B. soll eine einzelne Person ihre jährlichen Nahrungsbedürfnisse im Jahre 1507 mit 8 Goldgulden haben bestreiten können). Der Gesammtetat der Universität Königsberg betrug blos 3000 Gulden jährlich, der von Wittenberg 3795 Gulden. Luther und Melanchthon bezogen als dortige Professoren jährlich 200 Gulden und höhere Gehalte gab es nicht. Der erste Professor der juristischen Fakultät hatte ebenfalls 200 Gulden, der zweite 180, der dritte 140, der vierte 100 Gulden; der erste Lehrer der Medicin hatte 150, der zweite 130, der dritte 80 Gulden; in der philosophischen oder, wie sie damals hieß, „artistischen" Fakultät waren nur die beiden Professoren der hebräischen und griechischen Sprache jeder mit 100 Gulden besoldet, die übrigen erhielten nur 80, der Pädagog nur 40. An der Universität Wien hatte im J. 1514 ein Professor der arabischen und griechischen Sprache 300, ein Professor der Medicin 150 Gulden Gehalt. Mit solchen Gehalten, wozu allerdings noch die Kollegiengelder der Studenten und die Disputationsremunerationen kamen, mussten die Professoren sich und ihre Familien erhalten und außerdem noch ihre Bedürfnisse an Büchern bestreiten, denn für öffentliche Bibliotheken geschah nur spärliches; die Universitätsbibliothek zu Wittenberg durfte z. B. jährlich für 100 Gulden Anschaffungen machen. Es ist daher kein Wunder, wenn die gelehrten Korrespondenzen damaliger Zeit von Klagen über Armuth, Hunger und Schulden wimmeln und die ganze gelehrte Welt einen Anstrich von Bettelhaftigkeit erhielt. Wer von den Gelehrten zu ehrlich war, an fürstlichen Höfen den astrologischen oder alchymistischen Schwindler zu machen, suchte sich mit Dedikationen zu helfen. Das Dedikationswesen wurde dann auch so weit getrieben, daß einige Gelehrte die einzelnen Kapitel ihrer dickleibigen Bücher vermöglichen Privatpersonen und außerdem das ganze Werk noch einem im Geruche

des Mäcenatenthums stehenden Fürsten widmeten. Ein solcher war insbesondere der Herzog Albrecht von Preußen, dem nachgerühmt werden muß, daß er für Wissenschaft und Kunst einen theilnehmenden Sinn bewies und die zahllos an ihn einlaufenden gelehrten Bettelbriefe selten ohne klingende Erwiderung ließ. Freilich, die gelehrten Gaukler wussten sich trefflich zu helfen, wie das Beispiel des Paracelsisten Leonhard Thurneysser zeigt, den der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg zu seinem Leibmedikus bestellte, der ein Jahrgehalt von 1352 Thalern bezog und zudem mit Nativitätstellen, Kalendermachen und Goldmacherprojekten so viel verdiente, daß er in prächtigen Kleidern einherging, Edelknaben in seinem Dienste hatte, in einem Viergespanne fuhr und in Berlin ein glänzendes Haus machte. Wer von den Gelehrten nicht solche thurneysserisch-weltmännische Eigenschaften besaß, den quälte nicht nur des Lebens Nothdurft, sondern es machten ihm auch alle jene kleinen Leiden, Erbärmlichkeiten und Bosheiten schwer zu schaffen, welche ja noch jetzt unter den gelehrten Herren unserer Hochschulen zu Hause sein sollen. Zur Brotnoth kam der kleinlichste Brotneid und hatten insbesondere die jüngeren aufstrebenden Docenten viel von den alten Fakultätsherren zu leiden, welche den Senat oder das sogenannte Konsistorium der Universitat bildeten. Endlich war auch schon zur Reformationszeit das in unseren Tagen so beliebte Gemaßregel akademischer Lehrer wohlbekannt und den brutalsten Fall dieser Art erlebte der jenenser Theolog Striegel, welchen, weil er seinem Kollegen Flacius gegenüber an der melanchthon'schen Auffassung des protestantischen Lehrbegriffes festhielt, die Fürsten von Weimar auf anstiften des Flacius 1559 bei Nacht und Nebel wie einen Räuber und Mörder aus dem Bette reißen und unter infamer Misshandlung seiner Frau in's Gefängniß führen ließen.

Die Zahl der Universitätslehrer war namentlich im 16. Jahrhundert noch eine sehr beschränkte. Im Jahre 1536 hatte Wittenberg im ganzen zweiundzwanzig Docenten, Jena 1564 nur sechszehn, Königsberg bei seiner Stiftung gar nur dreizehn. Demnach musste auch der Kreis der Universitätsstudien in damaliger Zeit ein kleiner sein. Auf den meisten Hochschulen ging dem anhören der Fachkollegien (Lektionen oder Exercitien nannte man sie) eine von den neueintretenden Studenten durchzumachende Lehrzeit in den sogenannten Pädagogien voraus, wo insbesondere lateinische Grammatikalstudien getrieben wurden. Waren diese überstanden, so empfing den Studirenden in den eigentlichen Fakultäten eine ziemlich große Dürre. Denn auf den meisten deutschen Universitäten wurde in der Theologie, mit gänzlicher Vernachlässigung ihrer praktischen Theile und der Kirchengeschichte, nur über Dogmatik und Exegese gelesen; in der juristischen Fakultät über die Institutionen, den Kodex, die Pandekten und die kanonischen Dekretalien; in der medicinischen über die

Schriften des Hippokrates, Galenus und Avicenna, wozu dürftige Notizen über Anatomie, Diagnose und Pharmacie kamen; in der philosophischen über einige griechische und römische Autoren, Dialektik, Rhetorik, Moral, Mathematik und Physik. Die Geschichte wurde fast gänzlich hintangesetzt und auch da, wo sich etwa Lehrstühle dafür fanden, höchst geistlos behandelt. In jeder Fakultät war jedem Docenten der Gegenstand seiner Vorlesungen, sowie die Anzahl und die Zeit der Stunden, streng und bestimmt vorgezeichnet. Die akademischen Lehrer konnten sich jetzt bei weitem nicht mehr so frei bewegen wie im Mittelalter. Sie mussten sich in allem und jedem nach dem Willen und Wohldünken ihrer fürstlichen Besolder richten und daher sehen wir seit der Reformation in der gelehrten deutschen Welt jenen Professorenservilismus einreißen, welcher unserem Lande zu eben so großer Schande gereicht, als ihm hinwiederum die vielen Träger wissenschaftlicher Selbstständigkeit, Gesinnungstreue und Freimüthigkeit zur Ehre gereichen. Die bedeutenden Lücken, welche der enggezogene Kreis der akademischen Vorträge in der Bildung der Studirenden ließ, suchte man durch häufige Deklamir- und Disputirübungen nach Kräften auszugleichen. Die letzteren mussten überhaupt häufig den Mangel einer wissenschaftlichen Presse, wie unsere Zeit sie besitzt, ersetzen [12]).

Was die Frequenz der Universitäten betrifft, so war sie natürlich sehr schwankend und verschieden und hing insbesondere von dem kommen oder gehen berühmter Lehrer ab. Heidelberg z. B. war 1546 so verkommen, daß die Universität ganz eingehen zu wollen schien, Jena hatte 1564 bloß fünfhundert Studenten, Wittenberg dagegen 1549 tausend, bald darauf zweitausend und 1561 gegen dritthalbtausend; vom Jahre 1502 bis zum Jahre 1677 waren daselbst 75,528 Studenten inskribirt gewesen. Wer die Mittel besaß, dehnte sein Studentenleben in jenen Zeiten auf eine viel längere Reihe von Jahren aus als heutzutage. Sieben, acht, zehn, zwölf Jahre Student zu sein war nichts ungewöhnliches. Es gab aber wahre Ungeheuer von bemoosten Häuptern, wie jener Heinrich Oel eins gewesen, der 1638 als leipziger Student starb, nachdem er gerade hundert Jahre alt geworden. Bemerkenswerth ist auch der damalige Brauch, das Rektorat der Universitäten den Landesfürsten zu übertragen, wie z. B. in Jena geschah, oder an vornehme Edelleute, die gerade an der Hochschule studirten. Da gab es dann mitunter ganz blutjunge Rektores, die der akademischen Genossenschaft wohl in Saus und Braus, weniger aber im Studium vorleuchteten. Ergötzlich sind z. B. die Briefe, welche der junge Graf Christoph von Henneberg, der 1525 zum Rektor der Universität Heidelberg gewählt worden, nach Hause und an seine Freunde schrieb, deren einen, einen Kanonikus zu Würzburg, er ersuchte, ihm ein Faß vom „besseren und edleren Wein“ zu schicken, daß er

damit seine heidelberger Gönner ehrte und ergötzte. Seit der Reformationszeit war es überhaupt adelige Gewohnheit, die jungen Leute mit Hofmeistern und Bedienten auf die hohen Schulen zu schicken, wo sie dann mit „bankettiren, prangen und schwelgen" gemeiniglich ein großes Wesen machten, aber auch einen ritterlich-romantischen Ton im Gange erhielten. Nach dem dreißigjährigen Kriege, als der deutsche Adel sich zum Affen des französischen machte, wich diese Sitte allmälig der jedenfalls schlechteren, die Junker zu ihrer Ausbildung nach Paris zu senden.

Aber nicht allein die Anwesenheit des jungen Adels auf den Universitäten verschaffte dem Studentenleben einen „ritterlichen" Charakter. Die deutsche Studentenschaft hat überhaupt die Romantik des versinkenden Mittelalters und damit auch ein sehr großes Stück mittelalterlicher Rohheit mit in die neuere Zeit herübergenommen. Es ist, wo die letztere nicht zu sehr vorschlägt, eine ritterliche Stimmung in dem Studententhum, ein romantischer Klang, welcher erst in unsern Tagen leise zu verklingen beginnt, seit es dem Bureaukratismus gelungen, die deutschen Universitäten ganz unter seine Zucht und Aufsicht zu nehmen und da, wo früher aus Jünglingsherzen das heilige Feuer der Freiheit aus allem verdüsternden Rauch und Qualm doch immer wieder rein und schön hervorloderte, die gesinnungsloseste, jämmerlichste Aemtersucht als Banner aufzupflanzen. Im 16., 17. und 18. Jahrhundert war wenigstens von solcher Knickung und Verkrüppelung der Jugend keine Rede. Man ließ sie brausen und damals hatte die Unterscheidung zwischen Burschen und Philistern wirklich einen Sinn [13]. Schon in seiner Kleidung wollte der Student etwas besonderes haben und trieb daher die herrschende Kleidermode namentlich im 17. Jahrhundert gern in's phantastische. Der flotte Bruder Studio ging einher in Spitzbart und langem Haar, auf welchem ein Schlapphut mit Federbusch trotzig in die Stirne gerückt war. Ein breiter Halskragen war über das geschlitzte Wamms geschlagen, über welchem ein weiter Aermelmantel getragen wurde. An die weiten Pluderhosen schlossen sich bespornte Stiefeln mit offenen, die Waden zeigenden Stulpen an. Das Stammbuch, eine echt akademische Erfindung, durfte dem Gürtel nicht fehlen. Ein Stoßdegen oder Hieber von gewaltiger Länge und mit enormem Stichblatt, sowie die bald vom deutschen Studenten unzertrennliche Tabakspfeife und auf Wanderungen ein tüchtiger Knotenstock vollendeten die Ausrüstung des Burschen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts jedoch hatte er sich äußerlich sehr verwandelt. Da trug er auf langfrisirtem Haar einen dreieckigen Hut und war angethan mit einem breitschößigen, mit Stickereien und thalergroßen Knöpfen verschwenderisch ausgestatteten Rocke mit Aermelaufschlägen, die bis zum Ellbogen reichten, ferner mit kurzen schwarzen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen und führte einen Paradedegen.

Der Kontrast zwischen dem Leben armer und reicher Studenten war in früheren Zeiten noch greller als heutzutage. Arme Teufel mussten sich mit kärglichen Stipendien und mit informiren („kalmeusen") durchhelfen. Wir haben einen rührenden Brief von einem Stipendiaten, welcher 1620 die Universität Jena bezog und mit einem Stipendium von sechszig Gulden zwei Jahre ausreichen sollte, während doch in der Stadt damals alles ungewöhnlich theuer war, so daß 1 Pfund Brot 1 Groschen, 1 Maß Bier 1 Groschen, ein paar Schuhe 5 Gulden und ein Paar Stiefeln gar 10 Gulden kosteten. Da musste dann eine „Famulatur" aushelfen, welche er bei zwei reichen Kommilitonen erhielt. Ganz anders lauten die Berichte von der Lebensweise vermöglicher Burschen damaliger Zeit und ein besonders anschauliches Bild von dem studentischen treiben liefert Dürrs Studentenroman, betitelt „Geschichte Tychanders", welcher 1668 erschien. „Nachdem ich — erzählt der Held den Beginn seiner akademischen Laufbahn — meine Jünglingsjahre erreichet und nun gesonnen war, wiewohl mit noch nicht recht flücken Federn, höher zu fliegen, absonderlich den verhassten Schulzwang mit der akademischen Freiheit, womit ich schon lange schwanger gegangen, einmal zu vertauschen, erhielt ich, doch wider meiner Lehrer Rath, durch vielfältiges anhalten meiner Mutter, daß mein Vater mich annoch bart- und federlos dahin sandte. Ich reis'te fort, langte an und grüßte sobald bei meiner Ankunft die pindischen Schwellen mit einem gewöhnlichen Pennalschmause, wurde auch mit üblichem Willkomm, damit man der Zeit die neuen Ankömmlinge zu beschenken pflegte (Ohrfeigen und Nasenstüber mein' ich), von denen alten Pennälen, vornehmlich meinen Landsleuten, gar höflich empfangen. Gedachte meine Landsleute, weil sie gut Geld bei mir wussten, unterließen nicht, mich zum öfteren zu besuchen (beschmausen nennen's die Pennäle), wodurch sie denn meinen Beutel in kurzer Zeit seines Eingeweides ziemlich entledigten. Ich verbracht solch Probejahr nach gewöhnlicher Pennalweise, ohne Gott, ohne Gewissen, ohne Gebet in lauter wüstem heidnischem Fastnachtleben. Zwar was sag ich heidnisch? Wo ist bei Heiden ein solch verteufelt Leben jemals geführt worden? Fressen, saufen, gassaten gehen, sich mit Steinen balgen, Fenster einwerfen, Häuser stürmen, ehrliche Leute durchhecheln, neue Ankömmlinge vexiren, beschmausen und recht räuberischer Weise ihrer armen Eltern Schweiß und Blut helfen durch die Gurgel jagen war meine tägliche Arbeit: um das studiren bekümmerte ich mich nicht, ich hatte genug andere Possen zu thun. Daneben aber wurde des buhlens keineswegs vergessen, denn weil die Pennäle unverschämt waren und keine großen Komplimenten gebrauchten, sondern fein gleich zugingen, waren sie bei denen leichtfertigen Weibspersonen desto angenehmer und hatten viel freieren Zutritt und Paß bei ihnen als andere."

Es ist im vorstehenden des Pennalismus gedacht worden, eines Unfugs der akademischen Sitte, welcher so viel Unheil anstiftete, daß er zahllose „Pönalmandate“ veranlasste und sogar als eine nationale Plage auf einem Reichstage zur Sprache kam. Ausbildner des Pennalismus waren insbesondere die fahrenden Schüler, deren schon im ersten Buche gedacht worden und die später die charakteristischen Namen Vaganten, Lyranten und Bakchanten erhielten. Diese nichtstudirenden Studenten waren die Lehrer jenes mysteriösen Kodex studentischer Bräuche, welcher, wenn auch in gemilderten Formen, unter dem Titel „Komment“ noch jetzt auf deutschen Hochschulen zu Recht besteht. Pennal (von der Federbüchse des Schulknaben) hieß der angehende Student und das Pennaljahr war eine Zeit harter Geduldprüfung für ihn, denn er war während desselben in Wahrheit nur der hartgeplagte Hörige seiner älteren Kommilitonen. Selbst die Loszählung vom Pennalismus, das sogenannte deponiren, war eine arge, in thatsächliche Misshandlung ausartende Quälerei, die unter allerlei possenhaften Ceremonien vor sich ging und wobei dem Kandidaten mit Beil, Hobel und Säge, mit Kamm, Scheere und Raspel, mit Ohrlöffel, Bohrer und Bartmesser hart zugesetzt wurde. Diese Instrumente von enormen Dimensionen wurden auch in späterer Zeit noch lange den neuankommenden Studenten zu ihrem nicht geringen Schrecken vorgezeigt. War die Qual, welche oft die Gesundheit des Gequälten vollständig ruinirte, manchmal sogar baldig den Tod nach sich zog, vorüber, so hieß der bisherige Pennal ein Schorist (vom scheeren, weil ein geschorener und nun selbst zum scheeren anderer qualifizirter?), was später in Jungbursch umgewandelt wurde, wie auch an die Stelle des Pennals der Fuchs trat. Dieses noch jetzt berühmte Epitheton verdankt seinen Ursprung dem Professor Brisomann, welcher von der lateinischen Schule zu Naumburg nach Jena berufen worden war. Er trug als ein gravitätischer Pedant selbst im Sommer einen mit einem Fuchspelz verbrämten Mantel und so nannten ihn die Studenten einen Schulfuchs, was hernach auf jeden frisch aus der Schule kommenden Neustudenten überging. Neben dem Pennalismus leisteten besonders die Landsmannschaften der studentischen Sitte und Unsitte Vorschub. Schon frühe unterschieden sich die Mitglieder der Landsmannschaften, zu welchen die mittelalterlichen „Nationen“ allmälig geworden, durch verschiedene Abzeichen, Farbe des Federbusches, Bänder u. dgl. m. Sie übten unter sich eine gewisse Gerichtsbarkeit aus, vertraten die Interessen der Studentenschaft den Regierungen und dem Philisterium gegenüber oder überwachten und förderten vielmehr die studentische Duellwuth. In dem Korporationsgeiste der Landsmannschaften lagen hauptsächlich die stets üppig wuchernden Keime der furchtbaren Studentenkrawalle jener Tage. Im Jahre 1510 holten die erfurter Studenten einen der ihrigen, welcher Diebstahls halber gerädert werden

sollte, mit Gewalt vom Schaffote herunter und brachten ihn glücklich davon; im Jahre 1521 wüthete ebenfalls zu Erfurt ein förmlicher Studentenaufruhr, welchen die rüstige Bürgerschaft nur mit Mühe bändigte; 1660 stellte die jenensische Studentenschaft behufs der Befreiung von drei im Karcer sitzenden Kommilitonen einen so furchtbaren Tumult an, daß Herzog Wilhelm von Weimar die Ritterschaft und den Landsturm gegen die Rebellen aufbieten musste. Schon zu Luthers Zeit hatte man bitterlich über die „Säuferei, Unzucht und Wüstheit“ der Studenten geklagt und eine von Seifart in seinem „Altdeutschen Studentenspiegel“ angezogene hildesheimische handschriftliche Chronik, deren Verfasser 1516 zu Wittenberg studirte, enthält folgende charakteristische Meldung: „Am Avend St. Michaelis springt ein Swabe ut dem Kollegio und stak Antonium von Schirrstedde toidt. Kort darna word de lange Johann von Haldensleve vor siner Burse erstoken; acht Tage darna word Andreas Binnemann von Brunswick erwörget unde in de Beke (Bach) geworpen.“ Und aber eine noch ganz andere Verwilderung kam durch den dreißigjährigen Krieg über die deutschen Hochschulen. Das Studenten- und Soldatenleben griff dazumal gar vielfach in einander und vermischte sich. Der abgebrannte oder relegirte Student wurde Landsknecht oder Reiter und aus diesem dann wieder Student. So wurden die scheußlichen Unsitten des Lagers nach den Musensitzen verpflanzt und Rauflust, Völlerei und Lüderlichkeit nahm daselbst in erschreckender Weise überhand. Selbst in Liedern aus späterer Zeit macht sich dieses ineinanderspielen von Krieg und Studium während des 17. Jahrhunderts deutlich fühlbar [14]). Unerwähnt darf indessen nicht gelassen werden, daß die deutsche Studentenwelt jener Zeit auch ihren Staps oder Sand aufzuweisen hatte. Während der schwedische General Banner von Erfurt aus Thüringen mit Erpressungen, Raub und Gewaltthat aller Art heimsuchte, fasste ein jenenser Student, von patriotischem Zorne getrieben, den Entschluß, Deutschland von dem fremden Bedrücker zu befreien. Er führte dieses vorhaben wirklich aus, nur traf sein rächender Mordstahl den Unrechten und er wurde, nachdem er bei seiner Verhaftnahme noch zwei weitere Schweden niedergestoßen, auf grausamste Art hingerichtet, bei all der Marter eine heldische Fassung bewahrend.

Das beginnende 18. Jahrhundert zeigte das deutsche Studententhum noch sehr tief in der Barbarei des vorhergegangenen versunken. Edleres wissenschaftliches streben war fast ganz von den Universitäten verschwunden, deren Katheder der unendlichen Mehrzahl nach geistlose Pedanten oder hannswurstige Ignoranten innehatten. Kein Wunder demnach, daß das viehische rundesaufen, schlägerwetzen, duelliren, deponiren, philisterprellen und zotenreißen bei der Lässigkeit oder Kraftlosigkeit der Regierungen seinen Fortgang hatte. Die Studentenlieder aus jener Pe-

riode sind von roher Geschmacklosigkeit und wimmeln daneben von zuchtlosem Unflat, welcher sich auch in den noch immer modischen Stammbüchern so breitmachte, daß Kästner in Göttingen einmal bekanntlich in ein ihm zur Einzeichnung von Spruch und Namen dargebotenes schrieb: „Herr, gestatte, daß ich unter diese Säue fahre." Neben ausgelassenstem liebeln, schwelgen und spielen wurde auch der dickste Aberglaube treulich von den Studenten kultivirt, wie das Beispiel jener durch einen jenensischen Studenten 1715 angestellten Geisterbeschwörung behufs der Hebung eines Schatzes beweist, wobei zwei Bauern umkamen und der Beschwörer selbst um's Haar das Leben eingebüßt hätte. Der akademische Senat inquirirte den Studenten auf Zauberei und hatte keine Ahnung davon, daß das Unglück nur durch den Holzkohlendampf der bei der Beschwörung gebrauchten Räucherpfanne verursacht worden sei. Ein Jahr darauf ereignete sich in Halle eine noch gräßlichere Geschichte, deren Katastrophe für ein unmittelbares Strafgericht Gottes ausgegeben wurde. Eine Anzahl von Studenten hatte in Verbindung mit leichtfertigen Dirnen eine Orgie gefeiert, wobei sie zuletzt die Passion Christi und die Einsetzung des Abendmahls travestirten. Nach Verfluß einer Stunde aber waren elf von den Studenten todt, ebenso der Wirth und seine zwei Töchter, was sich freilich ganz natürlich aus dem Umstande erklärte, daß der betrunkene Wirth in das bei dem Gelage schließlich verbrauchte Bier statt Wasser einen Eimer scharfer Lauge geschüttet hatte. Zachariä's bekanntes komisches Heldengedicht „Der Renommist", welches doch erst 1744 gedruckt wurde, entrollt ein ebenso treues als abschreckendes Gemälde des Studentenlebens der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Indessen gerade damals begann sich im Studententhum ein besserer Geist zu regen, welcher in dem studentischen Ordenswesen eine sociale Gestaltung erhielt, die freilich auch ihrerseits bald wieder der Verknöcherung verfiel. Wir werden davon handeln, wann wir im dritten Buche an geeigneter Stelle auf das neuere Universitätswesen zu sprechen kommen, und wenden uns jetzt zu einem anderen Gegenstande.

Siebentes Kapitel.

Das Zauberwesen und der Hexenproceß.

Das Dogma vom Teufel. — Der Teufels- und Dämonenglaube. — Die zauberischen Praktiken. — Die schwarze Magie. — Die Faustsage. — Das Hexenwesen. — Der Hexensabbath. — Die teuflische Buhlschaft. — Die Bulle Innocenz's des Achten. — Der Hexenhammer. — Die „verteufelte" Welt. — Der Hexenproceß. — Die „Indicien" der Zauberei. — Die Anklage. — Beschaffenheit der Gefängnisse. — Das Verhör und die peinliche Frage. — Das Urtheil und die Hinrichtung. — Die „Einäscherungen" in Masse. — Opposition: Spee, Becker, Thomasius. — Der letzte Hexenproceß im deutschen Reiche: Anklageschrift und Urtheil. — Die Hexe von Glarus, als die letzte auf deutschem Boden gerichtlich hingemordete.

Weitaus in den meisten Religionssystemen sehen wir eine breite schwarze Spalte zwischen dem Gebiet des guten und dem des bösen Princips aufgethan. Indem der Menschengeist das Bedürfniß fühlte, die Mächte der Natur und die des eigenen Herzens als über ihm stehende Wesen zu personificiren, ist es ihm nirgends gelungen, jenen Abgrund auszufüllen. Am meisten allerdings in Hellas, in dessen religiöser Anschauung der Zwiespalt zwischen Geist und Materie überhaupt nicht so schroff zum Bewusstsein kam. Die griechische Mythologie kannte keinen Teufel: Aides, der Gott der Unterwelt, beherrschte gleichermaßen die Asphodeloswiesen Elysions wie die Schlünde des Tartaros. Auch in den mosaischen Glauben ging die Vorstellung eines Satans erst später, erst zur Zeit der Propheten, bestimmter ein, wie denn die Stelle bei Jesaia: „Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht" — ein Hauptanhaltspunkt des christlichen Teufels- und Zauberwesens werden sollte. Das letztere glaubte einen weiteren Stützpunkt gefunden zu haben in der bekannten Stelle der Genesis (VI, 2—4), wo die Liebschaften der Engel mit den Töchtern der Menschen erwähnt werden, aus welchen das riesige Geschlecht der Nephilim hervorging. Viel entschiedener jedoch als hier und in der Verführung Eva's im Paradiese durch die Schlange tritt die Personifikation des bösen hervor im altindischen, altpersischen und altägyptischen Religionssystem. In der indischen Dreieinigkeit ist den Personen Brama's (des Schöpfers) und Vishnu's (des Erhalters) geradezu als dritte Siva (der Zerstörer) zugesellt mit seinem in Wollust und Grausamkeit schwelgenden Kultus; in der zoroastrischen Lehre tritt dem guten Ormuzd der böse Ahrimann gegenüber, im ägyptischen Glauben dem wohlthätigen Osiris der schlimme Typhon. Hier erscheint demnach die Kehrseite der Gottheit, das Princip der Negation schon vollständig zur dämonischen Gestalt verfestigt: der Teufel trat als bestimmte Persönlichkeit in den Kreis der religiösen Vorstellungen.

Das Christenthum adoptirte ihn. Wie so manches andere, nahm die christliche Mythologie auch die Personifikation des bösen aus der indischen, persischen und ägyptischen herüber. Bei den Evangelisten erscheint der Teufel schon als rastloser Widersacher des Reiches Gottes, als Gegengott, Aftergott, welcher seine teuselische Thätigkeit würdig damit beginnt, daß er, wie Matthäus (Kap. 4) und Lukas (Kap. 4) ausführlich erzählen, den Sohn Gottes zu verführen sucht. Diese Versuchungsgeschichte Christi gab ein weiteres Fundament des mittelalterlichen Teufelsglaubens ab, einer Verirrung der menschlichen Phantasie, die an Tollheit und Gräßlichkeit in der Weltgeschichte nicht ihres gleichen hat.

Dem Mittelalter genügte jedoch der orientalische Satan, wie er im Neuen Testament erscheint, keineswegs: es fügte daher dem Bilde desselben noch allerlei Züge bei, welche theils aus der griechisch-römischen Mythologie, theils aus dem nationalen Heidenthum der Völker des Nordens genommen waren. Die christliche Geistlichkeit war von Anfang an darauf ausgegangen, ihrem dreieinigen Gotte dadurch ein höheres Ansehen zu verschaffen, daß sie dem Volke die Gestalten der antiken Götterwelt als teufelische Wesen dar- und vorstellte. In der Bekleidung von mythologischen Gestalten allzeit geschickten Händen fiel es durchaus nicht schwer, die körperlichen Attribute der Faune, Satyrn und Kentauren, rauhe Behaartheit, Hörner, Ziegenfüße und Pferdehufe zur Ausstaffirung des christlichen Teufels zu benützen und also aus dem großen Pan den großen Bock zu machen. Ihrerseits war die Einbildungskraft der Nordländer auch nicht träge, dem neuen Glauben zum Trotz heimatlich-mythologische Vorstellungen mit in das Christenthum herüberzuretten. Christliche Theologie und heidnischer Volksglaube arbeiteten sich gegenseitig in die Hände, so daß die alten Götter allenthalben, wenn nicht mehr als solche, so doch als Teufel gefürchtet und demzufolge auch geehrt wurden. Wir haben im ersten Buche bei Darstellung der altgermanischen Religion gesehen, daß diese in der Gestalt des Loki bereits eine Art von Teufel besaß. Der Teufel nun, welcher im Mittelalter und weit später noch unseren Altvorderen so viel zu schaffen machte, hat unzweifelhaft von diesem Loki manchen Zug überkommen. Auch keltische Farbenstriche lassen sich an dem Bilde dessen wahrnehmen, welcher sich dem religiösen Bewußtsein des Mittelalters als Fürst der Finsterniß, als Bethörer und Verderber der Menschen, als illegitimer Nebenbuhler des legitimen Gottes darstellte. Er ist aber nicht allein der Erbfeind Gottes, er ist auch dessen Affe. Als solchen charakterisirt ihn höchst bedeutsam der keltische Mythus vom zauberkräftigen Merlin, welchen der Satan in Nachahmung Gottes mit einer reinen Jungfrau zeugte. Auf diesem nebenbuhlerischen Nachahmungstriebe Satans beruht das ganze christliche Zauberwesen. Die göttliche Wunderwirkung fand ihre Parodie in der teufelischen Zauberei.

Wie Gott seine Getreuen, die Heiligen, mit Wunderkraft ausstattete, so auch der Teufel seine Anhänger, die Zauberer und Hexen; bei jenen war das wunderthun legitim und verdienstlich, bei diesen illegitim und strafbar. Durch Verleihung der Zaubermacht an solche, welche Gott absagten und dem Teufel, als ihrem Herrn, ihre Seele verpfändeten, organisirte der mittelalterlichen Theologie zufolge der Böse inmitten des Gottesstaates seinerseits einen Teufelstaat. Freilich musste hier die Frage entstehen, wie denn, da ja die Allmacht die oberste Eigenschaft Gottes, dem Satan ein solches beginnen ermöglicht sei. Allein die Theologen wussten auch diese häkliche Frage zu beantworten, indem sie den Widerspruch zwischen der Allmacht Gottes und der Macht des Teufels durch den echttheologischen Begriff von der „Zulassung Gottes" vermittelten. Der Himmel stand über der Hölle, das war ausgemacht; aber in seiner unerforschlichen Weisheit ließ der erstere die letztere gewähren: Gott gab dem Teufel Spielraum, er ließ das böse zu.

Im Gefolge des Glaubens an den Teufel, in dessen Figur, wir wiederholen es, altorientalische, jüdisch-christliche, antik-heidnische und nordisch-mythologische Begriffe zusammengeronnen waren, brach nun der ganze Wust abergläubischer Vorstellungen über die europäische Menschheit herein, welcher auch heute noch lange nicht ausgekehrt ist und der in unserem Vaterlande die wunderlichsten und wahnwitzigsten Meinungen über Kobolde und Unholde, Verzauberungen, Entrückungen, Verwandelungen und Besessensein, sowie die lächerlichsten und ekelhaftesten Praktiken in bezug auf Wahrsagung und Zeichendeuterei, wettermachen, schatzgraben, nestelknüpfen und schlossschließen, vernageln, treffschießen, festmachen gegen Hieb, Stich und Schuß, diebstahlsweisen, Alraunen, Galgenmännlein, Liebzauberbilder, Liebgifte, geisterbeschwören, geistererlösen u. s. f. Jahrhunderte lang im Gange erhielt und, wir dürfen es nicht verhehlen, theilweise bis jetzt erhalten hat, wie seiner Zeit im dritten Buche dargethan werden soll. Wir sagen hier gerade noch, daß die Reformation den mittelalterlichen Teufelsglauben und allen daran klebenden Unsinn keineswegs antastete, sondern eher nach Kräften stärkte und sanktionirte, was nur eine logisch-nothwendige Folge ihrer theologischen Anschauung war.

Was zunächst die Kobolde angeht, deren einige vom Volksglauben geradezu als wohlthätige, aber rücksichtsvoll zu behandelnde Hausgeister betrachtet wurden, so sind sie ganz unzweifelhaft eine auch in der christlichen Zeit treulich festgehaltene Ueberlieferung aus der altgermanischen Götterwelt. Sie stammen in gerader Linie von den Zwergen und Elfen der Asenlehre, mit welchen sie auch die winzige Gestalt gemein haben. Gewöhnlich tragen sie einen kleinen spitzen Hut, woher ihre Namen Hütchen, Hopfenhütel, Eisenhütel kommen. Anderwärts heißen sie Gutgesell,

gutes Kind, Katermann, Heinzelmann, Chimmeken, Wolterken. Ihr Lieblingsaufenthalt ist die Umgebung des Herdes, auf welchen ihnen die achtsame Hausfrau regelmäßig kleine Speiseopfer stellt; doch halten sie sich auch in Stall und Scheune auf. Gut behandelt, erweist der Hausgeist sich bei allen häuslichen Geschäften thätig und hilfreich und fesselt das Glück an's Haus; begegnet man ihm aber undankbar, so macht er mittels unaufhörlicher Neckereien und boshafter Schnurren den Bewohnern den Aufenthalt darin unerträglich oder er selbst zieht aus und nimmt Glück und Gedeihen mit sich. Auch die verschiedenen Wassergeister, der Wassermann (Nix, Nek, Nikel) und die Wasserfrauen (Nixen, Mümmelchen), von deren liebeswerben um schöne Menschenkinder die deutsche, skandinavische und schottische Balladenpoesie so viel zu erzählen weiß, wie die unheimlichen Waldgeister (Holzleute, Moosleutchen, Schrate, süddeutsch Schrättele), unter welchen die Moosfräulein durch bezaubernd schönen Haarwuchs sich hervorthun, sind aus dem vaterländischen Heidenthum herübergekommen. Ebenso die Riesen (Dursen, Hünen), ein tölpelhaftes, im Grunde gutmüthiges, aber in gereiztem Zustande tückisches und wildes Geschlecht, welches in der mittelalterlichen Volksphantasie und Poesie eine wichtige Rolle spielt. Sehr häufig treten sie als Räuber schöner Mädchen auf, von deren Freiern und Befreiern sie dann besiegt und getödtet werden. Sonst findet sich in den Riesensagen mancher schöne Zug: so z. B. die Sage von der Riesentochter, welche einen pflügenden Bauer sammt Pferd und Pflug in die Schürze rafft und dem Vater daheim als artiges Spielzeug zeigt, worauf ihr jedoch der Vater befiehlt, alles wieder an seinen Ort zu thun; denn der Ackerbauer sei durchaus kein Spielzeug. Es läßt sich eine schöne Moral daraus ziehen.

Die mannigfachen Vorstellungen von Verzauberungen und Verwandelungen in Thiere, Pflanzen und leblose Gegenstände lassen sich ebenfalls ganz gut an die nordische Mythologie anknüpfen. Man denke nur an die Metamorphosen Odins und Loki's. Indessen sind diese Phantasieen den Orientalen, Romanen, Kelten, Germanen und Slaven gemein. Sehr oft drehen sich derartige Märchen um den Angelpunkt, daß eine schöne Jungfrau durch einen Zauberer, dessen Bewerbung sie zurückgewiesen, in eine garstige Kröte oder in einen scheußlichen Drachen verwandelt wird, bis dann der Kuß von keuschem Jünglingsmunde den Zauber wieder löst. Eigenthümlich, wie dem slavischen der Vampyrismus, ist dem germanischen Volksglauben die Idee der Entrückung, welcher zufolge gewisse Persönlichkeiten an gewisse heilige Orte, namentlich in Berge, entrückt und dort in Zauberschlaf versenkt werden, aus welchen sie von Zeit zu Zeit wieder erwachen, um den Menschen zu erscheinen. Unter solchen Entrückten finden wir Helden unserer Sage, wie Sigfrid und Dietrich von Bern,

und Helden unserer Geschichte, wie Karl den Großen, Otto den Großen und Friedrich Barbarossa. Die bekannte Sage von dem letzteren, wie er im Kyffhäuser schlafe und zu seiner Zeit wieder erwachen werde, um des deutschen Reiches Herrlichkeit zu erneuen, zeigt recht augenscheinlich, mit welcher Pietät unser Volk an seinen stolzesten nationalen Erinnerungen hing und hängt. Bedeutungsvoll fließen mit der Hoffnung auf des Kaisers wiederkommen uralte mythologische Erinnerungen zusammen. Denn die Hoffnung, beim wiedererwachen des entrückten Rothbarts werde auf dem Walserfelde die große Weltschlacht geschlagen werden, in welcher nach schrecklichem Kampfe die Guten endlich einen letzten entscheidenden Sieg über die Schlechten davontragen würden, um dann ein neues goldenes Zeitalter über Deutschland heraufzuführen, ist nur eine Umgestaltung der Lehre von der Götterdämmerung und der darauf folgenden Wiederbringung aller Dinge. Die Sage weiß auch von unermesslichen Schätzen zu sagen, welche an den Aufenthaltsorten der Verzauberten und Entrückten aufgehäuft seien, und hat so der pfiffigen Gaunerei und der gläubigen Dummheit bis auf unsere Tage herab Gelegenheit zum Gewinn und Verlust gegeben.

Stehen wir nun hier auf national-heidnischem Boden, so versetzt uns der Wahn der Besessenheit durch den Teufel auf specifisch-christlichen. Was die Evangelisten Matthäus (8, 28—32), Markus (5, 1—20) und Lukas (8, 26—39) von der Austreibung der Teufel aus Besessenen durch Christus erzählen, schien den Theologen der unwidersprechlichste Erklärungsgrund aller Erscheinungen des periodischen Wahnsinns, der Hypochondrie, der Epilepsie und des Somnambulismus zu sein. Die Geistlichen bildeten daher kraft des auf sie ausgegossenen heiligen Geistes eine förmliche Exorcisirkunst aus, deren Grundsätze der Doktor und Professor der Theologie J. G. Dorschen noch 1656 in einer sehr gelehrten Abhandlung darlegte. Die erste seiner Thesen lautet: „Die teufelische Besitzung ist eine Handlung des Teufels, durch welche er aus göttlicher Zulassung die Menschen zum sündigen anreizet und ihre Leiber einnimmt, damit sie des ewigen Lebens verlustig werden mögen.“ Einer der namhaftesten Teufelsbanner im 17. Jahrhundert war Nikolaus Blume, lutherischer Pastor zu Dohna; eine der traurigsten Teufelsaustreibungshistorien, welche 1725—26 zu Mainz spielte, enthält die „Relation, wie und was gestalten Anna Elisabeth Ulrichin — von dem bösen Feind Oloff genannt — besessen und liberiret worden“, durch den Doktor der Theologie und Dompräbendat J. E. Kornäus nämlich. Eine sehr heitere Schnurre führte unfreiwillig 1680 der protestantische Stadtpfarrer zu Krailsheim, M. Th. Seldt, mit der Agnes Schleicher, einem achtjährigen Mädchen, auf, in dessen Bauch der böse Feind „wie eine Turteltaube rockuzete“. Der wackere Mann bannte und exorcisirte so lange an dem Kinde herum,

bis endlich der geängstigte Teufel aus demselben fuhr in Gestalt eines großen — Spulwurms.

Weiter hebe ich von dem langen Register zauberischer Praktiken nur noch weniges aus. Wenn das seelsorgerliche Geschäft des teufelaustreibens auf dem Beistande Gottes fußte, so war dagegen der unmittelbare oder mittelbare Beistand des Teufels die Voraussetzung der Zauberkünste, deren wir jetzt erwähnen wollen. Zu den begehrtesten Zaubermitteln gehörten die Alraunen oder Alrunen (Erdmännchen, Mandragora), welche dem Volksglauben zufolge aus den — „Angstthränen" gehenkter Diebe in dem Boden unter dem Galgen erzeugt wurden. Man ließ die Wurzel durch einen Hund aus der Erde ziehen, wobei sich der Ausgraber die Ohren verstopfte, denn der Alraun gab beim herausgerissenwerden einen Schrei von sich, welcher, wenn er gehört wurde, tödtlich wirkte oder wahnsinnig machte. Bei sorgfältiger Behandlung verschaffte so ein Erdmännchen seinem Besitzer Glücksgüter, Gesundheit und allerhand sonstige Vortheile [15]). Ebenso der sogenannte Spiritus familiaris (oft auch Galgenmännlein oder Glücksmännlein geheißen), über welchen die deutschen Sagen der Gebrüder Grimm folgende Notiz geben. „Er wird gemeiniglich in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wo er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden geliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängniß. Wer ihn aber behält, bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle." Darum sucht ihn der Besitzer wieder loszuwerden, was aber nur schwer und häufig gar nicht gelingt. Als Orte, wo man die verhängnißvolle Phiole erhalten kann, werden Rabensteine, Kreuzwege oder öde, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen verfallene Häuser genannt. Der Träger wird Wissenden kenntlich, Unwissenden unheimlich durch das fein schrillende Geräusch, welches die Bewegungen des Teufelchens begleitet. Tagüber ist dasselbe schwarz, bei Nacht glänzt es in phosphorischem Licht. Betritt der Besitzer eine Kirche oder gibt er sich auch nur einem frommen Gedanken hin, so bekommt einer der zahllosen Füße des Dämons die Fähigkeit, das Glas zu durchdringen und dem Träger einen Stich zu versetzen, welcher die Lebenskraft jedesmal bedeutend schwächt.

Sehr viel Mühe gab man sich in der guten alten Zeit mit Bereitung von Liebestränken (Liebgiften, philtra im griechisch-römischen Alterthum), wozu man neben natürlichen Stimulantien die abenteuerlichsten und schmutzigsten Sachen verwandte. Noch Kräutermann erzählt in seinem

„Kuriösen und vernünftigen Zauberarzt“ (1726): „Zu den magischen oder teufelischen Liebesmitteln gebrauchen Zauberer und Zauberinnen theils allerhand Worte, Zeichen, Murmelungen, Wachsbilder, theils die abgeschnittenen Nägel, ein Stückchen von der Kleidung oder sonst etwas von der Person, welches sie vergraben, es seie nun unter die Thüre oder eine andere Schwelle. Huren und dergleichen Gesinde bedienen sich auch ihrer monatlichen Blume, des Mannes Samen, Nachgeburten, Milch, Schweiß, Urin, Speichel, Haar, Nabelschnuren, Gehirn von einer Quappe oder Aalraupen u. dgl. mehr.“ Ein Gebräu von derartigen Ingredienzien oder auch ein Geköche von eigenem Blut, von den Testikeln eines Hasen und der Leber einer Taube sollte, von der begehrten Person genossen, die Gegenliebe derselben erwecken. Gegen diese und andere Liebesmittel (Liebesäpfel, Liebesringe, Venustalismane) gab es dann auch Gegenmittel. In dem „Spiegel der Arzney“ vom Jahre 1532 heißt es: „So du besorgst ein Fraw hab dir Liebe zu essen geben, nimm ein Quintlein Perlin, ein Quintlein Iperikon, alles gestoßen und getrunken mit Melissenwasser, und häng ein Magneten an den Hals.“ Eine Menge deutscher Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts wissen uns von den Wirkungen der Liebzaubermittel betrübende Geschichten zu berichten. Zuweilen findet sich darunter auch eine höchst spasshafte, obzwar sie mit der gläubigsten Naivität vorgetragen wird. So erzählt Harsdörfer in seinem „Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten“ (1653): „In der obern Pfalz hat sich wie landkundig zugetragen, daß ein Pfaff sich in eine ehrliche Bürgersfrau verliebt, und da sie in dem Kindbett gelegen, von ihrer Magd, der er etliche Dukaten geschenkt, etlich Tropfen von der Frauenmilch begehrt. Die gab ihm aber von ihrer Gaisenmilch. Was er damit gethan, ist unbewusst, das aber hat er erfahren, daß ihm die Gais in die Kirch vor den Altar und bis auf den Predigtstuhl nachgelaufen, was die Frau zweifelsohne hätte thun müssen, so er ihre Milch zuwegen gebracht. Er konnte des Thiers nicht ledig werden, bis er es kauft und schlachten ließ.“ Zu ergreifender Poesie gestaltete sich die Idee der Liebesmagie in der herrlichen deutschen Sage vom Tanhäuser und von der Frau Venus. Es gab aber nicht nur einen Zauber, Liebe zu erwecken, sondern auch im Gegensatze dazu einen, der den Liebesgenuß verhinderte. Das war das nestelknüpfen oder schlosssschließen, welches dadurch zustande gebracht wurde, daß der oder die Boshafte, welche das Glück eines jungen Paares beeinträchtigen wollten, während der Trauung desselben des Hochzeiters Nestel (Hosenband) unter Hersagung gewisser Worte zusammenknüpfte oder ein Vorhängschloß zuschlug oder verschloß. Dadurch wurde bewirkt, daß Mann und Frau einander die eheliche Pflicht nicht leisten konnten, bis Gegenzauber den Zauber aufhob. Die Akten gar vieler Hexenprocesse wissen von dieser Art zauberischer Bosheit zu

reden mit unterschiedlichen Variationen. Kam es doch vor, daß Manneskraft durch eine Hexe sichtbarlich auf Bäume hinaufgezaubert wurde. So erzählt Gastius in seinen „Sermones convivales“: — „Im Jahre 1550 ist ein noch junges Weibsbild in dem eine halbe Stunde von Basel entfernten bischöflichen Dorfe Aesch verbrannt worden. Sie hatte mit einem Teufel gebuhlt, welcher sich Wunderprüfer nannte. Sie schädigte gar häufig die Kühe, wenn sie sich mittels ihrer Zauberei Milch verschaffte. Sodann brachte sie auch Kindern Verrenkungen bei oder machte sie blind und hexte Männern das männliche auf einen Nußbaum hinauf, damit sie zum ehelichen Werke untüchtig wären (viris mentulam ad nucis arborem suspenderat quod essent ad coitum inhabiles). Was sind doch solche Weiber, welche sich blindlings dem Satan ergeben, für fürchterliche Kreaturen!“

Unter den Soldaten der Reformationszeit, namentlich während des dreißigjährigen Krieges, grassirte der tolle Glaube an sogenannte Nothhemden und Nothschwerter, an Waffensalben und an die Passauerkunst oder das festmachen. Da werden uns eine Menge Beispiele erzählt von Kriegern, welche man, weil sie gegen Schwert, Pike und Musketenkugel fest gewesen, mit Knütteln habe todtschlagen müssen. Auch berühmte Generale galten für fest, z. B. Wallenstein, bis seine Mörder das Gegentheil bewiesen. Diebe und Räuber bedienten sich bei ihrem traurigen Handwerke häufig der sogenannten Diebshand, welche aus der Hand eines Gehenkten verfertigt war und in eine aus dem Fette des Gehenkten, aus Jungfernwachs und Flachsdotter gemachte Kerze gesteckt wurde. Der Schein derselben sollte die Eigenschaft besitzen, die Bewohnerschaft des Hauses, in welchem der Einbruch geschah, in eine hilflose Betäubung zu versetzen. Man soll sich an einigen Orten zur Anfertigung der Diebshand auch der Händchen ungeborener, aus dem Leibe ihrer ermordeten Mütter geschnittener Kinder bedient haben, welche Abscheulichkeit in der guten alten, frommen Zeit wohl vorkommen konnte; denn ich finde, daß im Jahre 1575 zu Sagan ein Erzmörder, genannt der Puschpeter, gespießt wurde, welcher dreißig Personen ermordet hatte, darunter sechs schwangere Frauen, und diese ausdrücklich in der Absicht, ihren Leibesfrüchten die Herzlein auszuschneiden und sie zu fressen, um sich dadurch unsichtbar und fest zu machen!

Wie nun die legitimen Wunderthäter, die Heiligen, nach unmittelbarer Verbindung mit der Quelle aller Wunder, mit Gott, strebten, so die illegitimen, die Zauberer und Zauberinnen, nach Verbindung mit dem Teufel, als dem Inhaber alles Zaubers. Daher die Idee eines förmlichen Bündnisses mit dem Fürsten der Finsterniß. Dieses Bündniß war die Basis der sogenannten schwarzen Magie, wie die Zauberei im Gegensatze zur weißen Magie, welche ihrerseits aus göttlicher Kraft floß, genannt

wurde. Der Ausdruck „schwarze Magie" stammt zunächst von dem aus dem griechischen Worte Nekromantie (Todtenbeschwörung) korrumpirten Nigromanzie, in welchem man das Eigenschaftswort niger (schwarz) zu finden glaubte. Den Ursprung der schwarzen Magie führte die christliche Legende auf den im 8. Kapitel der Apostelgeschichte erwähnten Magier Simon zurück, und wie dieser durch einen Meister der weißen Magie, den Apostel Petrus überwunden wurde, so sehen wir die ganze christliche Wundergeschichte hindurch schwarze Magier durch weiße besiegt und in Schatten gestellt. Beispiele hierfür sind der Zauberer Heliodorus von Katania, welchem der Bischof Leo, und später der Zauberer Klingsor, dem der fromme Wolfram von Eschenbach das Handwerk legte. Ich habe schon im ersten Buche da und dort angedeutet, daß im Mittelalter und später jeder durch nicht gemeine Kenntnisse, namentlich in den Naturwissenschaften, hervorragende Mann im Glauben des Volkes für einen Zauberer galt. So Papst Silvester II., Michael Skotus, Albert der Große, Roger Bako, Abt Erloff zu Fulda, Abt Johann von Trittenheim, Kardanus, Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus und andere. In der romanischen Literatur hat die Vorstellung eines Bundes mit dem Teufel ihre glänzendste poetische Gestaltung erlangt durch Kalderons „Wunderthätigen Magus", dessen Held der Zauberer Cyprianus ist. In Deutschland steht als berühmtester Repräsentant der Zaubersage der Doktor Faust da, durch Göthe's Tragödie die großartigste Figur der modernen Poesie geworden. Göthe's Werk ist so recht „das Trauerspiel des deutschen Geistes", indem hier durch einen erhabenen Dichtergenius der historische Faust, ein berühmter Arzt des 16. Jahrhunderts aus Knittlingen in Schwaben, welchen die Volkssage einen Bund mit dem Teufel machen und zuletzt von diesem geholt werden ließ, zum Träger deutscher Nationalität in ihrer ganzen Tiefe und Fülle, Kraft und Schwäche erhoben wurde. In ihrer volksmäßigen Ursprünglichkeit findet sich die Faustsage dargestellt in dem alten Puppenspiele vom Doktor Faust und ausführlicher noch in dem ältesten Faustbuch (v. J. 1586), welches, zusammengehalten mit den dem Doktor Faust zugeschriebenen Zauberschriften, eine klare Einsicht in das deutsche Zauberwesen gewährt. Im Faustbuche finden sich alle Hauptmomente des Teufelsbündnisses: Beschwörung des Fürsten der Finsterniß mittels der Kenntnisse in schwarzer Magie, kontraktliche Hingebung der Seele nach dem Tode an den Teufel, wogegen dieser seinem Mitkontrahenten Zauberkräfte und irdische Wollüste verleiht, dann die teufelische Buhlschaft, die verzweiflungsvolle Reue des Zauberers und der tragische Ausgang. Der Verlauf der Beschwörung des Teufels durch Faust in einem „dicken Waldt, der bei Wittenberg gelegen ist", wird also beschrieben: „Er ließ sich sehen, als wann ob dem Zauberzirkel ein Greiff oder Drach schwebet vnd flatterte, wann dann

Faustus seine Beschwerung brauchte, da kirrete das Thier jämmerlich, darauff fiel drey oder vier klaffter hoch ein feuwriger Stern herab, verwandelte sich zu einer feuwrigen Kugel, daß dann D. Faust auch gar hoch erschrake, jedoch liebete ihm sein fürnemmen. Beschwur also diesen Stern zum ersten, andern vnd dritten mal, darauff ging ein Fewerstrom eines Mannes hoch auff, ließ sich wieder herunder, vnd wurden sechs Liechtlein darauff gesehen, einmal sprang ein Liechtlein in die höhe, denn das ander hernider, bis sich enderte vnd formierte ein Gestalt eines fewrigen Mannes, dieser gieng umb den Zirkel herumb ein viertheil stund lang. Bald darauff endert sich der Teuffel vnd Gestalt eines grawen Mönchs, kam mit Fausto zu sprach, fragte, was er begerte." Ueber die Buhlschaft mit dem Teufel, welche auch in den Hexenprocessen eine so große Rolle spielt, heißt es: „Wann Faustus allein war vnd dem Wort Gottes nachdencken wolte, schmücket sich der Teuffel in gestalt einer schönen Frauwen zu jhme, hälset jn vnd trieb mit jhm all vnzucht, also daß er deß Göttlichen Worts bald vergaß vnd in seinem bösen fürhaben fortfuhre." Am letzten Tage vor Ablauf der ihm vom Teufel gewährten Frist geht Faust mit vielen Magistris, Bakkalaureis und anderen Studenten nach dem bei Wittenberg gelegenen Dorfe Rimlich und übernachtet daselbst mit seiner Gesellschaft. „Die Studenten lagen nahendt bey der Stuben, da D. Faustus innen war, sie höreten ein grewliches Pfeiffen vnd Zischen, als ob das Hauß voller Schlangen, Natern vnd anderer schädlicher Würme were. In dem gehet D. Fausti thür vff in der Stuben, der hub an vmb hülff vnd Mordio zu schreyen, aber kaum mit halber Stimm, bald hernach hört man jhn nit mehr. Als es nun tag ward, sind sie in die Stuben gegangen, darinnen D. Faustus gewesen war, sie sahen aber keinen Faustum mehr vnd nichts, dann die Stuben voller Bluts gesprützet. Das Hirn klebte ahn der Wandt, weil jhn der Teuffel von einer Wandt zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen vnd etliche Zäne allda, ein grewlich vnd erschrecklich Spektakel. Letzlich aber funden sie seinen Leib heraussen bey dem Mist ligen, welcher grewlich anzusehen war, denn jhm der Kopf vnd alle Glieder schlotterten."

Die Sage überließ in ihrem poetischen Sinne die Bestrafung der Zauberei der göttlichen Gerechtigkeit. In der Wirklichkeit aber gestaltete sich die Sache ganz anders, denn die Kirche machte ja das Zauberwesen zu einem Hauptgegenstand ihrer inquisitorischen Thätigkeit. Sie folgerte so: Die Zauberer und Zauberinnen schließen einen Bund mit dem Teufel, dies involvirt den Bruch des mittels der Taufe mit der Kirche Christi geschlossenen Bundes, folglich sind sie Ketzer, folglich strafbar, des Todes schuldig. Ketzerei und Zauberei waren demnach identisch. Gab man doch schon den Waldensern und Stedingern schuld, in ihren Versammlungen den Teufel, der in Gestalt einer Kröte, einer Katze, eines Bockes

erschien, anzubeten und sich fleischlich mit ihm zu vermischen. Die tollen Lügenmärchen, welche man über die Zusammenkünfte der Waldenser verbreitete, gaben das Vorbild ab zu der Phantasie des Hexensabbaths (synagoga diabolica), bei welchem ein förmlicher Kultus des Teufels stattfände. Da durfte dann freilich die Kirche, die Bewahrerin des Dogma's, nicht zögern, ihrem heiligen Eifer freien Lauf zu lassen und zu ihrem Beistande den Arm der weltlichen Gerichte zu bewaffnen, welche besonders seit Einführung des inquisitorischen Proceßverfahrens, dessen Hauptbeweismittel oder vielmehr einziges Beweismittel die Folter, zu jeder Schändlichkeit bereit und willig waren. Christliche Theologie und christliche Justiz erfanden den Hexenproceß, diese schnödeste Ausgeburt menschlichen Wahnwitzes.

Wie man von dem Schreiberthum des Polizeistaates sagen kann, daß es, weil einmal da, immer neue Schreibereien und Tabellen erfinden müsse, um existiren zu können, so machte man an der Inquisition die Erfahrung, daß sie immer neue Verbrechen gegen das alleinseligmachende Dogma erfinden musste, um sich im Gange zu erhalten. Die Inquisitoren wollten leben, sie bedurften daher der Objekte für ihre Thätigkeit. Die Scheiterhaufen der Albigenser, Katharer, Lollharden und anderer Ketzer waren verraucht, man brauchte Opfer zu neuen und dieses Bedürfniß hat sicherlich auf die lange Fortdauer der geistigen Epidemie des Zauberglaubens und der Scheußlichkeit des Hexenprocesses sehr kräftig eingewirkt. Diese ganze Pest war ursprünglich allerdings ein logischer Ausfluß der heiligen Dummheit, der krassen Unkenntniß der Natur und ihrer ewigen Gesetze, ein ganz nothwendiges Zubehör des religiösen Wahns. Hat doch der grausame Afterwitz noch spät im 16. Jahrhundert selbst hellste Geister verdunkelt, wie schon der eine Umstand klarmacht, daß ein Mann wie Fischart i. J. 1591 sich herbeiließ, des Franzosen Bodin damals berühmtes Buch „De magorum daimonomania", diese Bibliothek des Blödsinns, unter dem Titel „Vom außgelassenen wütigen Teuffelsheer" in's Deutsche zu übertragen. Es untersteht demnach gar keinem Zweifel, daß viele, sehr viele, sogar weitaus die meisten Priester und Juristen gläubig, d. h. dumm und unwissend genug gewesen sind, aus voller Ueberzeugung Zauberer und Hexen anzuklagen und zu verurtheilen. Ebenso ist auch nicht zu bezweifeln, daß es häufig genug hysterische Weiber gegeben, welche von der fixen Idee besessen waren, hexen zu können und mit dem großen Bock gebuhlt zu haben, obzwar in letzterer Beziehung nicht selten natürliche Narkotika und Stimulantia, wie ja beim sogenannten „Liebeszauber" überhaupt, ihre Dienste gethan haben mögen. Auf der andern Seite aber wird kein wissender Mann, welcher diesem schrecklichen Kapitel im Buche der Geschichte menschlicher Narrheit ein umfassendes Studium zugewandt hat, leugnen wollen, daß

dem grausamen Afterwitz sehr frühzeitig schon die berechnende Absicht des Geschäftemachens sich beigemischt habe. Gerade herausgesagt: der Hexenproceß war in der Zeit seiner Giftblüthe und bis zuletzt sehr häufig eine auf die fromme Dummheit des Volkes basirte theologisch-juristische Spekulation. Sagt doch der alte ehrliche Hauber, selbst ein Theolog, geradezu, die Einführung des Hexenprocesses sei ein päpstlicher Staatsstreich gewesen, um die Macht der Inquisition und dadurch die päpstliche Gewalt je länger je mehr aufrecht zu erhalten. Außerdem, wie zahllose hübsche Privatgeschäfte ließen sich dabei machen! Die Güter der Verbrannten wurden ja eingezogen und man trug Sorge, nicht bloß Arme, sondern auch Wohlhabende und Reiche anzuklagen. Und endlich, was musste da für Beichtväter, Denuncianten und Richter im geheimen abfallen, wenn sie diesem oder jenem, der zahlen konnte, einen Wink gaben, sie hätten ihn auf der Liste, seien aber unter gewissen Bedingungen zur Streichung seines Namens bereit?

Für den deutschen Kulturhistoriker ist es eine traurige Pflicht, zu sagen, daß auf deutscher Erde der Hexenbrand am wildesten und umfangreichsten gewüthet hat. Unsere Altvorderen sollten für die unter ihnen nicht populär gewordene Inquisition durch den Hexenproceß vollauf Ersatz erhalten. Zwar in allen christlichen Ländern gab es einzelne und massenhafte Hexenbrände, wie auch die aus den „Geständnissen" der Hexen ersichtlichen Einzelnheiten des Hexenwesens in ganz Europa im wesentlichen auf ein- und dasselbe hinauslaufen. In Frankreich fand, um Beispiele anzuführen, im J. 1459 zu Arras eine massenhafte Exekution von Zauberern beiderlei Geschlechtes statt — (Tieck hat den Gräuel in seiner Novelle „Der Hexensabbath" mit meisterhafter psychologischer Kunst geschildert) — zu Komo in Oberitalien starben im J. 1485 einundvierzig Hexen auf dem Scheiterhaufen, in Schweden wurden in dem e i n e n Orte Mora i n e i n e m Jahre (1669) zweiundsiebzig Weiber und fünfzehn Kinder der Zauberei angeklagt, verurtheilt und hingerichtet, in Spanien musste zu Logrogno im J. 1610 eine ganze Schar Hexen den Scheiterhaufen besteigen; ebenso werden aus Portugal, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn eine Menge Fälle gemeldet, sogar in den Kolonien von Nordamerika wurden im J. 1692 Dutzende von Hexen und Besessenen verurtheilt und getödtet. Aber so beharrlich, so systematisch, so deutsch-gründlich wurden die Hexenverfolgungen dennoch nirgends betrieben wie bei uns in Deutschland.

Und warum kehrte sich die Verfolgungswuth vornehmlich gegen das schwächere und schönere Geschlecht? Warum häufte der Hexenproceß auf das Weib die abscheulichste Lästerung, welche demselben je widerfahren? D i e Lästerung nämlich, Jungfräulichkeit und eheliche Treue hinzugeben, um dafür die widerliche Umarmung eines scheußlichen Bockes einzu-

tauschen. Das konnte doch wohl nicht einzig und allein daher rühren, weil die Hexenrichter mit den Weibern leichteres Spiel zu haben glaubten: der Grund lag tiefer. Weil in der Zauberkunst etwas „heimliches, stilles, abgeschlossenes" sich ankündigte, was sich mit dem männlichen Charakter weniger vertrug, hielt man von uralters her die Frauen zauberischer Werke für fähiger als die Männer. Man darf nur die römischen Erotiker und Satiriker (namentlich Horaz und Juvenal) oder den griechischen Humoristen Lukian lesen, um zu erfahren, daß sich die Vorstellungen der Alten von der Zauberkunst hauptsächlich auf die Frauen beschränkten. Dann hatte ja die jüdisch-christliche Theologie von Moses herab bis auf die Kirchenväter das Weib als etwas untergeordnetes, an sich unreines und verworfenes aufgefasst und war dem jüdisch-christlichen Mythus zufolge die Sünde durch das Weib in die Welt gekommen. Warum sollte sich also der Teufel nicht vorzugsweise an die Weiber wenden? Bei den germanischen Völkern kam noch ein anderer Umstand hinzu. Wir haben früher gesehen, in welchem Ansehen in der germanischen Vorzeit die Priesterinnen und Prophetinnen (Völur, Walen) gestanden. Einzelne Runen uralter Wahrsagekunst mochten von Generation zu Generation fortgeraunt worden sein, bis in die christliche Zeit herein. Da kamen nun Frauen, welche noch von den alten Göttern und ihrem Dienste wussten, ganz leicht in den Verdacht einer Verbindung mit den Mächten der Hölle; denn die alten Götter erschienen ja dem christlichen Bewusstsein von vorneherein als Teufel. So mischte sich denn im Hexenwesen national heidnisches und specifisch christliches zu einem giftigen Brei von Unsinn, Wahnwitz und Grausamkeit.

Die althochdeutsche Form für Hex und Hexe ist Hazus, Hazusa, Hazasa. Der selten vorkommende mittelhochdeutsche Ausdruck ist Hegxse oder Hexse. Statt des neuhochdeutschen Wortes Hexe war bis in's 16. und 17. Jahrhundert der Ausdruck Unholdin (Unholde, mascul. Unholdäre) gäng und gäbe. Der schon erwähnte Bodin, eine Autorität in der Systematisirung des Blödsinns, gibt von der Hexe folgende Definition: „Ein Hex oder eine Hexe (eigentlich Hexin) ist eine Person, welche mit Vorsatz und wissentlich durch teufelische Mittel sich bemüht und untersteht, ihr fürnehmen hinauszubringen oder zu etwas dadurch zu kommen und zu gelangen." Die Erlangung „teufelischer Mittel" wird durch das Bündniß mit dem Satan bedingt, welches unter verschiedenen Formen, schriftlich oder mündlich, abgeschlossen wurde. Immer kam eine förmliche Entsagung Christi und aller Heiligen dabei vor, sowie die Verleugnung Gottes und seiner zehn Gebote. Der Mittelpunkt, der Kultus der Hexenreligion ist der Hexensabbath, zu welchem die Hexen mittels Anwendung der aus dem Fett ungetaufter Kinder, Wolfswurzel, Eppich, Mönchskappen u. s. f. bereiteten Hexensalbe auf Böcken, Säuen, Ofengabeln,

Besenstielen, Strohwischen u. s. f. durch die Luft geritten kommen. Die Zusammenkünfte finden an bestimmten Nächten der Woche statt, vorzüglich aber in der ersten Mainacht (Walpurgis), also zur Zeit eines altgermanisch-heidnischen Opferfestes. Jedes Land hat seine eigenen Versammlungsorte, Deutschland aber die meisten (Blocksberg, Horselsberg, Weckingstein, Staffelstein, Kreidenberg, Bönnigsberg, Fellerberg, Heuberg, Pfannenstiel, und andere Berge). Bei den Zusammenkünften erscheint der Teufel zuweilen wie ein lustiger Tänzer aufgeputzt, meistens jedoch in finsterer und majestätischer Haltung und in Gestalt eines schwarzen hässlichen Mannes, der auf einem mit Gold verzierten Throne von Ebenholz sitzt. Er trägt eine Krone von kleinen Hörnern und hat außerdem noch ein Horn auf der Stirne und zwei am Hinterkopfe. Das Stirnhorn verbreitet einen Schein, der heller ist als der Mond. Auch seine großen runden Eulenaugen stralen einen schrecklichen Glanz aus. Seine Gestalt ist halb die eines Menschen, halb die eines Bockes. Seine Finger laufen in Krallen aus, seine Füße gleichen Gänsefüßen, am Kinn hat er einen Ziegenbart, am Hintern einen langen Schwanz. Die Versammlung hebt gewöhnlich um 9 Uhr Abends an und endigt um Mitternacht. Sie beginnt damit, daß alles vor dem Teufel niederfällt, ihn unter Verleugnung Gottes Herr und Meister nennt, ihm die linke Hand, den linken Fuß, die linke Seite, die Genitalien und den Hintern küsst. Bei besonders feierlichen Anlässen beichten sodann die Zauberer und die Hexen dem Teufel ihre Sünden, welche darin bestehen, daß sie Kirchen besucht, die Ceremonien des christlichen Gottesdienstes mitgemacht und zu wenig böses gethan haben. Der Teufel gibt ihnen Bußen auf und ertheilt die Absolution. Dann celebrirt er höchstselbst die Teufelsmesse und stellt seinen Anhängern ein Paradies in Aussicht, welches das christliche weit hinter sich lasse. Zum Dank küsst man ihm abermals den Hintern, wobei er zur Anerkennung der Huldigung Gestank von sich gehen lässt. Zum Schlusse der Messe theilt er das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus, aber die höllische Hostie ist schwarz und zäh wie eine alte Schuhsohle und der Trank aus dem höllischen Kelche schmeckt bitter und ekelhaft. Hierauf beginnt der Tanz, wobei alle das Gesicht nach der Außenseite des Kreises kehren, und das schmausen an den von dem höllischen Wirthe bereiteten Tischen. Aber die Speisen und Getränke schmecken schlecht und widerwärtig, wie es denn merkwürdig ist, daß der Teufel seine Anhänger für ihre Dienste so schlecht honorirt. Das Geld z. B., welches er ihnen verschafft, verwandelt sich über Nacht in Kohlen, Hobelspäne, Laub und Ruß und überhaupt sind sie immer die Betrogenen. Während des schmausens und tanzens vermischt sich der Teufel mit allen anwesenden fleischlich, indem er die Männer als Sukkubus, die Weiber als Inkubus umarmt, und befiehlt, sein Beispiel nachzuahmen, worauf er die Versammlung mit

der Ermahnung entläßt, möglichst viel böses zu thun. Zuletzt brennt sich der große Bock zu Asche, die unter alle Hexen ausgetheilt wird und mit der sie Schaden stiften. Die Namen Gottes oder Christi oder der Jungfrau Maria auszusprechen, ist beim Hexensabbath streng verpönt, auch das Wort Salz darf nicht gebraucht werden. Soviel vom Hexensabbath.

Ueber die teufelische Buhlschaft haben Theologen und Juristen lange Abhandlungen geschrieben und sich unsäglich bemüht, herauszubringen, welcher Art die Empfindung der Hexen dabei sei (die „Geständnisse“ der Angeklagten bezeichnen sie fast durchgänglich als eine „unliebliche“ und „widerliche“), ob das semen diabolicum calidum aut frigidum sei u. s. f., wir müssen uns aber mit der Andeutung dieser garstigen Spitzfindigkeiten begnügen. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts galt es für eine, auch von Luther ausdrücklich bestätigte Wahrheit, daß der Teufel mit den Hexen Kinder zeuge, die sogenannten Wechselbälge oder Kilkröpfe. Später nahm man an, daß aus der Vermischung mit dem Teufel nur allerlei Ungeziefer hervorgehen könne, Schlangen, Kröten, Frösche und Elben (Holderchen, Unholde) d. h. Würmer „von allerhand Couleur“. Bereits wurde noch vor dem 17. Jahrhundert da und dort eine Stimme laut, welche, obgleich von einem sonst gläubigen Munde ausgehend, behauptete, die teufelische Umarmung sei bloße „Phantasey und Einbildung“ [16]). Uebereinstimmend lauten die „Geständnisse“ der Hexen in diesem Punkte, der Teufel sei zuerst immer in Gestalt eines anständigen Mannes, als Junker, Reitersmann, Jäger, Bürger und unter Namen wie Voland, Federhanns, Federlin, Peterlein, Papperlen, Grässle, Klaus, Hämmerlein zu ihnen gekommen und habe sie so berückt und verführt. Es kommen in diesen „Geständnissen“ Geschichten von jungen Mädchen vor, welche jedem, außer einem Hexenrichter, hätten zeigen müssen, daß hier keineswegs von einer teufelischen Bestrickung die Rede sei, sondern bloß von der Schändlichkeit unnatürlicher Mütter, welche die Unschuld ihrer Töchter pfiffigen Wüstlingen verschacherten.

Bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin waren auch in Deutschland schon einzelne Zauberer (Hexenmeister) und Hexen verbrannt worden. Aber jetzt erst begann die Verfolgung derselben in großartigem Stile und wüthete das ganze 16. Jahrhundert und die drei ersten Viertel des 17. hindurch mit brutalster Grausamkeit. Das Signal zu dem massenhaften processiren und hinrichten in Deutschland hat unstreitig die berüchtigte Bulle Papst Innocenz's VIII. gegeben, welchen der römische Witz seines zuchtlosen Lebens halber Octo Nocens nannte. Diese Bulle ist datirt vom 4. December 1484. Die Hauptstelle des Aktenstückes, woraus auch die bösen Handlungen, deren man die Zauberer und Hexen bezüchtigte, ersichtlich sind, lautet so: „Gewisslich ist es neulich

nicht ohne große Beschwerung zu unseren Ohren gekommen, wie daß in einigen Theilen des oberen Deutschlands, wie auch in den mainzischen, trierischen, kölnischen, salzburgischen Erzbisthümern, Städten, Ländern, Orten und Diöcesen sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit vergessend und von dem katholischen Glauben abfallend, mit Teufeln, die sich als Inkubi und Sukkubi mit ihnen vermischen, Missbrauch treiben und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwörungen und andern abscheulichen abergläubigen Handlungen, zauberischen Uebertretungen, Lastern und Verbrechen die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Feldfrüchte, das Obst und die Weintrauben, wie auch Männer, Frauen, Thiere und Vieh aller Art, ferner die Weinberge, Obstgärten, Wiesen, Weiden, das Getreide und andere Erzeugnisse des Bodens verderben, ersticken und umkommen machen und selbst die Menschen, Männer und Frauen, und aller Arten Vieh mit grausamen sowohl innerlichen als äußerlichen Schmerzen und Plagen belegen und peinigen und die Männer verhindern, zu zeugen, und die Weiber, zu gebären, und die Männer, daß sie den Weibern, und die Weiber, daß sie den Männern die ehelichen Werke leisten können; außerdem, daß sie den Glauben selbst, welchen sie beim Empfang der h. Taufe angenommen, mit eidbrüchigem Munde verleugnen und andere überaus viele Leichtfertigkeiten, Sünden und Laster durch Anstiftung des Feindes des menschlichen Geschlechtes zu begehen und zu vollbringen sich nicht fürchten, zur Gefahr ihrer Seelen, zur Beleidigung göttlicher Majestät und zu sehr vieler Leute Aergerniß und schädlichem Exempel." Im Verlaufe der Bulle wird dann den beiden Ketzermeistern und Professoren der Theologie Heinrich Institor und Jakob Sprenger, welchen als dritter Johann Gremper sich gesellte, der Auftrag ertheilt, „wider alle und jede Personen, wessen Standes und Ranges sie sein mögen, das Amt der Inquisition zu vollziehen und die Personen selbst, welche sie der vorbemeldeten Dinge schuldig befinden, in Haft zu bringen und an Leib und Vermögen zu strafen."

Nun ist es bekannt, daß der Deutsche gern alles, sogar den Wahnwitz, mit Methode und, wenn man das Wort hier missbrauchen darf, mit Wissenschaftlichkeit betreibt. Sprenger und Konsorten setzten sich daher vor allen Dingen hin und verfassten in lateinischer Sprache ein dickes Buch, den „Malleus maleficarum" (Hexenhammer), welcher die Hexen gleichsam zusammenhämmern, zermalmen sollte. Dieses romantische Buch, welches bei den Hexenrichtern kanonisches Ansehen erlangte und nach Köppens trefflichem Ausdrucke mit dem Geifer eines vor Fanatismus, Habsucht, Wollust, und Henkerslust wahnsinnig gewordenen Mönchs geschrieben ist, erschien mit Approbation der theologischen Fakultät von Köln zuerst im J. 1489 und erlebte rasch mehrere Auflagen [17]. Der 1. Theil

dieses „liber sanctissimus" handelt von den drei Stücken, welche bei der Zauberei zusammenkommen: — der Teufel, der Zauberer oder die Zauberin und die göttliche Zulassung; der 2. Theil davon, wie man sich vor der Macht der Zauberei bewahren solle und wie man die Folgen derselben wieder aufheben könne; der 3. Theil ist gerichtlich und enthält eine Anleitung für die geistlichen und weltlichen Richter hinsichtlich des verfahrens beim Hexenproceß. Hier wurde auch die Kompetenzfrage dahin gelöst, daß an sich das Verbrechen der Hexerei vor die geistlichen und weltlichen Gerichte gehöre, insofern aber als Ketzerei mit dabei im Spiele sei, sollten die Hexen der Gerichtsbarkeit der Inquisition unterworfen werden. Man sieht, die Herren Theologen wussten sich auf jeden Fall ihr mitdabeisein zu sichern. Was die rechtliche Seite der Sache überhaupt angeht, so wurde die Hexerei von den Verfassern des Hexenhammers und gleichgesinnten Juristen als das „ungeheuerlichste, schwerste und abscheulichste" Verbrechen bestimmt und ferner als ein „außerordentliches" (crimen exceptum), woraus man folgerte, daß der Richter bei Verfolgung desselben sich nicht an den ordentlichen Gang der Kriminalprocedur zu halten hätte, sondern „außerordentliche" Mittel anwenden dürfte und müßte, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Der Hexenhammer munterte auch das schändlichste Denunciantenwesen ausdrücklich auf, indem er sagte, man solle den Denuncianten, um ihnen Muth zu machen, zu verstehen geben, sie hätten nichts zu besorgen, auch wenn sie für ihre Anklagen nicht den geringsten Beweis beizubringen vermöchten.

Mit dem Hexenhammer in der Hand gingen nun die Verfasser desselben und ihre Kollegen mit Eifer an ihr „löbliches" Geschäft, als dessen Vorspiel die ersteren schon in den Jahren 1484—89 achtundvierzig Hexenbrände, ein anderer Ketzermeister in dem einzigen Jahre 1485 sogar schon einundvierzig Hinrichtungen veranstaltet hatten. Freilich wollte das Geschäft auch nach 1489 nicht gleich so recht schwunghaft werden. Geistliche und weltliche Fürsten widersetzten sich nämlich an vielen Orten der Hexenrichterei, und es gab Priester, welche von der Kanzel herab die Existenz von Hexen oder wenigstens die Macht derselben, den Kreaturen zu schaden, verneinten. Bald aber erlebten die Inquisitoren und die mit ihnen verbündeten Juristen goldene Zeiten. Man gewann die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands für den Hexenproceß; jene, indem man ihnen einleuchtend machte, wie sehr dadurch dem hierarchischen Wesen Vorschub geleistet würde; beide zusammen, sowie die kleineren Dynasten und Städteobrigkeiten, indem man sie auf das einträgliche des Geschäftes hinwies. Das Vermögen der Gemordeten wurde, wie schon gesagt, eingezogen und in der Regel so vertheilt, daß zwei Drittel davon dem Grundherrn, das letzte Drittel den Richtern,

Schöppen, Geistlichen, Spionen, Angebern und Scharfrichtern zufiel, nach standesmäßiger Taxirung natürlich. Hexenrichter und Henker bereicherten sich gerade zur Zeit der größten Verarmung Deutschlands, während des dreißigjährigen Krieges, ganz auffallend. Verdiente doch in dem einzigen Orte Kösfeld 1631 der Scharfrichter binnen sechs Monaten durch seine Verrichtungen an den Hexen 169 Thaler. Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn fast die Hälfte der Hexenmorde auf Rechnung der Habsucht geschrieben wird. Die andere Hälfte kommt auf die Rechnung des Fanatismus und der gläubigen Einfalt; denn vom Ausgange des 15. Jahrhunderts an war es den Pfaffen allmälig gelungen, die ganze Weltanschauung, alles fühlen, glauben und denken des deutschen Volkes so ganz und gar zu verteufeln, daß es immer und überall den Teufel sah, hörte, roch und schmeckte. Das Lutherthum hat diese Verteufelung des religiösen Bewusstseins bekanntlich sanktionirt. Luther selbst gehörte zu den allerdicksten Teufelsgläubigen, hatte persönlich eine Begegnung mit dem Satan und warf ihm bei dieser Gelegenheit das Dintenfaß an den Kopf. Es war desshalb ganz in der Ordnung, daß der große „Reformator", als er mal zu Dessau einen Kretin, einen sogenannten Kilkropf sah, die Erklärung abgab, das sei ein Teufelskind und man solle es nur in's Wasser werfen; er wolle es schon auf seine Seele nehmen. Die protestantischen Theologen beteten die Ansichten ihres Meisters über Teufel und Hexenwesen andächtig nach und so sehen wir fortan katholische und protestantische Geistliche, Fürsten, Magistrate und Juristen in Schürung der Hexenbrände wüthend mit einander wetteifern. Als dieser Eifer ein klein wenig nachzulassen schien (um die Zeit des augsburger Religionsfriedens), wussten ihn die Jesuiten wieder zu beleben, indem sie in den katholischen deutschen Staaten, wo sie Eingang gefunden hatten, sämmtliche Anhänger der reformistischen Bewegung, soviel sie deren habhaft werden konnten, unter dem Namen von Hexenmeistern und Hexen processiren und verbrennen ließen, was auch die protestantischen Hexenverfolger auf's neue aneiferte, denn diese wollten in der Sorge für das Reich Gottes hinter den päpstlichen nicht zurückbleiben. Hierin, sowie in der politischen Zersplitterung unseres Landes, welche jedem reichsunmittelbaren Prälaten, Krautjunker und Bürgermeister die Veranstaltung von Hexenbränden ermöglichte, liegt die Erklärung, warum die Hexenmordsucht bei uns toller geras't hat als sonst irgendwo.

In den Verdacht der Hexerei konnte das größte, wie das kleinste, das ernsteste und lächerlichste bringen: — ungewöhnliche Schönheit wie ungewöhnliche Hässlichkeit, außerordentliche Einfalt wie hervorragender Verstand, Armuth wie Reichthum, Gesundheit wie Krankheit, ein unbesonnenes Wort, eine unbedachte Gebärde, Tugend und Laster, Vorzüge

und Gebrechen, guter und schlechter Ruf — alles, alles. Ja, in Wahrheit alles konnte zu einem Anzeichen (indicium) der Hexerei werden. Brach irgendwo eine ansteckende Krankheit aus, die Hexen hatten sie angerichtet; grassirte eine Viehseuche, die Unholden hatten sie gemacht; mißrieth Getreide und Futter, fiel Hagel, kam Wassers- oder Feuersnoth, gab eine Kuh schlechte Milch, krepirte ein Schwein, verlegte ein Huhn, war ein Mann impotent, war eine Frau unfruchtbar oder überfruchtbar oder kam sie mit einer Missgeburt oder einem Krüppel nieder, ging etwas verloren, wurde etwas gestohlen — Hexerei, lauter Hexerei. Wird ein Weib bei Knochen, bei einer Kröte oder Eidechse angetroffen oder mit Schmeer, Unschlitt und nicht alltäglichen Kräutern in der Hand — sie ist unzweifelhaft eine Hexe. Führt ein Mädchen einen schlechten Lebenswandel, sie ist eine Hexe; führt es einen exemplarischen, sie ist eine Hexe. Geht eine Frau selten zur Kirche, ist sie eine Hexe; geht sie sehr häufig und benimmt sich recht andächtig, das muß Verdacht erwecken. Wird sie als Zeugin vorgefordert und erzeigt sich dabei ängstlich, das ist sehr verdächtig; ebenso, wenn sie zuversichtlich auftritt. Macht sie gar Miene, der Zeugenschaft oder einer Anklage durch die Flucht sich zu entziehen, oder wird sie in der Ausführung derselben betroffen — fort mit ihr auf die Marterbank und von da auf den Scheiterhaufen! Hat eine Weibsperson rothe oder schielende Augen, sie muß eine Hexe sein! Bezeugt ihr ein Hund oder eine Katze auffallende Anhänglichkeit, sie ist eine Hexe. Töchter, deren Mütter der Hexerei angeklagt wurden, sind unzweifelhaft ebenfalls Hexen. Bezweifelt jemand die Hexerei und die Gerechtigkeit des Hexenprocesses, fasst ihn, fasst ihn auf der Stelle! denn das muß ein Erzketzer, ein Erzhexenmeister sein. Zeigt hinwieder einer allzu ungewöhnlichen Eifer in der Angeberei, so wird er gleichfalls verdächtig; denn er will den Verdacht von sich ab und auf andere lenken. Bei dieser Lehre von den Indicien der Zauberei konnte es wahrlich den Hexenrichtern nicht an Beschäftigung fehlen.

War nun die Angeschuldigte auf irgend welche Denunciation hin in Haft gebracht, so wurde zunächst ein kurzes summarisches Verhör mit ihr angestellt, wobei der Inquirent zuerst „nur so spasshaft förschelnd" auftreten sollte, um die Hexe „zu fangen", d. h. zu einem Geständnisse zu verleiten, welches, so unbedeutend es sein mochte, zur Basis des ganzen Verfahrens dienen sollte. Die verfänglichste Frage war: ob die Angeschuldigte an Hexen glaube? Verneinte sie es, so war sie auf alle Fälle als Ketzerin des Todes schuldig; bejahte sie es, so war dies ein Indicium, daß „sie mehr von der Sache wisse". In jedem Falle wurde sie einstweilen in's Gefängniß geworfen. Ueber die Beschaffenheit der Gefängnisse damaliger Zeit liegt aber ein alter authentischer Bericht vor uns, welcher beweist, daß, wie wir andern Ortes schon dargethan haben,

die Romantik der mittelalterlichen Kerkermarterkunst auch unseren Altvorderen vollkommen bekannt gewesen und weit in die protestantisch-theologische Zeit hineingereicht habe. „Die Gefängnisse“, heißt es hier, „sind gemeiniglich in dicken, starken Thürmen, Pforten, Blockhäusern, Gewölben, Kellern oder sonst tiefen, finstern, engen, ungeheuren Löchern. In denselbigen sind entweder große dicke Hölzer, zwei oder drei übereinander, da sie an einem Pfahl oder Schrauben auf- und niedergehen. Durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arm und Bein darinnen liegen können, darin werden die armen Gefangenen geschlossen, daß sie weder Arm noch Bein nothdürftig gebrauchen oder regieren können; etliche haben große eiserne und hölzerne Kreuze, daran sie die Gefangene mit dem Hals, Rücken, Arm und Bein anschließen. Etliche haben starke eiserne Stäbe, fünf, sechs oder sieben Viertel an der Elle lang, daran zu beiden Enden eiserne Bande sind, darein sie die Gefangene hinten an den Händen verschließen; dann haben die Stäbe in der Mitten große Ketten in der Mauer angeschlossen, daß die Leute stettigs in einer Lage bleiben müssen. Etliche machen ihnen noch dazu große, schwere, eiserne Steine an die Füße, daß sie die weder ausrecken noch an sich ziehen können. Etliche haben engere Löcher als Hundsställe, in denen die Menschen kaum stehen, sitzen oder liegen können. Etliche haben fünfzehn, zwanzig, dreißig Klafter tiefe Gruben wie Brunnen, auf's allerstärkste gemauert, oben im Gewölb mit Löchern, dadurch sie die Gefangenen auf- und ablassen. Nach dem nun dergleichen Ort, Gruben, Löcher und Ställe sind, sitzen etliche in so großer Kälte, daß ihnen die Füße erfrieren und gar ersterben; etliche liegen in steter Finsterniß, daß sie den Sonnenglanz nicht sehen und nicht wissen können, ob es Tag oder Nacht ist, sie sind ihrer Gliedmaßen wenig oder gar nicht mächtig, haben immerwährende Unruhe, liegen in ihrem eigenen Mist und Gestank, unflätiger und elender als das Vieh, werden übel gespeist, können nicht ruhig schlafen, haben daher schwere Gedanken, große Kümmerniß, böse Träume, Schrecken und Anfechtung, werden von Ungeziefer geplagt und überdies noch täglich mit Schimpf, Spott, Bedrohung von Stockmeistern, Henkern und Henkersbuben tribulirt, geängstigt, schwer- und kleinmüthig gemacht.“ Wahrlich, diese Kerker mit ihrem Dunkel, ihren Ketten, ihren Kröten, ihren Ratten, ihrer Kälte, Nässe und faulen Luft, waren ganz geeignet, die Insassen „mürbe“ zu machen. Beichtväter und Verhörrichter suchten dieses mürbewerden durch Kniffe und Pfiffe von satanischer Tücke zu beschleunigen. Oft kam es vor, daß man den Angeklagten mittels Vorspiegelung gänzlicher Lossprechung ein „freiwilliges Geständniß“ ablockte, welches dann den Tod auf dem Scheiterhaufen — „Einäscherung“ hieß der officielle Ausdruck — unausweichlich zur Folge hatte.

Führten aber solche Ränke und Lügen nicht zum Zwecke, so suchte man denselben durch Zeugenaussagen zu fördern. Wie es damit gehalten wurde, machte schon der Umstand klar, daß selbst des Meineids überwiesene Leute im Hexenproceß als Zeugen zugelassen wurden; denn sie konnten ja „aus Glaubenseifer" diesmal die Wahrheit sagen. Auch der Vertheidiger der Angeklagten war verpflichtet, gegen sie als Zeuge aufzutreten, falls sie ihm etwa, eben behufs der Vertheidigung, vertrauliche Eröffnungen gemacht hatte. Also erhielt die Angeschuldigte wenigstens einen Vertheidiger? Nach Willkür, denn Hexerei ist ein crimen exceptum, der ganze Hexenproceß setzt sich aus lauter Exceptionen zusammen: der Richter kann also nach Befund der Umstände einen Vertheidiger zulassen oder auch nicht. Keinesfalls jedoch darf die Angeklagte ihren Anwalt selbst wählen. Reichte nun all dieses nicht aus, ein Geständniß zu erzielen, so schritt man gewöhnlich mit der Delinquentin zur Wasserprobe, d. h. sie wurde an das Ufer eines Flusses oder Teiches geführt, dort splitternackt ausgezogen und mit über dem Bauche kreuzweis zusammengebundenen Händen und Füßen in's Wasser geworfen. Sank sie unter, so war dies ein Beweis gegen, blieb sie oben schwimmen, ein Beweis für die Anklage. Sehr viel kam hierbei darauf an, in welcher Weise es den Bütteln beliebte, das Seil zu handhaben, an welches die Unglückliche gebunden war. Fiel die Probe zu ihren Gunsten aus, so wurde sie freigelassen, wohlverstanden dann (d. h. fast nie), wann nicht eine einzige gravirende Zeugenaussage gegen sie vorlag. In diesem Falle ward sie in's Gefängniß zurückgebracht, wo man vorerst noch auf „gütlichem" Wege gegen sie verfuhr. Diese Güte bestand darin, daß man ihr tagelang nur stark gesalzene Speisen zu essen und durchaus nichts zu trinken gab oder daß man sie drei, vier, fünf Nächte in Schlaflosigkeit hielt, bis sie, dem Wahnsinne nahe, alles „in Güte" bekannte, was immer man ihr zur Last legte. Besiegte aber das Bewusstsein der Unschuld alle diese Vormartern, so unterwarf man die Angeschuldigte sofort der Nadelprobe, d. h. man entkleidete sie, schor ihr die Haare am ganzen Leibe ab und suchte überall nach dem sogenannten „Hexenmal" (stigma diabolicum), welches der Teufel seinen Anhängern aufdrückt. Fand sich irgend ein Leberfleck oder Muttermal, so wurde eine Nadel dareingestoßen. Blutet es nicht, so ist der Beweis der Hexerei geliefert; blutet es aber, so ist dies wenigstens kein Gegenbeweis, denn „der Teufel macht es bluten, um die Hexe zu retten". Findet sich schlechterdings kein Hexenmal vor, je nun so „hat es der Teufel ausgelöscht". Welche Abscheulichkeiten bei diesen schamlosen Manipulationen vorgingen, lässt sich leicht denken. Büttel und Gefangenwärter befriedigten an den Unglücklichen viehische Gelüste und setzten dieselben dem Teufel auf Rechnung. Um nur einen Beleg dieser Brutalität anzuführen: der wüthende Hexenrichter Remigius,

welcher in seiner „Daemonolatria“ (1595) von sich rühmt, daß er binnen fünfzehn Jahren (1580—95) in Lothringen 800 Hexen, sage achthundert, habe verbrennen lassen, erzählt von einem seiner Opfer, Katharina geheißen, dieselbe sei, obgleich noch ein unmannbares Kind, im Kerker wiederholt dergestalt vom Teufel genothzüchtigt worden, daß man sie halb todt vorgefunden.

Hatte man von der Angeklagten kein Geständniß „in Güte“ erwirkt, so schritt man zur peinlichen Frage, zur eigentlichen Folter. Oft ließ man derselben noch die sogenannte Thränenprobe unmittelbar vorhergehen. Hierbei legte ein Priester oder Richter der Angeschuldigten die Hand auf den Kopf, sie beschwörend: „Bei den bittern Thränen, welche der Heiland am Kreuze für unser Heil vergossen, bist du unschuldig, so vergieße Thränen; bist du schuldig, keine!“ Konnte die Hexe nicht weinen, so war der Beweis ihrer Schuld fertig; weinte sie aber, so hatte ihr nur der Teufel zum Schein Augen und Wangen nassgemacht. Vor Beginn der Marter trugen geriebene Richter Sorge, der Angeklagten die Beschaffenheit und Wirkung der Folterinstrumente ausführlichst zu erklären, welche Erklärung „oft die Verstocktesten zum sprechen gebracht hat“. Erfolgte kein Bekenntniß, so hob man die Marter mit dem „Daumenstock“ an, zwischen welchem die Daumen geschraubt wurden, bis das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Der zweite Grad der Folter bestand in Anwendung der „spanischen Stiefeln“ (Beinschrauben), zwischen welchen Schienbein und Wade gepresst wurden, bis die Knochen brachen. Dann folgte der „Zug“ (Expansion, Elevation), wobei die Hexe mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft schwebend durch eine an der Decke befestigte Rolle oder auch an einer aufgerichteten Leiter, in deren Mitte der „gespickte Hase“ (eine Sprosse mit kurzen gespitzten Hölzern) angebracht war, „gemächlich“ in die Höhe gezogen wurde, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe standen. Zur Erhöhung des entsetzlichen Schmerzes ließ man dann das Opfer ein paarmal rasch herabschnellen und zog es dann wieder hinauf; auch band man ihm, um es noch mehr auszurecken, Gewichte von fünf bis auf fünfzig Pfund Schwere an die großen Zehen, wandte auch zwischenhinein wieder Daumenstock und Beinschrauben oder auch die Karbatsche oder angezündeten Schwefel oder Branntwein an. Und solchen und anderen gleich haarsträubenden Martern unterwarf man sogar schwangere Frauen[18])! Nicht umsonst lautete die Henkersformel beim Beginne der Folterung einer Hexe: „Du sollst so dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich scheint.“ Gesetzlich sollte die Anwendung der Folter nicht über eine Viertelstunde dauern, aber die Hexenrichter thun sich in ihren Schriften viel darauf zu gut, daß sie verstockte Hexen stundenlang, ja tagelang ununterbrochen foltern

ließen. Zu Bamberg kam es laut Protokoll einmal vor, daß die Richter, während ein Delinquent an der Leiter hing, zu einem Gelage gingen und ihn hängen ließen, bis sie wiederkamen. Gesetzlich sollte die Folter auch nicht wiederholt werden, wenn nicht neue schwere Indicien hinzukämen. Aber der „Hexenhammer“ hatte hierfür ein probates Auskunftsmittel erfunden, indem er statt des „wiederholens“ das „fortsetzen“ empfahl. So setzte man denn die Marter fort, bis die Gepeinigten, um nur der grässlichen Qual ledig zu werden, alles auf sich aussagten, was nur immer die Richter haben wollten, alles, auch das unsinnigste und unmöglichste, was nur je theologische und juristische Phantasie erfunden. Wie weit das ging, erhellt am deutlichsten daraus, daß aus zwölf-, zehn-, acht- und siebenjährigen Mädchen das Geständniß herausgefoltert wurde, sie hätten mit dem Teufel Buhlschaft getrieben und mehrmals von ihm empfangen und geboren! Und wenn z. B. die Hexe auf der Folter bekennt, Personen durch zauberische Mittel getödtet zu haben, Personen, welche keineswegs todt, sondern ganz gesund und wohlauf sind? Thut nichts, sie wird verbrannt!

Soldhergestalt wurden die „Geständnisse und Bekenntnisse“ der Hexen geschöpft, aus welchen romantischer Kretinismus und pfäffische Arglist gefolgert haben, es müsste am Hexenwesen doch etwas gewesen sein. Oft fielen die Gemarterten während der Tortur in Ohnmacht oder Starrkrampf und diese Folge unerträglicher Qual gab man dann für eine Machenschaft des Teufels aus, der seine Anhänger empfindungslos machte; oft gaben sie auf der Folterbank den Geist auf, da musste ihnen dann der Teufel, um sie der Pein zu ledigen, den Hals umgedreht haben. Oft auch bemächtigte sich der Gequälten in der Wuth ihrer Schmerzen eine verzweifelte Rachelust gegen ihre Mitmenschen, so daß sie alle als Mitschuldige angaben, deren Namen ihnen gerade einfielen oder von den Richtern ihnen vorgesagt wurden. Desshalb zeugte ein Hexenproceß gewöhnlich zehn, zwanzig, hundert andere. Es finden sich in den Aktenstücken zahlreiche Fälle, daß namentlich die Frauen die Tortur mit übermenschlicher Kraft ausgehalten haben: ein Mädchen von Ulm aus guter Familie, von welchem gefolterte Weiber ausgesagt, sie hätten es bei den Hexentänzen gesehen, beharrte trotzdem, daß sie neunmal der Marter unterworfen wurde, bei dem Bekenntniß ihrer Unschuld; ein junges Mädchen aus Nördlingen bewahrte zweiundzwanzig Grade der Tortur hindurch den Muth der Schuldlosigkeit, erst beim dreiundzwanzigsten brach er. Nur wenige, nur sehr wenige überstanden wie durch ein Wunder alle die Qualen und wurden dann, wenn nicht „neue Indicien“ hinzukamen, welche die Wiederholung der ganzen Procedur heischten, nach einiger Zeit als Krüppel an Leib und Geist aus der Kerkerhöhle entlassen, um über die „Religion der Liebe“ nachzudenken. Der Widerruf eines einmal abgelegten Geständ-

nisses hatte sofortige „Fortsetzung" der Folter zur Folge. Das Rechtsmittel der Appellation, welches nach Fällung des Urtheils auch den Hexen gesetzlich zustand, war eben so illusorisch wie das der Defension und führte, wenn je zugelassen, jedenfalls zu nichts.

So war der Proceß, so das Beweismittel. Das Urtheil gegen die Schuldigbefundenen lautete auf Tod; denn die „Zauberinnen sind ein Gräuel vor meinen Augen und du sollst sie nicht leben lassen!" hatte Jahve zu Mose gesagt. Bußfertige sollten, bevor sie auf den Scheiterhaufen gebracht würden, enthauptet oder erdrosselt, Unbußfertige dagegen lebendig verbrannt werden. Die letztere Bestimmung erklärt auch, warum nur wenige Hexen vor dem Tode das ihnen durch die Folter abgepresste Geständniß widerriefen. Sie wollten sich wenigstens einen minder qualvollen Tod sichern. Viele jedoch behaupteten in ihrer letzten Beichte ihre Unschuld, baten aber den Priester, dies ja nicht verlauten zu lassen; denn sie wollten lieber sterben als noch einmal die Tortur ausstehen. Es gab auch Priester, welche den Verurtheilten geradezu erklärten, sie würden nur solche zum Sakramente zulassen, welche so beichteten, wie sie auf der Folterbank ausgesagt hatten. Man sieht, es war nach allen Seiten hin dafür gesorgt, daß die Hexengeständnisse aufrecht erhalten wurden. Endlich war, wie alles im Hexenproceß, auch die Hinrichtung der armen Opfer barbarisch, scheußlich. Das lebendigverbrennen, welchem unter Umständen noch zwicken mit glühenden Zangen vorherging, war gäng und gäbe und die Ungeschicklichkeit oder Unmenschlichkeit der Henker machte dasselbe oft zu einem lebendigbraten.

Die Einäscherungen in Masse heben in Deutschland um das Jahr 1580 an und währen ziemlich genau gerade ein Jahrhundert. Während der schon erwähnte Remigius Lothringen von Hexenbränden rauchen machte, fanden zur selben Zeit auch im Paderborn'schen, im Brandenburgischen, sowie in und um Leipzig zahlreiche Exekutionen statt. In der Grafschaft Werdenfels in Baiern führte 1582 ein und derselbe Proceß 48 Hexen auf den Scheiterhaufen. In der kleinen Reichsstadt Nördlingen wurden von 1590—94 zweiunddreißig Zauberer und Hexen hingerichtet, auf daß, wie der Burgermeister Pheringer sich ausdrückte, „die Unholden mit Stumpf und Stiel ausgerottet würden". In Braunschweig wurden zwischen 1590 und 1600 so viele Hexen verbrannt, daß die Brandpfähle vor dem Thore „dicht wie ein Wald" standen. In der kleinen Grafschaft Henneberg wurden im J. 1612 zweiundzwanzig Hexen eingeäschert und von 1597—1676 im ganzen 197 getödtet. In dem Städtchen Offenburg starben binnen vier Jahren (1627—30) sechzig Personen wegen Hexerei den Tod durch Henkershand. In Rottweil wurden im 16. Jahrhundert binnen dreißig Jahren 42 und im 17. binnen achtundvierzig 71 Hexen und Hexenmeister verbrannt. In den

ganz kleinen Städtchen Wiesensteig und Ingelfingen wurden in einem Processe, dort fünfundzwanzig (1583), hier dreizehn (1592) Zauberer und Unholden eingeäschert. Zu Lindheim, welches 540 Einwohner zählte, wurden von 1661 — 64 dreißig Personen verbrannt. Der Hexenrichter von Fulda, Balthasar Voß, that groß damit, daß er allein 700 Personen beiderlei Geschlechts hätte verbrennen lassen und daß er das tausend vollzumachen hoffte. In der Grafschaft Neisse mögen von 1640—1651 an tausend Hexen verbrannt worden sein, denn über 242 Brände liegen Urkunden vor, und es waren Kinder von ein bis zu sechs Jahren darunter. Zu gleicher Zeit wurden im Bisthum Olmütz hunderte und aber hunderte von Hexen gemordet. In Osnabrück äscherte man im Jahre 1640 achtzig Hexen ein. Ein Herr von Ranzow ließ auf einem seiner Güter in Holstein an einem Tage 18 Hexen verbrennen. Im Bisthum Bamberg wurden von 1627—30 bei einer Bevölkerung von 100,000 Köpfen laut urkundlichen Nachweises 285, im Bisthum Würzburg binnen drei Jahren (1627—29) weit über 200 Personen wegen Hexerei vom Leben zum Tode gebracht, unter den letzteren Leute jedes Standes, Alters und Geschlechtes, wie es in den Proceßakten heißt: „die Kanzlerin, ferner die Tochter des Kanzlers von Aichstädt, der Rathvogt, ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren, ein Rathsherr, der dickste Bürger in Würzburg, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein kleineres ihr Schwesterlein, der zwei Mägdlein Mutter, die Burgermeisterin, zwei Edelknaben einer von Reitzenstein und einer von Rothenhan, das Göbel Babele die schönste Jungfrau in Würzburg, ein Student so viele Sprache gekonnt und ein fürtrefflicher Musiker gewesen, der Spitalmeister ein sehr gelehrter Mann, eines Rathsherrn zwei Söhnlein, große Tochter und Frau, drei Chorherren, vierzehn Domvikarii, ein blindes Mägdlein, die dicke Edelfrau, ein geistlicher Doktor u. s. f." Den letzten Brand großartigen Stils veranstaltete der Erzbischof von Salzburg im J. 1678; es fielen dabei 97 Personen der heiligen Wuth zum Opfer. Rechnet man zu den urkundlich konstatirten Hexenmorden nur die gleiche Zahl von solchen hinzu, deren Akten verloren gegangen — man darf das zuversichtlich — so ergibt sich, da jede Stadt, jeder Ort, jede Prälatur, jeder Edelsitz in Deutschland ihren Hexenbrand haben wollten, eine Gesammtsumme von tausenden und aber tausenden Gemordeter, ja es mag die Zahl von 100,000 eine kaum hoch genug gegriffene sein.

Aber erhob sich denn keine Stimme gegen den blutdürstigen Wahnwitz? Doch. Eine der frühesten war die des Agrippa von Nettesheim und die des Ulrich Molitor, der zwar in seinem „Schön gesprech von den Onholden", wie der Titel der Verdeutschung seines 1489 erschienenen Traktats über die Hexen lautet, so ziemlich das ganze Hexenwesen auf „Fantastigkeit und Eynbildung" zurückführt, dennoch aber damit schließt,

daß man „solich böß weyber von ihr abtrünigkeit vnd ketzerey vnd von ihres verkerten willens wegen nach kaiserlichem Recht tödten sol vnd mag.“ Weit entschiedener schon traten der Arzt Johann Weier und der Priester Kornelius Loos in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegen den Gräuel auf und der letztere — es kam ihm freilich theuer genug zu stehen — erklärte geradezu, der Hexenproceß sei nur eine Art von Alchymie, mittels welcher aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werde. Auf Weier und Loos folgte als Bekämpfer des gräßlichen Unwesens der hochherzige Graf Friedrich von Spee, dessen in seiner „Cautio criminalis“ (1631) dargelegte energische Opposition gegen den Hexenproceß um so ehrenhafter ist, als er ein Mitglied des Jesuitenordens war, welcher tausende von Scheiterhaufen anfachte. Sobald Spee, welcher selbst viele Hexen als Beichtiger zum Holzstoße begleitet hatte, die Ueberzeugung gewonnen, daß es mit dem Hexenwesen nichts sei, scheute er weder Verfolgung und Kerker, noch Todesgefahr, seine Ansicht öffentlich auszusprechen. Mit praktischem Takte richtete er seine Angriffe vornehmlich gegen das Proceßverfahren, dessen ganze Scheußlichkeit er enthüllte, und schleuderte den Hexenrichtern die Worte in's Gesicht: „Feierlich schwöre ich, daß unter den vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitete, nicht Eine war, von welcher man, alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen; und das nämliche theilten mir zwei andere Theologen aus ihrer Praxis mit. Aber behandelt die Kirchenoberen, behandelt Richter, behandelt mich so wie jene Unglücklichen, unterwerfet uns denselben Martern und ihr werdet in uns allen Zauberer entdecken!“ Allein Spee's Zeitgenossen waren wenig geneigt, eine solche Stimme zu beachten. Der Hexenhammer blieb nach wie vor unfehlbares Orakel und die einflussreichsten Juristen jener Tage, wie z. B. Benedikt Karpzov, unterstützten die Weisheit dieses Orakels mit ihrer weitschichtigen und blödsinnigen Gelehrsamkeit. Sagt doch der genannte Professor in seiner Kriminalpraktik (1635) unter anderem ausdrücklich: „Die Strafe des Feuertodes ist auch denjenigen aufzuerlegen, welche mit dem Teufel ein Pakt schließen, sollten sie auch niemanden geschadet, sondern entweder nur teufelischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt oder auch nur seiner Hilfe vertraut und sonst gar nichts weiter gewirkt haben.“ Den Gipfelpunkt seiner Wuth erreichte der Hexenproceß erst nach Spee's auftreten und der wackere Mann fand lange keinen Nachfolger. Endlich erschien in des Niederländers Balthasar Becker „Betoverde Wäreld (bezauberte Welt)“ 1691 ein epochemachendes Werk gegen den Hexenwahn. Der treffliche Christian Thomasius eiferte diesem Vorbilde energisch nach, indem er von 1701—12 verschiedene Traktate gegen den Zauberglauben und Hexenproceß erscheinen ließ.

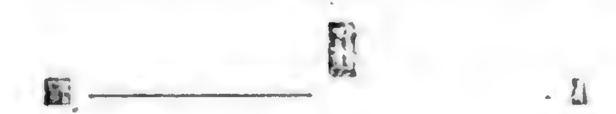
So brachen denn die Stralen der lange verfinstert gewesenen Ver-

nunft allmälig wieder hinter den düsteren Wolken hervor und die deutschen „Malefizgerichte“ stellten nach und nach ihre schändlichen Arbeiten ein. Die letzte Hexe im deutschen Reiche wurde am 21. Juni von 1749 eingeäschert, die siebzigjährige Nonne Maria Renata Singer, durch die fürstbischöflich-würzburgische „geistliche Regierungskommission“ zum Tode verurtheilt. Die Akten dieses Hexenprocesses, in deren Besitz ein glücklicher Zufall mich gebracht hat, werfen meines erachtens einen höchst charakteristischen Schlagschatten in das „Jahrhundert der Aufklärung“. Ich rücke daher eine wortgetreue Abschrift der „Facti Species“ und des geistlichen Urtheils hier in meinen Text ein und lasse unten in den „Beigaben“ das Aktenstück folgen, welches die Hinrichtung schildert. „1) Facti Species. Maria Renata Singerin von Mossau wurde als ein noch unverständiges Kind von 6 biß 7 Jahren durch einen Officier (es ist noch ungewiß, ob solcher nicht ein verstellter bößer Geist geweßen) zur Zauberei verführt, und weilen die Hölle den Nahmen Maria nicht dulden kann, wurde ihr statt solchen zugelegt: Ema Renata, welcher durch Versetzung des Buchstabens M heist, mea renata, wodurch der Teufel wollte zu verstehen geben, daß Sie nunmehro seine wiedergebohrne wäre. Zwölfjährig ist Sie schon so weit gekommen, daß Sie unter dem unglücklichen Zaubergesindel in den Zusammenkünften als eine Ehren-Dame nahe bey dem Thron des Fürsten der Finsternißen einen vornehmen Sitz erhielt. Ungefähr 19 Jahr alt, thaten Sie ihre Eltern in das Kloster Unterzell prämonstratenser Ordens, welches jeder Zeit wegen genauer geistlichen Disciplin und recht auferbaulich unschuldigen Tugend und Lebenswandel in besten Flohr und Ansehen geweßen, und bey verständigen annoch ist, so, daß billig zu vermuthen, die Hölle habe eben dadurch gesucht durch besagte Zauberin diesen so schön blühenden Garten zu verwüsten, und anstatt Schneeweißen Lilien jungfräulicher Keuschheit und Unschuld das Kraut schändlicher Laster einzupflanzen. Allein der Himmel wachte durch fürsichtige Tugendsame geistliche Oberen. Um nun nicht als solche erkannt zu werden, die Sie ware, muste sie ihre Laster nicht nur sorgfältig verbergen, sondern auch wenigstens den äußerlichen Schein der Tugend annehmen. Solches nun zu bewürken und ihre erstaunliche Boßheit zu bemändlen, ware Sie gemeiniglich die erste und letzte in den Chor, Gottesdienst, und anderen geistlichen Uebungen. Ihr Umgang war auferbaulich, ihr Gespräch geistlich, kurz ihr geistlicher Lebens Wandel schiene untadelhaft zu seyn, und da Sie beynebens einen guten Verstand blicken ließe, ist es in Ansehung solcher Qualitäten sich nicht zu verwundern, daß ihre Oberen Sie den Anderen als Subpriorin vorzusetzen kein Anstand genommen. Der höllische Geist ruhete indessen freilich nicht, sondern trieb diese seine Sklavin tüchtig an, ihre Boßheit und Zauberkunst auch anderen Mitschwestern mitzutheilen, und zu gleicher Gottloßigkeit zu verführen; Es

ließe sich aber die 80 Jahre, so sie in belobtem Kloster bereits zurückgelegt, nach ihrem eigenen Geständniß nicht eine einzige finden, an welche Sie sich zu wagen getraut hätte, so groß waren nemlich aller Tugenden, so tief ware in ihnen allen die Furcht und Liebe Gottes gegründet. Solches verdroß nun den neidigen Teufel, um so mehr, je gewißere Hofnung er sich machte, durch dieß sein so taugliches Werckzeug wenigstens eine oder die andere in sein Netz zu ziehen. Indem er nun sehen muste, daß alle seine und seiner leibeigenen Renata Bemühungen umsonst seyen, so fromen Seelen beyzukomen, als ließ er seinen Muth und Grimmen gegen ihre Leiber aus, triebe die Zaubereien, da sie denen Seelen nicht konnte; wenigstens denen Leibern zu schaden. Dieses ließe Gott aus seinem unerforschlichen Rathschluße zu, zweifels ohne andere Ursachen, damit die Tugend dieser seiner geistlichen Gesponst wie das Gold in dem Feuer noch mehr geprüfet und gereiniget werde. Vier dieser Kloster Frauen verursachte Sie theils durch zauberisches Anhauchen, theils durch Wurzel und Kräuter schmerzliche Krankheiten; fünf anderen, nebst einer Laien Schwester, so noch eine Novitzin ist, zauberte Sie durch besagte Mittel mehrere höllische Geister in den Leib; wieviel Sie außer den Kloster, davon nicht wenige seyn sollen, auf gleiche Weiße geschadet habe, ist unbekannt. Endlich wollte der langmüthige Gott der Boßheit dieser Zauberin nicht länger zusehen, triebe mithin eine obiger Kranken, wovon bereits alle verschieden, innerlich an, die Subpriorin Maria Renata als eine Stifterin aller jener Ueblen mit welchen das Kloster so empfindlich belästiget wurde dem Herrn Probsten anzugeben. Dießer als ein sehr vernünftiger discreter und Tugendsamer Mann strafte anfänglich besagte Kranke und ermahnte Sie, in dermahligen ihren Umständen sich zu einen *seeligen Todt* zu bereiten; und sich durch etwan übelgegründeten Argwohn und freventlichen Urtheil nicht zu einer ihrer Seele schädliche Sünd verleiten zu laßen. Da aber die Zauberin verschiedene ihrer Mitschwestern des Nachts zu beunruhigen und sehr zu plagen nicht nachließe, nahm endlich eine annoch lebende Chorjungfrau ihre mit scharfen Sporren bewafnete Disciplin, und haute Tapfer auf die Hexe zu, und trieb sie so zum Zimmer hinaus; erzählte sofort den folgenden Tag dem Herrn Probsten, was Sie verfloßene Nacht abermahl zugetragen mit den Zusatz, sie glaube sicherlich, sie habe dieser Unholdin einen Streich in das gesicht versetzet, wovon dieselbe ein Merkzeichen haben müße. Da nun dieses in der That sich also befunden, und endlich auch die bösen Geister auf der beseßenen selber durch Zwang deren Kirchenbeschwörungen bekennen musten, daß Renata eine Hexe und einzige Ursach alles dieses Unheils wäre, so fanden der Herr Probst für rathsam, beklagte Subpriorin mit Zwang unversehens, da Sie aus dem Chor gieng, in Verhaft zu nehmen. Sie bath zwar um Erlaubniß nur noch einmahl in ihr Zimmer zu gehen, zweifelsohne in den Absehen ihr darin sich befindendes Zauberwerk auf

Seithen zu räumen, es wurde ihr aber solches versagt: und da man ihr Zimmer durchsuchte fand man ihren Schmierhafen, Zauberwurzel und Kräuter, sodann auch einen goldgelben Rock, in welchem Sie zu ihrem gewöhnlichen Hexen Tanz und Versammlungen auszugehen pflegte. Gestallten nun Maria Renata wohl sah, daß Sie durch berührte Zeugschaften, gefundenes Zauberwerk und Bekenntniß der bößen Geistern selbsten allzusehr ihrer Boßheit überzeugt seye, als bekannte Sie nicht nur ihren Vorgesetzten, sondern auch einer von höchster gnädigen Obrigkeit niedergesetzten Commißion ihre schweren Verbrechen ohne weiteren Zwang, versprach so weiters ihren mit der Hölle gemachten Bund zu brechen, den bößen Feind abzusagen, und durch reumüthige Buß sich zu ihrem Gott zu wenden. Es erging sofort von einer Hohen geistlichen Obrigkeit der Befehl, derselben ihre geistlichen Kleider aus, und weldliche anzulegen, und sowohl dem Kloster beßere Ruhe zu verschaffen, als auch alle Gelegenheit ferner schaden zu können, dieselbe auf das dahiesige Schloß in eine ehrbare Gefängnuß zu übersetzen, worin Sie dermahl nicht nur eine Generalbeicht von ihrem ganzen Leben abgeleget, sondern auch bis dato wenigstens äußerliche Zeichen ihrer Bekehrung und reumüthigen Buß merken laßt, ob aber solches von Herzen geht, ist den allwißenden Gott allein bekannt. Gewiß ist es indeßen, daß die höllischen Geister aus der Beßeßenen bekennet, Renata erneuere den mit ihnen gemachten Bund alle Nacht, es ist aber auch nur gar zu gewiß, daß Sie Lügenmeister sind, welchen ebensowenig Glauben beygemeßen werden kann, als ihrer geweßenen Sklaven Renata. 2) Urtheil. In Inquisitions Sache entgegen und wider die Mariä Renatam Singerin de Moßau des Klosters zu Unterzell prämonstratenser Ordens Professam peto Magiae aliorumque delictorum wird allem vor und anbringen nach zurecht erkannt, daß nach dem die Requisitin in dreien Constutis widerhohlter und freywillig eingestanden hat, was gestallten Sie 1mo eine Hexe und Zauberin seye, 2do mit dem Teufel einen Packt gemacht auch mit Veränderung ihres Nahmens Maria in Ema sich mehrmahlen von ihm in das Hexen Buch habe schreiben, nicht minder 3^tio^ Sich von dem Teufel etwelche Hexen Zeichen an ihrem Leib habe machen laßen, annebens 4to Vermittels einer gebrauchten Hexen Schmier und in einen gefärbten Röcklein öfters ausgefahren seye, und in der Hexenversammlung öfters sich eingefunden, 5to in sothaner Versammlung öfters, außer solcher aber auch einmahl Gott, Mariam und den Heil. Sacramente abgeschworen, 6to Sowohl in als außer berührter Versammlung öfter und in dem Kloster Unterzell mehrere Gemeinschaft und sogar Unzucht mit dem Teufel verbracht, desgleichen 7mo das Hexen dreyen Persohnen außerhalb dem Kloster gelehrt und 8vo die Hexerei, mit Mäüß lebendig machen, und unter Haltung einer redenden Katze selbsten getrieben, durch solche Hexerei 9no nicht nur vermeldem Kloster Probsten und dem Abte zu Oberzell zu beschädigen

getrachtet, sondern auch 10mo Andere Leuth außer dem Kloster sowohl als ohngefähr 6 Persohnen in demselben mit verursachung der Aufzehrung, Glieder Schmerzen, Gichter und dergleichen würklich Schaden zugefügt, ja sogar 11mo 6 von ihren Mitschwestern in dem Kloster mit dem Teufel beseßen, 12mo den Pater Gregorium zu Kloster Ebrach und den Pater Nicolaum zu Kloster Ilmstatt in ihrer Vernunft verwirret, und irrig gemacht, endlichen 13mo die in der heil. Communion empfangene heil. Hostien mehrmahlen nicht hinuntergeschlungen, sondern solche mit Verwaschung in den See zu dreymahlen in das geheime Ort, ja auch einmahl mit Nadelstopfung in öffentlicher Hexenversammlung gottesräuberisch mißhandelt habe. — Sie, Maria Renata wegen diesen schweren verbrechen und Mißethaten aller geistl. Freiheit und privilegien verlustiget und den weldlichen Richter zu extradiren seye, wie dann hiemit für verlustiget und zu extradiren erklärt wird, von Rechtswegen. Decretum den 23. May 1749." Hiermit wurde dann von seiten der bischöflichen Kommission die unglückliche Greisin „dem weldlichen Richter würklich übergeben und überlassen" und es fehlte dabei auch die stereotype Heuchelei nicht, daß das geistliche Tribunal an das weltliche die „Ersuchung" stellte, es möge „gegen die dasteyende arme Sünderin weder zu einiger Tods noch anderer Glieder Stümblungs Straf fürgeschritten werden." Selbstverständlich wurde die Hexe zum Tode verurtheilt und das Urtheil mit obligater Einäscherung am oben genannten Junitag von 1749 vollzogen [19]. Aber der letzte Hexenjustizmord auf deutschem Boden war das noch nicht. Denn die letzte Hexenhinrichtung auf deutscher Erde fand ja erst im Jahre 1782 im schweizerischen Freistaate Glarus statt. Das Opfer dieses anachronistischen Hexenprocesses war eine Dienstmagd, Anna Göldi, welche beschuldigt und „überführt" wurde, durch Hexerei einem Kinde ein Bein gelähmt und es zum ausspucken von Stecknadeln gebracht zu haben, nachdem sie ihm in einem Zauberkuchen (in einem vom Teufel erhaltenen „Leckerli", sagen die Akten) „Stecknadelnsamen, welcher im Magen des Kindes aufging", zu essen gegeben [20]. In Polen und Ungarn florirte der Hexenproceß noch in den 90ger Jahren des vorigen Jahrhunderts, der Hexenglaube aber wuchert auch noch im jetzigen üppig im Volke. Denn die Dummheit währet ewiglich.



Achtes Kapitel.

Die Kunst und die Literatur.

Der Renaissancestil und der Perückenstil. — Die Architektur. — Die Skulptur. — Die Malerei. — Die Musik. — Die Nationalliteratur. — Novellistik. — Kirchenlied. — Satire. — Das Fastnachtsspiel. — Das polemische Drama. — Die Schulkomödie. — Hanns Sachs. — Das erste deutsche Schauspielhaus. — Die Komödiantenbanden. — Der Hanswurst. — Ausländerei in der Literatur. — Opitz. — Die erste und zweite schlesische Dichterschule. — Die „galante" Poesie. — Die Koth- und Blut-Tragödie. — Der Roman. — Gottsched. — Fortbildung des Schauspielwesens. — Opernspektakel. — Haupt- und Staatsaktionen. — Hanswurstiaden. — Die Gallomanie. — Die Morgenröthe deutscher Dichtung im Aufgang. — Gellert. — Die Schweizer. — Klopstock.

Die in den humanistischen Studien wieder aufgegangene und allseitig erweiterte Kenntniß des klassischen Alterthums, welche wir auf so vielen Gebieten des Geisteslebens einflußreich sahen, erstreckte ihre reformistische Thätigkeit auch auf das der Kunst. Vom 15. Jahrhundert an beginnt hier, obzwar die romantischen Typen, wie sie zuletzt sich festgestellt hatten, von einzelnen Künstlern und in einzelnen Ländern noch bis in's folgende hinein festgehalten werden, ein immer mächtiger anschwellender Zug sich fühlbar zu machen, welcher auf die Umkehr aus der Romantik zu dem Realismus der Natur abzielt. Dieser Realismus ist das Hauptmerkmal wie der antiken, so auch der modernen Kunst.

Ihren Anfängen zu begegnen, müssen wir den Blick wiederum Italien zukehren, weil hier zuerst mit der vertrauteren Bekanntschaft mit dem Alterthum zugleich auch die Einsicht in das Wesen der antiken Kunst erwachte. Die italischen Künstler begannen die Ueberreste derselben einem sorgfältigen Studium zu unterwerfen und übertrugen dann die Principien und Formen des Antiken auf die Forderungen ihrer eigenen Zeit, deren Bildung ja überhaupt der Klassik zustrebte. So trat in der Architektur an die Stelle des gothischen Spitzbogenstils der griechische Säulenbau und die römische Kuppelform („Renaissancestil"), während in Skulptur und Malerei der germanische Spiritualismus realistischer Naturwahrheit und blühender Fleischfreudigkeit weichen musste. Italien raffte seine ganze Produktionskraft noch einmal zusammen und brachte eine Reihe von Meistern der bildenden Künste hervor, die mit unsterblichen Zügen ihre Namen in das Buch der Schönheit eingeschrieben haben: Brunnelleschi, Michelozzi, Alberti, Bramante, Sansovino, Palladio, Della Quercia, Ghiberti, Donatello, Cellini, da Vinci, Michelangelo, Korreggio, Raphael, Tizian

und viele andere. Aber auch der Norden wollte an der Wiedererweckung der Künste seinen ehrenvollen Antheil haben und frühe schon im 15. Jahrhundert eröffnete die berühmte Künstlerfamilie van Eyck (Hubert, Johann und Margaretha van Eyck) in Flandern jene neue Richtung in der Malerei, welche im 16. und 17. Jahrhundert durch die Meister der brabantischen und der holländischen Schule (Rubens, Vandyck, Rembrandt u. a.) so herrliche Werke hervorbrachte.

Es ist unstreitig eine der besten Eigenschaften des Reformationszeitalters gewesen, daß es die Völker Europa's in einen viel lebhafteren Verkehr unter einander setzte, als im Mittelalter stattgefunden hatte. Die Vermehrung der materiellen Verkehrsmittel förderte auch den Ideenaustausch. Immer mehr kam das reisen als Bildungsmittel in Aufnahme, wie für die Vornehmen und Gelehrten, so auch für die Künstler, die sich der beengenden Bande des Handwerks entledigten und eine freiere und selbstständigere Stellung im Leben einnahmen. Es hing dies auf's genaueste mit dem streben nach individueller Freiheit zusammen, welches die Jugendperiode des Protestantismus überall deutlich durchblicken ließ und wodurch sie sich von dem Mittelalter mit seiner korporativen Verbrauchung des Individuums scharf unterschied. Freilich ließ es dann die individuelle Vereinzelung der modernen Zeit nicht mehr zu so großartig massenhaften Kunstwerken kommen, wie die mittelalterlichen Bauhütten sie in Deutschland geschaffen hatten; allein für die Einbuße des massenhaften in der Kunst entschädigte die Emancipation derselben von der romantischen Konvenienz, ihre Rückkehr zur einzig gesunden Quelle alles künstlerischen schaffens, zur Natur, und ihr Vorschritt zum allseitigen Studium des Naturorganismus.

In der deutschen Architektur sehen wir den Renaissancestil um die Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst mit künstlerischer Sicherheit auftreten und sich an Werken erproben, wie das Belvedere auf dem prager Hradschin, der Otto-Heinrichsbau auf der östlichen Seite des heidelberger Schlosses und die Martinsburg in Mainz. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erbaute Elias Holl das augsburger, Karl Holzschuher das nürnberger Rathhaus im italischen Stil, in welchem auf der Gränzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts Nehrung und Bodt das berliner Zeughaus anfingen und vollendeten und Andreas Schlüter die schönsten Theile des dortigen königlichen Schlosses herstellte. Zur gleichen Zeit war Fischer von Erlach als trefflicher Baukünstler in Wien thätig und schuf daselbst den prächtigen Kuppelbau der Karl-Borromäuskirche und den Palast des Prinzen Eugen, in Prag den Klam-Gallas'schen Palast. Zu denen, welche am spätesten den Renaissancestil noch einigermaßen in seiner Reinheit festhielten, gehörte Knobelsdorf, der Architekt Friedrichs des Großen. Es mischten sich nämlich schon frühe im 17. Jahrhundert dem italischen Stil eine Menge fremdartiger und geradezu barocker

Elemente bei, aus denen sich dann bei ihrem übermächtigwerden später der sogenannte Perückenstil oder Rokokostil bildete, welcher in geschmackloser Einseitigkeit darauf ausging, das Ornament von dem architektonischen Organismus vollständig loszulösen und die Dekoration zur Hauptsache zu machen. Dies hieß das Grundwesen der Architektur ganz und gar verkennen und ihre Aufgabe mit der Aufgabe der Malerei verwechseln. Da kamen dann zopfige Missgeburten von Bauwerken in Deutschland zur Welt, wie sie der bekannte dresdener Zwinger recht deutlich veranschaulicht. Wir wollen aber nicht unterlassen, der merkwürdigen Thatsache zu erwähnen, daß gerade zur Zeit, wo der Perückenstil in Blüthe kam und mit zerstörerischer Wuth gegen die Schöpfungen germanischer Baukunst verfuhr, da und dort in unserem Lande, sowohl in protestantischen als katholischen Gegenden, bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts hin Kirchen erbaut wurden im mittelalterlich nationalen Stil, eine Erscheinung, die wir uns vielleicht aus dem Umstande erklären dürfen, daß an solchen Orten die künstlerischen Traditionen der Bauhütten sich länger im Ansehen zu erhalten vermochten als anderswo.

Die Skulptur hielt in Deutschland ihr inniges Bündniß mit der Architektur noch lange fest. Sie blieb auch, wo sie nicht am Aeußeren oder im Inneren fürstlicher und patricischer Bauten dekorativ thätig war, hauptsächlich dem kirchlichen Dienste zugethan und fuhr bis in's 16. Jahrhundert fort, an Sakramentshäuschen, Reliquienschreinen, Chorstühlen und Grabmälern die sinnige Ornamentik des germanischen Stils zu entfalten und die Wände der Tempel mit Reliefdarstellungen zu schmücken. Ein großer Bildhauer dieser Richtung war Adam Kraft (st. 1507), dessen Hauptwerk die Darstellung der Passion Christi an der nürnberger Sebalduskirche ist und dem auch das prachtvolle Tabernakel im ulmer Münster zugeschrieben wird, welches jedoch andere dem Jörg Syrlin zutheilen. Die mitunter ausgezeichnet schönen Grabdenkmäler der Erzbischöfe in den Domen von Mainz und Trier zeigen das allmälige eingehen des Renaissancestils in die deutsche Skulptur, bis diese um die Mitte des 16. Jahrhunderts befähigt war, so lebensvolle plastische Kunstwerke zu schaffen, wie sie z. B. die Karmeliterkirche zu Boppard in dem Grabmal eines Herrn von Eltz und seiner Frau und der kölner Dom in den Epitaphien der Erzbischöfe Adolf und Anton von Schauenburg aufzuweisen haben. Die Bildschnitzerei in Holz und Elfenbein wurde fortwährend eifrig betrieben und zwar, wie auch in die deutsche Goldschmiedekunst die italisch dekorativen Formen nur langsam Eingang fanden, noch lange mit Festhaltung der germanischen Typen. In der deutschen Bronzeskulptur wurde ein großer Vorschritt erreicht durch die Arbeiten der nürnberger Künstlerfamilie Vischer, deren bedeutendstes Mitglied Peter Vischer (st. 1529) in vielen seiner Werke, namentlich in seinem berühmten

Sebaldusgrab in der gleichnamigen Kirche seiner Vaterstadt den gelungenen Versuch machte, das antike Element mit dem nationalen geistvoll und harmonisch zu verschmelzen. Wie auch in der Skulptur die Zopfigkeit einriß, können die späteren der schon erwähnten Grabmonumente im mainzer Dom in ihrer stufenweisen Ausartung in's barocke zeigen.

Die deutsche Malerei holte sich ihre Anregungen zunächst von der flandrischen Schule und wir finden auf der Gränzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts in Niederdeutschland, insbesondere in Köln und Münster, Malerschulen vor, welche die religiöse, hauptsächlich auf Fertigung von Altarbildern ausgehende Malerei ganz im Sinne der Eycks, van der Meerens und Hemlings pflegten. Johann von Kalkar, Bartholomäus de Bruyn, Jarenus von Soest stehen unter den Meistern dieser Schulen voran. In den Bildern der beiden münster'schen Maler Ludger und Hermann Zum Ring machte sich schon die italische Manier bemerklich. In den oberdeutschen Gegenden (Schwaben, Elsaß, Schweiz) nahm die Malerei, wenn auch nicht minder durch die niederländische angeregt, schon frühe einen Anlauf zu selbstständigerer Entwickelung und wusste mit liebevoller Beachtung der Naturwahrheit Zartheit und Grazie zu verbinden. Einer der ältesten, ein von der flandrischen Manier noch gar nicht berührter Meister in Schwaben war Lukas Moser, in dessen Fußstapfen Martin Schongauer trat. Die erhöhte Theilnahme der Nation an den Schöpfungen einheimischer Malerei geht schon aus der rasch steigenden Zahl der Meister hervor. In Augsburg waren im Sinne der neuen realistisch-naturwahren Kunstrichtung thätig Hanns Holbein der Großvater und Hanns Holbein der ältere, in Ulm Bartholomäus Zeitblom, Hanns Schühlein und Martin Schaffner, in Freiburg im Breisgau Hanns Grien, zu Bern in der Schweiz Nikolaus Manuel, der, zugleich Maler, Poet und Staatsmann, in seinen Bildern mit italischem Kolorit phantastisch-deutschen Humor vereinigte. Ueber diese Vorgänger und über viele Mitstrebende, wie Michael Wohlgemuth und Matthias Grünewald, erhoben sich die drei großen deutschen Meister des 16. Jahrhunderts: Hanns Holbein der jüngere (1498—1554), Albrecht Dürer (1471—1528) und Lukas Kranach (1472—1553). Als das Hauptwerk Holbeins müssen, obgleich er auch durch die Schönheit seiner Farbengebung ausgezeichnet ist, jene berühmten, mittels der Holzschneidekunst alsbald verbreiteten Zeichnungen des Todtentanzes angesehen werden, in welchen der tragische Humor des deutschen Geistes vielleicht seine beste That vollbracht hat. Dürer fasste in seiner vielseitigen künstlerischen Thätigkeit alle Bestrebungen der damaligen vaterländischen Malerei zusammen und führte sie auf den Höhepunkt der Zeit. Ueberall, im Oelbild, im Kupferstich und im Holzschnitt hat er die Resultate seiner

Studien in Italien und den Niederlanden mit durchaus selbstständigem Geiste verarbeitet und die blühenden Formen und Farben der italischen und brabantischen Schule mit dem Gehalte echtdeutscher, dem reformatorischen Drange seiner Zeit hingegebener Innerlichkeit erfüllt. Alles, was er geschaffen, namentlich in der Reife seiner Bildung und Kraft, weist das tiefste Naturgefühl auf, und wie er im ernsten Genre seine sittliche Größe und religiöse Innigkeit in herrlichen Gestalten zu verkörpern wusste, so auch im humoristischen die Eingebungen der gemüthlichsten Laune. Die gedankenreichste und großartigste aller seiner Arbeiten dürften wohl die zwei Tafeln mit den vier Temperamenten sein, welche sich in der Pinakothek zu München befinden. Kranach (eigentlich Sunder aus Kranach) hat seine Bedeutung wesentlich in den von ihm gemalten Porträts geschichtlicher Persönlichkeiten, welchen er als Hofmaler des sächsischen Kurhauses nahegestanden. In seinen sonstigen Bildern, wie z. B. in der vielverbreiteten Segnung der Kinder durch Christus, fällt bei aller herzgewinnenden Naivität der Mangel lokaler Individualisirung auf. Dagegen hat er in einigen Gestaltungen sagenhafter und mythologischer Stoffe seine Ader volksmäßigen Humors in ansprechender Keckheit sprudeln lassen. Neben der Wand- und Tafelmalerei wurde in dieser Periode auch die Glasmalerei noch immer häufig gepflegt und zu einem hohen Grade technischer Vollendung gebracht durch Veit Hirschvogel, Hanns Wild und andere Meister. Die prächtigsten Schöpfungen dieser Kunstgattung finden sich in den nürnberger Sebaldus- und Lorenz-Kirchen, im Chor des ulmer Münsters und im nördlichen Seitenschiffe des kölner Doms. Dem künstlerischen Bedürfnisse der Massen kam zur Reformationszeit der Holzschnitt und der Kupferstich entgegen, welche nicht allein den Schönheitssinn in größeren Kreisen weckten und nährten, sondern auch die gegenseitige Förderung der Künstler selbst höchst bedeutsam vermittelten. Der Holzschnitt nahm seinen Ursprung und fand seine fleißigste Ausbildung in Deutschland. Die Erfindung des Kupferstiches schreibt man gewöhnlich dem florentinischen Goldschmied Maso Finiguerra zu; doch wurde er, von Meistern wie Dürer und Kranach zur Hand genommen, bei uns schon frühzeitig, frühzeitiger als irgendwo zu hoher Kunstvollendung gebracht. Während des 17. Jahrhunderts thaten sich besonders Wenzel Hollar und mehrere Mitglieder der Familie Merian in der Kupferstecherei hervor und gleichzeitig erfand Ludwig von Siegen die sogenannte Schwarzkunst (geschabte Manier). Im übrigen konnte sich zu dieser Zeit die deutsche Malerkunst höchstens einiger Vorschritte in der Technik rühmen und haben sich Künstler wie der Schlachtenmaler Rugendas und der Porträtsmaler Kneller nur in dieser Beziehung einen Namen gemacht.

Die reformistische Bewegung des 16. Jahrhunderts, welche alle

Kräfte des Gemüthes in ihren Tiefen aufregte, brachte dem deutschen Volke auch seine hohe Begabung für Musik zuerst zu klarem Bewusstsein. Bisher war, abgesehen vom Volksgesang, die musikalische Ausbildung der Deutschen wesentlich von fremden Mustern abhängig gewesen. Nun aber erwuchs an der Hand des protestantischen Kirchenliedes, welches Luther mit Wort und Melodie so mächtig förderte, der deutsche vielstimmige Choral, das durch und durch nationale Produkt einer begeisterten, ihre tiefste Sehnsucht vor Gott ausströmenden Zeit. Komponisten oder, wie man sie damals nannte, Kantoreiregenten von Talent, z. B. Johannes Walter und Ludwig Senfl, gaben dem Choral seine kunstmäßigere Form als Motette. Neben der Vokalmusik wurde aber auch die Instrumentalmusik durch Vervielfältigung und bessere Konstruktion der Instrumente — Nürnberg stand in diesem Zweige des Gewerbefleißes der Heimat und Fremde voran — geschmeidiger, reicher und vielgestaltiger. Um das Jahr 1535 schon gesellte sich zu den damals üblichen Blasinstrumenten (Trommeten, Zinken, verschiedene Pfeifensorten, Krummhörner, Rauschpfeifen, d. i. Posaunen, Pumharte) das Fagott und die verschiedenen Saiteninstrumente wurden durch passendere Vorrichtungen für die Stimmung sämmtlich verbessert. Aus den Trompetergenossenschaften, welche bei festlichen Anlässen aufbliesen, bildeten sich stehende fürstliche Kapellen heraus, deren Stellung um so gesicherter ward, als die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Italien gekommene Oper an den deutschen Höfen freundlichste Aufnahme fand. Als erste Oper wurde die durch Opitz verdeutschte, von Schütz komponirte „Daphne" 1627 zu Torgau aufgeführt. Das welsche Opernwesen mit seiner alles Maß und Ziel überschreitenden Spektakelei, seiner geist- und zuchtlosen Balletspringerei, mit seiner abscheulichen Kastratenwirthschaft — welche Infamie in's 16. Jahrhundert zurückreicht und, charakteristisch genug, in der Kapelle des „Statthalters Christi" in Rom am längsten gewährt hat — ja, das welsche Opernwesen mit seiner die widerhaarigsten Elemente zusammenflickenden Unnatur und gemeinsinnlichen Ueberreizung von Auge und Ohr wurde rasch vom schlimmsten Einfluß auf das deutsche Drama, wie auf die deutsche Musik. Die letztere verließ den naturgemäßen Weg ihrer Entwickelung, wie er durch die protestantische Kirchenmusik vorgezeichnet war, und selbst so begabte Opernkomponisten wie Reinhard Kayser (1673—1739), der über 100 Opern setzte, je eine für 50 Thaler, Johann Adolf Hasse (1699—1783) und Karl Heinrich Graun (1701—1759), mussten, wenn sie an den entnationalisirten Höfen gefallen wollten, bis tief in's 18. Jahrhundert hinein dem sinnlich-leichten italischen Stile huldigen, obzwar der letztgenannte Tondichter durch sein Oratorium „Der Tod Jesu" zeigte, was er im gediegenen Nationalstile zu leisten vermochte. Sein etwas älterer Zeitgenosse Johann Sebastian

Bach (geb. 1685 zu Eisenach, gest. 1750 zu Leipzig) brachte aber die deutsche Musik inmitten ihrer Ausartung wieder zu vollen Ehren, indem er in seinen Orgelkompositionen und Orchesterstücken als genialer Beherrscher des in majestätischen Fugen einherflutenden deutschen Tonstromes auftrat. Die ernstere, religiös gestimmte Tonkunst hat sich in der ebenfalls aus Italien gekommenen Gattung des Oratoriums ein prächtig-dramatisches Organ zubereitet und dieses Organes bediente sich sofort mit höchster Meisterschaft der große Bach. Vor allem in seiner „Matthäus-Passion", wo der musikalische Genius unseres Landes zum erstenmal in der Vollkraft seiner Schöpfungsmächtigkeit sich offenbarte, dem erhabenen das anmuthige harmonisch gesellend. Mit Bach wetteiferte in Tonschöpfungen ernst-erhabenen Stils sein Zeitgenosse Georg Friedrich Händel (geb. 1684 zu Halle, gest. 1759 zu London), indem er seine großartigen Kantaten und Oratorien (Alexanderfest, Messias, Samson, Makkabäus) schrieb, welche der deutschen Musik unter einem stammverwandten Volke unvergängliche Triumphe verschafften und in heilsamster Weise auf die musikalische Kultur des Vaterlandes zurückwirkten. Wie im 18. und 19. Jahrhundert durch Hiller das Liederspiel (die Operette) bei uns eingeführt, durch Benda das Melodram ausgebildet, wie durch das große Viergestirn Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven die deutsche Musik vollendet und durch ihre Nachfolger nach allen Seiten hin bereichert wurde, werden wir im dritten Buche beleuchten. Hier aber brechen wir mit Bach und Händel ab, weil uns scheint, daß durch diese zwei Nummer-Eins-Tondichter die protestantisch-theologische Musik ihren glänzendsten Abschluß erhalten habe.

Und nun müssen wir, nahe am Ende des zweiten Drittels unseres Weges angelangt, unsere Führerin, die Nationalliteratur, welche als treue Wegweiserin bisher uns zur Seite gegangen, dem geneigten Leser noch zu näherer Bekanntschaft vorführen. Manches hierhergehörige ist übrigens an verschiedenen Stellen, wo es sich nicht umgehen ließ, schon berührt worden. In die Unterhaltung mit der Literatur werden wir auch die Geschichte der deutschen Schaubühne von dort ab, wo wir sie oben verlassen haben, bis in's 18. Jahrhundert hinein episodisch einflechten.

Im 15. Jahrhundert hatten sich die Elemente der Ritterdichtung allmälig zu unbelebtem Formalismus verflacht oder waren zu roher Schwankhaftigkeit ausgeartet. Was Spruchdichter und Wappensänger wie Heinrich der Teichner, Peter Suchenwirt und Michael Beheim damals in Wiederkäuung der Ritterromantik vorbrachten, zeugte nur von der zerfahrenen Stimmung einer dem Bankerotte zueilenden Zeit, und daß aus dem Meistergesange keine neuen Anregungen sich ergeben wollten, haben wir bereits früher gesehen. An die Abstufung des höfischen und volksmäßigen Heldengedichtes zum Volksbuch in Prosa knüpften sich die Anfänge der deutschen Novellistik, auf welche orientalische und mittelalterliche

Anekdotensammlungen („Geschichte der sieben weisen Meister“, „Gesta Romanorum“), dann der spanische Amadisroman und die italischen Novellisten einwirkten. Wir bemerken dies deutlich an den Uebersetzungsarbeiten eines Niklaus von Wyle, welcher des Aeneas Silvius Roman „Euryalus und Lukretia“ 1462 verdeutschte, eines Albrecht von Eyb und eines Heinrich Steinhöwel. Die Bemühungen dieser Männer waren durch den Humanismus angeregt, der ja, wie wir sahen und wie noch spät der unglückliche Nikodemus Frischlin (1547—90) zeigte, durch Aufnahme des volksmäßig-deutschen Elementes in seine lateinische Schriftstellerei die Nationalliteratur wenigstens mittelbar förderte. Aber alle Gattungen derselben forderten, um wieder frisch aufleben zu können, neue Stoffe und Ziele. Die Reformation gab sie ihnen und sie gab ihnen zugleich in der durch Luthers Bibelübersetzung herrlich verjüngten und bereicherten Sprache eine Form, die mit der ganzen Thatkraft der Jugend die Materien der Zeit zu bewältigen und zu verarbeiten unternahm.

Grundton des deutschen Geisteslebens und demnach auch der Literatur war und blieb lange der religiös-protestantische, dem, eben weil er ein protestantischer, die starke Beimischung satirischer Didaktik wohl anstand. Die weltlichen Töne des Volksliedes wurden in dieser Zeit, wo sie sich nicht an die Tagesgeschichte anklammerten, überstimmt durch den religiösen, welchen Luther mit so starker Bruststimme angeschlagen hatte und der in einer Reihe von Kirchenliederdichtern (Zwingli, Jonas, Alberus, Speratus, Hermann, Ringwaldt, Rist, Nikolai, Dach, Albert, Neumark u. a. m.) fortklang und durch Paul Gerhardt (1606—76) seine Vollendung fand („O Haupt voll Blut und Wunden“ — „Befiehl du deine Wege!“). Indessen schlug schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der lutherische Bibelton des Kirchenliedes in die französirende Kunstdichtung um, wie die lobwasser'sche Psalmenübersetzung beweist. Das religiöse Lied bot sich dem Zeitbewusstsein als unmittelbarste Ausdrucksform dar und wurde daher auch katholischerseits in Pflege genommen. Ebenfalls nicht ohne Erfolg. Die Lieder und Betrachtungen des wackeren Bekämpfers der Hexenbrände Friedrich von Spee (1595—1635, „Trutz-Nachtigall“) und des pantheistischen Mystikers Johann Scheffler (Angelus Silesius, 1624—77, „Verliebte Psyche“, „Cherubinischer Wandersmann“) sind dessen Zeugnisse. Ebenso naturgemäß, wie sich das Kirchenlied aus dem reformistischen Geist entwickelte, entsprang aus demselben die verständige, zur bittersten Satire sich steigernde Kritik der bestehenden Verhältnisse. Wie Erasmus, Hutten und andere Humanisten in dieser Richtung gewirkt, wie am Schlusse des 15. Jahrhunderts das satirisch umgefärbte Thierepos vom Fuchs Reineke bedeutungsvoll seine Wiedererscheinung vollzog, ist früheren Ortes erzählt worden. Am deutlichsten veranschaulicht den Uebergang von der mittelalterlichen Lehrdichtung zur

satirischen Polemik der Reformationszeit das „Narrenschiff“ des Sebastian Brandt (1458—1521) aus Straßburg, eine Dichtung, in welcher alle Stände im Sinne der volksmäßig-humanistischen Opposition durchgehechelt wurden. An Brandt lehnten sich Thomas Murner mit seinen satirischen Pamphleten („Narrenbeschwörung“, „Schelmenzunft“ u. a.) und die oppositionellen Fabulisten Waldis und Alberus, während der spätere Thierepiker Rollenhagen (st. 1609) mit seinem „Froschmäuseler“ auf den Reineke Fuchs zurückwies. Der vielseitigste Autor jener Tage war unstreitig Johann Fischart aus Mainz (st. 1589?), das größte satirische Genie, welches Deutschland je besessen, ein rastloser Parteigänger der Reformation, einer der originellsten Worteschöpfer und Sprachvirtuosen. Obgleich eine ganze Reihe seiner Werke, die so recht den publicistischen Charakter der damaligen Literaturperiode verrathen, bekannt ist, kann man seine Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange noch nicht übersehen. Allein soviel ist sicher, daß nie ein aufmerksamerer Wächter auf der Zinne seiner Zeit gestanden und nie einer zum handhaben des satirischen Bogens und der polemischen Keule jeden Augenblick so bereit war wie Fischart. Er nennt die Mißbräuche des religiösen und socialen Lebens von damals „sternamhimmelige und sandammeerige“, aber soviel es deren auch sein mochten, keiner ist seinem Scharfblicke, keiner der Waffe seiner in den groteskesten Witzsprüngen einhersetzenden, die „göttliche Grobheit“ zu ihrer klassischen Form erhebenden Satire entgangen, nur einen ausgenommen — freilich eine höchst bedauerliche Ausnahme — der Hexenproceß nämlich, zu dessen Gunsten er sogar mehrmals die Feder ergriff, ein Beweis, daß auch der gewaltigste Geist nicht in allem und jedem über seine Zeit sich zu erheben vermag [21]).

Am Ende des 15. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des folgenden sehen wir die deutsche Opposition aller literarischen Formen mit Eifer sich bemächtigen. Es kann daher nicht auffallen, daß sie ihr Augenmerk auch auf die dramatischen Darstellungen richtete, wie sie namentlich in den Städten gäng und gäbe waren, und aus dem Volksschauspiel ein weiteres Gefäß der reformistischen Polemik machte. Das kirchliche „Mysterium“ und die allegorische „Moralität“ hatte sich schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Aufnahme weltlicher Elemente gefallen lassen müssen und aus diesen erwuchs unter der Pflege der reichsstädtischen „Schembartläufer“ allmälig das von der Kirche völlig unabhängige Fastnachtspiel, volksmäßig in seinen Anfängen, in seinen Stoffen, in seiner Durchführung und späteren literarischen Gestaltung. Es waren die Fastnachtsspiele anfangs nichts als auf Handgreiflichkeiten hinauslaufende, aus dem Stegreif dramatisirte Karnevalsspässe, aus dem bürgerlichen Alltagsleben gegriffen, ihre Prügelsuppen mit furchtbaren Zoten würzend. So erscheint das weltliche Volksdrama, dessen Lieblingssitz Nürnberg war, noch in den

rohen literarischen Formen, in welchen Hanns Rosenblüt (genannt der Schnepperer, d. h. Zotenreißer oder Barbier?) und seine Zeitgenossen Hanns Folz und Peter Probst die flüchtigen Fastnachtscherze festzuhalten versuchten. Schon um 1480 machte sich aber ein überraschend scharfes Element religiöser Opposition im deutschen Volksdrama bemerkbar; denn um diese Zeit entstand ja das Mysterienspiel „Von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rhom gewesen vnd aus jhrem bäpstlichen Scrinio pectoris ein Kindlein zeuget." Ein Geistlicher Namens Theodor Schernbergk soll dieses polemische Schauspiel verfasst haben, in welchem die Sage von der Päpstin Johanna wohlgefällig zum Nachtheile des römischen Stuhles ausgebeutet ist. Mit einer Energie ohne gleichen wurde dieser dreißig Jahre nachher angegriffen in den Fastnachtsspielen des berner Bürgers Niklaus Manuel (1484—1530). Dieser Mann, dessen wir oben schon als trefflichen Malers erwähnten, war ein Hauptvertreter des deutsch-reformatorischen Geistes in der Schweiz und von diesem getrieben ließ er durch junge Mitbürger seine Fastnachtsspiele aufführen, in welchen „die wahrheyt in schimpffs wyß vom pabst vnd siner priesterschaft gemeldt würt" [22]). Mehr im socialen Genre behandelte das Fastnachtsspiel der treffliche Hanns Sachs (1494—1576), jener nürnberger Schuster, der zur Ehre deutscher Nation nicht bei seinem Leisten geblieben ist. Der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses merkwürdigen Mannes, welche der eines Lope und Quevedo gleichkommt, erwähnen wir nur nebenbei (in den 34 eigenhändig von ihm geschriebenen Folianten seiner Werke finden sich 4275 Meistergesänge, 208 „frölicher Komedi und trawriger Tragedi", 1492 Schwänke und Fabeln, 73 Kriegs-, Kirchen- und „Bul"-Lieder, zusammen 6048 Dichtungen). Ihm ist alles, was seine Zeit und ihn selber bewegte, zum Gedichte geworden. Mit tiefem Gemüth und milder Besonnenheit hat er alles erfasst, was nur immer seine Zeitgenossen belehren, erfreuen, anregen konnte. Daher lässt sich auch die Vielerleiheit seiner Formen, in welchen er das ganze Register der damaligen poetischen Gattungen erschöpfte, so ungezwungen auf die Einheit des reformatorischen Gedankens zurückführen. Wie wenige hat er verstanden, Maß zu halten, und in einer Zeit, wo alles dem Grobianus opferte, führte er eine sogar nach unseren geläuterten Begriffen keusche Feder. Am unfreiwilligsten stand ihm die Muse im tragischen Fache bei. In seinen sogenannten „Tragedi" stehen die Figuren hölzern unbelebt neben einander. Dagegen hat er, weil er hier so recht aus seinem bürgerlichen Sinne herausdichtete, durch seine dramatische Behandlung der socialen Zustände von damals einen wesentlichen Vorschritt des Volksschauspiels erzielt und seinem Nachfolger Jakob Ayrer (st. 1618) den Weg angedeutet, welcher diesen allmälig zur Entwerfung einer dramatischen Intrike und zur Schürzung und Lösung dramatischer Verwickelungen führte.

Die Arbeiten dieser Männer für die Bühne trugen, in Verbindung mit dem zwischen Protestanten und Katholiken, Lutheranern und Kalvinisten vielfach nach Manuels Art dramatisch fortgeführten Kampfe, ferner in Verbindung mit den auf Universitäten und philologischen Schulen in Nachahmung des Plautus und Terenz aufgeführten „Schulkomödien" sehr viel zur Hebung des Theaterwesens bei. Bis jetzt hatte man auf öffentlicher Straße gespielt oder, wie bei den Mysterien, die Bühne zu bestimmten Darstellungen aufgeschlagen: nun aber wurde durch die Zunft der Meistersänger im J. 1550 zu Nürnberg das erste deutsche Schauspielhaus erbaut. Augsburg und andere Städte folgten bald nach. Die Einrichtung dieser Häuser war freilich noch sehr primitiv. Sie mögen von Dekorationen und anderem scenischen Apparat anfänglich so viel wie nichts besessen haben und hatten keine Vorhänge zum Verschlusse der Bühne. Nur diese war bedacht, wesswegen die Vornehmen sich herausnahmen, zu beiden Seiten der Vorderbühne selbst Platz zu nehmen, eine die Aktion störende Unsitte, welche auch dann noch lange andauerte, als die Theater vollständige Dächer erhalten hatten. Für Beleuchtung brauchte man vorerst auch nicht zu sorgen, denn man spielte nur bei Tage. Auf das Kostüm wurde aber bald einige Sorgfalt verwendet. Die Frauenrollen spielten noch immer Knaben. Die Schulkomödien hatten durch Luthers Protektion an Popularität unter den Protestanten gewonnen. Der Reformator war überhaupt dem Komödienwesen nicht abgeneigt, indem er dafürhielt, daß „Christen die Komödien nicht ganz und gar fliehen sollen, darum, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlereien darin vorkommen, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen". In Wien förderte der Schulmeister Schmelzle die Schulkomödie, indem er ihr die Gunst des Hofes gewann. Im Norden von Deutschland aber ging eine Vermischung des Schuldrama's mit dem volksmäßigen vor sich, indem die Geistlichen und Schulmänner ihre biblischen Stücke durch Gesellschaften von Bürgern, Studenten und Schülern zur Aufführung brachten. Die theatralische Technik gewann an Umfang, Vielseitigkeit und Glanz durch die gleich zu Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch in Deutschland aufkommenden Jesuitenspiele. Die klugen Väter der Gesellschaft Jesu wussten den Reiz, welchen die Mysterienspiele auf das Volk geübt hatten, gar wohl zu würdigen und für ihre Zwecke auszubeuten und vermöge der kosmopolitischen Stellung ihres Ordens waren sie im Stande, von allwärtsher, namentlich aus Spanien, dramatische Erfindungen und theatralischen Prunk auf ihre Schulbühnen in Deutschland zu leiten. Immerhin aber war das deutsche Schauspielwesen nur noch bloßer Dilettantismus, bis es gegen das Ende des Reformationjahrhunderts hin von Berufsschauspielern zu weiterer Entwickelung in die Hand genommen wurde. Von solchen Schauspielerbanden, wie sie bis auf unsere Tage

herab ein wesentliches Zubehör der modernen Romantik abgegeben haben, treten zunächst die „englischen Komödianten" auf, welche, wie wir jetzt vergewissert sind, wirkliche Engländer gewesen sind, obzwar es noch nur eine ganz unerwiesene Vermuthung, daß auch Shakspeare mit einer dieser Wandertruppen unser Land besucht habe. Sie kamen über die Niederlande zu uns und „agirten" in verschiedenen deutschen Städten ihre englischen Stücke. So meldet am Schlusse des 16. Jahrhunderts ein westphälischer Chronist: „Den 26. Novembris 1599 sindt alhir angekommen elven Engeländer, so alle jungi und rasche Gesellen waren, ausgenommen einer, so tzemlichen althers war, der alle Dinge regerede. Dieselben agerden vif Tage vf den rädthuse achter einandern vif verscheiden komedien in ihrer engelscher Sprache." Durch diese Komödiantenbanden kamen englische und holländische Bühnensitten nach Deutschland und namentlich führten sie als stehende Figur des Possenreißers den englischen „Klown" und den niederländischen „Pickelhäring" bei uns ein. Sie begründeten auch die Komödiantenprofession in Deutschland. Wir finden daher schon 1605 im Dienste des Herzogs Julius von Braunschweig, der selber Fastnachtsspiele verfasste, eine Schauspielerbande und bald hatte auch der brandenburgische, hessenkasselsche und sächsische Hof zeitweise eine solche. Die Darstellungen dieser Berufsschauspieler bewegten sich um Blut- und Gräuelstücke oder um derbkomische Possen, in welchen jetzt nach Art des englischen Klown und des holländischen Pickelhärings der Hauptträger der Komik in der konventionellen Maske des Hannswurst (auch Riepel, Schampitasche, Schoßwitz geheißen) erschien. Neben dieser hannswurstig groben Komik lärmten auf der Bühne die beliebten „Mordspektakel" und girrten die aus dem spanischen und italischen Schäferspiel herübergenommenen üppigen Buhlereien, deren Zärtlichkeit mit den possenreißerischen Spässen um den Preis der Schamlosigkeit stritt. Den Kern der Komödiantenbanden, welche von sogenannten Komödiantenmeistern oder Principalen geführt wurden, bildeten Studenten, die ja bei der Verwilderung der Universitäten während des dreißigjährigen Krieges allen Sorten des Landstörzerthums zahlreiche Rekruten lieferten. Unstreitig enthielten diese Truppen Elemente genug zur Bildung eines wahrhaft künstlerischen und nationalen Bühnenwesens; allein es fehlte in Deutschland ein dichterischer Genius, der, wie Shakspeare in England gethan, aus solchen Elementen durch die Weihe der Poesie ein Nationaltheater hätte gestalten können.

Mit der Poesie war es nämlich bei uns vorerst sehr übel bestellt. Die schrecklichen Kriegsdrangsale, welche Deutschland in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an den Rand gänzlichen Verderbens brachten, hatten die nationalliterarische Entwickelung unterbrochen. Die Erinnerung an das mittelalterliche einheimische Schriftenthum und an das der Re-

formationsperiode war in der physisch und moralisch herabgekommenen Nation so verwischt, daß Männern, welche während und nach dem dreißigjährigen Kriege literarisch thätig gewesen sind, die nationale Bildung der Vergangenheit keine Anknüpfungspunkte bot und sie der platten Nachahmung des fremden, der Ausländerei sich zuwandten, ja zuwenden mussten. Denn es war dies, wie wir an verschiedenen Orten sahen, ein so allgemeiner Zug der Zeit, daß nur ein geistiger Riese ihm hätte widerstehen können. Einen solchen aber besaß Deutschland damals nicht. Männer, denen doch ein vaterländischer Sinn nicht abgesprochen werden kann, wie Georg Rudolf Weckherlin (1584—1651), wussten daher nichts besseres zu thun, als die Reiser fremder Literatur in Deutschland zu pflanzen, indem sie in einer ungefügen Sprache romanische Formen (Oden, Eklogen, Sonette, Alexandriner u. s. f.) nachahmten. Und das war, gegenüber der gelehrten lateinischen Dichterei, welche ohne allen Zusammenhang mit dem nationalen Leben in der Luft hing, schon ein Verdienst. Weckherlins und anderer literarische Versuche fanden einen Rückhalt an den Kulturbestrebungen einzelner vornehmer Kreise und an den von diesen ausgegangenen Sprachgesellschaften (s. o. Kap. 5), die wegen ihrer Bemühungen für Reinigung und Schätzung der gleich arg entstellten als geringgeschätzten Muttersprache jedem Deutschen achtungswerth sein müssen, ob sie auch viele Lächerlichkeiten in Umlauf gesetzt und namentlich durch ihre Kreirung armsäliger Mittelmäßigkeiten zu dichterischen „Pfalzgrafen" der unberechtigtsten Eitelkeit Vorschub geleistet haben. Zugleich trat dann in Martin Opitz aus Bunzlau (1597—1639) in Schlesien ein Literat auf, welcher die Bildungstendenzen der Zeit in sich vereinigte und sie, nach Maßgabe seines könnens, zu einem Ziele führte. Es gehörte ein so verständiger und gleichermaßen geschmeidiger Mann dazu, in der gränzenlosen Verwirrung jener Tage das Banner deutscher Sprache und Bildung mit einiger Aussicht auf Erfolg aufzupflanzen, um so mehr, da Opitz von überwältigendem und fortreißendem Dichtergenie kein Aederchen besaß. Daß man ihn nicht mit Unrecht den Vater der neudeutschen Dichtkunst nennen darf, verdankt er seinen einsichtigen theoretischen Bemühungen, durch welche wenigstens die Möglichkeit eröffnet wurde, die Nationalliteratur über die elende Pritschmeisterei zu erheben, in welche sie versunken war. Er sah sich bei den Alten, bei den Franzosen, Spaniern, Italienern und Holländern fleißig nach guten Mustern um und abstrahirte daraus seine poetische Theorie, welche er in dem „Buch von der teutschen Poeterey" 1624 veröffentlichte. Er zeigt sich darin vom tiefsten Respekte vor den auswärtigen Literaturen erfüllt, hält es nahezu für unmöglich, daß die Deutschen befähigt seien, höhere Gattungen, wie z. B. das heroische Gedicht, zu pflegen, setzt das Wesen der Dichtkunst in die Didaktik, weil die Poesie, indem sie ergötze, zugleich

belehren müsse, empfiehlt demnach insbesondere die lehrhafte, daneben die lyrische nach den Mustern der ronsard'schen Schule und die Idyllik nach den Vorbildern der spanischen und italischen und gibt die nöthige Anleitung zur Anfertigung solcher Dichtwerke[23]. Durch diese Poetik und durch seine Lehrgedichte (Zlatna, Vielgut, Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs), seine Eklogen, Sonette, Madrigale, Liebeslieder und poetischen Uebersetzungen ist er, obgleich durchgehends nur trockener Reflexionspoet, von außerordentlichem Einfluß auf seine Zeitgenossen geworden. Korrektheit und Geschlecktheit wurde nun das Feldgeschrei der Poeten, unbedingtes anschmiegen an ausländische Muster unumgängliche Forderung des guten Geschmackes und es begann der eintönige Hundetrab des französischen Alexandriners, der einem aus jener Literaturperiode unseres Landes stetsfort so widerwärtig in die Ohren klappert.

Opitz's Theorie wurde von seinen Anhängern, die man als die erste schlesische Dichterschule zu bezeichnen pflegt, eifrigst verbreitet und nach ihr wurden dann weithin in Deutschland Gedichte „verfertiget". Wir haben jedoch keine Lust, diesen ganzen Literaturplunder hier aufzustören; es ist genug, wenn wir sagen, daß in die didaktische und satirische Nüchternheit hier und da ein volksmäßiger Liederton (Dach's „Aennchen von Tharau") oder ein die „alamodischen" Thorheiten volksmäßig strafendes Zornwort (die plattdeutschen Satiren Lauremberg's) oder ein tüchtiges Epigramm (die geistvollen und formkräftigen „Sinngedichte" des ebenso gescheiden als warmherzigen und freimüthigen Patrioten Friedrich von Logau) erfreulich hereinklang. Am erfreulichsten die tiefgefühlte, von echter Stimmung zeugende Lyrik des Paul Flemming (1609—1640), der ohne Frage der beste deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts ist und wie im weltlichen so auch im geistlichen Liede den Preis gewann, aber zu größeren Schöpfungen vorzuschreiten durch einen frühen Tod verhindert wurde. Von Nürnberg aus versuchten die Mitglieder des Pegnitzschäferordens (Klai, Harsdörfer, Birken) eine Reaktion gegen die trockene opitzische Verstandespoesie, indem sie und ihre Freunde den süßlich-sinnlichen Ton der italischen Marinisten in Deutschland einzuführen trachteten. Dieser Ton wurde dann von den Mitgliedern der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule aufgenommen und namentlich durch Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) in seiner bändereichen Lyrik zu den höchsten Noten lasciver Geschraubtheit und galanter Abgeschmacktheit gebracht. Aber diese hoffmannswaldau'schen Gedichte sind von bedeutendem sittengeschichtlichen Werthe. Denn diese gereimten Zoten, frech bis zum unglaublichen, zeigen, welche „Galanterie" damals in den feinsten Kreisen umging und welche namenlos schamlose Huldigungen man den deutschen Damen des 17. Jahrhunderts bieten durfte. Eine ernstere Natur war Andreas Gryphius (1616—64), der unter Umständen wohl nicht ein

deutscher Shakspeare hätte werden, doch einem solchen den Weg hätte bahnen können. Er gab der neudeutschen Kunstpoesie zuerst ein selbstständiges Drama und stellte in seinem „Peter Squenz" die pedantische Bettelpoesie, in seinem „Horribilikribrifax" die soldatische Renommisterei seiner Zeit komödisch-wirksam genug an den Pranger. In seinen mit „Reyen" (Chören) ausgestatteten Trauerspielen huldigte er leider dem verzerrt antiken Stile des Schlächtertragöden Seneka, obgleich es oft scheinen möchte, er habe ein besseres Vorbild gekannt, nämlich den Shakspeare[24]). So hat seine Tragödiendichtung dem deutschen Theater im Grunde gar nichts geholfen. Ebenso wenig die Kaspars von Lohenstein (1635—83), welcher die aufgedonnerte Rhetorik Gryphs geradezu in's verrückte steigerte, so daß sein toller Schwulst und Bombast sprüchwörtlich geworden. Die Personen seiner von Gräueln strotzenden Trauerspiele wälzen sich in Koth und Blut und ihr Verfasser scheint überzeugt gewesen zu sein, die wahre Welt des Tragöden liege zwischen dem Bordell und dem Schindanger. Wie muß es doch trotz aller theologischen „Frömmigkeit" mit der Sittlichkeit einer Zeit beschaffen gewesen sein, in welcher ein Mensch als gefeierter Poet dastand, welcher in seiner „Agrippina" in weitläufigen Scenen die Aufreizung eines Sohnes zur Blutschande durch dessen Mutter vorführte! Gewiß hat er der Moral von damals vollkommen genuggethan dadurch, daß er neben seinen Schmutzereien auch „Geistliche Gedanken" und einen „Himmelsschlüssel" reimte. Lohensteins „Liebes- und Lebensgeschichte des heldenmüthigen Arminius und seiner durchlauchtigen Thusnelda" darf zwar das Verdienst patriotischer Gesinnung ansprechen, im übrigen aber ist das weitschichtige Buch nur ein sprechendes Beispiel von der unerträglichen Langweiligkeit des Helden- und Schäferromans, wie er damals in Nachahmung der französischen Romane d'Urfée's und des Fräuleins Scudery in Deutschland Mode war.

Von didaktischen Absichten ausgehend und alle möglichen Ingredienzien, historische, mythologische, pastorale, politische, religiöse, militärische, sagen- und legendenhafte, in einen zähen und süßlichen Brei zusammenrührend, wurde dieser Romanstil zuerst von Dietrich von dem Werder (Diana 1644) kultivirt, schleppte sich durch Philipp von Zesen (Rosamunda u. a.), Heinrich Buchholz (Herkules und Valiska, Herkuliskus und Herkuladisla) und Ulrich von Braunschweig (Aramena u. a.) in vielen dickleibigen Bänden fort, bis endlich Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen mit seinem Roman „Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend" (1688), das menschenmögliche in dieser Stelzenromantik leistete. Dem Geschmack an derselben that aber einigen Eintrag der Schelmen- und Abenteurerroman, der nach dem Vorgange der Spanier Mendoza (Lazarillo) und Quevedo (Gran

Tacaño) auch bei uns Eingang fand. Des letztgenannten Ausländers berühmte „Sueños“ hat Hanns Michel Moscherosch (st. 1669) in seinen „Gesichten Philanders von Sittewalt“ sehr talentvoll nachgeahmt und dadurch unserer Literatur ein Buch gegeben, welches neben seinem satirischen Werthe schwerwiegende Beiträge zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts liefert. Einen unübertrefflich scharf und blank geschliffenen, mit prächtig humoristischen Arabesken eingerahmten Spiegel der Zustände unseres Volkes im dreißigjährigen Kriege hält uns vor Augen des Hanns Jakob Christoffel von Grimmelshausen (st. 1676 zu Renchen im Badischen) pikaresker Musterroman „Abenteuerlicher Simplicius Simplicissimus“ (1669), ein wahrhaft klassisches Werk. Dem satirischen Roman, wie er von dem gegen die Ueberstiegenheit der zweiten schlesischen Dichterschule tapfer ankämpfenden Christian Weise (st. 1708) gepflegt wurde („Die drei ärgsten Erznarren der Welt“ u. a.), bot die Zeit überreichen Stoff, welchen außerdem im protestantischen Deutschland der Theolog Balthasar Schupp (st. 1661), im katholischen der wiener Kanzelredner Abraham a Sankta Klara (Megerle, st. 1709) zu satirischen Predigten und Pamphleten formten, deren Form, namentlich bei letzterem, an die Fischarts erinnerte. Die letzte bedeutendere nationalliterarische Gestaltung gewann die schöne Prosa während dieser Periode in der Robinsonade „Die Insel Felsenburg“ (1731), deren Verfasser Ludwig Schnabel sich die durch Defoe in England eingeführte Romangattung der Seeabenteuer zum Muster nahm. Wie man sieht, handelte es sich überall um's nachahmen und so war man, nachdem man die Kopirmaschine lange genug in Italien, Spanien und Frankreich herumgeschleppt hatte, mit derselben endlich bei der englischen Literatur angelangt, welche glücklicherweise gerade damals durch Dichter wie Thomson, Young, Cowper und Gray von der einseitigen Gallomanie des Zeitalters der Königin Anna erlöst worden. Die gänzliche Nullität boileau'schen Alexandrinerthums, wie es die berliner und dresdener Hofpoeten Kanitz, Besser und König zu Markte trugen, bekam man denn doch in Deutschland allmälig satt. Man begrüßte daher jeden frischeren Naturlaut, wie er in den Studentenliedern Christian Günthers (st. 1723) anzuklingen schien; man bezeigte der englischen Naturmalerei, auf welche Barthold Heinrich Brockes (st. 1747) schüchtern hinwies, Aufmerksamkeit, ließ sich durch Albrecht von Haller (st. 1777) mit Genuß in seinen „Alpen“ herumführen, hörte mit Freuden auf die sokratisch heiteren Lieder und Geschichtchen Friedrichs von Hagedorn (st. 1754), ohne eben genau zu untersuchen, daß im Grunde diese Männer alle über die französirende Konvenienzpoesie noch keineswegs hinausgekommen; man sah zwar mit lachen den wackeren Liskow (st. 1760) seine satirische Geißel über „die elenden Skribenten“ schwingen, hielt aber daneben doch wieder Johann Christoph Gottsched (st. 1767) für einen

großen Mann, Gottsched, dessen sprachereinigenden und sprachebereichernden Verdiensten als Forscher und Sammler durchaus nicht zu nahe getreten werden darf, der aber, nachdem er die eigene poetische Impotenz durch seinen „sterbenden Cato" flagrant bewiesen und seine kritische Befangenheit in französischer Unnatur durch Bekrönung so jämmerlicher Machwerke, wie die schönaich'sche Hermanniade eins war, offenkundig dargethan hatte, dennoch fortfuhr mit dummdreister Anmaßlichkeit als Orakelgeber der Kunstkritik sich zu gebärden und mit kleinlichem Neide aufstrebende Talente zu befehden.

Inzwischen hatten die deutschen Komödiantenbanden, von den Poeten verlassen, das Schauspielwesen auf eigene Faust fortgeführt. Da und dort trat ein talentvoller Student oder Magister, wie Johann Velthen einer war, an die Spitze einer wandernden Truppe, deren Mitglieder dann auch zeitweilig an den Höfen agirten, mit dem Rang von „Hoff-Bedienten" und einer jährlichen Besoldung von 150 Gulden, während italische Sänger und Sängerinnen z. B. am kursächsischen Hofe schon 1687 Jahrgehalte von 1500 Thalern erhielten. Velthen bereicherte sein Repertoire durch die Uebertragung von Molière's Komödien, deren wirkliche Menschen in Deutschland besser gefielen als die aufgebauschten Puppen der französischen Tragödie. Aber neben solchen Erwerbungen aus der Fremde schoß, jene überwuchernd, auf den Wanderbühnen die Stegreifkomödie so üppig auf, daß die Schauspieler zuletzt auf den Gedanken kamen, der Dichter gänzlich entrathen und alles allein machen zu können[25]. Um so mehr, da die zuerst von der Oper — nicht ohne noch lange fortdauernden Widerspruch — versuchte und von der velthen'schen Truppe rasch adoptirte Uebertragung der weiblichen Rollen an Frauen ein neues Lockmittel für die Zuschauer zu werden versprach und wirklich wurde. Allein die wandernden Banden trugen stets den Keim der Verwilderung in sich, weil die höhere Gesellschaft die Pflege der in ihnen liegenden Elemente einer nationalen Schaubühne vernachlässigte und ihre ganze Unterstützung der Oper zuwandte, die, wie wir oben sahen, frühe im 17. Jahrhundert von Italien her in Deutschland Geltung und Gunst erobert hatte. Zwar wurde aus der velthen'schen Bande 1685 zu Dresden ein stehendes deutsches Hoftheater organisirt, aber dasselbe ward schon 1692 wieder aufgehoben. Die Oper absorbirte und beherrschte alles. Es wurde damit an den Höfen ein so ungeheurer Aufwand getrieben, daß schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Opern aufgeführt wurden, welche ganz riesige Summen verschlangen. So kostete z. B. die Oper „Medea vendicativa", welche am 1. Oktober 1662 in München gegeben wurde, 70,000 Gulden. Gleich große oder sogar noch größere Kosten verursachte in Wien zu Anfang des 18. Jahrhunderts nicht selten die Ausstattung einer einzigen Oper. Auch die Städte eiferten nach Kräften dieser sinnlosen und sünd-

haften Verschwendung der Höfe nach. Von 1667 bis 1693 erhielten schon, abgesehen von den deutschen Residenzstädten, Nürnberg, Augsburg, Hamburg und Leipzig ihre Opernhäuser. In Hamburg wurde überhaupt außerordentlich viel für diese Kunstgattung gethan, welche merkwürdigerweise vielfach wieder zu der dreistöckigen alten Mysterienbühne und zu Mysterienstoffen zurückgriff. Es mag freilich wunderlich genug ausgesehen und geklungen haben, wenn in der Oper „Der sterbende Jesus“ die Kreuzigung mit allen Einzelnheiten vorgenommen wurde und Satan die Eingeweide des am Stricke zerplatzten Judas in einen Korb sammelte und dazu eine italisirte Arie dudelte. Bald jedoch spektakelte die ausschweifendste Erfindungsmanie auf der Opernbühne, heilige und profane, mythologische, historische, pastorale und komische Opern rauschten darüber hin und wimmelten namentlich die letztern von unzüchtigen Arien, die noch dazu von Weibern und Mädchen vorgetragen wurden, welche in schamloser Kostümirung und Gestikulation das äußerste wagten und wagen durften. Massen von Menschen wurden in Requisition gesetzt, der Kostümluxus ward in's unerhörte getrieben, Pferde, Esel, Kameele und andere Bestien wurden als Mitspieler angeworben, alle Künste der Feuerwerkerei und der Maschinerie in Anwendung gebracht, wie das alles im höchsten, nirgends erreichten Grade auch bei den prachtvollen, Hof und Volk blendenden wiener Jesuitenspielen der Fall war. Diese alte deutsche Opernherrlichkeit währte aber nicht gar lange: sie ging an innerer Hohlheit und äußerer Uebertreibung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Grunde, besonders seitdem ihre nebenbuhlerische Mutter, die neuere italische Oper, an Höfen und in Städten allmälig das Uebergewicht erlangt hatte.

Die opernhafte Ueberstiegenheit war unterdessen auch in das Komödienwesen der deutschen Wanderbühnen eingegangen. Die Führer und Mitglieder derselben wollten mit der Oper konkurriren und agirten daher, um Zuschauer anzulocken, neben den Stegreifpossen die sogenannten Haupt- und Staats-Aktionen, nothdürftig zu Faden geschlagene, mit unflätiger Komik versetzte Schauertrauerdramen aus der biblischen und profanen Geschichte, aus einheimischer und fremder Sage, im steifsten, perückenhaftesten Kurialstil oder dazwischen auch im Alexandrinerstelzengang einhergehend und häufig wieder in die pöbelhafteste Prosa umschlagend, gebrüllt mehr als deklamirt unter „lüftezersägenden Armschwenkungen und Gliederverrenkungen, unter Kreischen und Zähneknirschen“. Während dieses „Heldenspiel“ seinen tollen Rumor vorführte und den Herodes zu überherodisiren suchte, wollte man der deutschen Stegreifskomödie durch Einführung der Masken der italischen Volkskomödie (commedia dell' arte) unter die Arme greifen; allein der deutsche Harlekin blieb doch immer der gute alte unsaubere Hannswurst und die Hannswurstkomödie wurde durch Joseph Stranitzky, der 1708 zu Wien das erste stehende deutsche Volks-

theater begründete, zum Mittelpunkte des einheimischen Bühnenwesens erhoben. Stranitzky und Gottfried Prehauser, welchen jener durch Ueberreichung der Pritsche dem Publikum feierlich als seinen Nachfolger vorstellte, machten die Hannswurstiaden in Wien so außerordentlich populär, daß die volksmäßige Komödie unter mannigfachen Wandelungen in jener Stadt bis auf den heutigen Tag ihren Lieblingssitz behalten hat[26]. Gegen diese zwar volksthümliche, aber allerdings höheren Anforderungen der Kunst keineswegs entsprechende Gestaltung des deutschen Theaters rückte nun Gottsched mit seinem aus dem Arsenal der französischen Dramatik entlehnten Regelngeschütze zu Felde. Er that es mit Erfolg, namentlich auch deßhalb, weil sich schlechterdings kein Dichter finden wollte, welcher Talent, Geschicklichkeit und volksmäßigen Sinn genug besessen hätte, um der Volkskomödie zu kunstmäßiger Entwickelung zu verhelfen. In Verbindung mit der begabten, gewandten, für ihren Beruf begeisterten Schauspielerin Friederike Karoline Neuber (1692—1760) brachte es der für die dramatische Theorie der Franzosen fanatisirte Pedant dahin, daß der Hannswurst 1737 zu Leipzig förmlich in effigie auf dem Theater verbrannt wurde „wegen seines theatralischen Unfugs" und so hannswurstig dieses Autodefé selbst erscheint, so bezeichnet es dennoch einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Theaters, welches jetzt, wo immer es als Kunstbühne erschien, zwar aus der naturalistischen Rohheit und Plumpheit sich herausschälte, aber zugleich vollständig der Gallomanie anheimfiel, bis ihm dann in Lessing ein Erlöser erstand. Auch im äußerlichen herrschte der Perückenstil. Man hatte zwar drei Arten von Kostümen, das sogenannte römische, türkische und moderne, allein überall schlug die französische Hoftracht vor mit ihren gepuderten Frisuren, kurzen Sammethosen, Schnallenschuhen und Reifröcken. Es muß unendlich komisch gewesen sein, den alten Kato Uticensis in Perücke, Zwickelstrümpfen und Schuhen mit hohen rothen Absätzen gottschedische Tragik deklamiren zu hören. Die sociale Stellung der Schauspieler war und blieb indessen noch lange eine sehr gedrückte. Der einzelne Mime mochte sich eine weitreichende Popularität erwerben, allein sein Stand war in Nachwirkung der kirchenväterlichen und mittelalterlichen Ansichten ein verachteter, seine Kunst eine unehrenhafte. Komödiant und Komödiantin galten geradezu für Inbegriffe von Leichtsinn, Leichtfertigkeit, Gottlosigkeit, Schuldenmacherei und Ausschweifungen aller Art. Der theologische Zelotismus fand in der zuchtlosen Tendenz so vieler Stücke, wie in der unsittlichen Abenteurerei der vagirenden Komödianten Anhaltspunkte genug zur Feindseligkeit gegen das ganze Institut und der katholische wie der protestantische Klerus hielt fast durchgängig wie an einem Glaubensartikel daran fest, dem Schauspielervolke den Zutritt zu den kirchlichen Sakramenten und ein ehrliches Begräbniß zu verweigern. Diese Intoleranz musste wesentlich dazu bei-

tragen, die Komödianten ihrerseits näher an einander zu schließen, und in der That nahm die Schauspielerei in gesellschaftlicher Beziehung ganz den Charakter einer strenggeschlossenen Handwerkerzunft an, in welcher bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ancienneität ein hartes Scepter führte und eine Art Komödiantenkomment den geschäftlichen und geselligen Verkehr so steif regelte, daß sich die Schauspieler stets mit ihren Rollentiteln, wie Herr Tyrannenspieler, Königsagent, Kurtisan, Harlekin, anredeten und der Novize bei seiner Aufnahme in die Genossenschaft umständliche Proben durchzumachen hatte.

Die Reform des Theaters in französirendem Sinne, welche Gottsched durchgesetzt hatte, schien für die literarische Diktatur dieses Mannes eine neue Stütze werden zu müssen. Die Wiedererneuerung und Neubefestigung der opitzischen Nachahmungsperiode schien demnach auf lange gesichert zu sein. Wandelten doch, wenn auch mehr oder weniger gegen Gottscheds Anmaßlichkeit sich sträubend, gerade die populärsten produktiven Kräfte der Literatur noch immer die boileau'sch abgezirkelten Wege der nüchtern verständigen Reflexionspoesie und Korrektheit. So Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—70), der mit seinen in gefälliger Prosa geschriebenen Satiren die Gebrechen und Lächerlichkeiten der Zeit mehr nur philisterhaft schüchtern andeutete, als entschlossen aufdeckte und strafte. So ferner Justus Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—77), der in Boileau's und Pope's Manier seine komischen Epopöen schrieb, von denen sich nur der schon früher erwähnte „Renommist“ und auch dieser nur in sittengeschichtlicher Beziehung bleibende Geltung errang. So endlich auch Christian Fürchtegott Gellert (1715—69), dessen mildfromme Lehrthätigkeit das deutsche Kulturleben seiner Zeit in mannigfacher Weise zum besseren hinlenkte und dessen bei all ihrer Redseligkeit dennoch vortrefflichen „Fabeln“ das erste neudeutsche Dichterwerk waren, welches alle Stände gleichermaßen ergriff und befriedigte.

Nun aber war inzwischen der gottschedischen Geschmacksusurpation eine entschiedene Opposition erwachsen. Sie kam von einer Gegend her, welche trotz ihrer politischen Trennung vom Reiche in socialer und literarischer Hinsicht in der lebhaftesten Verbindung mit Deutschland geblieben war. Die beiden Schweizer Johann Jakob Bodmer (1698—1783) und Johann Jakob Breitinger (1701—76), welche sich an der englischen Literatur herangebildet hatten und manches von den Schätzen der altdeutschen kannten, stellten in einer Reihe von Abhandlungen und Streitschriften (1730 war Gottscheds „Kritische Dichtkunst“ erschienen, 1740 erschien Breitingers „Kritische Dichtkunst“ und Bodmers Abhandlung „über das wunderbare in der Poesie“) der gottschedischen Theorie den Satz entgegen, daß das oberste Princip der Poesie nicht die formell korrekte Verständigkeit, sondern die Frische und Wärme des Gefühles und die

Lebendigkeit der Phantasie sei. Hierüber entbrannte zwischen den Leipzigern und Schweizern jene berühmte literarische Fehde, welche die Herrschaft der Französelei auf's tiefste erschütterte und der Einsicht Raum schuf, daß Natur und Unmittelbarkeit in die Literatur zurückkehren, daß der Dichter in den eigenen Busen greifen müsste, wenn er seine Hörer zu Lust und Schmerz stimmen wollte. Aber mit kritisiren und polemisiren allein war es nicht gethan. Ein schöpferisches Talent musste die Richtigkeit der neu gewonnenen ästhetischen Einsicht erweisen. Das that Friedrich Gottlieb Klopstock.

Er wurde geboren am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg und starb am 14. März 1803 zu Hamburg, hochgeachtet und tiefbetrauert von der ganzen Nation, welche fühlte, daß mit ihm ein Mann dahingegangen, der mit ganzer Seele und mit allen seinen Kräften für sie und ihren Ruhm gelebt hatte. Ein Charakter von hoher Sittlichkeit und reinstem Willen, wie Klopstock bereits als Jüngling erscheint, hat er in jungen Jahren schon seine Seele auf das hohe Ziel gerichtet, die geistige Macht seines Volkes vor aller Welt wieder herzustellen. Vaterland und protestantischer Christenglaube waren die Pole, um welche sein fühlen und denken sich drehte. Bei dem erhabenen Zwecke, der seinem nationalliterarischen wollen vorschwebte, fasste er seine Stellung als Dichter in dem hohen Sinne eines antiken „Vates" und nie hat ein Priester der Muse reinere Opfer auf ihrem Altar dargebracht als er. Schon dadurch, daß er dem deutschen Dichter seinen Platz als Vertreter der Geisteskultur in ihrer höchsten Potenz wiederum eroberte, ist er von bedeutendster Wirkung geworden. Er zuerst gab der Literatur Selbstbewusstsein und Würde, er lenkte sie in jene Bahn der Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, auf welcher sie, fern von der Willkür und Treibhausluft der Hofgunst, zu unserem Stolz und unserer Freude nachher so frei und majestätisch einhergeschritten ist. Sein Gemüth glühte, seinem Lande ein unsterbliches Werk zu geben, welches an die Stelle der bisherigen bloß beschreibenden, didaktischen und lyrischen Dichtung die epische setzen sollte. Seiner Begeisterung entsprach die, womit das Publikum die ersten Gesänge des „Messias" aufnahm, wie sie von 1748 an erschienen, und wenn er sich in Stoff und Form vergriff, wenn es ihm an wahrhaft episch-gestaltender Kraft gebrach, so sollte das ihm nicht zu hoch angerechnet werden, ihm, der in seinen „Oden" die Fehler seines schildernden Hymnus auf den Stifter des Christenthums so herrlich gutgemacht hat. An diesen Oden, nicht am Messias und noch weniger an dem frostigen Teutonismus seiner „Bardiete", muß man Klopstocks Dichtergröße messen. Hier sprudelte nach langer Dürre der Nachahmung wieder einmal ein eigener, voller, edler, deutscher Quell der Poesie. Hier betete die deutsche Andacht, hier jubelte die deutsche Freude, hier weinte der deutsche Schmerz, hier lächelte die deutsche Liebe, hier schwärmte

der deutsche Natursinn und die deutsche Freundschaft. Diese Gesänge waren, ob auch in antiken Rhythmen sich bewegend, so recht dem Herzen des deutschen Volkes entsprungen. Wer so gedichtet, der durfte freisam jenes stolze Wort von deutscher Sprache Herrlichkeit sprechen[27]). Es war, wie andere erhabene Worte Klopstocks, nicht umsonst gesprochen. Groß war sein streben und groß auch sein vollbringen. Er hat die Deutschen wieder fühlen gemacht, daß sie ein großes Volk seien und eine Geschichte hätten: er gab ihnen das Bewusstsein ihrer Nationalität zurück. Das war Klopstocks unsterbliche That! Dadurch schloß er die Vergangenheit seines Landes würdig ab und eröffnete demselben den Blick in die Zukunft. Weiter hat ihn sein Genius nicht geführt. Die durchaus religiöse Grundstimmung seines Wesens musste ihn gegen solche Aeußerungen des Freiheitsstrebens, wie sie in dem englischen und französischen Skepticismus des 18. Jahrhunderts lautwurden, misstrauisch machen, und festgebannt in dem lutherischen Bibelthum, wie er es war, konnte ihm die ungeheure wissenschaftliche Revolution, welche sein großer Zeitgenosse Kant vollbrachte, keine Würdigung und Theilnahme abgewinnen. Seine Mission war erfüllt, während die Menschheit zu neuen Ideen und Gestaltungen vorschritt, und so steht er, ein rückwärts gekehrter Prophet, als der letzte wahrhaft große und ehrwürdige Träger protestantisch-theologischer Weltanschauung und Gesinnung an der Schwelle der neuen Zeit.

Drittes Buch.

Die neue Zeit.

Nun hab' ich Haft und Band gewonnen, manchen Strich gezogen, manche Falte gelegt und mich doch gehütet, es auf einen Abschluß der Ergebnisse abzusehen; denn wer mag das, solange bald der Stoff gebricht, bald die Hände des herbeiholens voll sind? Ich will wohl deuten, was ich kann; aber ich kann lange nicht alles deuten, was ich will.

Jakob Grimm.

Erstes Kapitel.

Die menschlich-freie Zeit.

Aufgabe und Ziel. — Germanenthum und Romanismus. — Die absolutistische Staatsidee und der dritte Stand. — Reaktion des Germanismus. — Das Jahrhundert der Aufklärung. — Der „erleuchtete" Despotismus. — Das Ideal des Rein-Menschlichen. — Reaktion des Romanismus. — Die Geldmacht.

Die „menschlich-freie" Zeit! Also ist der Zeitraum, von welchem auf den folgenden Blättern gehandelt werden soll, in der Einleitung zum ersten Abschnitte meines Buches charakterisirt worden. Diese Bezeichnung fordert aber sofort eine Einschränkung, denn sonst könnte und müsste sie ja ein lächeln des Zweifels auf einsichtiger Leser Lippen rufen. Ja, es müsste als ein halb oder ganz närrischer Einfall erscheinen, von einer „menschlich-freien" Zeit zu reden, falls damit eine bereits zum Abschlusse gekommene Periode des kulturgeschichtlichen Processes bezeichnet werden sollte. Anders jedoch wird sich die Sache stellen, wenn ich sage, daß ich, im Gegensatze zum katholisch-romantischen Mittelalter und zur protestantisch-theologischen Signatur der Reformationsperiode, unter menschlich-freier Zeit die Phase deutscher Bildungs- und Sittengeschichte begreife, welche mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anhebt und noch jetzt in vollem ringen und streben begriffen ist, in einem vorschreiten, dessen Ziel kaum erst in dämmernden Umrissen am Horizont der Gegenwart auftaucht. Die möglichste Verwirklichung der Theorie humaner Freiheit und Selbstbestimmung der Persönlichkeit und der Gesellschaft ist dieses Ziel. Ich sage Verwirklichung, weil die humanistische Befreiung theoretisch bereits vollzogen wurde. Sie wurde es durch unsere Wissenschaft und Literatur, welche den Kampf gegen Unvernunft und Knechtschaft in allen Formen glorreich zu Ende geführt hat. Die Einwürfe, welche man gegen diesen wissenschaftlichen Sieg vorgebracht hat und vorbringen mag, sind nur gehaltlose Kieselsteine, die der unhemmbare Strom der Bildung eine Strecke weit mit sich fortwälzt und dann spielend an's Ufer wirft.

Es ist eine feststehende Thatsache, daß das Princip der Bewegung in der modernen Welt von der germanischen Rasse ausgegangen. Die germanische Freiheit der Persönlichkeit ist seine Mutter. Sein Kampf mit dem romanischen, auf Alt-Roms absolutistische Staatsidee basirten Absolutismus in Staat und Kirche macht den eigentlichen Inhalt der modernen Geschichte aus — modern als Gegensatz zu antik genommen. Nachdem es im Mittelalter den größten Männern unserer großen Kaiserdynastieen nur annähernd und zeitweilig gelungen war, den romanischen Staatsabsolutismus in Deutschland durchzuführen, erfolgte am Ausgange der genannten Periode jene Reaktion der germanischen Gemeinfreiheit und des germanischen Partikularismus, welche die Einheit des deutschen Reiches thatsächlich vernichtete. Die Form, in der diese Reaktion zur Erscheinung kam, war die fürstliche Territorialmacht, welche die gleichzeitigen Befreiungsversuche vom romanisch-kirchlichen Absolutismus vortrefflich für sich zu benutzen verstand. Die Reformation scheiterte in Deutschland gerade in ihren besten Bestrebungen, aber diese fanden in dem stammverwandten England einen Boden, der ihnen Nahrung und Gedeihen sicherte und sie soweit kräftigte, daß sie, auf die jungfräuliche Erde Amerika's verpflanzt, dort der germanischen Rasse ein ungeheures Erbtheil gewannen, einen föderativ-gemeinfreien, einen wahrhaft germanischen Staat gründeten.

Inzwischen hatte in Europa der Romanismus, und zwar nicht der religiöse allein, im Jesuitismus eine Wiedergeburt erlebt, die von den bedeutendsten Folgen sein musste. Der staatliche Absolutismus, dessen mustergebende Pflanzschule seit Ludwig XI. Frankreich geworden war, verband sich auf's engste mit dem jesuitisch-restaurirten Katholicismus, welcher gegen den Protestantismus feindselig zu reagiren fortfuhr, obgleich dieser, soweit er ein staatskirchlicher war, alles mögliche that, den Unterschied zwischen ihm und jenem bis auf unwesentliche Formen und Formeln verschwinden zu machen. Immerhin aber lagen im Protestantismus germanische Entwickelungskeime, von welchen dem romanischen Absolutismus fortwährend Gefahr drohte, und desshalb folgte der Gewalthaber, welcher den absolutistischen Romanismus in der modernen Welt zuerst vollendet in sich darstellte, Ludwig XIV., nur dem logischen Zwange seiner „Staatsraison", wenn er daheim und auswärts das protestantische Element rastlos und unerbittlich befehdete. Ludwig XIV. brachte das von dem elften Ludwig begonnene und von dem Kardinal Richelieu fortgeführte Unternehmen zu Ende: er stellte auf den Trümmern des Feudalismus und der Hugenoterie seinen romanisch-absolutautokratischen Staat hin, den Staat, welcher ob der recht- und willenlosen Masse der Unterthanen — Bürger kannte er keine — den König als einen unfehlbaren, kniefällig zu verehrenden Gott thronen ließ, den

Staat, welcher in der Person des Herrschers völlig aufging — „l'état c'est moi", wie Ludwig sagte, oder: „Wir sind Herr und König und können thun, was wir wollen", wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich äußerte.

Es war so; sie konnten in der That thun, was sie wollten, die Herren „von Gottes Gnaden", für welche der Autokrat von Frankreich angestauntes und eifrigst nachgeahmtes Vorbild geworden. Die germanisch-ständischen Einrichtungen verschwanden allenthalben entweder ganz oder sanken zu einem ceremoniellen Possenspiel herab und der romanische Absolutismus feierte fast überall auf dem europäischen Kontinent seinen lauten Triumph. Kaum daß da und dort in den Kantonen der schweizerischen Eidgenossenschaft oder in etwelchen Reichsstädten die germanische Gemeinfreiheit noch ein Scheinleben führte. Die Politik wurde eine dynastische Eroberungspolitik, deren Seele die Intrike war, die Rechtspflege wurde zur Kabinettsjustiz, das ganze romanisch-absolutistische System zu einer Passionszeit für die Völker, welche durch ein unerhörtes Polizei-Raffinement überwacht und gequält, durch nicht minder unerhörte Finanz-Experimente ausgebeutet wurden. Aber indem der Romanismus nicht ruhen noch rasten durfte, indem er, um sich zu erhalten, stets auf neue Mittel und Wege sinnen musste, konnte er nicht chinesisch verknöchern, sondern musste vielmehr wider seinen Willen dem Vorschritte dienstbar werden. Ja, er wurde ein wichtiges Entwickelungsmoment der europäischen Kultur, so sonderbar dies auch klingen mag. Der Feudalstaat war wesentlich ein Agrikulturstaat gewesen, allein die Hilfemittel des letztern genügten dem absoluten Königthum nicht mehr. Dieses wusste sich durch Hebung der industriellen und merkantilen Interessen neue Einnahmequellen zu eröffnen: Ludwig XIV. hatte nicht nur einen Louvois, sondern auch einen Kolbert zum Minister. Industrie und Handel schufen allmälig jenen dritten Stand der neuen Zeit, welcher, einflussreich durch Kapitalbesitz und bald auch durch Bildung mächtig, dem Königthum gegenüber die Stelle des von diesem systematisch gedemüthigten, entwürdigten und korrumpirten Adels einzunehmen anfing. Die absolute Macht bedurfte auch der Pracht und des Glanzes, um ihr olympisches Ansehen zu behaupten. Daher berief sie die Künste in ihren Dienst, beförderte die Vorschritte der Gewerbe und der Erfindungen und wies dem Unternehmungsgeist überall neue Bahnen und Ziele.

Bei alledem verabsäumte der Romanismus sein Hauptgeschäft, die gänzliche Vernichtung des Germanismus, keineswegs. Wie noch lange nachher, war schon damals das germanisch organisirte England der schmerzende Pfahl im Fleische des kontinentalen Absolutismus. Die Stuarts waren zwar von Herzen bereit, die Freiheiten Englands an Ludwig XIV. zu verkaufen; allein die Nation erhob 1688 jene Einsprache, welche

Jakob II. aus dem Lande trieb. Ein Prinz germanischen Stammes, Wilhelm von Oranien, welcher als Lenker der holländischen Republik den Germanismus schon auf dem Festlande mit Energie gegen Ludwigs Romanismus vertheidigt hatte, bestieg den Thron des Inselreiches und seine meisterhafte Politik war es, welche dem romanisch-despotischen Princip zuerst wieder Stillstand gebot. Wilhelm ist der eigentliche Urheber jenes Systems des politischen Gleichgewichtes von Europa, über welches sein Auge, bis es sich im Tode schloß, mit nie zu täuschender Aufmerksamkeit wachte. Als integrirender Theil dieses Systems wusste das germanische Princip dem romanischen Achtung abzutrotzen und bald machte sich sein Einfluß auf dem Festlande auch noch anderweitig fühlbar. Im Schutze der englischen Verfassung nämlich wuchs jener antiromanische Skepticismus auf, jene Freidenkerschaft, welche, unter dem Namen der Deisten bekannt, die Leuchte des gesunden Menschenverstandes in die Finsternisse mittelalterlicher Glaubenseinfalt trug. Die Freidenker argumentirten in einer Form, welche sie auch in Frankreich Anklang finden ließ. Ganz natürlich; denn die englische Literatur bewegte sich ja damals, wie die des civilisirten Europa's überhaupt, in französischen Formen. Aus den Deisten gingen in Frankreich die Voltaireaner und Encyklopädisten hervor, aus diesen und jenen die deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, deren Bestrebungen durch Lessing und Kant ihre höchste Bedeutung gewannen. Der menschlich-freie Gedanke wurde das Agens der kulturgeschichtlichen Bewegung. Der moderne Humanismus, mit der Milch des klassischen Alterthums großgenährt, hob seinen energischen Streit gegen den Theologismus an.

Aufklärung, Erleuchtung war die Losung des Jahrhunderts. Der Despotismus selbst wurde ein erleuchteter. Friedrich der Große und Joseph II. handhabten denselben in entschieden aufklärerischem Sinne, nachdem in des ersteren siebenjähriger Kriegsführung der romanische Absolutismus beim Zusammenstoß mit den neuen Principien seinen ganzen Marasmus bloßgelegt hatte. Diesem „erleuchteten" Despotismus machte sich überall, selbst an dem in unbeschreiblichste Lüderlichkeit versunkenen Hofe Ludwigs XV., die Nothwendigkeit fühlbar, eine Regeneration zu versuchen. Man warf daher den heranflutenden Wogen der revolutionären Stimmung den Jesuitenorden zum Opfer hin, um sie zu besänftigen; allein den Jesuitismus selbst über Bord zu werfen, dazu konnte man sich nicht entschließen. So, in haltlosem schwanken zwischen altem und neuem, kam dem gealterten Europa die frohe Botschaft der Erklärung der Menschenrechte von jenseits des Oceans. Die Wirkung auf die öffentliche Meinung, welche bereits zu einer öffentlichen Macht herangewachsen, war eine unermessliche. Die germanisch-kosmopolitische Freiheitsidee, welche in Nordamerika über den germanisch-englischen

Aristokratismus hinaus den Vorschritt zur germanisch-föderalistischen Demokratie erreicht hatte, war mächtig genug, bei ihrer Zurückwendung nach Europa, die Nation zu erobern, welche bislang der Hauptträger des romanischen Absolutismus gewesen war. Daher die entschieden germanische Färbung, welche die französische Revolution in ihren Anfängen trug. Sie hielt freilich nicht lange vor. Es sollte sich bitter an Frankreich rächen, daß sein romanisch-absolutistischer Geist der Selbstbestimmung der Persönlichkeit und der damit enge zusammenhängenden Selbstbestimmung der Gemeinde keinen Raum zu freier Entfaltung gegeben hatte. Die legitime Tochter der absolutistischen Staatsidee, die Centralisation, schied mit gewaltiger Hast das germanische Element aus der Revolution aus. Der Konvent herrschte demnach gerade so romanisch-despotisch wie der vierzehnte Ludwig und es war nur logisch, daß diese Despotie, welche die Individualität bloß aus dem Gesichtspunkte ihrer Brauch- und Verbrauchbarkeit für den Staat betrachtet, zu der utopistischen Idee des Kommunismus vorschritt, des Kommunismus, welcher seinem innersten Wesen nach der germanischen Natur zuwider ist.

Deutschland hatte unterdessen seine im 16. Jahrhundert begonnene, dann durch den dreißigjährigen Krieg brutal gestörte Kulturarbeit wieder aufgenommen. Ihr reformatorischer Drang hatte sich zu Luthers Zeit auf die Freiheit des Glaubens gerichtet, jetzt richtete er sich auf die Freiheit der Wissenschaft und Kunst. Es galt die Emancipation des wissenschaftlichen denkens vom kirchlichen Dogma, es galt die Emancipation des künstlerischen schaffens von der romanisch-französischen Kunsttheorie. Diese Befreiung, welche dem deutschen Charakter gemäß der politischen schlechterdings vorhergehen musste, wurde durch die philosophischen und nationalliterarischen Koryphäen unserer Klassik zuwegegebracht. Der Humanismus, die Idee des Rein-Menschlichen, die Idee der Zukunft war gefunden.

Während aber unser Land seine geistige Revolution vollendete, fiel die politische des Nachbarvolkes ihrem unausweichlichen Geschick anheim. Die demokratisch-parlamentarische Diktatur ging in die militärisch-cäsarische über. Der nivellirende und centralisirende Gedanke des Romanismus wurde durch Napoleon noch einmal großartig verwirklicht und mit richtigstem Instinkt erkannte und befehdete der große Schlachtenmeister das germanische England als den Erbfeind seines Werkes. Zur Zertrümmerung desselben haben Englands Eichenplanken und Englands Gold, welches den Kontinent gegen Frankreich bewaffnete, unstreitig sehr viel beigetragen. Aber Frankreichs Einfluß hörte mit dem Sturze Napoleons keineswegs auf. Der Romanismus des letzteren wurde von seinen Gegnern geradezu adoptirt und die heilige Allianz war ein durch und durch romanisches Institut, zu stande gekommen und geleitet durch

den moskowitisch-byzantinischen Carismus, welcher damit die Lenkung der reaktionären Politik des europäischen Festlandes förmlich zur Hand nahm. Es begann eine Zeit, an deren Eingang charakteristisch genug das päpstliche Breve steht, welches den Jesuitenorden, dessen Wirksamkeit übrigens niemals aufgehört hatte, feierlich wiederherstellte, eine Zeit der absolutistischen Romantik, von der unsere deutschen Romantiker hoffen konnten und wirklich alles Ernstes hofften, daß sie uns geraden Weges in das römisch-katholische Mittelalter zurückführen müsste.

Allein die romantischen Politiker übersahen, daß seit dem 17. Jahrhundert, neben der fürstlichen und geistlichen Gewalt eine dritte, die Geldmacht, herangewachsen, welcher mit dem zurückgehen in's Mittelalter keineswegs gedient war. Die Plutokratie musste in einer Zeit, wo die Staaten von Anleihen lebten, außerordentliche Vorschritte machen. Sie verlangte jetzt nicht einen bestimmten, nein den bestimmenden oder wenigstens mitbestimmenden Antheil am Staatsregiment und wusste dieses verlangen mittels aus England herübergeholter konstitutioneller Formen in Frankreich durchzusetzen. Die Julirevolution von 1830 gab ihr den Sieg, der ihr auch außerhalb Frankreichs so ziemlich überall faktisch zugestanden werden musste, und sie schloß nun um den Preis des Löwenantheils an der gemeinschaftlichen Beute mit Thron, Altar und Kanzleitisch, mit den Dynastieen, der Geistlichkeit und der Bureaukratie ein Kompromiß, welches sich stark genug erwies, nicht allein die socialistischen Theorieen, sondern auch gerechteste Forderungen der Völker als eitle Träumereien abzuweisen oder wenigstens auf ein Minimum der Erfüllung zurückzuführen. Das Geld ist in Wahrheit der große Alleinherrscher unserer Zeit. Die revolutionären Bewegungen von 1848, in welcher Form immer sie zum Vorschein kamen, waren ein verzweifelter Anlauf, die Macht dieses Tyrannen zu brechen, welcher als Ausbeuter und Verbraucher der Individuen die neueste Inkarnation des Romanismus darstellt. Die Geldmacht ist aber ihrem Wesen nach mehr nur scheinbar als wirklich stabil. Sie drängt ja unausgesetzt auf die materielle Entwickelung hin und es ist Thorheit, zu glauben, daß diese die ideelle ausschließe. So muß, wie das absolute Königthum es musste, auch die absolute Geldmacht dem geschichtlichen Vorschritte der Gesellschaft dienen, erfüllend das tiefsinnige Wort des großen Dichters: — „For nought so vile that on the earth doth live, but to earth some special good doth give!“

Zweites Kapitel.

Die deutsche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Trachten und Moden. — Bürgerliche Häuslichkeit. — Die Höfe und ihre Umgebungen. — Der wiener Hof. — Maria Theresia. — Kaunitz. — Der berliner Hof. — Friedrich Wilhelm I. — Der dresdener Hof. — August der Starke. — Der baireuther Hof. — Der stuttgarter Hof. — Die Herzoge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen. — Kasanova in Deutschland. — Die Affen eines großen Mannes. — Friedrich II. — Joseph II. — Friedrich Wilhelm II. — Die geistlichen Höfe.

Seitdem eine unsaubere Partei es unternommen hat, das Jahrhundert der „Aufklärung" mittels einseitigster Betonung seiner Ausschreitungen zu verleumden, seitdem jeder brüllende Bonze und jeder meckernde Mucker sich gedrungen fühlt, jenes jämmerlichen Apostaten Stichwort vom „Aufkläricht" nachzuplappern, seitdem ist es in Sakristeien, Konventikeln und derartigen Lokalitäten mehr fromme Mode geworden, über die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit geringschätzigem Achselzucken abzusprechen. Um die wahren Motive dieser affektirten Geringschätzung zu verbergen, bedient man sich der landläufigen Redensarten über die „Zopfperiode" und „Reifrockzeit". Damit wähnen die Geschichtefälscher jene große Zeit unter die Schablone des barocken, putzigen, lächerlichen bringen zu können; allein dieser Versuch erbringt nur den unwidersprechlichen Beweis, daß die Unwissenheit solcher Gesellen noch größer ist als ihre Unverschämtheit.

Denn nichts fürwahr kann oberflächlicher und verlogener sein als die Schablonisirung eines Jahrhunderts, das vielleicht das vielgestaltigste und gegensätzereichste der Weltgeschichte gewesen ist. Ja, wenn je ein Zeitalter die Philosophie der menschlichen Gesellschaft, die Philosophie der Geschichte bereichern konnte, so war es gewiß das 18. Jahrhundert mit der kaleidoskopischen Buntheit seiner Kontraste, in welchem sich das kühnste denken und die raffinirteste Genußsucht, das mystisch-verzückteste fühlen und das edelste wissenschaftliche und dichterische streben, die philisterhafteste Verknöcherung und das revolutionärste wollen, kolossale Laster und reinster Idealismus, kynischet Skepticismus und kindlichster Glaube, verhärtetster Egoismus und sentimentalste Schwärmerei, schamloseste Wegwerfung alles vaterländischen und tüchtigstes wiederherstellen der Nationalehre, wunderbar durchkreuzten. Es wäre eine Aufgabe, des größten Geschichtsschreibers würdig, ein umfassendes Gemälde der Sittengeschichte dieser Zeit zu liefern. Wir unsererseits wollen und müssen uns begnügen,

eine Reihe von Skizzen zu zeichnen, welche, hoffen wir, die socialen deutschen Zustände der erwähnten Periode dem Leser wenigstens einigermaßen veranschaulichen mögen.

In der Tracht herrschte bei beiden Geschlechtern noch immer der lebhafte Farbensinn des Mittelalters. Zwar hatten die Hofmoden des Zeitalters Ludwigs XIV., nach welchen sich die gebildeten Kreise überall richteten, außer da, wo, wie in Ungarn und Südspanien, der Nationalgeist die Nationaltracht aufrecht erhielt, das ritterlich-romantische Kostüm wunderlich verweichlicht und verschnörkelt. Gleichwohl aber war die Buntheit und der Reichthum des Anzugs eher erhöht als verringert worden und behauptete sich so noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch. Das männliche Staatskleid, wie es vom wohlhabenden Bürger der freien Reichsstadt an durch alle Gesellschaftsstufen bis aufwärts zum Fürsten getragen wurde, bestand in einem Rocke von dunkelm oder hellem Sammet — sogar die weiße Farbe war nicht ausgeschlossen — welcher mit reicher Seide- oder auch Gold- und Silberstickerei geschmückt war und unter dessen weit zurückgeschlagenen Aermeln die zierlichen Manschetten hervorsahen. Mit ihnen korrespondirten die Jabots von brüsseler Spitzen unter Westen von Goldglacée. Stiefeln trug man nur bei schlechtem Wetter und in Damengesellschaft durfte man schlechterdings nicht anders als in Schuhen und seidenen Strümpfen erscheinen. Jung und Alt hatte den Degen an der Seite und ältere Männer führten in der Rechten das lange spanische Rohr mit goldenem Knopfe, dessen stützenden Halt oft auch die Damen bei öffentlichem erscheinen nicht verschmähten. Manche Berufszweige kündigten sich durch gewisse Nüancen im Anzug schon von weitem an. So z. B. erforderte es die ärztliche Würde, daß der Heilkünstler in schneeweiß gepuderter, dreizipfeliger Allongeperücke erschien, im goldgestickten Scharlachrock, mit Jabot und breiten Spitzenmanschetten, weißen oder schwarzen Seidestrümpfen, mit blitzenden Knie- und Schuhschnallen, den kleinen schwarzseidenen Chapeaubas unter dem Arm und in der Hand den unentbehrlichen mächtigen Rohrstock, welcher als Stütze des Kinns beim nachdenken in bedenklichen Fällen typisch geworden ist. Stutzer fingen allmälig an, ihren Kopf von der Perücke zu emancipiren und das Haar frisirt und gepudert „en aile de pigeon“ zu tragen. Die große Reaktion gegen die Lockenperücke kam aber durch Friedrich Wilhelm I. von Preußen auf, welcher in seinem streben nach militärischer Einfachheit die Perücke verwarf und dafür jenes Zopfregiment einführte, das von der preußischen Armee allmälig auf die europäische Männerwelt sich ausdehnte. Dabei verschwand der Bart völlig aus dem Gesichte und begann seine Rechte erst dann wieder geltend zu machen, als man in den Trubeln der Revolutionskriege zum zöpfeln und frisiren keine Zeit mehr hatte und dem Haare wieder gestattete, im Gesichte zu wachsen, während man es im Nacken

sansculottisch-rundköpfig stutzte. Ein revolutionärer Anstoß für die männliche Tracht kam von Amerika herüber. Der schlichte, prunklose Anzug, in welchem die Gesandten des Kongresses am Hofe von Versailles erschienen, gewann den Beifall der stets in Extremen sich gefallenden Franzosen und sie adoptirten die puritanisch-monotone Färbung und den republikanisch simpeln Schnitt von Franklins Rock, ungefähr zur selben Zeit, als in Deutschland das Wertherkostüm, der blaue frackartige Rock, die weiße Kannevashose und Weste und die fast bis zum Knie reichenden Stulpstiefeln in der jungen Männerwelt Furore machten. Etwas später schlug auch die Stunde der kurzen Kniehose, obgleich dieselbe die heftigsten Stürme der Revolution überdauert und sogar noch Robespierre in Haarbeutel, Taubenflügelfrisur und galanten kurzen Beinkleidern die Wiedereinsetzung des „être suprême" proklamirt hatte. Wahrscheinlich empfahl sich das lange Beinkleid durch seine entschiedene Bequemlichkeit zuerst den republikanischen Heeren Frankreichs, wesshalb ihm die deutsche Philisterwelt lange auf's heftigste opponirte, obgleich Friedrich Wilhelm III. schon 1797 in Pantalons im Bade Pyrmont erschien. Der Pantalon begann nun seinen Kampf mit dem Stiefel, welcher das männliche Bein für sich in Anspruch nahm, bis es endlich jenem gelang den Nebenbuhler gänzlich unter sich zu bringen.

Die deutsche Frauenwelt des 18. Jahrhunderts hatte in ihrer den Nachbarinnen jenseits des Rheines nachahmenden Putzsucht manchen harten Kampf mit der kirchlichen Sittenpolizei zu bestehen, welche in lutherischen Gebieten noch schärfer und anmaßender verfuhr als in katholischen. Die mittelalterlichen Kleiderordnungen waren noch nicht verschollen und wurden von Zeit zu Zeit immer wieder erneuert. Der Magistrat einer süddeutschen Reichsstadt erließ noch im Jahre 1728 ein derartiges Mandat, worin es unter anderem hieß: „Item wollen wir, daß die Weibspersonen, bei denen insonderheit die elende Hoffart zu unmöglich längerem nachsehen so gar gestiegen ist, ehrbar und nach Landes-Anständigkeit sich bekleiden und hüten des tragens aller güldenen und vergüldeten Sachen, woran es immer nun auch sein möchte, es sei gut oder falsch; desgleichen aller Behencken, Rosen und anderer Zierrathen an Ohren, Stirnen und Hauben; das tragen der seidenen Halstücher aber solle zwar erlaubt sein, jedoch daß kein großer Kosten damit getrieben werde. Wir verbieten denselben auch gänzlich das tragen seidener Kreppen und seiden-kreppener Röcke, auch hochgefärbter Kleider; item aller damastener, sammetener, seidener, plüschener Brüsten, wie auch die Büsche auf den Hüten und Häublenen; dessgleichen auch das tragen der französischen hinten eingeschnürten Brüsten, die Fält (Falten) an den Aermeln, die mit Saffian überzogenen Absätze an den Schuhen, alles weiße Zeug von Musselinen, es seie geblümelt, gemüggelt, gestrichelt, genayet oder glatt, woran es

immer wäre, alle französischen Hemder und weiten Göller" u. s. w. Aber wann hat sich die launische Tyrannin Mode um Luxusgesetze gekümmert? Unsere Aeltermütter waren in vollem Staate wirklich ebenso luxuriös als bizarr gekleidet und die Gegensätze der Zeit kamen in ihrem Anzug auffallend zum Vorschein. Welch ein Gegensatz zwischen dem die untere Hälfte des Körpers übermäßig streng verhüllenden Reifrock und dem knappen, den Liebreiz des Busens dem lüsternen Blicke frivol preisgebenden Korset! Die Damengala war überreich an schweren kostbaren Stoffen, Seide und Atlas, Federn, Gold- und Steinschmuck.

Versuchen wir es, dem Leser eine junge Schöne von damals im Ballanzuge vorzustellen. Auf dem Kopfe baut sich ihr ein enormer, auf einem kreisrunden Wulste ruhender, aus verschiedenen Stockwerken bestehender und gepuderter, mit Blumen, Federn und Bändern verschwenderisch verzierter Haarthurm in die Höhe, welcher ihre natürliche Größe wenigstens um eine Elle erhöht. Die entgegengesetzte Extremität, der Fuß, wird durch ein zollhohes, an der Sohle des Ballschuhes von Sammet oder Atlas angebrachtes Stelzchen gezwungen, auf seiner Spitze zu schweben. Das aus eng aneinandergereihten Fischbeinstäbchen harnischartig zusammengefügte Korset zwängt Arme und Schultern zurück, den Busen heraus und schnürt die Taille über den Hüften wespenhaft zusammen. Ueber den ungeheueren Reifrock fließt ein mit tausend Falbeln garnirtes Seidengewand hinab und über dieses das mit einer Schleppe versehene Oberkleid von gleichem Stoffe, welches, zu beiden Seiten mit reichem Besatze geschmückt, vorn auseinanderfällt. Die Aermel desselben, mit Blonden überladen, reichen bis zum Ellbogen, während der lange parfümirte Handschuh den Vorderarm deckt. Die Schminkkunst war raffinirt ausgebildet, da und dort aber jüngeren Personen von der Sitte untersagt. Ueberall aber führte die elegante Dame ein Perlmutterdöschen, welches einen Vorrath der aus schwarzem englischem Pflaster geschlagenen „Muschen" enthielt. Diese „Schönheitspflästerchen", welche in Gestalt von Sternchen, Möndchen, Herzchen, Amoretten in den Augenwinkeln, auf Wange und Kinn getragen wurden, sollten den Ausdruck des Mienenspiels erhöhen. Das 18. Jahrhundert hat aber diese wunderliche Toilettekunst nicht erfunden, sondern nur aus dem vorhergehenden herübergenommen; denn es findet sich ja schon in Philanders Gesicht von den „Venus-Narren" die Notiz: „Etliche Meydlein, damit sie schamhafft erscheineten, verpflasterten daß Gesicht hie and da mit schwartz daffeten schandflecken, deren sie sich doch selbst nicht schämmeten."

Man denke sich jedoch eine Gesellschaft von Herren und Damen aus jener Zeit, wie sie in ihrem barocken Putze und ihren steifgezirkelten Bewegungen auf dem Parkett eines von Kerzen stralenden, mit phantastisch geschnörkeltem Rokoko-Mobiliar [1]) ausgezierten Salon in den zierlichen

Wendungen des Menuett sich hin und her bewegt, und man wird ein recht stattliches, durch Reichthum und Farbenpracht imponirendes Gemälde vor Augen haben. Oder man folge jenem Pärchen, das von der Rampe des Edelhofes in den im versailler Geschmack angelegten Garten niedersteigt und sich einem verschwiegenen Boskett zuwendet, der Kavalier, den Chapeau unter dem Arm und die Linke auf den Degengriff stützend, in galanten mit Versen von Grécourt durchspickten Redensarten sich ergehend, die Dame mit kokettem Fächerspiele die Herzensbestürmung bald abwehrend, bald herausfordernd, und man wird sich an einem Bilde erfreuen, wie es uns ja Eichendorff gar hübsch gezeichnet hat [2]). Im Verlaufe des Jahrhunderts machte sich dann der Uebergang von der alten schwerfälligen Tracht zu der neuern französischen mit ihren zwangloseren Formen, wie im männlichen, so auch im weiblichen Anzug immer fühlbarer. Bis in die neunziger Jahre hinein blieben jedoch der Stelzschuh, der Reifrock, das bauschige Halstuch („menteur") und die gepuderte Chignon-Frisur charakteristische Merkmale des Damenanzugs. Dann, mit dem Jahre 1794, kam die schon früher in Paris versuchte, aber wieder verlassene antikisirende Frauentracht auf, deren Hauptstück ein weißes, hemdartiges, um den Oberleib knapp angezogenes, dicht unter dem Busen gegürtetes und von der hierdurch möglichst weit hinaufgerückten Taille faltenreich herabfließendes Gewand war, die sogenannte Linonchemise, die um das Jahr 1800 Blößen zum Vorschein kommen ließ, welche die klugen Berlinerinnen dadurch, daß sie zum Trikot griffen, einigermaßen mit den klimatischen Verhältnissen in Einklang zu bringen suchten. Das moderne Griechenthum machte zur selben Zeit, wo es den männlichen Zopf und Haarbeutel abschnitt, auch dem weiblichen Chignon den Krieg. Aber als Uebergang von der gepuderten und festgeleimten Damenfrisur zu dem am Hinterhaupte straff aufgebundenen Haarknoten à la Grecque, welcher seit 1796 mit Zulassung von allerhand mehr oder weniger häßlichen Zuthaten stehend geblieben ist, waren eine Zeit lang die Damenperücken Mode, welche bei blonden Augenbrauen braun, bei braunen blond sein mussten. Die deutschen Mütter des vorigen Jahrhunderts liebten es, den genialisch-theatralischen Hang, welcher jene Zeit bald leise, bald laut bewegte, durch phantastischen Aufputz ihrer Kinder, besonders der Knaben, zu bethätigen, so daß man auf Schlössern und in Städten Türken, Chinesen, Husaren und Tiroler en miniature in Menge sehen konnte, ja wohl auch sechs- und siebenjährige Hamlets, Götze, Karl Moore und Posas.

Das gesellige Leben der bürgerlichen Kreise bewegte sich insbesondere im deutschen Norden, welcher fremden Einflüssen weniger leicht zugänglich war, in den Formen strenggemessener Herkömmlichkeit. Von der Ungenirtheit des öffentlichen erscheinens der Frauen in unseren Tagen konnte damals noch gar keine Rede sein. Nicht nur konnte keine Frau des höheren

Bürgerstandes ohne männliche Begleitung im Theater, Koncertsal und auf Spaziergängen erscheinen, sondern es galt auch für unschicklich, ohne Kammermädchen über die Straße oder in die Kirche zu gehen oder gar einen Kaufladen zu besuchen. Als die schönste Bestimmung der Frau und Töchter bürgerlicher Häuser wurde noch immer das häusliche walten derselben angesehen. Romanlesen stand in schlechtem Kredit, ehrerbietigste Unterwürfigkeit der weiblichen Familienglieder gegen den Hausvater wurde strenge gefordert und auch die Brüder besaßen über die Schwestern die ausgedehnteste Autorität. Vor allen zeichneten sich die hanseatischen Städte durch zähes festhalten an altfränkisch bürgerlicher Ehrbarkeit aus, während sie zugleich durch die Nähe der See und ihren dadurch bedingten Handelsverkehr vor der Versumpfung bewahrt wurden, welcher so viele Reichsstädte im Binnenlande anheimfielen. Man lese nur die Schilderung, welche Johanna Schopenhauer in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten („Jugendbilder und Wanderungen") von ihrer Vaterstadt Danzig entworfen hat, um den Kontrast herauszufühlen. Das freibürgerliche Gemeinwesen der Stadt hatte durchaus etwas solides, sogar prächtiges. Die schmalen, mit der Giebelseite der Straße zugekehrten, durch vier Fuß hohe Mauerwände von einander getrennten Häuser stiegen fünf Stockwerke hoch in die Luft. Von den gezackten Dächern leiteten blecherne, in ungeheuere Drachen oder Delphine auslaufende Röhren das Regenwasser auf die Gasse. Vor jeder Fronte zog sich der mit Steinplatten belegte „Beischlag" hin, eine Art Terrasse, welche gegen die Straße zu mit steinernen Brustwehren versehen und zu mannigfachen häuslichen Verrichtungen bequem war. Das Innere der Häuser vereinigte mit mittelalterlich-bürgerlicher Einfachheit der Einrichtung behaglichen Komfort. Handelsreisen hatten die männliche Bewohnerschaft vielseitig gebildet, ohne daß ihr die altreichsstädtische Biederkeit dabei abhanden gekommen war. Ein unbeugsamer republikanischer Sinn bewahrte vor der Gemeinheit der modernen Stockjobberei. Die Bildung der Frauen stand freilich nicht hoch, aber dieser Mangel wurde durch eine reiche Dosis Mutterwitz und gesundester Heiterkeit aufgewogen. Die Gegensätze des Jahrhunderts waren nicht ausgeschlossen. Das Gemeinwesen wurde zwar in so streng altlutherischem Sinne geleitet, daß ein Katholik nicht einmal Nachtwächter werden konnte; dennoch aber war so viel Glaubensfreiheit vorhanden, daß mehrere Klöster in der Stadt existirten und sogar ein päpstlicher Official daselbst residirte.

Versetzen wir uns in die Zeit weiter zurück und aus der bürgerlichen Sphäre in die höfische, so verlangt schon das Rangverhältniß, daß wir zuerst die wiener Hof- und Adelszustände in's Auge fassen. Bis auf Karl VI., den letzten Habsburger, war die spanische Etikette und Grandezza am Kaiserhofe vorherrschend geblieben und damit auch eine gewisse Achtung

vor dem anständigen und ziemlichen. Zwar schon unter Leopold I. hatten französische Moden und Laster in den vornehmen Kreisen Wiens Eingang gefunden und die von uns früher angezogene wohlunterrichtete Herzogin von Orleans weiß davon zu erzählen, daß die jungen östreichischen Kavaliere nicht minder als die französischen sich herbeiließen, „die Damen zu agiren“, wie selbst der große Prinz Eugen in seiner Jugend gethan haben soll. Doch erst unter Karl VI. kam es so weit, daß der Monarch die bourbonischen Hofsitten gleichsam sanktionirte, indem er sich eine „Maitresse en titre“ hielt, die sogenannte spanische Althann. Die Minister Sinzendorf und Bartenstein, dann der berühmte Staatskanzler Kaunitz waren durch und durch französirt und thaten alles mögliche, um den pariser Ton nach Wien zu verpflanzen. Derselbe wusste sich der dortigen phäakischen Genußsucht ganz gut anzupassen und nur das östreichische Phlegma machte ihm viel zu schaffen. Lady Montague, die bekannte Engländerin, welche den wiener Hof im Jahre 1716 besuchte, sagt, daß dieses Phlegma nur beim Ceremoniellpunkt endigte, und erzählt davon eine ergötzliche Geschichte. Zwei Damen begegneten sich in ihren sechsspännigen Karrossen in einer engen Straße. Um ihrem Range nichts zu vergeben, will keine vor der andern zurückweichen und so verharren sie sich gegenüber bis Nachts zwei Uhr, wo sie endlich durch die vom Kaiser gesandte Wache mit Mühe vom Platze gebracht werden. Die Lady schildert das Cicisbeat als eine feststehende Sitte in der wiener Damenwelt. Jede Frau von Stande habe zwei Männer, einen, dessen Namen sie führe, einen andern, der die Pflichten des Ehemanns ausübe. Diese Verbindungen seien so allgemein bekannt, daß es eine bittere Beleidigung für eine Dame wäre, sie zu einem geselligen Vergnügen einzuladen, ohne zugleich ihre beiden Männer mitzuberufen. Die Kehrseite dieser Frivolität war eine spanisch-bigote Frömmigkeit von hoch und niedrig, welche sich in den fratzenhaftesten Bußwerken, Kreuzschleppungen und Geißelungen gefiel und in 1500 Männerklöstern und 500 Frauenklöstern zahllose Mönche und Nonnen fütterte. Hand in Hand mit solcher Frömmigkeit ging der krasseste Aberglaube, welcher Teufelsbanner, Traumdeuter und Goldköche ihr Spiel mit sich treiben ließ. Lady Montague rühmt die Pracht der aristokratischen Häuser. Die Empfangzimmer derselben bestanden ihr zufolge aus einer Enfilade von acht oder zehn großen Gemächern, in welchen Skulptur, Vergoldung und Mobiliar das überträfe, was man in andern Ländern in den Palästen der Souveräne zu sehen gewohnt sei. Die Zimmer seien mit den schönsten brüsseler Tapeten bekleidet, die in Silberrahmen gefassten Spiegel beständen aus prachtvoll großen Glasscheiben, die Ueberzüge der Stühle, Sophas, Betten, wie die Vorhänge, aus dem reichsten genueser Sammet; überall auserlesene Gemälde, Statuen von Marmor, Alabaster und Elfenbein, Porzellanvasen und unge-

heure Kronleuchter aus Bergkristall. Die Tafeln wurden mit funfzig und mehr feinen Gerichten in Silberschüsseln beschickt und dazu an achtzehn Sorten der feinsten Weine aufgestellt.

Im übrigen war aber der gesellschaftliche Ton bei allem Luxus und aller französischen Abgeschliffenheit im Grunde doch ein sehr gemeiner. Es fehlte der Gesellschaft Wiens an aller edleren Geistesbildung. Die exklusivste Societät ergötzte sich an der matrosenhaft unsauberen und zotigen Komik der Hannswurstkomödie Stranitzky's, mit welchem der geistliche Hannswurst, Abraham a Sankta Klara, glücklich um den Preis der Popularität kämpfte. Wie damals angesichts des kaiserlichen Hofes das Predigeramt gehandhabt wurde, mögen zwei wohlbeglaubigte Anekdoten zeigen. Ein rigoröser Hofprediger hatte die weitausgeschnittenen Kleider der Damen getadelt und in seinem Eifer ausgerufen, er wünschte, der Adler des heiligen Johannes möchte ihnen auf die schamlos entblößten Brüste sch . . . pucken. Das wurde doch zu arg befunden und der Prediger zu öffentlichem Widerspruche verurtheilt. Diesem zu entgehen, erkrankte er, wesshalb an seiner statt sein Kollege Abraham in der nächsten Predigt den Schimpf widerrufen sollte. Abraham that dies wirklich, setzte aber hinzu, er für seine Person wünschte, der Ochse des heiligen Lukas möchte das dem Adler Johannes zugewiesene Amt übernehmen. Ein andermal wettete Pater Abraham mit einem Grafen Trautmannstorf, er wollte diesen von der Kanzel herab einen Esel nennen, und gewann die Wette wirklich, indem er in seine nächste Predigt eine Geschichte einflocht, welche von einer Gemeinde handelte, die einen Dummkopf zu ihrem Schulzen gewählt hatte, und mit den Worten schloß: „Dem Esel traut man's Dorf."

Wir könnten der Lady Montague und dem vielgewanderten Hofmann Pöllnitz, welcher 1719 in Wien war, noch manche Einzelnheit über das dortige Hofleben unter dem letzten Habsburger nachschreiben, doch mögen wenige Andeutungen genügen. Hazardspiele waren durchaus verboten und man begnügte sich mit Piket und l'Hombre, wenigstens öffentlich, bis unter Kaiser Franz, dem Gemahl Maria Theresia's, auch jene Zutritt fanden. Ein Lieblingsvergnügen der Damen höchster Gesellschaft war das scheibenschießen. Nur Damen, die Erzherzoginnen an der Spitze, durften daran theilnehmen und die Kaiserin theilte den Siegerinnen die Preise zu. Die gewöhnlichsten Lustbarkeiten waren die sogenannten Assembléen in den Häusern der Großen und die öffentlichen Bälle, auf welchen hauptsächlich Allemanden und Kontretänze getanzt wurden. Die Herren mussten dabei die Aufforderung der Damen abwarten. Die Heiraten wurden zwischen den Eltern verabredet, während die betreffenden Paare oft noch in der Wiege lagen. War die verabredete Zeit da, so musste der Bräutigam zu der ihm bestimmten Braut gehen und sie, auf sein rechtes Knie sich niederlassend, um ihre Hand bitten. Das

Fräulein musste ihn — das war ebenfalls Vorschrift — verschämt an ihre Eltern weisen. Andern Tags erschien er bei diesen in zierlichster Gala, brachte seine Werbung in wohlgesetzter Rede, oft auch in Versen an, die ein Winkelpoet gedrechselt, und die Sache war abgemacht. Der mittelalterlichen Barbarei konnte die Bewohnerschaft der Residenz und der Provinzen nur sehr langsam entrissen werden, um so langsamer, als die Adelsoligarchie ungeheuerliche Privilegien besaß, welche der Sicherheitspolizei auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg traten. Die Handwerker, vom unsinnigsten Zunftstolz und Zunftneid erfüllt, erregten oft heftige Tumulte; ebenso die Studenten, welche noch 1706 ganz in mittelalterlichem Stile gegen den jüdischen Hoffaktor Oppenheimer furchtbar tumultirten. Die Edikte, welche Handwerksburschen und anderen ledigen Personen aus den unteren Ständen das Degentragen untersagten, mussten fortwährend erneuert werden, um die „Rumorknechte" — drollig-charakteristische Bezeichnung der Polizeisoldaten! — einigermaßen vor plötzlichen Ueberfällen sicher zu stellen. Aber auch in den höheren Ständen waren Duelle und Raufereien an der Tagesordnung und auf dem Ochsengrieß in der Josephstadt fochten adelige Zweikämpfer noch immer, wie im 17. Jahrhundert, eine Menge blutiger Händel aus. Noch unter Karl VI. war es nicht rathsam, Abends ohne Degen und Pistolen über die Straße zu gehen, und die Verordnung, daß bei den großen jährlichen Maifahrten des Adels im Prater alle zu Pferde erscheinenden Kavaliere beim Eingang ihre Pistolen aus den Halftern abliefern mussten, war durch die nicht seltenen Beispiele von Meuchelmord in den höchsten Klassen der Gesellschaft nur zu begründet.

Unter Maria Theresia und ihrem galanten Gemahl, Franz von Lothringen, nahm der wiener Hof, sowie die großen Gefahren des Erbfolgekrieges vorüber waren, eine sehr glänzende Gestalt an und wurden die Burg und die kaiserlichen Lustschlösser die Schauplätze lärmender Karoussels, Opern, Ballette und Bälle, zu welchen oft zweitausend Gäste Einladungen erhielten. Der Hofstaat kostete aber auch jährlich im ganzen an 6 Millionen Gulden. Die Möblirung des kaiserlichen Speisesals kam auf 90,000 Gulden zu stehen, das massiv goldene Tafelservice wog $4\frac{1}{2}$ Centner; jeder der achtundfunfzig Teller hatte 2000 Gulden, das ganze 1,3000,000 Gulden gekostet. Bei Hofe wurden jährlich 12,000 Klafter Holz verbrannt, 2200 Pferde standen in den Marställen. Beim ausfahren liebte es die Kaiserin, sich tüchtig mit kremnitzer Dukaten zu versehen, um sie den Bettlern links und rechts aus dem Wagen zu werfen. Ihre Verschwendung, die in der Naivität absolutistischen Herrscherthums die Beutel ihrer Unterthanen als die ihrigen ansah, wurde von der Aristokratie emsig nachgeahmt und es riß namentlich unter den Frauen der vornehmen Gesellschaft eine Spielwuth ein, welche z. B. die schöne

Fürstin Auersperg-Neipperg, die Maitresse des Kaisers, ungeheure Summen verspielen, einmal an einem einzigen Abend 12,000 Dukaten auf die Karte setzen und verlieren ließ. Unglücklicher Weise wurde diese aristokratische Spielwuth durch Einrichtung des Lotto auch dem Volke mitgetheilt und der Hof machte die Ausbeutung desselben durch die Lotterie förmlich zu einer Einnahmequelle. Die wiener Lotterie nahm z. B. in den Jahren 1759—1769 einundzwanzig Millionen ein und hiervon erhielt der Hof 3,400,000 Gulden.

Ihrem flatterhaften Gemahle mit unverbrüchlicher Treue zugethan, ließ es die Kaiserin eine ihrer Hauptsorgen sein, über die Moralität der Residenz zu wachen. Sie errichtete zu diesem Zwecke die sogenannten „Keuschheits-Kommissionen", welche Fürst Kaunitz zu Werkzeugen der von ihm gehandhabten geheimen Polizei zu machen wusste. Gegen skandalöse Ausschweifung erwies sich die Kaiserin unerbittlich streng. Zwei junge Rutenberg, Bürgermeistersöhne aus Danzig, welche bei den von dem Wüstlingsklubb der „Feigenbrüder" veranstalteten Orgien ertappt worden waren, mussten, aller Fürbitten und Geldanerbietungen des Vaters ungeachtet, die Schmach des Prangerstehens erdulden. Es gab jedoch Personen, welche Maria Theresia vergebens zur Keuschheit zu bekehren suchte. Kaunitz nahm, wenn er zur Kaiserin fuhr, seine Maitressen im Wagen mit sich und ließ sie am Portal der Hofburg auf sich warten. Als ihm die Kaiserin eines Tages Vorstellungen über seinen Lebenswandel machte, entgegnete ihr der unentbehrliche Staatsmann: „Madame, ich bin hierher gekommen, mit Ihnen über Ihre, nicht über meine Angelegenheiten zu sprechen." Die Wachsamkeit Maria Theresia's hatte überhaupt nur die Wirkung, daß man in Wien mit mehr Vorsicht als anderswo sündigte. Der englische Tourist Wraxall sagt darüber nach eigener Anschauung: „In keiner europäischen Hauptstadt wird so viel Anstand, Vorsicht und Achtung für das äußere Wohlverhalten beobachtet bei allen Neigungs-Verbindungen wie in Wien. Alle Galanterieen sind mit einem mysteriösen Schleier bedeckt und stellen sich unter der Gestalt der Freundschaft dar. Unähnlich den zuchtlosen Liebschaften von Warschau und Petersburg, dauern sie allgemein ein Vierteljahrhundert. Ich bin geneigt, zu glauben, daß auch das Klima in Oestreich heftigen Leidenschaften ungünstig ist. Es ist etwas phlegmatisches in der Konstitution der Einwohner, der physischen und geistigen, was starken Erregungen widerstrebt. Die Gegenwart der Kaiserin und der Schrecken, welchen ihre Wachsamkeit und ihre Strenge einflößen, unterdrücken alle Ausbrüche. Aberglaube, Beichtväter und Bußen verstärken noch jene Beweggründe. Nichtsdestoweniger besteht der Grundsatz der Schwäche und auch Wien hat seine Messalinen, wenn auch mit gedämpfteren Farben als sonstwo. Der Aberglaube der östreichischen Frauen, ob er gleich habituell und unge-

heuer ist, ist keineswegs unverträglich mit der Galanterie: sie sündigen, beten, beichten und beginnen wieder von vorn." Derselbe Engländer schildert den Bildungszustand der vornehmen Jugend Oestreichs von damals also: „Die jungen Leute von Rang und Stand sind im allgemeinen unausstehlich. Durch nichts als Hochmuth, Unwissenheit und Beschränktheit ausgezeichnet, sich selbst erhaben über alle anderen Nationen haltend, alle zusammen ohne Bildung, übermüthig und anmaßend, gehen ihnen ebenso die Neigung als die Erfordernisse dazu ab, in Gesellschaft angenehm sein zu können. Es ist wahr, daß sie wie die Engländer meistens auf Reisen gehen, d. h. von Wien nach Paris, durch Italien und wieder heim. Sie ahmen die französischen Sitten nach, besitzen aber weder die Höflichkeit, noch die Lebhaftigkeit, noch die elegante Leichtigkeit der Franzosen. Die Universitäten und Seminarien in Oestreich sind wenig mehr als die Nonnenklöster, wo das andere Geschlecht seine Erziehung erhält, darauf berechnet, den Verstand zu bilden und zu erweitern. Der größte Theil der Bücher, welche die Bibliotheken gebildeter Leute nicht nur in Frankreich und England, sondern selbst in Rom und Florenz bilden, sind streng verdammt und ihre Einführung ist mit nicht weniger Schwierigkeit als Gefahr verknüpft. Die natürliche Trägheit des menschlichen Geistes verhindert häufig, daß man sich die Mühe gibt, und vertilgt so den schwachen Funken des Wunsches, sich auszubilden. Es scheint in der That, als wenn der östreichische Adel beider Geschlechter nie läse, und er stellt sich ebenso entblößt dar von aller Bekanntschaft mit jedem Zweige der schönen, wie der strengen Wissenschaften."

Dennoch ward gerade unter Maria Theresia ein eindringen des Lichtes der Aufklärung auch in Oestreich allmälig bemerkbar. Die Kaiserin sah sich trotz ihrer Bigoterie genöthigt, dem Zeitgeist einige Einräumungen zu machen. Eine Menge Feste und Feiertage wurden abgeschafft, die allzu krassen Aeußerungen religiösen Eifers, das geißeln und kreuzschleppen auf den Straßen, wurden abgestellt. Die Kaiserin fühlte die Nothwendigkeit, das in Gesetzgebung, öffentlichen Anstalten, Wissenschaft und Kunst hinter den meisten Staaten weit zurückgebliebene Oestreich vorwärts zu bringen, und indem sie der Aufklärung zugethane Männer, wie van Swieten, Riegger und Sonnenfels, in Censur-, Kirchen- und Justizsachen gewähren ließ, ermöglichte sie den Einfluß der philanthropischen Ideen des Jahrhunderts. Sonnenfels besonders, ein aus einer berliner Judenfamilie stammender, edler und tüchtiger Mann (st. 1817), stand bei der Kaiserin in großer Gunst. Seit 1763 Professor an der Universität, gab er verschiedene Wochenblätter heraus und seine Publicistik bewirkte unter anderem auch die Aufhebung der Tortur in Oestreich (1776). Wenn ihn die Censur plagte, pflegte sich Sonnenfels durch Vermittelung der Erzherzogin Karoline direkt an die Kaiserin zu wenden

und so ist diese auch einmal abends vom Spieltische weg mit den Karten in der Hand zu dem Aufklärer hinausgetreten und hat zu ihm gesagt: „Was ist's? Sekkiren sie Ihn schon wieder? Was wollen sie Ihm denn? Hat Er etwas gegen Uns geschrieben? Das ist Ihm von Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon, wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr! Oder gegen die guten Sitten? Das glaub' ich nicht. Er ist ja kein Saumagen. Aber wenn Er etwas gegen die Minister geschrieben hat, ja, mein lieber Sonnenfels, da muß Er sich selbst heraushauen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich hab' Ihn oft genug gewarnt." Man sieht, Maria Theresia übte ihren Absolutismus, so lange derselbe nicht angetastet wurde, mit patriarchalischer Gemüthlichkeit. Die Schönheit ihrer Gestalt, ihres Auges und ihrer Stimme kam ihr dabei wesentlich zu statten. Sie wusste die Herzen der Einzelnen und der Menge zu gewinnen, wie sie auf jenem berühmten Reichstage zu Preßburg (1741) die ungarischen Magnaten gewann. Sie war gutmüthig genug, vom Sterbebette ihres geliebten Franz kommend, ihrer in Thränen zerfließenden Nebenbuhlerin, der Fürstin Auersperg, tröstend zu sagen: „Meine liebe Fürstin, wir haben viel verloren." Als sie die Nachricht erhielt, daß am 12. Februar 1768 ihrem zweiten Sohne, dem Großherzog Leopold von Toskana, der erste Sohn geboren worden, eilte sie in ihrer Großmutterfreude im Nachtkleide durch die Korridore des Schlosses in's Burgtheater und rief, sich weit über die Brüstung der Loge vorbeugend, in's Parterre hinab: „Der Poldl hat an Buaba, und grad' zum Bindband auf mein Hochzeittag — der ist galant[3])!" So ein zutrauliches Wort im wienerischen Dialekte, wie es die Kaiserin öfters bei passender Gelegenheit sprach, musste die guten Wiener um so mehr entzücken, als sie seit der Hispanisirung ihrer Herrscher durch Maria Theresia zum erstenmal wieder derartiger Zutraulichkeiten gewürdigt wurden. Dennoch hielt die Popularität der Kaiserin nicht bis zu ihrem Tode aus. Ihr Sarg musste beim Transport in die Kapuzinergruft durch Grenadire gegen die Steinwürfe von seiten des durch eine neuausgeschriebene Tranksteuer erbitterten Volkes geschützt werden. Auch in ihrer populärsten Periode hatte sich der wienerische Volkswitz wenigstens an den Lieblingen der Kaiserin scharf genug vergriffen. Als ihr Schwager, der Herzog Karl von Lothringen, der „Schlachtenverlierer", sich durch den großen Fritz bei Leuthen hatte auf's Haupt schlagen lassen, ward überall in Wien, sogar an die Burg eine Karikatur angeschlagen, welche die Trunksucht und strategische Unfähigkeit des Prinzen herb züchtigte. Der Prinz war mit den Generalen Daun und Nadasdy im Kriegsrath abgebildet. Daun sprach: „Mit Verstand und Muth"; Nadasdy: „Mit Schwert und Blut"; der Prinz (auf eine Weinflasche zeigend): „Der Wein ist

gut." Die Polizei setzte dem Angeber des Zerrbildners einen Preis von 500 Dukaten aus. Aber am andern Morgen fand man, genau an den Stellen der abgerissenen Karikatur, einen Zettel des Inhalts: „Wir sind unser vier, ich, Dinte, Feder und Papier; keines von uns wird das andere verrathen, ich sch . . . . auf deine 500 Dukaten." — Die erste Figur machte unter Maria Theresia zu Wien der Staatskanzler Kaunitz, der mit der schlauesten Diplomatie die Airs eines pariser Petitmaitre vereinigte. Er war so verfranzöselt, daß er sich bemühte, seine deutsche Muttersprache nur radebrechend zu sprechen, und hielt so viel auf seine Toilette, daß er, um seine Perücke recht gleichmäßig gepudert zu bekommen, allmorgens in einem mit Puderstaub angefüllten Zimmer einigemale durch eine Reihe von Dienern auf und ab ging, welche ihm mit großen Fächern den Puderstaub zuwehen mussten. Im übrigen benahm er sich gegen alle Welt sehr ungenirt. Als Papst Pius VI. seinen bekannten vergeblichen Ermahnungsbesuch bei Joseph II. in Wien machte, besuchte er auch Kaunitz. Dieser führte den Pontifex in seine Bildergalerie und schob den Statthalter Christi beim betrachten der Gemälde, um ihn in die besten Gesichtspunkte zu stellen, so respektlos hin und her, daß Pius dadurch, seinem eigenen Ausdrucke zufolge, „tutto stupefatto" wurde. Die namenlose Sonderlingseitelkeit des Fürsten kennzeichnet es, wenn er zu einem vornehmen Russen sagte: „Ich rathe Ihnen, mein Herr, kaufen Sie sich mein Porträt; denn man wird in Ihrem Lande froh sein, das Abbild eines der berühmtesten Männer kennen zu lernen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Minister die östreichische Monarchie seit funfzehn Jahren regiert, der alles kennt, alles weiß, sich auf alles versteht."

Am preußischen Hofe hatte das französische Wesen, welches der erste König daselbst eingeführt, durch den zweiten, Friedrich Wilhelm I., eine heftige Reaktion erfahren. Friedrich Wilhelm, eine derbe, sehr oft brutale, aber ehrliche Persönlichkeit, war kaum zum Throne gelangt, als er den verschwenderischen Hofhalt seines Vaters mitsammt dem französischen Maitressenwesen sofort abdankte. „Ich will nichts von den Blitz- und Schelmfranzosen", sagte er, „ich bin gut deutsch". Leider betrachtete er auch die teutonische Rohheit als ein ganz wesentliches Bestandtheil der Deutschheit und verachtete daher Wissenschaft und Bildung in einem Grade, daß er den großen Leibnitz für „einen Kerl ansah, der zu gar nichts, nicht einmal zum schildwachestehen geeignet wäre". Im übrigen hatte er nicht unrecht, zu sagen: ein Quentchen Mutterwitz sei besser als alle Universitätsweisheit; denn die letztere war damals in Deutschland darnach. Ein gestrenger Soldatenkönig, regierte er, wie seine Familie, so auch den Staat mit dem Korporalstock. Unerbittlich gegen die Prätensionen des Adels eingenommen, setzte er die Besteuerung desselben

durch — ein höchst wichtiger Schritt. Als 1717 der Graf von Dohna, als Marschall der Stände Preußens, in französischer Sprache eine Verwahrung gegen die Besteuerung einreichte, welche mit den Worten schloß: „Tout le pays sera ruiné“ — gab der König die berühmte Resolution: „Tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das kredo, daß den Junkers ihre Autorität wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveränität wie einen Rocher von Bronce.“ Immer in Bewegung, achtete der König auf das kleinste, wie auf das größte. Er revidirte, gleich den Staatsrechnungen, auch die seines eigenen Haushalts mit der pünktlichsten Strenge und übte an Betrügern hier und dort die rascheste Kabinettsjustiz. Sein Sparsystem ging bis zum Geiz. Er brachte die Staatseinnahmen von 4 auf 7½ Millionen und legte jenen Schatz an, der seinem Nachfolger so sehr zu gute kam. Nur in einem Punkte war er verschwenderisch, wann es nämlich galt, „lange Kerle“ für sein potsdamer Leibregiment zu ergattern. In aller Welt machten seine Werber Jagd auf solche Riesen. Er hatte welche, die ihn von 1000 bis 5000 Thaler kosteten; für den längsten von allen, einen Irländer, hatte er sogar 9000 Thaler bezahlt. Er machte auch das schnakische Experiment, durch zusammengeben seiner langen Kerle mit recht langen Weibspersonen ein Riesengeschlecht zu stande zu bringen; allein der Versuch missglückte. Der König verlangte die deutsche Geradheit und Offenheit, welche er übte, auch von andern. Schmeichelei und alles schönthun war ihm tödtlich verhasst. Ein neu eingetretener Kammerdiener las ihm einmal den Abendsegen vor — der König beobachtete gewissenhaft die lutherischen Andachtübungen — und als der Vorleser an die Worte kam: „Der Herr segne dich!“ glaubte er in seiner Unterthänigkeit sagen zu müssen: „Der Herr segne Sie!“ Aber Friedrich Wilhelm schnauzte ihn sofort an: „Hundsfott, lies recht; vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie du.“ Antworten, die von freier und franker Geistesgegenwart zeugten, gefielen ihm sehr. Ein Kandidat erhielt eine gute Pfarre, weil er dem König auf dessen Bemerkung, daß die Berliner alle nichts taugten, frischweg geantwortet hatte, das wäre wahr, aber es gäbe Ausnahmen. Welche? „Ew. Majestät und ich.“ Dagegen erging es denen übel, welche dem König auszuweichen suchten, wenn er zur Besichtigung der Bauten, zu denen er so unablässig antrieb, daß Berlin am Ende seiner Regierung schon nahe an 100,000 Einwohner zählte, in der Residenz umherritt. Einen armen Teufel von Juden, der bei einer solchen Gelegenheit vor dem gestrengen Herrn Reißaus genommen, „weil er sich vor ihm gefürchtet hätte“, prügelte er durch mit den Worten: „Nicht fürchten, lieben, lieben sollt ihr mich!“

Friedrich Wilhelm hatte sein Hauswesen ganz auf dem Fuß eines wohlhabenden Bürgers oder wenigstens nur auf dem Fuß eines vermö-

lichen pommerschen Landjunkers eingerichtet. Von der Dienerwolke seines Vaters behielt er nur 4 Kammerherren, 4 Kammerjunker, 18 Pagen, 6 Lakaien, 5 Kammerdiener und 12 Jägerbursche. Prachtentfaltung liebte er nicht und nur bei festlichen Gelegenheiten ließ er sein königliches Silbergeschirr sehen, dessen massive Gediegenheit ihm 1½ Millionen Thaler gekostet hatte. Der König ging stets in seinem einfachen blauen Uniformrocke mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, wozu gelbe Weste, Beinkleider und weiße Leinwandstiefeletten kamen; stets trug er den Degen an der Seite und das mächtige Bambusrohr in der Hand. Die Tische, Bänke und Stühle in seinen Wohnzimmern waren von einfachem Holze; Polstersessel, Tapeten und Teppiche sah man nicht darin. Außer den Parforce-Jagden auf Hirsche und den Saujagden, wobei oft 2000 bis 3000 Keuler in die Garne getrieben wurden, theilte Friedrich Wilhelm mit seinen fürstlichen Zeitgenossen keinen ihrer verderblichen Zeitvertreibe. Ein tyrannischer Hausvater, der seine Kinder durchaus zu seiner eigenen plump-geraden Weise erzogen wissen wollte, war er ein musterhaft treuer Ehegatte. Nur einmal ergab er sich einer „noblen" Passion und zwar zu einem Hoffräulein von Pannewitz, wobei es ihm aber übel erging. Denn die Schöne fertigte den König, welcher den Roman mit dem Ende anfangen wollte, mit einer derben Maulschelle ab, worauf er auf alle weitere Galanterie verzichtete. Für die Kunst hatte der König so wenig Sinn als für die Wissenschaft und mit der einseitigsten Befehdung des Luxus verbot er dem Volke seine hergebrachten Lustbarkeiten. Seine Tochter, die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Baireuth, hat die damaligen preußischen Hofzustände mit viel mehr Bosheit als Pietät in ihren Memoiren geschildert. Wie es oftmals in der königlichen Familie herging, wenn den Herrn sein Jähzorn ergriffen hatte, zeigt folgende von der Markgräfin erzählte Scene. „Als ich eines Morgens", sagte mir mein Bruder Friedrich, „in des Königs Zimmer trat, ergriff er mich sogleich bei den Haaren und warf mich zu Boden, wo er dann, nachdem er die Kraft seiner Arme an meinem armen Leibe geübt, mich trotz meines Widerstandes zu einem nahen Fenster schleppte. Er hatte im Sinne, das Handwerk der Stummen im Serail auszuüben, denn er nahm dort die Vorhangschnur und schlang sie mir um den Hals. Ich hatte zum Glück noch Zeit genug, aufzustehen, seine Hände zu ergreifen und um Hilfe zu schreien. Ein Kammerdiener kam mir zur Hilfe und riß mich aus seinen Händen." Daß der König gegen seinen Sohn Friedrich nach dessen misslungener Flucht den Degen zog, um ihn niederzustoßen, daß er ihn, mit Mühe daran verhindert, auf's gröblichste insultirte und ihn sogar kriegsgerichtlich zum Tode verurtheilt wissen wollte, ist bekannt. Von der gewöhnlichen Tagesordnung der königlichen Familie, die auch auf dem Lande, auf dem echt pommersch-junkerlich eingerichteten Lust-

schlosse Wusterhausen aufrecht erhalten wurde, sagt die Markgräfin gewiß mit einiger Uebertreibung: „Um 10 Uhr morgens gingen meine Schwester und ich zu meiner Mutter und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mussten. Endlich kam die Tafelstunde. Das essen bestand aus sechs übel bereiteten Schüsseln, die für vierundzwanzig Personen ausreichen sollten, so daß die meisten vom Geruche satt werden mussten. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl und schlief zwei Stunden, während welcher ich arbeitete. Sobald der König aufwachte, ging er fort. Die Königin begab sich sodann auf ihr Zimmer, wo ich ihr vorlesen musste, bis der König zurückkam. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie. Um 8 Uhr speiste man zu Abend, der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens hungrig wieder aufstand. Bis 1 Uhr morgens kam der König selten aus der Tabagie zurück und so lange mussten wir ihn erwarten."

Die erwähnte Tabagie oder das „Tabakskollegium" Friedrich Wilhelm's I. ist eins der charakteristischen Kabinettsstücke in der Sittenbildergalerie des 18. Jahrhunderts, zu dessen französisch-galantem, frivol-geistreichem und lüderlichem Wesen es mit seinem deutschbiderben Wachtstubencharakter einen seltsamen Gegensatz bildet. In den königlichen Schlössern von Berlin, Potsdam und Wusterhausen waren eigene Tabakstuben eingerichtet. In diesen brachte der König mit seinen Generalen, Ministern und sonstigen Gästen die Abende zu. Die Herren saßen mit ihren breiten Ordensbändern um einen großen Tisch herum, auf welchem die holländische und andere Zeitungen lagen. Sie rauchten aus langen holländischen Thonpfeifen, und auch wer nicht rauchte, wie der alte Dessauer und der kaiserliche Gesandte Seckendorf, musste dem Könige zu gefallen wenigstens so thun. Vor jedem stand ein weißer Deckelkrug mit duckteiner Bier. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden hier gesprächsweise abgemacht. Dabei wurde scharf gezecht und es war des Königs Seelenfreude, fürstliche Besucher durch das starke Bier betrunken zu machen und durch den Tabaksqualm in Uebelkeit zu versetzen. Der Hauptzeitvertreiber des Tabakskollegiums war aber der hochgelahrte Gundling, welchen der König, um den Adel, die Gelehrten und die Bureaukraten zu verhöhnen, mit Würden überhäufte. Er ernannte den Pedanten zum Freiherrn mit sechszehn Ahnen, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaft, welches Institut jährlich im ganzen nicht mehr als 300 Thaler kosten durfte, ferner zum Kammerherrn und zum geheimen Finanzrath. Dabei aber musste er sich zum Gegenstande der ungeheuerlichsten Schnurren hergeben, bei welchen sein Leben mehrmals in Gefahr kam. Einmal ließ der König dem Betrunkenen einen der Bären, welche zu Wusterhausen gehalten wurden, in's Bett legen und nur ein glücklicher

Zufall entriß ihn noch der tödtlichen Umarmung der Bestie. Ein andermal beschoß man ihn in seinem Zimmer mit Raketen und Schwärmern. Oft ereignete es sich, daß der arme Mann beim nachhausekommen aus dem Tabakskollegium die Thüre seines Zimmers zugemauert fand und dann die ganze Nacht mit suchen derselben verbrachte. Endlich berief man ihm als Nebenbuhler den durch seine „Gespräche im Reiche der Todten" bekannten Fassmann, der auf des Königs Befehl eine Satire auf Gundling verfasste und sie im Tabakskollegium vorlas. Gundling wurde so wüthend, daß er dem Satiriker die zum anbrennen der Pfeifen mit glühendem Torf gefüllte Pfanne in's Gesicht warf. Darauf packte Fassmann den Gegner, entblößte ihm in des Königs Gegenwart einen gewissen Körpertheil und bearbeitete denselben mit der Pfanne so, daß Gundling mehrere Wochen lang nicht zu sitzen vermochte. Nachdem Gundling an vielem trinken gestorben und in einem Weinfasse begraben worden war, trat der Magister Morgenstern an seine Stelle. Zwischen diesem Morgenstern und den Professoren an der Universität zu Frankfurt a. d. O. veranstaltete der König eine Disputation über das Thema: „Gelehrte sind Salbader und Narren". Morgenstern stand auf dem Katheder in einem blausammetnen, mit großen rothen Aufschlägen versehenen, mit lauter silbernen Hasen gestickten Kleide, mit rother Weste, einer über den ganzen Rücken hinunterhängenden Perücke, statt des Degens einen Fuchsschwanz an der Seite. Nachdem die Disputation unter ungeheurem Halloh eine Stunde gewährt hatte, ließ der König innehalten, bekomplimentirte Morgenstern, drehte sich um, pfiff und klatschte in die Hände, was alle Anwesenden nachahmten. Aehnliche groteske Scenen fielen bei den Festen vor, welche dann und wann bei Hofe stattfanden. Da war es stehende Sitte, daß der König, nachdem die Tafel aufgehoben war und die Königin sich mit den Damen entfernt hatte, mit seinen Generalen und Obersten tanzte. In seinen alten Tagen verfiel Friedrich Wilhelm religiösen Skrupeln. Strenggläubig war er immer gewesen und hatte sich daher durch die Denunciation der Pietisten leicht zu jener despotischen Härte bereden lassen, womit er 1723 den Philosophen Wolf als „Unchristen" aus Halle verjagte. Freilich hatte zu dieser Maßregel bedeutend mitgewirkt, daß man dem Könige weismachte, Wolf lehrte ein „Fatum", welches die „langen Kerle" zum desertiren zwänge. In seinen Anwandelungen von Frömmelei wurde der König, der Behauptung seiner Tochter zufolge, welche es übrigens in diesem wie in anderen Fällen mit der Chronologie nicht sehr genau nimmt, besonders durch den bekannten Pietisten Francke bestärkt. „Dieser Geistliche, erzählt die boshafte Markgräfin von Baireuth, verwarf alle Vergnügungen als verdammlich, selbst die Musik und die Jagd; man sollte einzig und allein vom Worte Gottes sprechen, alles andere war verboten.

Bei Tische führte er immer das Wort und machte den Vorleser wie in einem Refektorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an und wir mussten ihn alle begleiten. Meinen Bruder Friedrich und mich ergriff die Lachlust oft so gewaltig, daß wir ausbrachen. Dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit reuigem Bußgesichte hinnehmen mussten. Kurz, der Hund von Francke machte, daß wir wie in einem Trappistenkloster lebten."

Und doch muß bei allen Wunderlichkeiten, Plumpheiten und Rohheiten, welche an dem Hofe Friedrich Wilhelms vorfielen, derselbe im Vergleiche mit den meisten übrigen deutschen Höfen von damals als ein Muster von Sittlichkeit und Solidität angesehen werden. Der üppigste und glänzendste Hofhalt war lange der von Dresden, wo August der Starke die fürstliche Ausschweifung der Zeit zur höchsten Potenz steigerte. An diesen Hof beschloß der ränkelustige preußische Minister Grumbkow seinen religiös-melancholischen König zu führen, um ihn von dem Gedanken, die Krone niederzulegen, abzubringen. Der Besuch erfolgte im Januar 1728 und dauerte unter ununterbrochenem Festlärm vier Wochen lang. „Eines Tages, erzählt Friedrich Wilhelms Tochter, nachdem man weidlich gezecht hatte, führte der König von Polen (August der Starke meinen Vater im Domino auf eine Redoute. Immerfort schwatzend ging man von einem Zimmer in das andere, wobei die übrigen Gäste und unter ihnen auch mein Bruder Friedrich stets nachfolgten. Endlich gelangte man in ein großes, schön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräth äußerst prächtig war. Mein Vater bewunderte alle diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schön wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebette; in dem Zustand unserer ersten Eltern vor dem Sündenfalle, zeigte sie einen Körper weiß wie Elfenbein und Formen wie die mediceische Venus. Das Kabinett, worin sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht überstralten. Der König von Polen sowohl als Grumbkow glaubten, daß diese Angel, die sie dem König zugerichtet hatten, durchaus fassen müsste. Allein es ging ganz anders. Bei dem ersten Blicke nahm der König seinen Hut, hielt ihn meinem Bruder vor's Gesicht und befahl ihm, sich zu entfernen. Dann wandte er sich zu dem König von Polen und sagte: „Sie ist recht schön!" worauf er fortging. Noch an demselben Abend sagte er zu Grumbkow, „daß er solche Dinge nicht liebte und sie nicht wiederholt sehen möchte." Weiter erzählt die Markgräfin, daß sich ihr Bruder bei Gelegenheit dieses Besuches am sächsischen Hofe sterblich in die Gräfin Orselska verliebt hätte, die Tochter und zugleich Maitresse Augusts des Starken. Sie war früher die Maitresse ihres Bruders,

des Grafen Rutowski, gewesen, welcher eines der 354 „natürlichen“ Kinder ihres gemeinschaftlichen Vaters war. August aber war eifersüchtig und bot daher dem Kronprinzen von Preußen statt der Orselska die schöne Italienerin Formera, die Venus des Kabinetts, an, welche Friedrichs erste Maitresse wurde. Später, bei einem Gegenbesuche des sächsischen Hofes in Berlin, gelang es Friedrich dennoch, mit der Orselska zusammenzukommen, und sie bekam ein Kind von ihm. Es wimmelte an Augusts des Starken Hofe von Günstlingen, Kastraten, Tänzerinnen, italischen, französischen und polnischen Buhlerinnen, von „natürlichen“ Kindern und Goldmachern. Die Prachtliebe wurde in's unerhörte getrieben: bei der Vermählung seines Sohnes, des nachmaligen Kurfürsten August III., unter welchem Graf Brühl als allmächtiger Minister das Land vollends ruinirte, verschwendete August im Jahre 1719 vier Millionen, während Theuerung und Hungersnoth im Lande herrschten. Mit welchem Kynismus alle Sitte und Scham mit Füßen getreten wurde, beweist unter zahllosen anderen Umständen auch der, daß August 1707 mit seiner damaligen Maitresse, der Gräfin Kosel, wettete, er könne ihren Kunnus auf einer Münze abbilden lassen, und diese Wette wirklich gewann, indem er die den Numismatikern wohlbekannten „Koselgulden“ schlagen ließ.

Die Markgräfin von Baireuth führt uns auch aus dem Leben des baireuther Hofes ein Bild vor, an dessen Wahrheit trotz aller Gräßlichkeit kaum zu zweifeln ist. Des Markgrafen Georg Wilhelm Gemahlin Sophie, welche später als funfzigjährige Messalina in zweiter Ehe einen der berufensten Sonderlinge des Jahrhunderts heiratete, den Grafen Hodiz, der ein Vermögen von fünf Millionen vergeudete, um sein mährisches Schloß Rosswald in einen Feensitz umzuschaffen, diese Fürstin also hatte eine Tochter, auf deren Schönheit und Tugend sie eifersüchtig war. Die Rabenmutter beschloß, ihre Tochter in's Unglück zu stürzen. „Der Markgraf dachte auf eine Vermählung der Prinzessin mit dem Prinzen von Kulmbach. Die Markgräfin aber warf, um diesem Plane entgegenzuarbeiten, ihre Augen auf einen gewissen Wobeser, Kammerjunker ihres Gemahls, und ließ ihm 4000 Dukaten versprechen, wenn er sich bei der Prinzessin so einschmeicheln könnte, daß diese ein Kind von ihm bekäme. Lange machte er nun der Prinzessin den Hof, aber ohne andern Lohn als Missfallen und Verachtung. Als die Markgräfin sah, daß sie auf diese Art nicht zum Ziele gelange, ließ sie den Wobeser sich nächtens im Schlafzimmer der Prinzessin verstecken. Die Dienerschaft derselben war bestochen. Man schloß sie mit dem Schändlichen ein und so gelang es ihm, trotz ihres schreiens und ihrer Thränen sie endlich ganz zu besitzen. Die Prinzessin wurde schwanger und kam mit Zwillingen nieder. Als sie entbunden war, nahm ihre Mutter die Kinder weg und lief mit den=

selben bei aller Welt umher, um zu zeigen, was für eine ungerathene Tochter sie hätte. Bei dieser Gelegenheit hat sie so mit den Kindern gespielt, daß beide starben."

Unter den deutschen Ländern, welche von den Fürstensitten des 18. Jahrhunderts am meisten zu leiden hatten, stand Wirtemberg obenan. Die Prinzen dieses Hauses schienen eine lange Periode hindurch alles daransetzen zu wollen, um zu erproben, wie weit sich denn die Sitten- und Schamlosigkeit treiben ließe. Da war der Herzog Leopold Eberhard von der mömpelgarder Linie, der, mit drei seiner Maitressen zugleich vermählt, zu diesem Skandal die unnatürlichste Promiskuität fügte, indem er die dreizehn von seinen Kebsinnen vorhandenen Söhne und Töchter untereinander verheiratete. Er wollte dieser Brut sogar die Nachfolge in Mömpelgard zuwenden, allein der kaiserliche Reichshofrath hatte doch so viel Scham, nach dem 1723 erfolgten Tode des Herzogs dessen Bastarderattenkönig als fürstlicher Würde und Nachfolge unwürdig zu erklären, worauf sich die saubere Sippschaft in Paris, „der allgemeinen Kloake der ganzen Welt", verlor. Im cisrhenanischen Wirtemberg hatte sich Eberhard Ludwig 1708 eine adelige Dirne aus Mecklenburg, Christine Wilhelmine von Grävenitz, als Maitresse beigelegt, welche er mit einem Aufwande von 20,000 Gulden in den Stand einer Reichsgräfin erheben ließ. Er vermählte sich sogar förmlich mit ihr, obgleich seine Gemahlin, eine Prinzessin von Baden-Durlach, noch lebte. Auf alle Vorstellungen gegen dieses skandalhafte gebaren hatte der Herzog nur die Antwort, er sei als regierender protestantischer Fürst niemand als Gott Rechenschaft über seine Handlungen schuldig. Die Grävenitz, ein ganz gemeines, der niedrigsten Unzucht und dem schmutzigsten Geiz ergebenes Weib, beherrschte das unglückliche Land mit souveräner Verachtung aller Gesetze und alles Rechtes. Zwar musste die Metze auf kaiserlichen Spruch für einige Zeit das Land räumen, allein der Herzog folgte ihr nach Genf und führte sie von dort als Scheinfrau des Landhofmeisters von Würben im Triumphe nach Stuttgart zurück. Jetzt erst begann die drückendste Periode ihrer Herrschaft und für die bis dahin unerhörten Schwelgereien des Hofes musste ein ebenso unerhörtes Aussaugesystem die Mittel beschaffen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Prälat Osiander (oder der Hofprediger Gramlich?) den Muth hatte, das begehren der infamen Beischläferin, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, mit den Worten zurückzuweisen: „Das sei sie längst schon, denn es werde ja im Vaterunser gebetet: Herr, erlöse uns von dem Uebel!" Nach Eberhard Ludwigs Tod fiel Wirtemberg der Gaunerbande des Juden Süß Oppenheimer anheim, welchen der Herzog Karl Alexander zu seinem Premierminister machte. Das Haus des Juden war der Mittelpunkt der unerbittlichsten Erpressung sowohl als der zuchtlosesten Orgien und es ver-

banden sich in dem Manne Wollust und Grausamkeit in seltenem Grade. Während der dreijährigen Regierung des Herzogs wurde durch Süß dem armen Ländchen mittels Stellenverkaufes und anderer widerrechtlicher Finanzereien über eine Million Gulden abgepresst. Der Wildschaden betrug 1738 eine halbe Million, ungeachtet ein Jahr zuvor bei den herzoglichen Jagden dritthalbtausend Hirsche, viertausend Wild- und Schmalthiere und fünftausend Wildschweine waren getödtet worden. Und doch war die Herrschaft der Grävenitz und des Juden Süß nur das Vorspiel zu der Tyrannei und Ueppigkeit, welche die Regierung des Herzogs Karl Eugen (von 1744 an) entfaltete. Um eine Vorstellung davon zu geben, bedienen wir uns der Worte des sehr gemäßigten Prälaten Johann Gottfried Pahl: „Stuttgart war damals der Sitz des Vergnügens und der Hof der prächtigste in Deutschland. Um den Glanz desselben zu vermehren, hatte man eine Menge fremden Adels in's Land gezogen. Es wimmelte von Marschällen, Kammerherren, Edelknaben und Hofdamen; mehrere von ihnen genossen großer Gehalte. In ihrem Gefolge erschien ein Heer von Kammerdienern, Heiducken, Mohren, Läufern, Köchen, Lakaien und Stallbedienten in den prächtigsten Livreen. Zugleich bestanden die Korps der Leibtrabanten, der Leibjäger und der Leibhusaren, deren Uniformen mit Gold, Silber und kostbarem Pelzwerke bedeckt waren. Für den Marstall wurden die schönsten Pferde angekauft und zum Theil um außerordentliche Preise aus den entferntesten Ländern herbeigebracht. Einen ungeheuren Aufwand erforderten das Theater, die Oper, die Ballette und die Musik. Die größten Künstler wurden aus Frankreich und Italien herbeigerufen. Noverre war Direktor des Balletts, Jomelli Kapellmeister und selbst Vestris musste sich zwischen Stuttgart und Versailles theilen. Letzterer sah seine Kunstleistungen mit 12,000 Gulden jährlich belohnt. Man führte Opern auf, zu denen die Vorbereitungen einen Aufwand von 100,000 Gulden erforderten. Oefters, besonders an den Geburtsfesten des Herzogs, wurden Feierlichkeiten veranstaltet, an denen man alles vereinigt sah, was irgend Kunst und Pracht zu stande bringen konnten. Um die Zahl der Bewunderer aller dieser Herrlichkeiten zu vermehren, lud man eine Menge Fremder von Stande ein, die auf Kosten des Hofes lebten. Manches Geburtsfest verschlang 3—400,000 Gulden. Da erschien alles im höchsten Glanze, es wurden die prächtigsten Schauspiele und Ballette gegeben; Veronese brannte Feuerwerke ab, die in wenigen Minuten eine halbe Tonne Goldes verzehrten. Der ganze Olymp wurde versammelt, um den hohen Herrscher zu verherrlichen, und die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm ihre Huldigungen in zierlichen Versen dar." Der letztangezogene Satz ist von Urivat, dem Bibliothekar des Herzogs, welcher die Obliegenheit hatte, die Festivitäten im pompöseſten, mit den niederträchtigsten Schmeicheleien

durchflochtenen Zopfstile zu beschreiben — zur Erbauung der geplünderten Unterthanen. „Nicht weniger glänzend als die Geburtsfeste, fährt unser Berichterstatter fort, waren die Festinjagden, die bald in dieser, bald in jener Gegend des Landes veranstaltet wurden. Der Herzog liebte diese Art von Vergnügen ebenso leidenschaftlich als er andererseits der kostspieligsten Baulust fröhnte. Ein zahlreiches Korps von höhern und niedern Jagdbedienten war ihm zu Gebote. Seiner Nachsicht gewiß, durften sie sich die rohesten Misshandlungen und die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen den seufzenden Landmann erlauben. Man zählte in den herrschaftlichen Zwingern und auf den mit dieser Art von Dienstbarkeit belasteten Bauerhöfen über tausend Jagdhunde. Das Wild ward im verderblichsten Uebermaße gehegt. Heerdenweise fiel es in die Aecker und Weinberge, die zu verwahren den Eigenthümern streng verboten war, und zerstörte oft in einer Nacht die Arbeit eines ganzen Jahres; jede Art von Selbsthilfe ward mit Festungs- und Zuchthausstrafe gebüßt, nicht selten gingen die Züge der Jäger und ihres Gefolges durch blühende und reifende Saaten. Wochenlang wurde oft die zum treiben gepresste Bauerschaft, mitten in den dringendsten Feldgeschäften, ihren Arbeiten entrissen, in weit entfernte Gegenden fortgeschleppt. Ward, was nicht selten geschah, eine Wasserjagd auf dem Gebirge angestellt, so mussten die Bauern hierzu eine Vertiefung graben, sie mit Thon ausschlagen, Wasser aus den Thälern herbeischleppen und so einen See zu stande bringen. Auch bei den wiederholten Reisen, die der Herzog, um die Freuden des Karnevals zu genießen, nach Venedig machte, wurden ebensowenig als bei seinem übrigen Aufwande die vorhandenen Mittel berechnet, wie er denn einst in dieser Stadt in den Fall kam, zur Befriedigung der seiner Abreise sich widersetzenden Gläubiger seinen Hausschmuck zu verpfänden. Auf diesen Reisen begleiteten ihn gewöhnlich seine italischen Beischläferinnen, welche, unverschämt in ihren Ansprüchen und beflissen, die kurze Gunst so viel als möglich zu benützen, große Summen verschlangen. Die ausschweifende, jeder Rücksicht auf Anstand und Sittlichkeit sich entschlagende Lust des Fürsten beschränkte sich aber nicht auf ihren Genuß; sie ward auf gleiche Weise, oft schonungslos und gewaltsam, an den Frauen und Töchtern des Landes befriedigt und dadurch manche edle Blüthe der Unschuld, sowie manches Familienglück grausam vernichtet und das Gefühl für Zucht und jungfräuliche Ehre in den Gemüthern zerstört.“ Hierbei ist noch anzumerken, daß Herzog Karl, wenn seine Verführung bei einheimischen Mädchen aus dem Volke von Folgen war, die Opfer seiner Begierden mit 50 Gulden „ein für allemal“ abzulohnen pflegte.

Der berüchtigte Abenteurer Kasanova, dessen Memoiren an vielen Stellen so anschaulich zeigen, welche Stellung die Gauner und Schwindler

aller Nationen, namentlich aber die italischen, an den deutschen Höfen des 18. Jahrhunderts einnahmen, Kasanova, dessen historische Glaubwürdigkeit einer unserer tüchtigsten Geschichtschreiber (Barthold) nachgewiesen hat, kam im J. 1760 von Holland her nach Deutschland. Am Rhein, namentlich in Köln, wo der Kurfürst Klemens August, ein bairischer Prinz, ganz im bourbonisch-lüderlichen Stile regierte, Volk und Land gleich anderen seiner Mitfürsten gegen „Subsidien" an Frankreich verschachernd, fühlte sich der Abenteurer sehr behaglich in der schrecklichen Entsittlichung, welche durch die Anwesenheit des französischen Heeres in jenen Gegenden gepflanzt und genährt wurde. Sein üppiges Abenteuer mit der Bürgermeisterin von Köln gibt einen Fingerzeig, in welchem Grade damals am Rhein auch das Bürgerthum von der höfischen Sittenverderbniß angefressen war. Kasanova berührte auf seiner Reise nach der Schweiz auch Stuttgart, wo er mit Officieren der Besatzung ein Begegniß hatte, welches zeigt, was für schauderhafte Ehrlosigkeiten diese Kaste damals sich erlaubte, sie, welche die Ehre als ihr Monopol betrachtete. „Der Hof des Herzogs von Würtemberg, sagt weiterhin der scharfsichtige Venetianer, war zu dieser Zeit der glänzendste in Europa. Der Herzog war prachtliebend in seinen Neigungen: großartige Bauten, Jagdequipage, herrliches Gestüt, Phantasieen jeder Art. Mehr als alles aber kosteten ihm sein Theater und seine Maitressen. Er hatte französische Komödie, italische ernste und komische Oper und zwanzig italische Tänzer, von denen jeder auf einem der ersten italischen Theater eine erste Stelle bekleidet hatte. Noverre war sein Chorograph und Ballettdirektor; er verwendete zuweilen bis zu hundert Figuranten. Ein geschickter Maschinist und die besten Dekorationsmaler arbeiteten um die Wette und mit großen Kosten, um die Zuschauer zum Glauben an Zauberei zu zwingen. Alle Tänzerinnen waren hübsch und alle rühmten sich, den Fürsten wenigstens einmal glücklich gemacht zu haben. Die Hauptfavorite war eine Venetianerin Namens Gardella. Der Herzog ehrte sie öffentlich wie eine Prinzessin." (Wir schieben hier die Bemerkung ein, daß Karls officielle Maitressen das vielbeneidete Vorrecht hatten, Schuhe von blauem Sammet oder Atlas zu tragen.) „Ich bemerkte bald, daß die große Leidenschaft des Fürsten darin bestand, von sich sprechen zu machen. Er würde gern den Herostrat nachgeahmt haben, wenn er sicher gewesen wäre, dadurch eine der hundert Stimmen des Nachruhms zu beschäftigen. Die Subsidien, welche der König von Frankreich dumm genug war ihm ohne Nutzen zu zahlen, reichten für seine Verschwendung nicht aus und er überlud daher sein geduldiges Volk mit Steuern und Frohnden. Seine Narrheit bestand darin, daß er nach Art des Königs von Preußen herrschen wollte, während dieser Monarch sich über den Herzog lustig machte, den er seinen Affen nannte."

So ein Affe Friedrichs war auch der Landgraf von Hessen, Ludwig IX., der sich von einer förmlichen Soldatenmanie besessen zeigte. Er machte den abgelegenen Ort Pirmasens zu einer Kaserne, wo er, täglich sein Grenadierregiment exercirend, sein Leben verbrachte. Dies Regiment war „ein Mixtum aus allen europäischen Nationen", indem es aus Deutschen, Polen, Russen, Schweden, Dänen, Franzosen, Türken und Zigeunern bestand, welche mit großen Kosten zusammengebracht und mit noch größeren zusammengehalten wurden. Ludwigs Sohn und Nachfolger öffnete 1790 den pirmasensschen „Menageriekasten von Zweifüßlern und das Gethier stürzte heraus, um sich nach allen Weltgegenden zu zerstreuen." Ein dritter deutscher Fürst, welcher das Soldatenwesen des großen Fritz zur kleinlichen Karikatur verzerrte, war der Graf Wilhelm von Bückeburg, der sein Sedezländchen arm machte, um die närrische militärische Grille zu befriedigen, auf dem Grund eines trocken gelegten Sees eine Festung zu erbauen, die beständig auch im tiefsten Frieden, mit großen Kosten auf dem Kriegsfuße unterhalten wurde.

Wie sich der große König von Preußen räusperte und wie er spuckte, das zwar konnten ihm Leute wie Herzog Karl und Landgraf Ludwig allenfalls „abgucken", im übrigen aber hüteten sie sich wohl, den zum Muster zu nehmen, welcher sich selbst für den ersten Diener des Staates angesehen wissen wollte und als solcher arbeitete. Friedrich hatte sich in seiner Jugend von seinem lebhaften Temperament um so mehr zu Ausschweifungen hinreißen lassen, als diese bei der Strenge, womit sein Vater ihn überwachte, mit allem Reize des verbotenen angethan waren. Das Gerücht, die Folgen seiner Lüderlichkeit hätten ihn der Manneskraft beraubt, mag mit dazu beigetragen haben, daß des Prinzen Eugen großes Projekt, Maria Theresia mit dem Thronerben von Preußen zu verheiraten, scheiterte. Nachdem sich Friedrich nach seiner küstrinschen und ruppinschen Leidenszeit um den Preis einer Heirat mit der ungeliebten braunschweigischen Prinzessin mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, lebte er auf dem Schlosse Rheinsberg, wo er seinen kleinen Hof hielt, ein zwischen den Wissenschaften, Künsten und Vergnügungen getheiltes Leben. Es ging dort mitunter sehr jugendlich munter zu. Der Freiherr von Bielefeld, welcher 1739 als Gast zu Rheinsberg war, gibt die Beschreibung eines Bakchanals, welche die zwanglose Genialität des kronprinzlichen Haushaltes recht artig veranschaulicht: „Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, so fing der Prinz an, eine interessante Gesundheit nach der andern auszubringen, auf welche Bescheid gethan werden musste. Auf diesen ersten Angriff folgte ein ganzer Strom von Witzworten und jovialischen Ausfällen von seiten des Prinzen und seiner Umgebung, die ernsthaftesten Stirnen erheiterten sich, die Heiterkeit wurde allgemein und auch die Damen nahmen daran theil. Innerhalb des Zeitraums von zwei

Stunden fühlten wir aber, daß die weitesten Behälter doch keine Abgründe sind, in die man Spirituosa sonder Maß schütten kann, ohne ihnen eine Ableitung zu verschaffen. Die Nothwendigkeit setzte nun über die Etikette hinweg und selbst die der anwesenden Kronprinzessin schuldige Ehrfurcht war nicht im stande, einige von uns zurückzuhalten, im Vorhause frische Luft zu schöpfen. Auch ich gehörte zu diesen. Als ich hinausging, befand ich mich noch ziemlich wacker, aber nachdem ich an die frische Luft gekommen war, bemerkte ich beim wiedereintreten in den Saal eine kleine Wolke von Dünsten, die mein Bewusstsein zu umnebeln anfing. Ich hatte vor mir ein großes Glas Wasser. Die Prinzessin ließ aus einer liebenswürdigen kleinen Bosheit dieses Wasser weggießen und das Glas mit Sillerychampagner füllen. Ich hatte schon die Feinheit des Geschmackes verloren und mischte nun meinen Wein ohne es zu wollen mit Wein. Um mich vollends zu verderben, befahl mir der Prinz, mich an seine Seite zu setzen, sagte mir höchst verbindliche Sachen, ließ mich so viel, als meine schwachen Augen damals vermochten, in die Zukunft hineinblicken und dabei ein volles Glas um das andere von seinem Lünel trinken. Indessen die übrige Gesellschaft empfand nicht minder als ich selbst die Wirkungen des Nektars, der bei diesem Bankett in Strömen floß. Eine der fremden Damen, die in anderen Umständen sich befand, fühlte sich ganz ebenso belästigt wie wir Herren, brach plötzlich auf und machte eine kleine Abwesenheit auf ihrem Zimmer. Wir fanden diese That heroisch und höchst bewunderungswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame ward, als sie zurückkam, mit Liebesbezeigungen überschüttet. Endlich, geschah es durch Zufall oder mit Fleiß, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Das war ein Signal, unserer ungestümen Heiterkeit gegeben, und ein großes Beispiel, das uns der Nachahmung werth zu sein schien. In einem Augenblicke flogen die Gläser in alle Ecken des Sales; sämmtliches Glaswerk, Porzellan, Spiegel, Kronleuchter, Gefäß und Geschirr, alles ward in tausend Stücke zerschlagen. Inmitten dieser gänzlichen Zerstörung stand der Prinz wie der tapfere Mann des Horaz, welcher, Zeuge der Zertrümmerung des Weltalls, dessen Ruinen mit ruhigem Auge betrachtet. Als aber endlich aus der Heiterkeit ein Tumult ward, flüchtete er sich aus dem Gedränge und zog sich mit Hilfe seiner Pagen in seine Gemächer zurück."

Sobald Friedrich zum Throne gelangt war, trennte er sich von der Königin, insofern er meistens in seiner Junggesellenwirthschaft zu Sanssouci lebte, wohin seine Gemahlin nie kam. Seine Lieblingsgesellschafter waren bekanntlich französische Leute von Geist, Voltaire, D'Argens, Maupertuis, La Mettrie und andere. Den Ausschweifungen hatte er entsagt, denn wir möchten den Hindeutungen auf ein unnatürliches Laster, welches er geübt haben soll, durchaus keinen Werth beilegen. Nie hat eine

Maitresse irgendwelchen Einfluß auf ihn geübt. Er hatte als König überhaupt nur noch ein einziges zärtliches Verhältniß, das zu der italischen Tänzerin Barberini, welche daher von dem Sparsamen mit 12,000 Thalern jährlich für die Oper engagirt war und eines Abends zu einem mittelalterlich brutalen Auftritt Veranlassung gab. Der Sohn des Großkanzlers Cocceji, ein Mann von riesenhafter Statur und Stärke, hatte sich sterblich in sie verliebt und wusste sich, so oft sie tanzte, dicht an der Bühne einen Platz zu verschaffen. Einmal als er zu bemerken glaubte, daß die Barberini mit einem ihm zur Seite sitzenden Nebenbuhler liebäugelte, gerieth er so in Wuth, daß er den Nachbar plötzlich packte, wie ein Kind in die Höhe hob und — ungeachtet der König anwesend war — der Italienerin vor die Füße auf die Bühne hinabwarf. Friedrich verachtete die rohen und kostspieligen Vergnügungen, worin damals noch so viele deutsche Fürsten sich gefielen. Die Jäger stellte er in der moralischen Rangordnung unter die Metzger. Seine Erholung suchte und fand er im musiziren, lesen und versemachen. Er verbrauchte für seinen Junggesellenhofhalt in Potsdam und Sanssouci jährlich nicht mehr als 220,000 Thaler, wovon 12,000 Thaler für den Küchen-Etat ausgesetzt waren. Er liebte, wie er sich schriftlich ausdrückte, „einen nicht kostbahren, aber nur delikaten Fras“ und sah Köchen und Lakaien sehr scharf auf die Finger. Er hatte nur eine kostbare Liebhaberei, die Dosen, deren er 130 hinterließ, in welchen ein großes Kapital steckte. In der Kleidung vernachläßigte er sich bis zum Kynismus. Er trug geflickte Hemden und Röcke und seine ganze Garderobe wurde nach seinem Tode von einem Juden in Bausch und Bogen um 400 Thaler erstanden. Die Ueberzüge seiner Möbeln waren mit Tabak bestreut, und von den Windspielen, die auch in des Königs Bette schliefen, zerkratzt und zerrissen. Bei alledem hatte aber sein Hof nicht das knickerige Aussehen wie der seines Vaters. Es wurden häufig glänzende Feste gegeben, wie z. B. alljährlich am 18. Januar, als am preußischen Krönungstage, wo ein goldenes Service auf die königliche Tafel kam, welches 1,300,000 Thaler gekostet hatte. Die Stattlichkeit von Berlin nahm unter Friedrichs Regierung in gleichem Maße zu wie die Einwohnerzahl, welche auf 150,000 Köpfe stieg.

Das zwanglose, ja kynische sichgehenlassen, welches seine äußere Erscheinung charakterisirte, trat auch in seiner Rede- und Schreibweise häufig hervor. Dazu kam jener kaustische Witz, welcher seine klassisch-unorthographischen Handbilletts und Marginalresolutionen so interessant macht[4]). Beim Antritt seiner Regierung hatte Friedrich geäußert, er betrachte es als seine Hauptaufgabe, die Unwissenheit und die Vorurtheile zu bekämpfen, die Köpfe aufzuklären und die Sitten zu kultiviren. Gewiß, vor dieser Auffassung der Regentenpflicht muß man allen Respekt haben. Allein die einseitige französische Bildung Friedrichs ließ ihn bei seinen

Kulturbestrebungen, so außerordentlich heilsam dieselben im ganzen auch wirkten, große Missgriffe begehen. Die Verachtung der nationalen Elemente der Bildung brachte eine oberflächliche Französirung zuwege, deren Folgen dem alten Fritz zuletzt selber höchlich missfielen. „Ich will keine Franzosen mehr," schrieb er in seinem Alter, „sie seindt gar zu liderlich." Von dem Augenblicke an, wo er kurz nach seiner Thronbesteigung an den Minister der kirchlichen Angelegenheiten die berühmte Weisung erließ: „Die Religionen müsen alle tolleriret werden und Mus der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern abrug Tuhe, den hier mus jeder nach Seiner Fasson Selich werden" — war er unermüdlich auf Bekämpfung des Fanatismus und der Intoleranz bedacht; allein nie ging er von dem Princip ab, daß ihm die Macht zustände, nach gutdünken über Eigenthum und Leben seiner Unterthanen zu verfügen. Er statuirte Rede- und Schreibfreiheit, doch sagte er zugleich: „Raisonnirt, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht und zahlt!"

Es liegt uns eine Reihe unverwerflicher Zeugnisse von Zeitgenossen über die berliner Zustände unter Friedrich vor, von welchen wir einige hier mittheilen wollen. In einem Briefe Lessings vom 25. August 1769 an Nikolai, den bekannten Buchhändler und Schriftsteller, welcher der Mittelpunkt der berliner Aufklärung war, heißt es: „In dem französirten Berlin reducirt sich die Freiheit, zu denken und zu schreiben, auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen. Lassen Sie einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat, lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste in Europa ist." Damit stimmt, wenn dem berühmten italischen Dichter Alfieri im Jahre 1770 der preußische Staat „mit seinen vielen Tausenden bezahlter Satelliten, der einzigen Basis der willkürlichen Gewalt," wie eine „ungeheure, ununterbrochene Wachtstube" vorkam und Berlin wie eine große Kaserne, welche Abschen einflößte. Hingegen äußerte sich der englische Tourist Moore, welcher 1775 Berlin besuchte, also: „Nichts befremdete mich, als ich hierher kam, mehr als die Freimüthigkeit, womit viele Leute von den Maßregeln der Regierung und dem betragen des Königs sprechen. Ich habe politische Sachen und andere, die ich für noch kitzlicher gehalten hätte, hier ebenso frei wie in einem londoner Kaffeehause behandeln hören." Ueber die sittlichen Verhältnisse der Residenz

ließ sich der englische Gesandte Lord Malmesbury 1772 folgendermaßen aus: „Hinsichtlich der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens kann es keinen schlechteren Ort geben als Berlin. Es ist eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis noch femina casta gibt. Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendigerweise theils durch die von dem jetzigen König ausgehenden Bedrückungen, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham als aus Mangel an etwas anderem so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt, und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen unbekannte Gegenstände.“ Vier Jahre später (1776) that der Lord in einer Depesche die Aeußerung: „Die Preußen sind im allgemeinen arm, eitel, unwissend und ohne Grundsätze. Wären sie reich, so würde der Adel sich nie dazu verstanden haben, in Subalternstellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Sie glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit und Widerstand. Endlich macht sie ihr Mangel an Grundsätzen zu bereitwilligen Werkzeugen zur Ausführung aller Befehle, die sie erhalten. Sie überlegen gar nicht, ob sie auf Gerechtigkeit sich gründen oder nicht.“ Dieses Urtheil wird bestärkt und verschärft durch Georg Forster, welcher 1779 aus Berlin an Jakobi schrieb: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das äußerliche viel schöner, das innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte Europa's. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei und Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügellosigkeit. Die Frauen allgemein verderbt! Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß alle, bis auf die gescheidesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch angebetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig und wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich prônirt werden muß.“ Es erhellt hieraus, daß Friedrich guten Grund hatte, am Ende seines Lebens zu sagen, „er sei es müde, über Sklaven zu herrschen.“ In dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung muß es in Berlin unerquicklich genug ausgesehen haben. Göthe, welcher im Mai 1778 mit seinem herzoglichen Freunde die preußische Hauptstadt besuchte, schrieb unterm 15. August an Merck: „Wir waren wenige Tage da und ich guckte nur drein wie das Kind in den Raritätenkasten. Aber du weißt, daß ich im anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem

alten Fritz bin ich recht nah worden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören."

Das Hofleben in Wien unter Joseph II. bietet keine sehr hervortretenden Seiten dar. Der edle Kaiser betrachtete sich mit noch größerer Gewissenhaftigkeit denn Friedrich als den ersten Diener des Staates und sein Leben gehörte diesem so ganz, daß er keine Zeit hatte, persönlichen Liebhabereien nachzugehen. Nur selten wohnte Joseph einer Jagd bei, weil dieses Vergnügen, wie er sagte, gemeiniglich den Unterthanen schädlich sei, das Gemüth zerstreue und Gelegenheit gebe, ernsthaftere Beschäftigungen darob zu unterlassen. Nie spielte er und bei Gelegenheit seines Besuches am versailler Hofe um den Grund befragt, gab er zur Antwort: „Ich spiele nicht, weil ein Fürst, wenn er im Spiele verliert, von seiner Unterthanen Geld verliert." Joseph hatte keine Maitresse. Nachdem er seine erste Gemahlin, die geliebte Isabella von Parma, verloren, suchte und fand er für die Qualen seiner zweiten Ehe mit Josephe von Baiern Trost in dem Umgang mit einigen liebenswürdigen Damen der höheren Gesellschaft. Wenn dieser Umgang vielleicht dann und wann die Gränzlinie der Freundschaft überschritt, so überschritt er doch nie die Schranken der zartesten Wohlanständigkeit. Von einem Wüstling hatte Joseph kein Aederchen in sich und es muß daher wohl auch die Behauptung, seine Feinde hätten den Kaiser durch inficirte Dirnen vergiftet, welche man als Bauermädchen verkleidet im Garten von Schönbrunn das Gras habe mähen lassen, aller und jeder Begründung ermangeln. Joseph führte eine einfache und thätige Lebensweise. Er war weder im essen ein Gourmand, noch in der Kleidung ein Kyniker wie Friedrich. Nie kamen mehr als sechs Schüsseln auf seine Tafel, selten trank er Wein. Trug er nicht die Uniform eines seiner Regimenter, so hatte er einen einfachen Rock von dunkler Farbe an. Den Hofstaat seiner Mutter verminderte er um die Hälfte und begnügte sich, jährlich eine halbe Million Gulden auszugeben, statt wie jene sechs Millionen. Er liebte die Musik, namentlich die deutsche, und spielte das Violoncell. Mozart, der unter seiner Regierung seine herrlichen Tonwerke dichtete, schätzte er hoch; sein literarischer Geschmack aber war so mangelhaft gebildet, daß er Blumauer über Wieland stellte. Die Hast, womit sein sanguinisch-cholerisches Temperament den Kaiser seine Reformplane in's Werk setzen ließ, machte dieselben scheitern. Friedrich hatte recht, zu sagen, Joseph thue immer den zweiten Schritt vor dem ersten. Allein sein wollen war rein und ernst, seine Begeisterung für Aufklärung und Beglückung seiner Völker aufrichtig. Bei allem Unglück, das seine Bestrebungen verfolgte, war doch er es, welcher Oestreich der spanisch-mittelalterlichen Versumpfung zu entreißen

und mit der neuzeitlichen Bewegung in Beziehung zu setzen unternahm. Sein humaner Sinn prägte sich schon darin aus, daß er den abscheulichen Er-Stil aufgab und jedermann, selbst seine Lakaien, mit Sie anredete. Er achtete, was am Volke wirklich achtungswerth, und verachtete, wenn auch seiner Autorität nichts vergebend, die Fiktion olympischer Gottesgnadenherrschaft. „Ist es nicht Unsinn, zu glauben — äußerte er in einem seiner Erlasse — daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten hätten? Mussten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn niemand den Grund bearbeitete?“ Endlich darf einer der schönsten Charakterzüge Josephs nicht verschwiegen werden, nämlich dieser, daß er sich als Deutscher fühlte, daß er zu einer Zeit, wo die deutschen Fürstlichkeiten im Franzosenthum ganz ertrunken waren, laut aussprach, er sei stolz darauf, ein Deutscher zu sein [5]). Unter seines Nachfolgers, Leopold II., kurzer Regierung (1790—1792) war der wiener Hof der Schauplatz gedankenloser Verschwendung und Ueppigkeit. Leopold hielt sich italische, polnische und deutsche Beischläferinnen und seine physische Kraft stand mit den zügellosen Begierden seiner Phantasie in so schlechtem Verhältnisse, daß er durch den Genuß chemischer Stimulantien, womit er jener zu Hilfe kam, seinen Tod herbeiführte. Als man nach seinem Tode sein Kabinett musterte, stellte es sich als ein wahres „Arsenal der Wollust“ dar.

In Preußen war auf den alten Fritz sein Neffe Friedrich Wilhelm II. gefolgt (1786—97), auf den straffen erleuchteten Despotismus eine schlaffe Serailsregierung, welche in jeder Beziehung nach rückwärts deutete und strebte. Der König hatte eine ungenügende Erziehung erhalten und die sittenlose Officieresgesellschaft, in welcher er seine Jugend verbrachte, hatte seinen von Natur schwachen Charakter abgestumpft und verdorben. Auf den Thron gelangt, fiel er pfiffigen Obskuranten und Geheimbündlern, wie Wöllner und Bischofswerder, in die Hände, die sich der Regierung völlig bemächtigten und mit dem Monarchen das schnödeste Gespensterspuckspiel trieben. Hiervon bei einer späteren Gelegenheit, wo wir auf das Geheimbundwesen des 18. Jahrhunderts zu sprechen kommen werden. Der König war als Kronprinz zuerst mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth vermählt worden. Ausschweifungen von seiner, Flatterhaftigkeit von ihrer Seite störten die Ehe bald so sehr, daß die Prinzessin sich des Umgangs mit ihrem Gemahl weigerte. Friedrich der Große wünschte aber vor seinem Tode schlechterdings die Nachfolge gesichert zu sehen und auf seine Menschenkenntniß bauend, überredete er sich, wie der wohlunterrichtete Höfling Dampmartin erzählt, „daß eine leichtfertige Frau ohne alles Ehrgefühl sei. Ein alter Kammerherr eröffnete der Prinzessin, daß der König wünsche, sie möchte den Garde-

lieutnant N. N. (Schmettau?), welcher durch die Schönheit seiner Formen, sein betragen und seinen Muth die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf sich gezogen, zu vertraulichem Umgange bei sich aufnehmen. Der Kammerherr strengte seine ganze Beredsamkeit an, aber weder Bitten noch die angedrohten Folgen einer Weigerung machten Eindruck. Als er sein zureden verstärkte, schnitt ihm die Prinzessin das Wort ab, indem sie sagte: „„Wenn Sie es wagen, mein Herr, eine für mich so verletzende Unterredung fortzusetzen, so werde ich Ihnen selbst befehlen, auf der Stelle für den Thronfolger zu sorgen, welchen der König begehrt. Harte Strafe würde Sie treffen, wenn Sie sich ungehorsam bezeigten.““ Der hochbetagte Kammerherr ergriff vor Schrecken die Flucht und kam bleich zum Könige, welcher nun die Scheidung seines Neffen beschloß.“ Der Prinz vermählte sich hierauf mit der Prinzessin Luise von Darmstadt, welche ihm 1770 seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm III. gebar. Eine der ersten Liebschaften Friedrich Wilhelm's II. war die mit Wilhelmine Encke gewesen, welche, als Scheinfrau des Kämmerers Rietz und später zur Gräfin von Lichtenau erhoben, während des ganzen Lebens des Königs regierende Favoritin blieb. Mit Gütern und Geld überhäuft, war sie, um sich zu halten, gemeinschlau genug, dem stets neuer Reizungen bedürfenden König als Kupplerin zu dienen. Zuweilen stießen die Wünsche des Monarchen auf einige Schwierigkeiten. Als seine Augen auf das Fräulein Julie von Voß fielen, setzte es diese Dame, wie nachmals die Gräfin Sophie von Dönhoff, durch, daß sich der König, bevor sie sich ihm ergab, förmlich mit ihr trauen ließ, und zwar mit vorwissen der Königin. Das unterthänige Konsistorium hatte natürlich gegen solche Bigamie nichts einzuwenden. Der Adel lieferte aber seine Töchter nicht gratis in das königliche Harem. Die Dönhoff erhielt vom König 200,000 Thaler Mitgift, ihre Mutter bekam 50,000, ihre Schwester 20,000, ihr Onkel 40,000 Thaler. Es läßt sich ermessen, welche Pein der Königin, dem Kronprinzen und der ganzen königlichen Familie dadurch auferlegt wurde, daß der König sie zwang, die prachtvollen Salons der Gräfin Lichtenau zu besuchen. Als der König, schon von tödtlicher Krankheit ergriffen, aber scheinbar genesen, 1797 aus dem Bad Pyrmont, dem damaligen Baden-Baden Deutschlands, zurückgekehrt war, wurde in Berlin ein Fest veranstaltet, wobei die Maitresse ihre anmaßende Eitelkeit auf's glänzendste zur Schau stellte. Sie erschien bei der Abendtafel als Polyhymnia in griechischem Gewande und sang den König in einer elenden, von ihr verfaßten Reimerei an, wodurch aber der Monarch so gerührt wurde, daß er den Kronprinzen zwang, dem verhaßten Weibe die Hand zu küssen. Schon nach den wenigen hier mitgetheilten Zügen kann es nicht wundernehmen, wenn der Staat beim Tode des Königs der Auflösung nahe war und daß Friedrich Wilhelm II., nach

Raumers Berechnung, eine Schuldenlast von 49 Millionen Thalern hinterließ.

Nicht mit stillschweigen zu übergehen ist, daß sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an den geistlichen Höfen, sonst der Heimat der Finsterniß und Unsitte, da und dort eine edlere Erscheinung bemerkbar machte. Eine solche war Joseph Emmerich von Breitenbach, Kurfürst-Erzbischof von Mainz (1763—74), welcher, den Jesuiten abgeneigt, die aufklärerische Tendenz der Zeit in seinem Gebiete ernstlich förderte, Volksschulen gründete, worin die deutsche Sprache, Erdkunde, Naturgeschichte und Landbaukunde gelehrt wurde, in die höheren Unterrichtsanstalten die leibnitz-wolf'sche Philosophie einführte und das Theater auf die Stufe eines Bildungsmittels zu heben suchte. Er verbot den Schacher mit Reliquien, Ablässen und Amuletten, ebenso das vagiren der Mönche, schaffte die entsittlichenden Wallfahrten und eine Menge Feiertage ab und ging dem unsittlichen Wandel der Geistlichen streng zu Leibe. Ebenso nahm er sich durch umfassende Bauunternehmungen, Anlegung von Straßen, Dämmen, Hüttenwerken und Salinen des materiellen Wohles des Landes eifrig an. Ein solcher Kirchenfürst passte aber schlecht in den pfäffischen Kram. Der Erzbischof erkrankte 1774 plötzlich zum Tode, nachdem er etwas Suppe mit Leberklößchen genossen hatte, die er wegzusetzen befahl, weil sie sonderbar schlecht roch und schmeckte. Es galt in Mainz als ausgemacht, daß der Prälat durch einen getauften Juden vergiftet worden sei, welchen die Exjesuiten in die kurfürstliche Küche zu bringen gewusst hatten und der sich mit der bewussten Suppe zu schaffen gemacht, darauf aber spurlos verschwunden war. Breitenbachs Nachfolger auf dem kurmainzischen Stuhl, der windige Erthal, gab, eine Kreatur der Jesuiten, die Reformen seines Vorgängers dem Verfalle preis. Er hielt sich unter dem Titel einer Oberhofmeisterin öffentlich eine Maitresse, die Freifrau von Kudenhoven, ließ sich von seinem Bibliothekar Heinse dessen mit „allem Farbenschmelz der geilen Grazien" gemalten Romane vorlesen und mästete mit dem Marke des Landes das französische Emigrantenpack, welches Mainz, wie die übrigen rheinischen Städte, zur Lasterhöhle machte. Die Frivolität durfte sich an diesem Bischofshofe so schamlos gebaren, daß die Domherren die Bandschleifen ihrer Prälatenkreuze in der Form weiblicher Membra trugen. Unter Erthals Regierung fand 1792 zu Mainz der Fürstenkongreß statt, welcher, unmittelbar auf die Kaiserkrönung Franz II. folgend, mit dieser die letzte Prachtentfaltung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bildete.

Ein anderer Erthal, Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg (1779—95), regierte mehr im Sinne Breitenbachs als seines Namensvetters. Seine Sittenreinheit vermochte aber die ärgerlichsten

Skandale kaum zu hindern. Es kam einmal vor, daß der Fürst durch sein unverhofftes erscheinen auf der Kanzlei einige Beamte überraschte, welche sich nicht entblödet hatten, eine öffentliche Dirne mit auf das Bureau zu nehmen. Sie wussten sich nicht anders zu helfen, als daß sie das Weibsbild in einen Kleiderkasten sperrten, wo es erstickt wäre, hätte der in's Geheimniß gezogene Kanzleidirektor den Fürstbischof nicht unter einem guterfundenen Vorwande zur Entfernung bewogen. Wie es in Justizsachen damals in Deutschland noch aussah, zeigt der Umstand, daß die ganze adelige Sippschaft im Hochstifte ein wüthendes Geschrei erhob, als Erthal kurz nach seinem Regierungsantritt einen adeligen Offizier, welcher einen bürgerlichen Kameraden meuchlings erstochen hatte, in's Zuchthaus sperren ließ. Erthal erwies seinem Bisthum die Wohlthat, das verderbliche Lotto aufzuheben, worauf folgender witzige Leichenzettel in Würzburg verbreitet wurde. „Im Jahre 1786, den 27. December, verschied dahier Madame Lotto im 20. Jahre ihres Alters. Sie gebar 340 Mal und jedesmal 90 Kinder, wovon die fünf ersten (Gewinne) glücklich, die übrigen 85 aber unglücklich zur Welt kamen. Der Zustand ihrer Krankheit bestand darin: sie hatte einen hitzigen Magen, denn sie verzehrte Aecker, Wiesen, Häuser, Uhren, Betten, Vieh und alle möglichen Kleidungen; daher kam es, daß sie in ihrem letzten Kindbett erstickte.“ In Bamberg und Würzburg gab es sehr fette Domherrnpfründen. Sie trugen jährlich durchschnittlich 3500 Gulden ein. Viele Domherren hatten an verschiedenen Stiften vier bis fünf Pfründen und ihre ganze Arbeit bestand darin, daß sie in einem bestimmten Monat des Jahres bei dem singen des Chors in der Kathedralkirche erscheinen und von väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen nachgewiesen („probirt“) haben mussten. Risbeck, welcher 1784 unter der Maske eines reisenden Franzosen satirische Briefe über Deutschland herausgab, äußert, in einer gewissen bischöflichen Residenz gehe das Sprüchwort um, daß die Domherren sich selbst machten; wenigstens sähe man sie am häufigsten um die stiftsfähigen Damen.

Drittes Kapitel.

Die deutsche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Charakteristische Gestalten. — Zinzendorf und die adeligen „Erweckten“. — Die bürgerlichen Frommen. — Moser. — Dippel. — Uebergang vom Pietismus zum Skepticismus: Edelmann. — Friedrich und Gellert. — Die aufklärerische Bewegung. — Schubart. — Pater Gaßner. — Die Zeit der Mysterien und Geheimbünde. — Mesmer. — Schrepfer. — Graf Saint-Germain. — Kagliostro. — Die Freimaurer und die Illuminaten. — Gegensatz: die bairische Finsterniß. — Die geniale Wirthschaft in Weimar. — Die Freundschaftlerei. — Der Kreis der Fürstin Gallitzin. — Die Theilnahme für das schöne. — Laufbahn eines verlotterten „Genie's“. — Schulen und Universitäten. — Das studentische Ordenswesen. — Ein Miniatur-Dynast. — Sittenverderbniß und Räuberleben in Südwestdeutschland.

Unser Vaterland hat in der tiefen Erniedrigung, in welche es durch den westphälischen Frieden versunken war, dem Zuge germanischer Innerlichkeit, der ihm eigenthümlich ist, mit ganzer Seele sich hingegeben. Edle, aber schwache Gemüther suchten und fanden für die Einbuße der National-ehre und politischen Geltung Trost und Entschädigung in der schwärmerischen Beschäftigung mit dem Jenseits. Die allgemeine Erschlaffung des öffentlichen Geistes war einer religiösen Richtung, wie sie von Spener ausgegangen, außerordentlich günstig und so kam es, daß, während an den meisten Höfen die unsinnigste Pracht, Verschwendung und Sittenlosigkeit herrschten, bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hin in den bürgerlichen nicht nur, sondern auch in den adeligen Kreisen die pietistisch-kopfhängerische Stimmung vorherrschend war, welche mit der lächerlichsten Einseitigkeit alle geselligen Würzen des Lebens, Scherz, Tanz und Spiel, weiblichen Putz, Gastgebote, Poesie, Theater und Zeitungslektüre, alle die sogenannten „Mitteldinge“ (Adiaphora), als sündlich verwarf und neben den groteskesten Erscheinungen aufrichtig gemeinter Frömmigkeit die armsäligste Heuchelei zum Vorschein brachte. Später wurde die aufklärerische Tendenz herrschend, welche theilweise geradezu aus dem Separatismus hervorging und häufig wieder in Mysticismus umschlug. Beide Zeitstimmungen hatten das gemeinsame, daß sie gerne dem Spiel mit geheimbündlerischen Formen sich ergaben, die ein so charakteristisches Merkmal jener Zeit sind. Wir wollen aus ihr eine Reihe von Gestalten an uns vorübergehen lassen, um unseren Karton des Kultur- und Sittenzustandes der in Frage stehenden Periode des weiteren auszuführen.

So eine eigenthümliche Gestalt ist zuvörderst der Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700—1760), an welchen sich das Herrnhuterthum, die Spitze des Pietismus, knüpft. Schon auf dem Pädagogium zu Halle stiftete er „zum Dienste des Heilands" eine separatistische Ordensgesellschaft, welche sich die Aufgabe stellte, „die Weltlichkeit abzuthun, Glieder bei Christo zu bleiben und die Heiden zu bekehren." Später, auf der Universität Wittenberg, trieb ihn der dort herrschende orthodoxe Zelotismus dem Pietismus noch entschiedener in die Arme, so daß er, der achtzehnjährige Jüngling, bei den „künstlichen Lektionen des Tanzmeisters und Bereiters den Heiland zur Hilfe rief, um die Schule dieser Eitelkeiten rascher durchzumachen." Auf den Reisen, die er nach vornehmer Mode zu seiner weiteren Ausbildung unternahm, stellte er sich der frivolen Societät überall als ein angehender protestantischer Heiliger dar und trat, heimgekehrt, seine erwählte Braut dem gleich religiös-aufgespannten Herzensfreunde, Heinrich XXIX. von Reuß, ab, damit ein exempelgebendes Vorspiel der widrig-asketischen herrnhutischen Gattenwahl statuirend. Im J. 1722 gewährte er auf seinem Gute Berthelsdorf in der sächsischen Oberlausitz den von der Orthodoxie allenthalben verfolgten mährischen Brüdern ein Asyl. Dort entstand nun die Gemeinde Herrnhut, deren Gesellschaftsverfassung mit allen ihren Sonderbarkeiten rasch sich ausbildete und von welcher bald Sendboten in alle Welt ausgingen. Dem Grafen genügte aber seine innere „Erweckung" noch nicht; er wollte auch eine äußerliche „Besiegelung" seiner Mission haben und legte deßhalb vor dem Ministerium der Stadt Stralsund ein theologisches Examen ab. Dann ließ er sich von der Fakultät zu Tübingen in die Reihe der Predigtamtskandidaten aufnehmen und betrat, von einem Heiducken gefolgt, der ihm die Bibel nachtrug, zum erstenmale die Kanzel, im schwarzen Sammetkleide mit langem Mantel, Stern und Ordensbande. Die Apostelschaft hatte demnach die Gräflichkeit in ihm noch nicht völlig überwunden. Nachdem er dann in Berlin durch den Einfluß höfischer Verbindungen die Bischofsweihe erhalten, trat er seine großen Missionsreisen an, die ihn auch nach Amerika führten. Obgleich immer in Bewegung, schrieb er über hundert Bücher, welche theils zur Belehrung und Erbauung der Brüdergemeinde, theils zur Vertheidigung derselben gegen die Angriffe von seiten der Orthodoxie bestimmt waren. Seine geistlichen Lieder, die noch jetzt im herrnhutischen Gesangbuch stehen, bewegen sich mit wenigen Ausnahmen in süßlich-mystischen Ausdrücken und greifen, um das Verhältniß des Seelenbräutigams Christus zu seiner Braut, der Gemeinde, darzustellen, oft zu lüstern-zweideutigen und unflätig-anstößigen Wendungen. Gegenüber solcher Lämmleinbruderschaftswollüstelei war das wüthende grunzen der Orthodoxen nicht ganz ungerechtfertigt [6].

Zinzendorfs Frömmigkeit war übrigens keine vereinzelte Erscheinung unter seinen Standesgenossen. Viele der fürstlichen und reichsgräflichen Häuser hielten sich zu den Erweckten, und wo diese Widerstand fanden, wussten sie allerhand Mittel zu finden, abgeneigte Dynasten zu gewinnen oder wenigstens zu schrecken. Als in Anhalt-Zerbst 1709 ein Edikt gegen die pietistischen Neuerer erschienen war, hörte ein pietistischer Prediger sogleich eine wunderbare Stimme von oben, welche ihm befahl, den Fürsten zur Duldsamkeit gegen die Sektirer zu ermahnen. Als dieses nicht anschlug, erschien dem Geistlichen der Herr persönlich, in schöner Gestalt, flammenden Haares und höchst merkwürdiger Weise in einem Gewande von revolutionär-weißrothblauer Farbe auf seiner Studirstube und befahl ihm, den Fürsten nochmals zu warnen. Darob entsetzte sich der Gewarnte so, daß er sieben Tage darauf starb. Hauptsitze der pietistischen Richtung waren lange die Hofhaltungen der reußischen Heinriche zu Köstritz und Ebersdorf, während im benachbarten Schlesien namentlich in dem gräflichen Haus Promnitz die „Erweckung" grassirte. Von der Mutter des Grafen Erdmann von Promnitz existirt die Aeußerung, sie habe ihren Sohn recht lieb, aber er müsse denn doch nicht verlangen, daß sie täglich einige Stunden knieend mit ihm beten sollte; denn das würde ihr, da sie zu korpulent sei, allzu schwer fallen. In dieser Familie fiel übrigens eine Geschichte vor, welche ein grelles Streiflicht auf die Sitten von damals wirft. Der zweite Sohn der erwähnten korpulenten Dame hatte eine Gräfin von Tenczin zu Steinau geheiratet, ein verworfenes Weib, von welcher er sich bald scheiden ließ und die auch in zweiter Ehe mit dem Grafen von Kallenberg wieder geschieden wurde. Sie hatte aus erster Ehe eine Tochter, die sie in Steinau bei sich behielt. Aus Besorgniß für das zeitliche und ewige Heil dieses ihres Sprößlings entwarf die Familie Promnitz den Plan, das Kind seiner lasterhaften Mutter entführen zu lassen. Ein gewandter Franzose, Le Fevre geheißen, wurde mit dem Geschäfte beauftragt. Allein die Entführung misslang, die junge Gräfin wurde nach Wien geschafft und von Maria Theresia, an welche die unnatürliche Mutter ihre Mutterrechte abtrat, gezwungen, katholisch zu werden und einen ungeliebten Mann zu heiraten, worauf sie bald vor Gram starb. Den unglücklichen Franzosen aber, der in ihre Hände gefallen, ließ die wüthende Megäre zu Steinau bei Wasser und Brot einmauern, so daß er, bei der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen blödsinnig und halb verfaulten Leibes seinem schrecklichen Kerker entrissen, unmittelbar nach seiner Befreiung starb. Im höchsten Norden Deutschlands war insbesondere das Grafenhaus Stolberg, aus welchem die bekannten zwei Dichterlinge stammten, in den Reihen der vornehmen Erweckten vortretend. Büsching, welcher 1751 diese Familie besuchte, erzählt, daß die meisten Stunden des Tages mit bibellesen und frommen

Gesprächen ausgefüllt worden seien. Daneben fiel dem Magister, der ebenfalls schon in jungen Jahren den „Durchbruch zum Stande der Gnade" gefunden hatte, der Kynismus der Frau vom Hause auf. Die Gräfin ließ nämlich bei Tafel ihren Schoßhund auf dem Tische herumspaziren und die Speisen beschnüffeln und kosten; außerdem hatte sie ein Paar Eichhörnchen, welche „in ihrem Busen wohnten".

Im deutschen Süden hatte der Pietismus namentlich in Wirtemberg, während der schweren Zeiten der Grävenitz bedeutende Vorschritte gemacht, jedoch mehr in den unteren und mittleren als in den höheren Ständen. Weit über die übrigen Erweckten unter seinen Landsleuten ragte hier Johann Jakob Moser hervor, seines trefflichen Sohnes Karl Friedrich Moser trefflicher Vater. Moser verband mit einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Thätigkeit — seine systematischen Werke über deutsches Staatsrecht allein füllen 50 starke Quartbände — eine Charakterfestigkeit, welche ihn als Konsulenten der wirtembergischen Stände, der sogenannten „Landschaft", in gefährliche Zerwürfnisse mit dem despotischen Herzog Karl brachte. Moser musste seine standhafte Vertheidigung der ständischen Rechte mit einer ebenso widerrechtlichen als grausamen fünfjährigen Gefangenschaft auf Hohentwiel büßen. Hier bildete sich die fromme Richtung, welcher er schon vorher ergeben gewesen, vollends entschieden in ihm aus und der sonst so geistesklare Mann gab sich der gläubigen Schwäche so widerstandslos hin, daß er ein sehr eifriger Praktizirer des „däumelns" wurde, d. h. des orakelholens mittels des aufschlagens der Bibel auf's gerathewohl. Die Kasematten von Hohentwiel sahen auch noch eine andere, viel schroffere Erweckung, die des Obersts Rieger, erst Herzog Karls willfähriges Werkzeug, dann Opfer, später wieder hervorgezogen und zum Kerkermeister auf Hohenasperg bestellt, wo er Soldaten und Gefangene mit seiner pedantischen Frömmelei quälte. Aus den Kreisen der frankfurter Frommen hat uns Göthe in dem Fräulein von Klettenberg („Bekenntnisse einer schönen Seele") ein meisterhaftes Bild gezeichnet. In der benachbarten Wetterau hatten auf den Gütern reichsfreier Grafen und Herren Inspirirte und Sektirer aus allen Ecken und Enden Deutschlands Asyle gefunden. Auf dem Schlosse Wittgenstein starb 1734 der vielgewanderte, vielverfolgte Johann Konrad Dippel, der Odysseus des alten Pietismus, welcher unter dem Namen Christianus Demokritus geschrieben hatte, in seinen Schriften bald gegen die Religion „rasend", bald mystisch-pietistische Ideen verfolgend und auf das Lebenselixir laborirend.

Mit größerer Folgerichtigkeit bildete sich das skeptische Princip aus dem gläubigen hervor in Johann Christian Edelmann (1698—1767) aus Weißenfels, welchen die Frommen seiner Zeit geradezu als einen Herostratus verfluchten, der „Feuer in den Tempel des Herrn ge-

worfen" und sich bemüht habe, mit seiner „spöttischen Schreibart" das Allerheiligste zu verunreinigen. Allerdings ist der merkwürdige Mann, dessen Selbstbiographie uns mitten in die religiösen Wunderlichkeiten des vorigen Jahrhunderts hineinführt, mehr schon ein Geistesverwandter der englischen Deisten und französischen Philanthropen. Nach verschiedenen Irrfahrten damaligen Kandidatenthums ruhte er eine Zeit lang bei Zinzendorf in Herrnhut aus oder war, wie er sich ausdrückt, „ein Närrlein und ließ sich mit anderen Närrlein vom Bruder Ludwig am Stricke herumleiten." Dann folgte er einer Einladung des Oberhauptes der frankfurter Separatisten, Andreas Groß, in dessen Gesellschaft er eine Mainfahrt der Frommen mitmachte, wobei Männer und Frauen nackt neben einander badeten und dazu das Lied sangen: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren!" Von Frankfurt ging Edelmann nach Berleburg, wo sich allerlei separatistisches Volk angebaut hatte und J. F. Haug mit der Uebersetzung der sogenannten berleburger Bibel beschäftigt war. Hier sollte der Wahrheit suchende Wanderer durch den schwäbischen Propheten Friedrich Rock, einen inspirirten Sattlergesellen, völlig erweckt werden, allein er „schlug die falschen Geister entschieden aus dem Felde" und ließ von jetzt an seinem Skepticismus in Reden und Schriften freieren Lauf. Zugleich aber that er, um den Frommen zu zeigen, daß er sie an „Verleugnung der Welt" noch überbieten könnte, einen schlechten Mennonitenkittel an und ließ sich den Bart nach Art der Apostel wachsen. In diesem Aufzuge kam er, von einem seiner Verehrer nach Berlin eingeladen, im Juni 1739 auf einer „Krüppelfuhre" vor den Thoren von Potsdam an. Die Wache hielt ihn für einen Juden, und als er dieses verneinte, ließ der wachthabende Officier den absonderlichen Bartmann sofort zum König führen, wahrscheinlich in der Absicht, Sr. Majestät Gelegenheit zu einem Spaß im Geschmacke des Tabakskollegiums zu geben. Edelmann kam aber merkwürdig gut weg. Als er in's Zimmer geschoben wurde, saß Friedrich Wilhelm, seine Pfeife rauchend, am Fenster, seine Generale in Form eines Winkelmaßes um ihn herum und nun entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem Soldatenkönig und dem Separatisten. König: Kommt näher! Woher? Edelmann: Aus Berleburg in der Grafschaft Wittgenstein. K. Warum lasst Ihr den Bart wachsen? E. Ich sehe nicht ein, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heilandes zu schämen hätte. K. Ha, Ihr werdet wohl ein Wiedergeborener sein? E. Nein, Ihro Majestät, dazu habe ich noch einen großen Sprung. K. Geht Ihr in die Kirche? E. Ihro Majestät, ich habe meine Kirche bei mir. K. Oh, Ihr seid ein gottloser Mensch, ein Quäker! E. Wir sind Narren um Christi willen. K. Gehet Ihr zum Abendmahl? E. Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit, heute oder morgen

oder wann sonst das Abendmahl mit ihnen zu halten. K. Warum geht Ihr nicht in die Kirche? Da wird es ja ausgetheilt. E. Oh, Ihro Majestät, das halte ich nicht vor des Herrn Abendmahl, sondern vor eine antichristliche Ceremonie. Es ist ja nicht einmal ein Abendmahl, sondern ein Morgen= oder Mittagsmahl. K. Wovon lebt Ihr? E. Aus der Hand Gottes. K. Ja, Ihr werdet fechten gehen. E. Nein, Ihro Majestät, das habe ich nicht nöthig. Gott hat mir so viel gegeben, daß ich als ehrlicher Mann leben kann. Sollte sich aber je Mangel ereignen, so weiß ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen. K. Ich will auch einer von diesen gutmüthigen Christen sein. Da habt Ihr sechszehn Groschen. E. Ihro Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus. K. Welche? E. Verschonen Sie mich mit der Gabe! K. Warum? Wollt Ihr mehr haben? E. Nichts überall, Ihro Majestät, ich bitte unterthänigst, verschonen Sie mich damit, indem ich es nicht nöthig habe. K. Ich schenk's Euch in Gottes Namen. E. In Gottes Namen nehm' ich's an. K. Wo wollt Ihr hin? E. Nach Berlin, wenn es Ihro Majestät erlauben. K. Nein, nach Berlin sollt Ihr nicht. E. Ich habe mir eingebildet, in Ihro Majestät Land sei völlige Gewissensfreiheit. K. Ja, es soll Euch auch in Eurem Gewissen nichts gekränkt werden, aber nach Berlin sollt Ihr nicht kommen. Gott bekehre Euch! E. Das wünsche ich Eurer Majestät auch! — Edelmann wandte sich wieder rückwärts nach der Wetterau und gab im folgenden Jahre seine Hauptschrift: „Mosis mit aufgedecktem Angesicht“ heraus, über welches Werk, „worin man alles, was zum Nachtheile der heiligen Schrift jemals erdacht war, beisammen fand, Juden und Christen sich fast toll ärgerten.“ Von jetzt an galt Edelmann für einen Hauptketzer, der aber unter Friedrich dem Großen doch nach Berlin hineindurfte. Als man dem König darüber Vorstellungen machte, entgegnete er, „man dürfe sich nicht wundern, daß er Edelmann freien Aufenthalt gestatte, da er so viele andere Narren in seinen Ländern zu dulden sich genöthigt sähe“.

Die von Friedrichs Hof ausgehende religiöse Gleichgiltigkeit bahnte, verbunden mit dem allmälig erfolgenden Aufschwung unserer Literatur, den großen Umschwung der öffentlichen Meinung vom Pietismus zur Aufklärung an. Der Norden Deutschlands ging hierbei voran, während im Süden die geistige Bewegung noch länger im stocken blieb. So großen Antheil an dem Anstoß zu dieser Bewegung man aber auch Friedrich zuschreiben muß, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß er zu ihr, namentlich sofern die deutsche Literatur ihre Trägerin war, kein recht fruchtbares Verhältniß zu gewinnen wußte. Er war viel zu sehr franzöfirt, um die Bestrebungen von Männern wie Lessing würdigen oder einen Dichter wie Göthe verstehen zu können. Bekannt ist ja sein absurd=

wegwerfendes Urtheil über den Götz des letzteren, den er eine „imitation détestable de ces abominables pièces de Shakspeare“ nannte. Es ist wahr, niemand kann, mit Göthe zu sprechen, die Eindrücke seiner Kindheit jemals völlig verwinden, und die urteutonische Rohheit, womit Friedrich in seiner Jugend von seinem Vater behandelt worden war, ist ganz geeignet gewesen, ihm das deutsche Wesen, wie er es eben am väterlichen Hofe kennen gelernt hatte, zu verleiden und ihn dem Franzosenthum in die Arme zu treiben. Aber wenn er auch später allem deutschen so abgewandt blieb, daß ihm die glorreiche emancipatorische Thätigkeit eines Lessing — von Klopstock und Wieland gar nicht zu sprechen — ganz fremde war, so beweist denn das doch nicht allein einen Mangel an vaterländischem Gefühl, sondern auch einen Mangel an Empfänglichkeit für das schöne und rechte. Ein deutscher König, der noch dazu selbst Literat war, hätte von Erscheinungen, wie die „Minna von Barnhelm“ und der „Nathan“ waren, Notiz nehmen und ein wahrhaft gebildeter Mensch hätte erkennen und anerkennen müssen, daß hier edleres und schöneres geboten sei, als jemals aus Frankreich gekommen. Ob die Eitelkeit des Königs als französischer Schöngeist und Skribent das Grundmotiv war, welches ihn einen Wieland, Lessing und Göthe ignoriren ließ, lassen wir dahingestellt. Seine Stellung zur einheimischen Wissenschaft und Literatur kennzeichnet recht gut das Gespräch, welches er am 18. December 1760 zu Leipzig mit Gellert hatte. Der Major Quintus Icilius, einer der Vertrauten des Königs, holte den berühmten Fabeldichter zu der Audienz ab und Friedrich empfing ihn mit der Frage: „Ist Er der Professor Gellert? Gellert: Ja, Ihro Majestät. K. Der englische Gesandte hat mir viel gutes von ihm gesagt. Wo ist Er her? G. Von Haynichen bei Freiberg. K. Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben. Quintus Icilius: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen. K. Das ist viel. Hat Er den La Fontaine gelesen? G. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin. K. Das ist also einer, aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren? G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. K. Nein, das kann ich nicht sagen. G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber? G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Maskov, einen Kramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. K. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? G. Ja, ja, und glücklich, einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehr historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. K. Hat's der Mann auch verstanden? G. Die Welt glaubt's. K. Aber warum

macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen. G. Tacitus ist schwer zu übersetzen und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. K. Da hat Er Recht. G. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen; vielleicht hat's ihnen auch noch an Augusten und Ludwigen gefehlt. K. Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt. G. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. K. Wie, will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? G. Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermuntere. K. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? G. Ich bin einmal in Berlin gewesen. K. Er sollte reisen. G. Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. K. Es sind wohl itzt böse Zeiten. G. Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten . . . K. Kann ich's denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich. G. Ich bekümmere mich mehr um die alte als die neue Geschichte. K. Was meint Er: welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil? G. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. K. Aber Virgil ist polirter. G. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug gibt. K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein. G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann. Quintus Icilius: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. K. So? Hat Er denn auch wider den Kurialstil geschrieben? G. Ach ja, Ihro Majestät. K. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen und ich verstehe nichts davon. G. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. K. Kann er keine von seinen Fabeln auswendig? G. Ich zweifle; mein Gedächtniß ist mir sehr untreu. K. Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen . . . Nun, hat Er eine? G. Ja, Ihro Majestät, den Maler. „Ein kluger Maler in Athen“ u. s. w. K. Und die Moral? G. Gleich, Ihro Majestät. „Wenn deine Schrift“ u. s. w. K. Das ist recht schön. Er hat so etwas coulantes in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen. G. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg. K. Nun, wenn ich hier

bleibe, muß Er wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir was neues vorlesen. Nach der Audienz äußerte Friedrich über Gellert: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched!“ und des andern Tages bei Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans“. Gellert konnte es sich hoch anrechnen, daß er dem Könige Achtung abgewonnen. Er stand übrigens in allgemeinem Ansehen und es ist ein charakteristischer Zug, daß selbst ein östreichischer Freiherr, der kaiserliche Gesandte Widmann in Nürnberg, den bescheidenen Gelehrten in den achtungsvollsten Ausdrücken ersuchte, ihm Anleitung in der deutschen Stilistik zu geben. Allseitigere Theilnahme an der einheimischen Literatur wusste aber, wie wir später sehen werden, in den vornehmen Kreisen, welche Klopstock nicht sehr angeregt hatte, erst Wieland mit seiner weltmännisch-graziösen Poesie zu wecken.

Im deutschen Süden nahm die aufkläreriſche Bewegung eine viel glühendere Färbung an als im Norden, einen vulkanisch-revolutionären Charakter, der schon vielfach in den genialischen Sturm und Drang der 70ger Jahre hinüberspielte. So repräsentirt sie uns Christian Friedrich Daniel Schubart, der literarische Abenteurer, welcher, für Musik und Poesie hochbegabt, erst zu einer ruhigeren Existenz kommen konnte, nachdem zehnjährige Kerkerleiden auf Hohenasperg seinen Geist gebrochen hatten. Wie das Jahrhundert, in welchem er lebte, wurde dieser Mann fortwährend zwischen Extremen umhergeworfen und nie vermochte sein bald wild der Freiheit zustürmendes, bald sklavisch in die Fesseln des Mysticismus sich schmiegendes Gemüth zu harmonischem Einklang mit sich selbst, geschweige mit der Welt zu gelangen. In dem durch Herzog Karls Hofhalt von Liederlichkeit aller Art strotzenden Ludwigsburg Organist und Musiklehrer (1769—73), bequemte er sich so ganz den dort herrschenden Sitten, daß er sich eine Maitresse hielt und sich von vornehmen Klavierschülerinnen ein galantes Andenken anhängen ließ, „das er zwar nicht bis an sein selig Ende spürte, aber unglücklicherweise einer Person mittheilte, die am ehesten hätte damit verschont bleiben sollen.“ Nicht so fast seine Ausschweifungen als vielmehr seine nicht zu bändigende Lust zu Spott und Satire verschafften ihm den Laufpaß [7]. Er wandte sich nach mancherlei Abenteuern in den Rheingegenden nach Augsburg und gründete dort sein berühmtes Journal „Die deutsche Chronik“, in welchem sich der emancipative Drang nach allen Seiten hin Luft zu machen suchte. In seiner Selbstbiographie sagt Schubart über die damalige Stellung eines deutschen Journalisten: „Kein Gewerb konnte für einen Menschen wie ich war, zu einer Zeit, wo die Priester- und Fürstengewalt gegen jedes Freiheitsgefühl anbrauste, und in einer Stadt, die unter allen deutschen Städten einen so feurigen Kopf, wie der meinige war, am wenigsten dulden konnte, gefährlicher sein als das Gewerbe eines Zeitungs-

schreibers. Vor Fürsten, auch wenn sie Bösewichte sind, den Fuchsschwanz streichen, kühle Galatäge, Jagden, Musterungen, jedes gnädige Kopfnicken und matte Zeichen des Menschengefühls mit einer Doppelzunge austrompeten, jedem Hofhund einen Bückling machen, den Parteigeist desjenigen Ortes, wo man schreibt, nie beleidigen, den Kaffeehäusern was zum lachen und dem Pöbel was zu raisonniren geben; auf der andern Seite die Parteien des Parnassus genau kennen und da entweder im trägen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: — das waren Gesetze, die für mich zu hoch und rund waren und für die ich weder Geduld noch Klugheit hatte. Ich stieß daher tausendmal gegen sie an." Schubart hatte die ersten Blätter seiner Chronik mit den Worten geschlossen: „Und nun werf' ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!" Alsogleich stand der Bürgermeister Kuhn im Senat auf und perorirte: „Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit. Nicht eine Nußschale voll soll er haben!" Schubart veranstaltete in Augsburg auch öffentliche Lesestunden und veranlasste damit „eine merkliche Revolution im Geschmacke". „Ich las, erzählt er, anfangs die neuesten Stücke von Göthe, Lenz, Leisewitz und die Gedichte aus den Musenalmanachen mit eingestreuten Erklärungen vor, und da ich großen Beifall erhielt, so wählte ich Klopstocks Messias, um an einem wichtigen Beispiel zu sehen, ob sich die Odeen der Alten auch auf deutschen Boden verpflanzen ließen. Der Erfolg war über meine Erwartung groß. Mit jedem neuen Gesange vermehrte sich meine Zuhörerschaft, der Messias wurde reißend aufgekauft, man saß in feierlicher Stille um meinen Lesestuhl her, Menschengefühle erwachten, wie sie der Geist des Dichters erweckte, man schauerte, weinte, staunte und ich sah's mit dem süßesten Freudengefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes schöne, große und erhabene sei, wenn man sie aufmerksam zu machen weiß. Klopstock fand in Augsburg allenthalben Bewunderer, unter Katholiken und Lutheranern, Edlen und Unedlen, Männern und Weibern." Mit diesem Lichtbilde, das die Theilnahme, womit das Publikum des vorigen Jahrhunderts den Meisterwerken unserer Literatur entgegenkam, schön charakterisirt, kontrastirt scharf ein Schattenbild aus der Reise Schubarts nach Ulm, wohin er ging, um seine Chronik fortzusetzen, nachdem sie in Augsburg verboten worden war. „Ich ängstigte mich, als es Günzburg zuging, weil ich um desswillen, was ich in der Chronik gegen die Jesuiten geschrieben, unter den Katholiken verschrieener war als weiland der bairische Hiesel. Als ich zu Günzburg in die Gaststube trat, fand ich ein ganzes Rudel dickwampiger Pfaffen um einen Tisch herumsitzend beim Bierkrug. Eins meiner letzten Blätter lag vor ihnen. Man denke sich meinen

Schrecken, als ich sie in ihrem Hottentottendialekt brüllen hörte: „Jetzt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! Werden 'm wohl d' Zung rausschneiden und da Ketzer lebendig verbrenna. Dann schreib, Hund!" So löhrten sie aus ihren dicken Braunbierkehlen und schlugen auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Nur einer unter allen, der einem weltlichen Beamten glich, ließ mir noch einige Gerechtigkeit widerfahren und strengte alle Sprachorgane an, um diesem rohen Haufen begreiflich zu machen, daß mein Blatt ihnen allerseits doch manche frohe Stunde gewährt, manches nützliche und angenehme enthalten hätte. Er verwies ihnen ihr liebloses Urtheil über mich, aber seine bessernde Moral wurde von dem wildbrausenden Strom ihrer Lästerungen verschlungen." In Ulm fühlte sich Schubart sehr wohl. Er fand die dortige Lebensart „ohne allen Zwang. Die Komplimentir- und Rangsucht, die dem Ausländer so lächerlich auffällt, ist doch nichts mehr als die Schleife an einem sehr einfachen Rocke. Wer die gewöhnlichen Titulaturen einmal inne und sie beim Willkomm und dem ersten Kelchglase angebracht hat, der ist hernach von allem übrigen Ceremoniell los und darf thun und schwatzen, was er will. Die Wirthshäuser in und außer der Stadt sind allgemeine Versammlungsplätze, wo man Patricier, Priester, Kaufleute, Soldaten, Bürger, Studenten, Handwerksbursche und Bauern oft im buntesten Gemisch antrifft." Während aber Schubart in der protestantischen Reichsstadt ungehindert seine aufklärerische Chronik herausgab, musste er so zu sagen Augenzeuge einer mittelalterlichen Tragödie sein, die sich in der kaum eine Stunde entfernten katholischen Prälatur Wiblingen ereignete. „Ein katholischer Jurist, Namens Nikel — erzählt er — hatte aus Begierde zu den Wissenschaften wider die Gewohnheit seiner Landsleute in Tübingen studirt. Er war von Söflingen bei Ulm gebürtig und kam während der Vakanz öfters in die Stadt. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch mich. Er sprach sehr fertig latein und war überhaupt ein aufgeweckter Kopf. Er verlangte ein Buch von mir und ich gab ihm einen neuen sehr unschuldigen Roman. Von der Religion aber sprach ich nicht eine Silbe mit ihm. Der junge Mensch beging nun die Unvorsichtigkeit, einige voltaire'sche Maximen, die er vielleicht zu Tübingen gehört haben mochte, in einem katholischen Wirthshause herauszuplaudern. Er ward angegeben, im Kloster Wiblingen in's scheußlichste Gefängniß gelegt und, wie sein Urtheil lautete, aus Gnade und Barmherzigkeit als ein Lästerer Gottes und der Heiligen enthauptet, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut." Ein Seitenstück hierzu bildet, was Schubart auf einem Ausfluge nach seiner Vaterstadt Aalen sah. Damals hielt sich gerade der Wunderthäter Pater Gassner, welcher von 1775—79 sein Unwesen in Baiern und Schwaben trieb, in Ellwangen auf und „die Straße von Aalen dahin wimmelte von elenden Pilgrimen, welche bei Gassner Hilfe

suchten. Das Elend von zehn, zwanzig, dreißig Meilen in die Länge und Breite schien in dieser Gegend zusammengedrängt zu sein. Alle Herbergen, Ställe, Schafhäuser, Zäune und Hecken lagen voll von Blinden, Lahmen, Tauben, Krüppeln, von Epilepsie, Schlagflüssen, Gicht und anderen Zufällen jämmerlich zugerichteten Menschen. Was Krebs, Eiter, Grind und Grätze eckelhaftes, abscheuliches, entsetzliches hat, selbst was die Seele drückt und entmannt, Schwermuth, Wahnsinn, Tollheit, stille Wuth, Raserei, war hier an Krücken, an Stöcken, auf Eseln, Pferden, Karren, Reffen und Bahren in einer schrecklichen Gruppe zusammengedrängt zu sehen. Ich zweifle, ob Deutschland jemals einen traurigeren, Herz und Verstand beschimpfenderen Aufzug dargestellt habe, als der ist, den Gassner verursachte. Selbst die Katholiken fingen frühzeitig an, sich dieses Unfugs zu schämen, bis endlich der Befehl des weisen Kaisers Joseph dem ganzen tragikomischen Schauspiel ein Ende machte." Im Jahre 1777 ließ sich Schubart durch eine niederträchtige List aus den schützenden Mauern der Reichsstadt Ulm auf wirtembergisches Gebiet locken und wurde sofort in Blaubeuren von den harrenden Schergen des Herzogs, welchen er durch satirische Ausfälle auf die allerhöchste Person wie auf die seiner letzten Maitresse gereizt hatte, gepackt und fortgeschleppt. Im Nachtlager zu Kirchheim musste der Gefangene von „ledernen Philistern" hören, wie sie sich schadenfroh zuraunten: „Das ist der Schubart, der Malefizkerl! Man wird ihm 'nmal den Grind herunterfegen." Der Herzog war mit seiner Maitresse, die er ihrem Gatten, einem Baron von Leutrum, entführt und zur Gräfin von Hohenheim erhoben hatte, eigens auf den Asperg gekommen, um der Einthürmung des freisinnigen Publicisten beizuwohnen. Die patriotische Glut der Feuerseele Schubarts vermochte die Kerkerqual nicht zu dämpfen und es ist rührend zu hören, wie er in religiöser Exaltation seine heimlich im Gefängnisse niedergeschriebene Biographie mit den Worten schließt: „O Vaterland, Gott weiß, ich habe dich geliebt! Noch sind sie nicht alle todt, deine freien edlen Biederseelen, aber sie ächzen in den Fesseln des Despotismus, sie jammern über das Verderben ihrer Kinder, sie setzen sich wie Elias unter die Wachholderstaude und sprechen: Es ist genug; so nimm, o Herr, meine Seele zu dir! Gott helfe dir, wenn dir zu helfen ist. Wenn ich dereinst versammelt bin zu meinem Volke — denn auch nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff' ich euer Mitgenosse zu sein, ihr, meine deutschen Brüder — so will ich dort noch flehen für dein Heil. Für all die unzähligen Freuden, die mir deine Sprache, deine Sitten, deine großen Köpfe, deine weisen und frommen Männer, deine sanften Weiberseelen, deine Kinder, deine Speisen, deine labenden Getränke, deine schönen Gegenden, deine Berge, deine Thäler, deine Flüsse, deine Luft, dein gemäßigter Himmel, deine Städte, deine Dörfer, deine Gärten gemacht haben, nimm meinen tausendfachen

Thränendank! Und nun noch einige Spannen Erde von dir zu meinem Grabhügel; dann leb' ewig wohl!"

Im südöstlichen Deutschland begegnet uns in Ignaz Fessler (geb. 1756) eine ähnliche Gestalt wie die Schubarts, obgleich ihre Lebensstellungen verschieden waren. Auch Fessler jedoch hat sich literarisch bekannt gemacht, durch aufklärerische Romane und mehr noch durch seine Geschichte der Ungarn. Er hatte Toleranz und Aufklärung gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, denn obzwar seine arme und niedriggeborene Mutter eine sehr fromme Katholikin war, weiß der dankbare Sohn in seiner höchst anziehenden Selbstbiographie dennoch folgenden schönen Zug von ihr zu berichten. Der vierjährige Fessler war mit seiner Mutter bei einem Kirchenfeste, dem auch Maria Theresia anwohnte, zugegen. Der Kaiserin fiel die ernste Physiognomie des Knaben auf, sie liebkoste ihn und erlaubte nach ihrer Art seiner Mutter, sich eine Gnade auszubitten. Allein die Frau aus dem Volke, aus dem östreichischen Volke von damals, erwiderte, sie bäte für sich und ihren Sohn einzig und allein um die Gnade Gottes, und diese Antwort gab sie, wie sie ihrem Sohne mehrere Jahre nachher mittheilte, „weil sie keine Gnade empfangen wollte von einer Herrscherin, welche so gottesfürchtige Leute, wie die Lutheraner sind, ungehindert verfolgen ließ." Fessler trat als Novize in ein Kapuzinerkloster und sein Lebensgang veranschaulicht uns, wie ein lebhafter Geist aus der dumpfsten Möncherei sich allmälig zu den Höhepunkten der Bildung des Jahrhunderts emporrang. Der Novize hatte sich, während ihm und seinen Mitschülern der Lektor des Konvents den elendesten scholastischen Quark vorleierte, aufklärerische Bücher zu verschaffen gewußt und diese bewahrten, verbunden mit der Lektüre Seneka's, seine junge Seele vor dem moralischen Schmutze, womit die Schlüpfrigkeiten Hoffmannswaldau's, welche ihm ein lüderlicher Pater zusteckte, sie zu beflecken drohten, zugleich aber vernichteten sie seinen Glauben an das alleinseligmachende Dogma. Als er, zum Priester geweiht, seine erste Messe las, that er es „ohne religiöse Erleuchtung im Geiste, ohne Glauben im Herzen". So ging es ganz natürlich zu, daß Fessler mit seinen Vorgesetzten bald in große Widerhaarigkeiten gerieth, denn für einen angehenden Freigeist war ein Kapuzinerkloster — er war in das zu Wien versetzt worden — nicht der passendste Aufenthaltsort. Nun aber hatte Fessler folgendes Abenteuer, welches seinem Schicksal plötzlich eine andere Wendung gab. „In der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1782 — erzählt er — wurde ich von einem Laienbruder geweckt. „Nehmen Sie, sprach er, Ihr Krucifix und folgen Sie mir." Erschrocken fragte ich: Wohin? „Wo ich Sie hinführen werde." Was soll ich? „Das werde ich Ihnen dort sagen." Ohne zu wissen, wozu und wohin, gehe ich nicht. „Der Guardian hat kraft des heiligen Gehorsams befohlen, daß Sie mir folgen, wohin

ich Sie führe." Sobald von Kraft des heiligen Gehorsams die Rede ist, muß unbedingt geschehen, was befohlen wird; jede weitere Weigerung ist Kapitalverbrechen. Mit schaudern nahm ich mein Krucifix und folgte dem Laienbruder, der mit einer Blendlaterne vorausging. Unser Weg ging in die Küche, aus dieser durch ein paar Kammern; bei Eröffnung der letzten rief mir der Bruder zu: „Sieben Stufen hinunter!" Mir ward es enge um das Herz; es schien mir entschieden, daß ich kein Tageslicht mehr erblicken sollte. Wir gingen einen langen schmalen Gang entlang, in dem ich rechts in der Mitte desselben einen kleinen Altar, links einige mit Hängeschlössern verschlossene Thüren erblickte. Mein Führer schloß eine derselben auf und sprach: „Da liegt ein Sterbender, Frater Nikomedes, dem sollen Sie die Seele aussegnen. Ich bleibe hier, ist er hingeschieden, so rufen Sie mich." Vor mir lag ein langhingestreckter Greis, in abgenütztem Habit, unter wollener Decke auf einem Strohsacke; die Kapuze deckte sein graues Haupt, sein schneeweißer Bart reichte bis an den Gürtel. Neben der Bettstelle ein alter elender Strohstuhl, ein alter schmutziger Tisch, darauf eine brennende Lampe. Ich sprach einige Worte zu dem Sterbenden, er hatte die Sprache bereits verloren, gab mir jedoch Zeichen, daß er mich verstände. Gegen drei Uhr, nach viertelstündigem schwerem Todeskampfe, waren seine Leiden geendigt. Bevor ich den Laienbruder herbeirief, besah ich das Gefängniß genau; denn bei der Hülle des Entseelten schwor ich, diesen Gräuel dem Kaiser anzuzeigen. Auf meinen Ruf trat der Laienbruder ein und im kältesten Tone sagte ich: Bruder Nikomedes ist weg. „Der mag froh sein, es überstanden zu haben," erwiderte mein Führer ebenso kalt. Wie lange war er hier? „Zweiundfünfzig Jahre." Nun, da hat er seine Vergehungen hinlänglich gebüßt. „Ja, ja." Wozu ist der Altar im Gange? „Dort liest ein Pater alle heiligen Zeiten die Messe für die Löwen und reicht ihnen die Kommunion. Sehen Sie, da ist in jeder Thüre eine kleine Oeffnung, die da aufgemacht wird; dadurch verrichten die Löwen ihre Beichte, hören die Messe und empfangen die Kommunion." Sind mehr solcher Löwen hier? „Ich habe noch vier Stücke, zwei Priester und zwei Laienbrüder zu warten." Wie lange sind diese hier? „Der eine 50, der andere 40, der dritte 15, der vierte 9 Jahre." Warum? „Das weiß unsereiner nicht." Warum werden sie Löwen genannt? „Weil ich der Löwenwärter bin." Es gelang Feßler, die Sache dem Kaiser zur Anzeige zu bringen. Eine Untersuchung fand statt, welche die größten Abscheulichkeiten zu Tage brachte. Einer der „Löwen" hatte 42 Jahre in dem schrecklichen Kerker zugebracht, weil er auf wiederholte Beschimpfungen von seiten des Guardians diesem mit ein paar Ohrfeigen geantwortet; ein anderer hatte binnen einem Jahre 600 Ochsensehnenhiebe erhalten, weil er sich die Schriften Gellerts, Rabeners und Wielands zur Lektüre

verschafft hatte. Noch ärgere Grausamkeiten wurden in den Gefängnissen der Nonnenklöster entdeckt. Joseph II. gab Fesslern eine theologische Professur am Seminar zu Lemberg, aber die unausgesetzten Machenschaften der Mönche und Jesuiten verleideten ihm diese Stellung bald. Charakteristisch für den österreichischen Adel von damals ist es, daß der Gubernialrath Graf Kalenberg bei Fesslers eintreffen in Lemberg öffentlich über diesen äußerte: „Der Mensch von gemeiner Herkunft kann nichts ordentliches gelernt haben.“ Fessler ging, zum Protestantismus übergetreten, nach Berlin und später nach Russland, wo er nach Ueberstehung zahlloser Widerwärtigkeiten bei der Verwaltung des lutherischen Kirchenwesens eine geachtete Stellung erhielt. Während seines Aufenthaltes in Preußen hatte er sich angelegentlichst mit der Freimaurerei befasst und sich, wie er sagt, bemüht, „täuschendes Gradewesen, Geheimnisskrämerei und Mysteriokrysie aus den Logen zu verbannen.“ Dies führt uns auf das Geheimbundwesen des Jahrhunderts.

Es war die Zeit der Mysterien. Auf der einen Seite hatte der intrikenhafte Charakter der Politik den Sinn für freie Bewegung in der Oeffentlichkeit vernichtet, auf der andern suchte und fand die übersättigte Genussucht in dem Spiele mit Geheimnisskram eine neue Reizung. Sodann wusste der Jesuitismus in den geheimbündlerischen Zettel ganz vortrefflich den Einschlag seines Obskurantismus zu verweben, listige Abenteurer fischten mittels des aus Mystik und Sinnlichkeit gewobenen Netzes in den Taschen von Gimpeln und endlich machte auch die Aufklärung den Versuch, den Geheimbundapparat zu ihrem Vortheile zu benützen, was aber misslingen musste, weil die Idee der Freiheit zu ihrem gedeihen schlechterdings Licht und Luft und Oeffentlichkeit nöthig hat. Die Grundlage der Geheimbündlerei war der Freimaurerorden, dessen hervorgehen aus den mittelalterlichen Bauhütten wir früher berührt haben. Er stand in Deutschland in so hohem Ansehen, daß eine Menge durch Geist, Gemüth und Lebensstellung ausgezeichneter Männer durch die Brüderschaft desselben verbunden waren. Wir erinnern nur an Wieland, Herder, Göthe und an Friedrich den Großen, welcher als Kronprinz Maurer geworden war und den Orden auch als König begünstigte, bis er kurz vor dem siebenjährigen Kriege austrat, weil ihm die mystische Spektakelei, zu welcher die Logen missbraucht zu werden anfingen, höchlich missfiel. Auf diesen Missbrauch gründeten die Industrieritter, deren Glanzperiode damals aufging, ihre gaunerischen Spekulationen. Die Geheimnisssucht, welche sich, vielfach mit der pietistelnden Richtung verwoben, der Gesellschaft bemächtigt hatte, kam ihnen zur Hilfe. Man wollte Wunder haben und es fanden sich Leute, welche Wunder wirkten. Von Wien aus veröffentlichte Mesmer um 1775 die Beobachtungen, welche er bezugs der magnetischen Materie gemacht haben wollte, und der angeblich wissenschaftlichen

Seite des Magnetismus gesellte sich alsbald eine mystische. Zur gleichen Zeit führte Gassner das schon erwähnte Skandal seiner Wunderheilkunst auf. Etwas früher hatte der leipziger Kaffeewirth Schrepfer seine Geisterbeschwörungspossen getrieben, aber, von der Wucht seiner Gaunereien erdrückt, zum Selbstmorde greifen müssen (1774). Der Wundermann Graf Saint-Germain, Alchymist und Diamantenverfertiger, welcher mit seinen Künsten und seinem Diamantenschatz eine Weile Ludwig XV. und die Pompadour ergötzt hatte, berührte ebenfalls den deutschen Boden, indem er seine letzten Tage bei dem Prinzen Karl von Hessen, Statthalter von Schleswig-Holstein, verlebte und um 1784 in Eckernförde starb, ein noch immer nicht ganz gelöstes Räthsel, ein Räthsel desshalb, weil er aus der Wunderthäterei durchaus kein Gewerbe machte. Ganz anders der Venetianer Kasanova, dessen wir schon zu gedenken Gelegenheit hatten und der wenigstens nur in Frankreich eine wundersüchtige Närrin fand, die Marquise d'Urfé, welche sich eine Million abschwindeln ließ, in dem Glauben, verjüngt und von dem Monde schwanger zu werden. Dagegen eröffnete der Sicilianer Balsamo, bekannt unter dem Namen Graf Kagliostro, seine glänzende Gaunerlaufbahn in deutschen Kreisen, zu Mietau in Kurland, wo freilich seine begeisterte Verehrerin, die Frau von der Recke, bald auch seine Entlarverin wurde. Göthe hat den Wundermann auf der Höhe seiner Laufbahn, bei Gelegenheit der berüchtigten pariser Halsbandgeschichte, welche der Königin Maria Antoinette so großen Schaden that, als Groß-Kophta dramatisch in Scene gesetzt. Später verschwand er in den Gefängnissen der römischen Inquisition. Gerade er kann uns zeigen, wie die mystisch-gaunerische Geheimnisselei die schwärmerisch-religiöse Richtung anzog. Denn wir haben gewiß das Recht, zu sagen, daß die letztere keinen würdigeren Vertreter besaß als Lavater aus Zürich, und dieser glaubte steif und fest an Kagliostro's Wunderkraft. „Wer wäre größer als er?“ rief Lavater aus, „wenn er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums.“ Er suchte 1781 den Wundermann in Straßburg auf, aber Kagliostro ließ ihn derb genug abfahren, indem er zu ihm sagte: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht.“ Auch vor Gassner hegte Lavater den größten Respekt und schrieb an ihn: „Lasst uns stille, stille unsere Seelen einander mittheilen — die Welt ist's auch nicht werth, daß wir die Kraft Gottes ihr vor die Füße werfen.“ Der wundersüchtige züricher Prophet ward mehrmals gräulich mystificirt, wie durch jenen halbtollen Grafen Thun aus Wien, der ihm die Geschichte von dem Besuche des Geistes eines schon vor Christi Geburt abgeschiedenen jüdischen Kabbalisten, Namens Gablidone, mittheilte, an welcher sich Lavater höchlich erbaute. Der kabbalistisch-theosophisch-goldmacherische Charlatanismus wurde übrigens bis in's

19. Jahrhundert hinein in Deutschland aufrecht erhalten, namentlich durch den gelehrten Sonderling Beireis, Professor zu Helmstädt, welcher unter anderem behauptete, einen Diamant von 6400 Karat Gewicht zu besitzen, den der Kaiser von China bei ihm versetzt hätte.

Alle derartigen Erscheinungen waren, wir wiederholen es, mit der Freimaurerei enge verflochten. Ungefähr seit 1760 begann sich innerhalb der letzteren eine sogenannte Geheimlehre auszubilden, die darauf hinauslief, daß uralte geheime Weisheit, von Moses und Zoroaster herstammend, mittels des Templerordens auf einen gewissen Christian von Rosenkreuz vererbt worden sei. Diese Disciplin besitze das Geheimniß des Steins der Weisen, d. h. der Verwandlung unedler Metalle in Gold und der Bereitung des Lebenselixirs. Leute, namentlich aus den höheren Ständen, welche mühelos in den Besitz solcher mit sehr reellen Vortheilen verbundener Weisheit zu gelangen suchten, drängten sich also den Logen zu, die seit Aufhebung des Jesuitenordens durch Ganganelli (1773) den Kryptojesuiten zum Haupttummelplatze dienten. Die pfiffigen Gauner stifteten die sogenannten „inneren Systeme“ und das System der „strikten Observanz“, wo außer den herkömmlichen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen statuirt und mit rosenkreuzerischen Symbolen, Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischen Ceremonien kurzsichtige und vertrauensvolle Mysteriensüchtlinge geblendet und genasführt wurden. Die Maurer der strikten Observanz waren zu striktem Gehorsam gegen die unbekannten Oberen verpflichtet, deren geheimnißvolles Haupt unter dem Titel des Eques a penna rubra (Ritters von der rothen Feder) verehrt wurde. Diese Oberen waren aber keine anderen als die Jesuiten, welche die vornehmen deutschen Wundersüchtigen zu ihren Zwecken benützten. Der darmstädter Oberhofprediger Starck, ein niederträchtiger Schurke, dann ein Baron von Hundt, endlich ein gewisser Becker, in den Logen unter dem Namen Johnson bekannt, spielten Hauptrollen in diesem Treiben. Johnson gab vor, von den geheimen Oberen zu Old-Aberdeen in Schottland nach Deutschland gesandt worden zu sein, um den Freimaurerorden zu reformiren, und es gelang ihm, die Brüder von der strikten Observanz 1764 zu diesem Zwecke auf einem Kongresse zu Kahla bei Altenburg zu versammeln. Hier wurde der Herzog Karl von Braunschweig zum Großmeister gewählt. Johnson behauptete, von Friedrich dem Großen auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden, stellte deßhalb bei dem Kongresse Brüder in Templerrüstungen als Vedetten aus und machte sich, während diese Patrouille ritten und die übrigen ihren lächerlich-wichtigen Ceremonien oblagen, mit der Ordenskasse unsichtbar. Die jesuitisch-aristokratische Tendenz des Systems der strikten Observanz erfuhr aber von seiten der aufklärerischen Maurerei heftigen Widerstand und auf dem großen Freimaurerkonvent im Wilhelmsbad bei Hanau im

Jahre 1782 unterlag es der von J. J. C. Bode und dem Freiherrn von Knigge geführten Opposition, so daß statt seiner das System der sogenannten eklektischen Maurerei für die deutschen Logen angenommen wurde. Die Führer dieser Richtung erklärten offen, der Zweck des Ordens sei die Vernichtung alles Aberglaubens und aller Despotie.

Hierin fiel die Freimaurerei mit dem Illuminatenorden zusammen, welcher von dem ingolstadter Professor Adam Weishaupt in Verbindung mit dem Studenten Zwackh 1776 gestiftet wurde, schon 1778 in Baiern, Franken und Tirol zwölf Logen zählte und in Wien Männer wie Sonnenfels zu Mitgliedern hatte. Der Illuminatismus war der entschiedene Gegensatz des Jesuitismus. Wenn dieser behauptete, auf die „Ausbreitung des Reiches Gottes“ hinzuarbeiten, so setzte sich jener die „Vervollkommnung des Menschen“ zum Ziele, wesshalb sich auch die Illuminaten anfangs Perfektibilisten nannten. Zur Erreichung des genannten Zweckes sollten Menschen jeden Standes, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer religiösen Meinungen und Bekenntnisse, in einen Bund vereinigt werden. Unter alle Klassen sollte Bildung verbreitet und die regierenden Herren unter Vormundschaft des Ordens gebracht werden dadurch, daß man sie mit Ordensbrüdern, d. h. mit Männern von erprobter Rechtschaffenheit umgäbe, welche die Wahrheit liebten und Muth genug besäßen, sie den Machthabern zu sagen. Freilich, wenn dem oben gelegentlich erwähnten prinzlichen Mystagogen, dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, zu glauben wäre, so hätte der Orden der „Erleuchteten“ noch ganz andere, d. h. entschieden revolutionäre Zwecke verfolgt. Der Landgraf erzählt nämlich in seinen „Denkwürdigkeiten“ — sie erschienen 1866 — daß einer der Häuptlinge der Illuminaten, Bode, im Jahre 1783 zu ihm nach Kassel gekommen sei, um mit ihm über diesen neuen Orden zu verhandeln, und fährt dann also fort: „Die nächsten Zwecke schienen zum guten zu führen, das Endziel aber war der Umsturz der Kirche und der Throne. Herr Bode war ein sehr rechtlicher und wohlgesinnter Mann. Er übergab mir die betreffenden Papiere, indem er sagte: „Dies ist ein Plan, welcher das Unglück der Menschheit herbeiführen kann, wenn er in schlechte Hände fällt; aber wenn er durch einen wohldenkenden Mann geleitet wird, kann er auch viel gutes bewirken. Ich lege ihn in Ihre Hände, da ich dazu die Vollmacht des Ordens besitze, und Sie werden sich hoffentlich entschließen, einer seiner Vorsteher zu werden. Namentlich soll Norddeutschland, Dänemark, Schweden und Russland gänzlich von Ihnen regiert werden.“ Er ließ mir die Papiere und wollte später wiederkommen, um meine Befehle entgegenzunehmen. Ich durchlief die Papiere so rasch ich konnte, indem ich Gott von Herzensgrund bat, mich in einer für das Wohl der Welt so wichtigen Sache richtig zu leiten. Ich sah bald, um was es

sich handelte, und meine erste Regung war, zu zeigen, wie sehr ich die Gräuel verabscheute, die sich darin fanden. Aber bald fühlte ich wie Bode, was für Unheil in ehrgeizigen und selbstsüchtigen Händen daraus erwachsen könnte. Es war ein vollständiger Plan zur Einführung des Jakobinismus." Der Gebrauch dieses Wortes verräth deutlich, daß der fromme Landgraf und Freimaurer die Eindrücke, welche er später von den Ereignissen der französischen Revolution empfing, in seinen Erinnerungen auf die harmlosen Zukunftsträumereien der Illuminaten übergetragen hat. Oder aber muß man annehmen, daß schon jahrelang vor dem Ausbruche der ersten französischen Revolution das seither so allgemein bekannt und als Regierungsmittel so äußerst beliebt gewordene „rothe Gespenst" in schwach organisirten Gehirnen wunderbarlicher Weise gespukt habe. Historisch steht fest, daß der Freiherr von Knigge dem Illuminatismus eine festere, auf maurerische Formen basirte Organisation gab und sich bemühte, die illuminatischen Tendenzen völlig mit der Freimaurerei zu verschmelzen. Es gelang aber den wuthschnaubenden Jesuiten und Rosenkreuzern, welche den bairischen Hof beherrschten, bald, die Vorschritte, welche der Illuminatismus machte, zu hemmen. Schon 1784 erging ein allgemeines Verbot der geheimen Orden, im folgenden Jahre wurde der Illuminatenorden speciell verboten und gegen seine Leiter eine gehässige Verfolgung eingeleitet, welche sich, unter dem Vorwande, die Illuminaten zu verfolgen, gegen alle lichteren Anschauungen und alle edleren Strebungen der Zeit richtete und, um die dickste altbairische Finsterniß wieder herbeizuführen, die Missregierung des namenlos lüderlichen Kurfürsten Karl Theodor zu einer fluchwürdigsten machte. Schurken der infamsten Gattung, wie der Beichtvater des Kurfürsten, der Jesuitenpater Frank, und der Geheimrath von Lippert, wussten alle Männer von Ehre aus der Umgebung Karl Theodors und alle Männer von aufgeklärter und patriotischer Denkart aus der Regierung zu verdrängen und ihren Betreibungen war es vornehmlich zuzuschreiben, daß behufs der Ausrottung der Ketzer ein förmliches geheimes Inquisitionstribunal eingerichtet wurde, welches in dem verrufenen „gelben Zimmer" der münchener Hofburg seine Sitzungen hielt und unsägliches Elend über Baiern gebracht hat.

Und doch lag gerade in diesem Lande der mittelalterliche Wust und Unflat so bergehoch aufgehäuft, daß ein Regent, in welchem auch nur ein Fünkchen von Einsicht und Gewissen glimmte, alles aufbieten musste, um in diesem Chaos von Afterglauben, Rohheit und Lüderlichkeit einiges Licht und einige Ordnung zu schaffen. Der reisende Risbeck lässt uns in seinen nach eigener Anschauung entworfenen Schildereien mitansehen, wie es dazumal im „frommen" Baierland zu- und herging. „Bürger, Beamte, Geistliche, Studenten und Bauern, alles begrüßt sich mit

Schimpfnamen, alles wetteifert im saufen und überall steht neben der Kirche eine Schenke und ein Bordell." Und in Kirchen, Schenken und Bordellen äußerte sich grobe Völlerei und plumpe Unzucht gleich schamlos. „Da wühlt ein Pfaff mit der Hand in eines Mädchen schönem Busen, der zur Hälfte mit einem Skapulier bedeckt ist. Dort sitzt ein schönes Kind und hält in der einen Hand den Rosenkranz und in der andern den Priap. Die fragt dich, ob du von ihrer Religion seiest; denn mit einem Ketzer wollte sie nichts zu schaffen haben. Jene hörst du mitten in der Ausgelassenheit von ihren geistlichen Bruderschaften, ihren Wallfahrten, ihren gewonnenen und noch zu gewinnenden Ablässen sprechen. Der glänzendste Auftritt dieser Art geschah in der berühmten Marienkirche zu Oetting, wo ein reicher Pfaff vor dem Altar der wunderthätigen Maria in der Nacht eine Jungferschaft eroberte, auf die er schon lange Jagd gemacht und die er nicht anders als auf dieser Wallfahrt erbeuten konnte." Sothane Frömmigkeit erklärt sich aber sehr leicht und einleuchtend aus der Art und Weise, wie dem armen Baiervolk das „Wort Gottes" zu jener Zeit gepredigt wurde. Der reisende Nikolai, dessen Wahrhaftigkeit bekanntlich keinem Zweifel untersteht, hat im Anhange zum 6. Bande seines Reisebuches eine „Rosenkranzpredigt" mitgetheilt, welche am 3. Oktober 1779 zu Bogenhausen bei München der sogenannte „Wiesenpater" gehalten und deren erwecklicher Eingang also gelautet hat: „Ja, ja, es ist schon so, honettes Landvolk, liebe Christen! es ist schon so, der H. Rosenkranz überg'wältigt die Höllen-Schanz. Der H. Rosenkranz ist die wahre Teuffelsgeissel, der H. Rosenkranz ist die scharfgeladne Seeln-Pistolen wider alle Anfechtungen, der H. Rosenkranz ist der sichere Köder der allerheiligsten Mutter Gottes, mit dem Sie die Menschen, welche Sie damit verehren, aus der stinkenden Pfitzen des Teufels in den Himmel hinaufangelt. Er ist ihr scharf-schneidend damascirter Sabel, mit dem Sie der höllischen Schlang den Schweif abgehauen hat. Schleift's ihn brav, schleift's ihn brav! liebe Christen! haut's zu damit auf dem Teufel, haut's zu damit in eurer Jugend, daß er euch eure Unschuld nicht nehmen kann, haut's zu damit in eurem ledigen Stand, daß er euch zu keiner Unkeuschheit verführt, haut's zu damit in eurem verheurathen Stand, daß er euch nicht, als wie den Davidl zum Ehebrecher macht, haut's zu damit auf eurem Todt-Beth, dann da wird er euch am ärgsten zuesetzen. Merkt's auf, ich will euch ein Exempl, gar ein schön's Exempl will ich euch erzählen, was der Teufel auf dem Todt-Beth, sogar bey die heiligen Leuten für Spitzbuebereyen treibt: Einer H. Abtissin von der H. Klara seind bey ihrem Todt-Beth so viel Teufelen erschienen, als Bäum im nächsten Wald drausen seind. Was thuet die H. Abtissin? den H. Rosenkranz hat's in die Händ g'nommen, hat die Muetter-Gottes ang'ruefen, und da Schauts her, die H. Engel seind vom Himmel

kommen, ein jeder einen H. Rosenkranz in der Hand. Was haben's gethan damit? auf Teufel'n haben's damit zueg'schlagen und haben's zum Plunder g'jagt. Noch eine andere H. Abtissin hat 7 Ampeln um ihr Todt-Beth herum angezent, um vom teuflischen Versuechungen unangefochtener zu bleiben. Was geschicht? der Teufel löscht ihr alle 7 Ampeln aus, die H. Abtissin aber greift nach dem H. Rosenkranz, schlagt'n dem Teufel in d' Fressen hinein und jagt ihn zum Loch aus. Liebe Bauren! liebe Christen! So merkt's euch's also, und lasst's euch nicht von H. Rosenkranz, er ist unsere beste Haus- und Seel'n Artzteney, es wird euch wohl thuen auf der Reiß in d' Ewigkeit, wenn ihr euch, als wie der Fuhrmann mit der Geißel, einen offnen sichern Weeg vorn'n Teufel damit verschaffen könnt, nur diese H. Seel'nmedicin lass't in euren Hausapodekl nicht ausgehen, probatum est, es hilft, es reinigt euch von euren Sünden, wie das beste Trankl aus der himmlischen Hofapodecken. Aber, meine lieben Christen! auf einmal hilft euch diese obwohl köstliche Medicin nicht, öfters, alle Tage müest ihr's brauchen, ihr müest auch unter dieser H. Kurzeit bisweilen ein Gewissenslaxativ, eine H. Beicht vornehmen, diese kostbare Goldtinktur der H. Christ-Katholischen Kirchen müest ihr nicht verabsaumen; wenn Spöttler und Frevler sagen, es nutzt euch nichts, kehrths euch an die Spitzbueben G'sichter, an die freygeisterische Höllen-Hund nicht!“

Derweil in Baiern also gegen die Aufklärung geeifert und gegeifert wurde, erfolgte auch in Preußen die große Reaktion unter Friedrich Wilhelm II., der von den jämmerlichen Obskuranten Wöllner und Bischofswerder geleitet wurde. Der letztere hatte sich dem König, während dieser noch Kronprinz war, durch Bereitung künstlicher Stimulantien, der sogenannten „Diavolini“, unentbehrlich zu machen gewusst und ihn tief in die Netze mystischer Ordensgaukeleien verstrickt, so tief, daß er und seine Kreaturen es unbedenklich wagen durften, die leichthandirliche Majestät mit dem handgreiflichsten Betrug von Geisterbeschwörungen zu äffen und zu ängstigen. Es existirt eine Erzählung aus dem Munde der Gräfin Lichtenau, wodurch wir erfahren, daß Friedrich Wilhelm durch eine solche mit der plumpsten Taschenspielerei veranstaltete Geistercitation, wobei man ihn Mark Aurel, Leibnitz und den großen Kurfürsten sehen ließ, in die lächerlichste Todesangst versetzt wurde.

Während aber in Berlin, das kaum noch der Hauptsitz friedrichischer Aufklärung gewesen, die rosenkreuzerische Verdummung und Gaunerei ihre schmachvollen Triumphe feierte, schuf zu Königsberg der einsame Denker Kant Gedanken, die mit himmelstürmender Kühnheit die ganze bisherige Weltanschauung zu vernichten drohten, umgab sich in den schweizerischen Alpenthälern Pestalozzi mit einer Schar von Bettelkindern, um mit himmlischem Erbarmen das Evangelium der Bildung den Armen

und Verachteten zu verkünden, wirkten Wilhelm Ludwig Wechherlin, der undankbar vergessene Verfasser des „Grauen Ungeheuers", welcher die satirische Geißel das Pfaffen- und Junkerthum so unerbittlich fühlen ließ, A. G. F. Rebmann, K. F. Moser, A. A. F. Hennings und viele andere an verschiedenen Orten Deutschlands rastlos im Sinne der Freiheitsidee. Ueberall drängten sich die schroffsten Kontraste zusammen, oft auf dem engsten Raume. Wir erinnern nur, um dies zu veranschaulichen, an die Rheinreise, welche der junge Göthe im Jahre 1774 mit Lavater und Basedow machte. Göthe, der den spinozistischen Pantheismus mit der ganzen Glut seiner Poesie erfüllte; Lavater, der reinliche Schwärmer, welcher die Losung hatte: „Entweder Christ oder Atheist"; Basedow, der kynische Tabakschmaucher und rücksichtslose Feind der Trinität, diese drei im Wagen, zu Schiffe, in Gesellschaften vereinigt, jeder in seiner Art das eigenste Wesen frei gewähren lassend. Was für ein hübsches Genrebild stellt sich uns dar, wenn wir uns die drei vergegenwärtigen, wie sie zu Koblenz an der Wirthstafel sitzen: — Lavater einem Landpfarrer von den Geheimnissen der Offenbarung Johannis vororakelnd, Basedow sich abmühend, einem orthodoxen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein ganz unzeitgemäßer Brauch sei, Göthe inzwischen in behaglichstem Realismus genießend, was das Leben gerade bot [8]).

Göthe's auftreten war nicht allein für die Literatur, sondern auch für den geselligen Ton epochemachend. Der genialste Repräsentant unserer literarischen Sturm- und Drangperiode, warf er überall, wo er erschien, die Schranken der Philisterei vor sich nieder. Das sieghafte seiner Erscheinung bezeugt auf charakteristische Weise ein Brief Wielands an Jakobi vom 10. November 1775. „Dienstags den 7. d. M. ist Göthe in Weimar angelangt (wohin er bekanntlich auf die Einladung des jungen Herzogs Karl August gekommen). O, bester Bruder, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tag an der Seite des herrlichen Jünglings bei Tische saß. Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgensonne." Der junge Herzog, neben Kaiser Joseph weitaus der liberalste und humanste Fürst jener Zeit, schloß mit Göthe den trautesten Freundesbund und ging mit Leidenschaft auf den Ton des Dichters ein, so daß am weimarer Hofe in den Jahren 1775—76 eine wahre Geniewirthschaft eingerichtet wurde, gegen deren kraftgeniallustigen Ton auch die Herzogin-Mutter, die gemüth- und geistvolle Amalia, welche mit Wieland den Aristophanes las, nicht viel einzuwenden hatte. Wieland, der, wie er sich ausdrückte, Göthe „vor Liebe hätte fressen mögen", bezeichnete das ungebundene Genietreiben zu wiederholten malen mit dem Worte „wüthig". Die Genies, Göthe voran,

griffen, wenn sie sich in Versen äußerten, mit Vorliebe zum guten alten Knüttelvers und ihre Prosa hatte etwas springendes, ungenirt drolliges, so zu sagen etwas sansculottisches. Einem Briefe Wielands an Merck vom 5. Januar 1776 fügte z. B. Göthe die Nachschrift bei: „Ist mir auch sauwohl geworden, dich in dem freiweg Humor zu sehen. Ich treib's hier freilich toll genug. Wir machen Teufels Zeug. Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage.“ Auch für die Liebesbriefe kam ein ganz neuer Stil auf. Das war nicht mehr der seidenglatte, durch zierlich geschnörkelte Perioden mit Menuettpas hinschreitende Stil, in welchem die Daphnisse und Myrtille an die Chloen und Thisben geschrieben hatten, das war der leidenschaftlich hingeworfene Aphorismus, das brennendste Gefühl in wenige Worte gießend. „Liebe Frau“, schreibt Göthe im Januar 1776 an Charlotte von Stein, „leide, daß ich dich liebhabe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen. Will dich ungeplagt lassen. Adieu, Gold! Du begreifst nicht, wie ich dich liebhabe.“ Das Lustschloß Ettersburg und das Dorf Stützerbach waren die Hauptschauplätze der Auslassungen jugendfrischer Unbändigkeit, welche sich in dem Wechsel von Jagden, Trinkgelagen, Komödien- und Liebesspiel gefiel. Daneben ein beständiges kommen und gehen von wandernden „Genies“, welche oft in einem Aufzug zu Weimars Thoren einzogen, der es nöthig gemacht haben soll, daß Bertuch, des Herzogs Schatzmeister, in seine Rechnungen eine stehende Rubrik einführte, welche mit an deutsche Genies ausgetheilten Hosen, Westen, Strümpfen und Schuhen ausgefüllt war (?). Es wird gemeldet, die Träger des deutschen Genius von damals hätten überhaupt vom Eigenthum sehr kommunistische Begriffe gehabt und sich erlaubt, alles, was ihnen beim Besuch auf eines andern Zimmer gefiel, ohne weiteres zu „schießen“. Göthe soll oft zu Bertuchs Frau geschickt haben, um sich ein Schnupftuch, oder in die herzogliche Garderobe, um sich weiße Kannevashosen und Weste, obligate Artikel der Genietracht, holen zu lassen. Die Brüder Stolberg erschienen und fanden am herzoglichen Hofe mit ihrem walddursprünglichen Teutonismus weniger Anstoß als bei den züricher Bauern, von denen sie kurz zuvor fast gesteinigt worden wären, als sie sich in ihrem Natur- und Bad-Enthusiasmus bei hellem Tage nackt am Ufer der Sihl umherjagten. Auch die straßburger Genossen Göthe's fühlten sich von der Atmosphäre seines weimarer Glückes angezogen. Der halbtolle Lenz kam und meldete seine Ankunft dem Freunde mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen und sucht, wo er seinen Fuß hinsetze.“ Auch Klinger, dieses seltsame Gemisch von granitnem Stoicismus und rousseau'scher Naturschwelgerei, kraftgeisterte in Weimar. Er las eines Tages der Gesellschaft bei Göthe aus seinen neuen Dichtungen vor, bis Göthe auf-

sprang und mit den Worten davonlief: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Klinger ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern steckte ruhig sein Manuskript ein und sagte nur nachdenklich: „Kurios! Das ist nun schon der zweite, mit dem mir das heute begegnet ist." Auch Industrieritter und Gauner machten ihre Aufwartung. So z. B. der als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrnhut gestorbene Schweizer Kaufmann aus Winterthur, welcher sich bemühte, eine Rolle à la Kagliostro zu spielen, und über dessen Thüre Göthe das Epigramm schrieb: „Ich hab' als Gottes Spürhund frei mein Schelmenleben stets getrieben; die Gottesspur ist nun vorbei und nur der Hund ist übrigblieben." Später klärte sich das weimarer Leben vom brausenden Moste der Genialität zu edler Geselligkeit und maßvoller Sitte. Der Name der kleinen Stadt, welche die Ehre hatte, Wieland, Göthe, Herder und Schiller in ihren Mauern zu herbergen, ist unauflöslich mit der Glanzperiode unserer Literatur verbunden. Ebenso der Name Karl Augusts, dessen Freundschaft mit Göthe dem deutschen Sinne nicht minder zur Ehre gereicht als die Freundschaft Göthe's und Schillers, welche, mit Wilhelm von Humboldt zu sprechen, „ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt hat."

Die Umgangssprache der gebildeten Gesellschaft in den 70ger Jahren wechselte zwischen der götz'schen Durtonart und der werther'schen Molltonart. In dem weimarer Genieleben schlug die götz'sche Derbheit vor, wogegen die göttinger Hainbündler die Sentimentalität, und zwar mehr noch die der Freundschaft als die der Liebe, zum Extrem steigerten. Die Freundschaftlerei, eng zusammenhängend mit der empfindsamen Tendenz, welche der aus England geholte sterne'sche Humor in unsere Literatur gebracht hatte, war insbesondere durch Gleim und seine Freunde ausgebildet worden, welche den mittels warmbrüderlicher Briefwechselei vor sich gehenden breiweichen Gefühlsaustausch als eine Art Kultus trieben. Die überstiegenste Form nahm dieser im Hainbund an, wo das empfindsame Pathos oft geradezu in flagrante Lächerlichkeit umschlug. Auch hiervon eine Probe. Voß, dessen eigenstes Wesen die von der Sentimentalität himmelweit entfernte norddeutsche Knorrigkeit war, schilderte in einem Briefe den Abschied der Stolberge von den Hainbündlern also: „Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an — des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich — die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und suchten uns wehmüthiger zu machen." Wie muß der wackere Voß später gelächelt haben, wenn er sich dieses thränenseligen Enthusiasmus für einen Menschen wie Fritz

Stolberg erinnerte, der durch seine Apostasie von der Sache der Vernunft den Grimm des Jugendfreundes so heftig reizte. Stolberg verscholl in dem mystisch-pietistischen Kreise, welchen die Fürstin Amalie von Gallitzin zu Münster um sich gesammelt hatte und in welchem auch Hamann sein unstätes Schmarotzerleben beschloß. Jener Kreis bildete mit seinem christlich aufgebauschten Platonismus und seiner aristokrätelnd-katholisirenden Frömmigkeit einen direkten Gegensatz zu Weimars heiterem Musenhof. Dieser brachte die Theilnahme, welche die gebildetere Gesellschaft auf der Gränzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts dem ästhetischen Gebiete zuwandte, in höchster Potenz zur Anschauung. Wir kalten Epigonen verstehen es kaum mehr, wenn eine Dame der weimarer Societät, Frau Amalie von Voigt, in ihren Erinnerungen sagt: „Nach den ersten Vorstellungen des Wallenstein begriff man gar nicht, wie man an etwas anderes als an das Schicksal von Max und Thekla, dem die heißesten Thränen flossen, denken könnte und sogar essen wollte!“ Ein schöner Triumph ward Schillern, als er im Herbst von 1801 zur ersten Aufführung seiner Jungfrau von Orleans nach Leipzig gekommen war. „Das Haus war ungeachtet des heißen Tages zum erdrücken voll, die Aufmerksamkeit höchst gespannt. Kaum rauschte nach dem ersten Akte der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges: Es lebe Friedrich Schiller! wie aus einem Munde erscholl und Paukenwirbel und Trompetengeschmetter sich in den Jubelruf mischten. Der Dichter dankte aus seiner dunkeln Loge mit einer Verbeugung, so bescheiden, daß ihn nur wenige gewahr wurden. Nach der Beendigung des Stückes strömte daher alles herbei, ihn zu sehen. Der weite Platz vor dem Schauspielhause bis hinab nach dem ranstädter Thore war dicht gedrängt voll Menschen. Als er aus dem Hause trat, war augenblicks eine Gasse gebildet. Das Haupt entblößt! erscholl es von allen Seiten und so ging der Dichter durch die Schar seiner Bewunderer, die mit abgenommenen Hüten ihn begrüßten, hindurch, während hinter ihm Väter ihre Kinder in die Höhe hielten und riefen: Dieser ist es!“

Zum Schlusse des Kapitels wollen wir, um noch einige weitere Seiten von dem Sitten- und Kulturleben des Jahrhunderts zu berühren, ein verlottertes deutsches Genie auf seiner Vagabundenlaufbahn eine Strecke weit begleiten. Wir meinen den Pfälzer Friedrich Laukhard (geb. 1758), dessen umfangreiche Selbstbiographie 1792—97 erschien. Ueber die pfälzischen Schulen, worin Laukhard seine Vorbildung auf die Universität erhalten hatte und denen die des übrigen Deutschlands so ziemlich glichen, sagt er: „Für die katholische Jugend war Kanisii Katechismus das Orakel der Religion. Das Latein lernte man aus Alvari's Rudimenten und aus einigen verstümmelten Autoren. Die Geschichte wurde aus einem Lehrbuche vorgetragen, wo auf der einen Seite im ab-

geschmacktesten Latein und auf der andern im fürchterlichsten Deutsch die Begebenheiten nach jesuitischen Grundsätzen mit einer Menge Fabeln und Verdrehungen erzählt sind. Ganz früh sucht man den zarten Gemüthern allen nur möglichen Haß gegen Ketzer und Neuerungen einzutrichtern. Kommt daher so ein Mensch aus einer pfälzisch-katholischen Schule, so ist er kraß wie ein Hornochse. Die lutherischen und reformirten Schulen sind noch zehnmal elender. Da dociren nicht einmal Leute, die ein bissel Latein verstünden. Die Schulmeister ahmen überhaupt ihren Herren Pfarrern nach, legen sich auf die faule Seite und auf's saufen.“ Laukhard trieb sich, der Schule entwachsen, auf mehreren Universitäten um und seine Schilderungen derselben zeigen uns, wie viel mittelalterliche Rohheit an den sogenannten Musensitzen noch immer zu Hause war. „Der Ton der Studenten oder Bursche zu Gießen war ganz nach dem von Jena eingerichtet und zwar durch die vielen relegirten Jenenser, die dahin kamen. Wer ein honoriger Bursch sein wollte, ging wenigstens des Abends in eine der vielen Bierkneipen — die rheinische Maß Bier kostete zwei Kreutzer — soff bis zehn oder elf Uhr und schob hernach ab. Da man es für Pedanterei hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen, so wurde von Burschen-Affairen diskurirt und größtentheils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhardts-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuskript da war. In Gießen waren die Kommerse erlaubt und wir haben vielmals auf der Straße kommersirt. Die meisten Studenten traten einher wie die Schweine. Ein Flausch war des Burschen Kleid, Sonntag und Werktag. Dazu trug er lederne Beinkleider und lange Reiterstiefel. Schlägereien waren gar nicht selten und man schlug sich auf öffentlicher Straße. Der Herausforderer ging vor das Fenster seines Gegners, hieb einige mal mit seinem Hieber in's Pflaster und schrie: Pereat N. N. der Hundsfott, der Schweinekerl! Nun erschien der Herausgeforderte, die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, die Raufer kamen in's Karcer und so hatte der Spaß ein Ende. Zu den groben Unanständigkeiten, welche in Gießen Mode waren, gehörten die Generalstallung und das wüste Gesicht. Jene wurde so veranstaltet, daß zwanzig, dreißig Studenten, nachdem sie in einem Bierhause den Bauch weidlich voll Bier geschlungen hatten, sich vor ein Haus, worin Frauenzimmer waren, hinstellten und nach ordentlichem Kommando und unter einem Gepfeife, wie es bei Pferden gebräuchlich ist, sich viehmäßig erleichterten. Das garstige oder wüste Gesicht war eine Larve von scheußlichem ansehen, welche an einem Bündel zusammengerollter Lappen auf einer hohen Stange befestigt war. Mit dieser Larve trat der Student Abends vor ein Haus, wo die Leute im zweiten Stocke wohnten, und klingelte. Kam nun jemand an's Fenster,

zu fragen, wer da wäre, so hielt man ihm das wüste Gesicht vor, worüber dann die guten Leute zum Tode erschracken [9]). Die fieberhafte Hitze, brav Hefte nachzuschmieren, plagte die gießener Studenten nicht. Auf anderen Universitäten hab' ich immer rüstige Hefteschreiber gefunden, nirgends aber ärger als in Halle, wo die Studenten viele Quartbände mit akademischer Kollegienweisheit anfüllten. Im übrigen war der Ton der Hallenser sehr rüde. In Jena hatte jeder Bursch' seine sogenannte Charmante, d. h. ein gemeines Mädchen, mit welchem er so lange umging, als er da war, und das er bei seinem Abzug einem andern überließ. In Göttingen hingegen suchte der Student bei einem vornehmeren Frauenzimmer anzukommen und machte demselben seinen Hof. Gemeiniglich blieb es beim Hofmachen und hatte keine weiteren Folgen, als daß dem Galan der Geldbeutel tüchtig ausgeleert wurde. Manchmal ging das Ding freilich weiter und es folgten lebendige Zeugen einer Vertraulichkeit, die eine Ritterstochter oft ebenso bezaubernd fesselte als eine gefällige busenreiche Aufwärterin."

Zu Laukhards Zeit stand auch das akademische Ordenswesen in Blüthe. Der geheimbündlerische Hang des Jahrhunderts konnte die Studentenwelt nicht unberührt lassen und es entstanden in ihrer Mitte Orden, welche von der Freimaurerei ihre Formen und Formeln entlehnten. Einer der ältesten dieser Bünde war der 1746 zu Jena begründete Moselbund, aus welchem sich 1771 der berühmteste, der Amicisten-Orden, mit der Losung: „Die wahre Freundschaft der Ehre Frucht!" hervorbildete. Die Aufnahme in diesen Orden erfolgte mit dem ausgebildetsten Logengepränge und „die Schauer der Mitternachtsstunde, dumpfe Glockenschläge, geheimnißvolles Pochen an Pforten, Hammerschläge auf Altartische, Verbinden der Augen, Gelübde ewigen Schweigens, schwere Eide, Blitz und Donner, gezückte Degen, Sanduhren, Todtenköpfe, Spiritusflammen und schwarze Kerzen, Farben und Bänder, Kreuze und Kokarden" spielten hierbei ihre Rolle. Es gingen damit wohl einige Stralen der Aufklärungstendenz in die Orden ein, allein sie verkümmerten meist wieder unter der brutalen Herrschaft des „Komment", welcher die Füchse noch immer plagte, wie er früher die Pennäle geplagt hatte. Die studentischen Orden theilten die akademische Bürgerschaft überall in zwei Parteien, indem die Mitglieder der ersteren mit Verachtung auf die Nichteingeweihten herabsahen und diese gegen die Tyrannei jener sich empörten. Daraus entstanden blutige Raufereien und Studentenrevolten, wie eine solche 1777 Gießen durchtobte. Die landsmannschaftlichen Korps reagirten heftig gegen die Orden und diese, namentlich der Amicisten-Orden, erregten bald auch den Argwohn der Regierungen, welche hinter dem Ordensgetriebe politische Tendenzen witterten. Ein regensburger Reichstagsbeschluß hob daher sämmtliche Studenten-Orden plötzlich auf, und

als die Amicisten, die Vorläufer der Burschenschafter, trotzdem heimlich fortbestanden, relegirte 1798 der akademische Senat zu Jena die letzten zwölf Mitglieder cum infamia.

Kehren wir noch einmal zu unserem Abenteurer zurück, so finden wir, daß er uns auch aus anderen Schichten der Gesellschaft charakteristisches zu erzählen weiß. Von dem Miniaturdynasten seiner Heimat, dem Grafen von Grehweiler, berichtet er: „Der Graf hatte ungefähr 40,000 Thaler Einkünfte und führte doch einen fürstlichen Hofhalt, hielt sogar Heiducken und Husaren, eine Bande Hofmusikanten, einen Stallmeister, Bereiter und noch viel anderes unnöthiges Gesinde. Dazu gehörte Geld und seine Einkünfte reichten nicht aus. Daher wurden Schulden gemacht, was anfangs recht gut ging. Aber bald wollte niemand mehr dem Herrn Grafen auf sein hochgräfliches Wort borgen. Was war da zu thun? Man nahm Geld auf die Dorfschaften auf und die Bauern mussten sich als Bürgen unterschreiben. Auf diese Art wurde nach und nach eine Summe von 900,000 Gulden geborgt." Bei den Unterschriften liefen aber so grobe Fälschereien mit unter, daß Leute, welche gar nichts von der Sache wussten, sich für große Summen verbürgt haben sollten. Es gereicht dem Gerechtigkeitssinne Kaiser Josephs II. zur Ehre, daß er, als die schmähliche Geschichte ruchbar wurde, die armen Bauern ihrer erzwungenen oder gefälschten Verpflichtungen förmlich entband, den angestammten Fälscher aber, trotz der fußfälligen Fürbitte von dessen Tochter, der Regierung entsetzte und auf zehn Jahre in die Festung Königstein bei Frankfurt verwies. Laukhard vertauschte sein vagirendes Kandidatenthum mit dem Soldatenstande, machte den preußischen Feldzug in die Champagne mit und war Augenzeuge der lüderlichen Emigrantenwirthschaft in den rheinischen Städten. „Von dem traurigen Sittenverderben, — erzählt er, — welches die französischen Emigranten in Deutschland gestiftet haben, bin ich auch Zeuge gewesen. In Koblenz, sagte ein ehrlicher alter trierischer Unterofficier, gibt es vom zwölften Jahre an keine Jungfer mehr; die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammengekirrt, daß es eine Sünde und Schande ist. Das befand sich auch in der That so: alle Mädchen und alle Weiber, selbst viele alte Betschwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebelei unausstehlich. Eine Kaufmannstochter sagte ganz öffentlich, daß sie ihre Jungferschaft für 6 Karolins an einen Franzosen verkauft hätte. Nein, so verdorben waren die deutschen Mädchen sonst nie! Und so wie in Koblenz haben es die Emigrirten an allen Orten gemacht, wohin sie nur gekommen waren. Der ganze Rheinstrom von Köln bis Basel wurde von diesem Auswurf des Menschengeschlechtes verpestet und vergiftet." Mit solchem Sittenverderben ging während der Kriegszeiten eine furchtbare Verwilderung des Volkes Hand in Hand. Zu Ausgang

der 90ger Jahre hatten sich in den Rhein- und Moselgegenden Räuberbanden gebildet, welche Raub und Mord mit der größten Frechheit trieben. Ueberhaupt hat noch gegen das Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die Räuberei im ganzen südwestlichen Deutschland üppig geblüht. Da waren die Banden des bairischen Hiesel (Matthias Klostermaier), des Hannikel (Jakob Reinhart) und des Schinderhannes (Johann Bückler) in Thätigkeit und die „Thaten" dieser Räuberhauptleute, welche oft mit einem gewissen brutalen Humor verbrämt wurden, haben ihre volksmäßigen Rhapsoden gefunden. Uns aber erscheint unter diesem Spitzbubengesindel besonders ein gewisser Johann Müller aus Schönau bei Münster-Eifel psychologisch merkwürdig. Dieser Mann war durch die an seiner Frau durch französische Dragoner verübte Nothzucht in einen Gemüthszustand versetzt worden, welcher an die urgermanische Berserkerwuth erinnerte. Er schwur, alle Franzosen die ihm widerfahrene Unbill entgelten zu lassen, und hielt seinen Schwur, indem er jeden Angehörigen der verhassten Nation, dessen er habhaft werden konnte, mit schrecklicher Konsequenz tödtete. Die Ueberlieferungen der Gaunerbanden des 18. Jahrhunderts lebten übrigens fort in denen des 19., welche insbesondere unmittelbar nach den napoleonischen Kriegen in verschiedenen Gegenden unseres Landes ihr Unwesen trieben. Namentlich auch in Oberschwaben, allwo in den Jahren 1818—19 verschiedene Räubergeschichten spielten, in welchen der „bregenzer Seppel", der „einäugige Fidele", der „dreckete Bläse", der „Baste", der „Urle", der „schöne Fritz", der „Weberenfranz", der „schwarze Veri", der „Käferenhannes", nicht zu vergessen auch verschiedene Krescentien, Theresien und Ottilien, mehr oder weniger räuberromantische Rollen spielten.

Viertes Kapitel.

Das klassische Zeitalter deutscher Wissenschaft und Kunst.

Genesis und Begriff der Aufklärung. — Die englische Philosophie des common sense. — Der französische Materialismus. — Voltaire's Polemik und Rousseau's Naturevangelium. — Die deutschen Aufklärer. — Die Nationalliteratur. — Wieland. — Lessing. — Kant. — „Sturm und Drang." — Herder. — Der Hainbund. — Voß. — Bürger. — Stolberg. — Titanismus und Kraftgenialität. — Lenz. — Klinger. — Der deutsche Genius auf seinem Höhepunkte: Göthe und Schiller. — Die wissenschaftlichen Disciplinen und ihre Vertreter. — Die bildenden Künste. — Die Musik. — Haydn. — Gluck. — Mozart. — Beethoven. — Die Schauspielkunst. — Abschluß der Klassik und Uebergang zur Neu-Romantik: Fichte und Jean Paul.

Deutschland ist nicht das Land der Initiative. Es liegt in unserem Nationalcharakter etwas schwerfälliges, was des Anstoßes von außen her bedarf, um in Bewegung zu gerathen; aber es liegt in ihm zugleich auch die Kraft der Durchdringung, eine unbeugsame Ausdauer, welche nicht abläßt, den einmal betretenen Weg bis an's Ende zu verfolgen, und führte er auch an tausend schwindelerregenden Abgründen vorbei und mitten durch das wildverwachsene Gestrüppe zahlloser Vorurtheile hinauf zu jenen Aetherhöhen des Gedankens, vor deren unerbittlich scharfer Luft andere Nationen furchtsam zurückbeben.

Seit dem wiederaufleben der klassischen Studien war die Idee des Humanismus gegen einen barbarischen Theologismus, welcher die Basis einer gleich barbarischen weltlichen Autorität abgab, in unausgesetztem Kampfe gestanden. Das Germanenthum hatte die humanistische Idee mit der ihm eigenen Empfänglichkeit in sich aufgenommen und zur Zeit der Reformation zunächst in der Richtung religiöser Freiheit zu verwirklichen versucht, was ihm, wenn nicht in Deutschland, wenn nicht in England, so doch in Amerika entschieden gelungen war. Im 18. Jahrhundert richtete sich bei uns die reformistische Tendenz sodann auf die freie Wissenschaft und Kunst, auf die Befreiung der Denkthätigkeit des Individuums von der Herrschaft dogmatischer Satzung und auf die Emancipation der nationalen Kunst von der Willkür romanischer Kunsttheorie. Der Anstoß hierzu kam von außen. Zwar hatte Leibnitz den Grund zur Selbstständigkeit der deutschen Wissenschaft gelegt und bemühte sich Christian Wolf (1679—1754), die leibnitz'schen Ideen zu einem vollständigen System der Wissenschaften zu verarbeiten; allein beider Wirksamkeit hielt sich innerhalb der gelehrten Region und der verflachende Formalismus des

letztgenannten war wenig geeignet, Einfluß auf das Kulturleben der Nation zu gewinnen. Daher musste Deutschland, um zu werden, was es seither geworden, das intellektuellste, vielseitigst und umfassendst gebildete Land, das Land der Bildung par excellence, erst von den Anregungen berührt werden, welche von auswärts kamen, von England und Frankreich, wo die theologische Stagnation früher von einem oppositionellen Luftzug angefasst wurde als bei uns.

In England nämlich waren Locke und Hume, in Frankreich war Pierre Bayle aufgestanden und hatten, jeder in seiner Art, das Geschütz des skeptischen Verstandes gegen die Zwingburg des Offenbarungsglaubens aufgefahren. In die von ihnen eröffneten Breschen stürmten alsbald die englischen Deisten (Toland, Tindal, Wollaston, Morgan u. a.), welche man wohl auch Atheisten nannte, weil sie nicht allein das Dogma von einem dreieinigen Gott, sondern überhaupt die Annahme eines persönlichen, nach menschlichen Vorstellungen gestalteten höchsten Wesens verwarfen. Die deistische Philosophie des gesunden Menschenverstandes („common sense“) wurde durch die schriftstellernden Lords Shaftesbury und Bolingbroke geistvoll und witzig propagirt und machte namentlich in den höheren Ständen zahlreiche Proselyten. An diese Philosophie lehnte sich der französische Empirismus, welcher, eng verbunden mit der antirömischen und widerjesuitischen, durch Rabelais' und Pascals Satire geweckten Richtung, durch praktische Denker wie Montaigne und Rochefoucauld begründet worden war, durch Condillac fortgebildet wurde und als Materialismus zu der Schlussfolgerung kam, daß es nur e i n Sein gebe, die Materie, daß alles nur Zustand und Modifikation der Materie und selbst das denken nichts anderes sei als eine Bewegung der Fibern des Gehirns. Die materialistische Philosophie legte den Maßstab einer polemischen Kritik, deren Hauptführer Voltaire wurde, an alle Erscheinungsformen des bestehenden, zeigte deren Nichtigkeit auf und forderte, daß sie durch Institute ersetzt würden, welche der Vernunft mehr entsprächen. Auf allseitige Durchführung solcher Kritik war die von Diderot und D'Alembert begründete „Encyklopädie“ gerichtet, welche den französischen Aufklärern den Gesammtnamen der Encyklopädisten verschaffte. Ihre Wirkung auf Frankreich und Europa war eine außerordentliche, eine um so mächtigere, als ihr das Genie Rousseau's zur Hilfe kam, der jeden Widerstand, welchen der demonstrirende Verstand und der hohnlachende Spott nicht überwinden konnten, mit der Begeisterung seines Naturevangeliums zu Boden warf und die Sehnsucht nach Erlösung aus Unnatur und Knechtschaft in allen Gemüthern entzündete. Uebrigens fanden Voltaire sowohl als Rousseau den Ausgangspunkt ihres philosophirens in dem Deismus, d. h. in der Annahme eines „höchsten Wesens“ — so lautete der Ausdruck — welches, weil ja die Natur oder endliche

geistige Principien als die Quelle der Wahrheit festgestellt werden und alle Erkennbarkeit in das Gebiet des endlichen fällt, zwar als das „unendliche“ anerkannt, aber seiner Unerkennbarkeit wegen zu einem unbestimmten und inhaltslosen Jenseits verflüchtigt ward. Der Materialist Holbach, ein zu Paris in den Kreisen der Encyklopädisten lebender Deutscher, war also nur konsequent, wenn er unter Beihilfe seiner Freunde in seinem „Système de la nature“ diesen vagen Gottesbegriff als einen völlig müssigen und überflüssigen beiseite stellte.

Der oppositionelle Geist des Jahrhunderts fand in Deutschland zuerst eine feste Stütze in der Regierungsweise Friedrichs des Großen, welcher, wie wir oben gesehen, die Aufhebung der mittelalterlichen Finsterniß geradezu als sein Grundmotiv proklamirte. Der protestantische Norden unseres Landes und in diesem Berlin als Mittelpunkt wurde Hauptsitz der neuen Richtung, welche unter Joseph II. auch gegen den Süden hin sich Bahn brach. Sie erhielt den ebenso schönen als bezeichnenden Namen Aufklärung, denn aufklären sollte sie die orthodoxe Finsterniß, erhellen die kimmerische Nacht philisterhafter Weltanschauung. „Aufklärung, sagt Kant, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“ Die deutsche Aufklärung nahm nicht einen zahmeren, sondern einen tieferen Charakter an als die französische. Dort, bei den Franzosen, richtete sich die Bewegung, ohne sich um stufenweises fortbauen zu kümmern, sofort auf praktische Ziele und Interessen, auf den freien Staat. Bei den Deutschen hingegen faßte sie, dem systematischen und methodischen Charakter der Nation gemäß, zunächst das die freie Religion mit dem freien Staate verbindende Mittelglied, die freie Bewegung der Persönlichkeit in Wissenschaft und Kunst, in's Auge. Freilich, die Masse der Aufklärer kam diesem Ziele nur in bescheidener Entfernung nahe. Sie bewegten sich in dem Cirkel des Deismus und modificirten bloß den Theologismus, statt ihn aufzuheben. Aber der hausbackene Verstand, mit dem sie gegen das hergebrachte operirten, hat dennoch eine Menge heilsamer Ideen in Umlauf gesetzt und überall dem Humanismus die Wege bereitet. Sie schufen zuerst wieder eine öffentliche Meinung in Deutschland und verstanden es auch, dieselbe in Achtung zu setzen.

Als eine typische Gestalt der Aufklärung in dieser Erscheinungsform stellt sich vor allen dar der berliner Schriftsteller und Buchhändler Friedrich Nikolai (1723—1811), der in Verbindung mit gleichgesinnten

Freunden, worunter der Popularphilosoph Moses Mendelssohn, seit 1759 die einflussreichen „Literaturbriefe“ und später (seit 1765) die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ herausgab, eine periodische Schrift, die nach und nach zu 225 Bänden anwuchs und ungeachtet vieler Missgriffe unserer Kultur höchst bedeutende Dienste geleistet hat. Dazu kamen die „Göttinger gelehrten Anzeigen“, von der 1735 eröffneten und mit Vorliebe die Realwissenschaften pflegenden Universität Göttingen ausgehend, die jenaische „Literaturzeitung“ und andere gelehrte und literarische Zeitschriften, welche dem Kreise des wissens eine bis dahin unbekannte Ausdehnung geben. Bei der vorwiegend theologischen Stimmung der Deutschen war es von größter Wichtigkeit, daß innerhalb der Theologie selbst die aufklärerische Bewegung anhob. Wir haben oben an dem Beispiel Edelmanns gesehen, wie sich aus der pietistischen Sektirerei der skeptische Kriticismus herausbildete. Wir sehen nun, wie Semler in Halle der hohlen Frömmigkeit des Pietismus gegenüber das Princip der freien Forschung zu Ehren brachte, welches auch der vielberufene Bahrdt bei aller Neigung zum Charlatanismus immer wieder mit Verstand zu vertreten wusste[10]), obzwar seiner Kritik die edle sittliche Haltung abging, welche die eines Reimarus, Verfasser der berühmten „Wolfenbüttler Fragmente“, auszeichnete. Theologen dieser Art gingen, in Verbindung mit Popularphilosophen wie Spalding, Abbt, Sturz, Garve und Zimmermann dem hierarchischen Fanatismus, dem Aberglauben und der bigoten Kopfhängerei tüchtig zu Leibe, machten jene liberale Denkungsart in religiösen Dingen herrschend, welche man unter dem Begriffe „Rationalismus“ zusammenfasste, und pflanzten Toleranz in unzählige Herzen, während andererseits Männer wie Johann Konrad Moser, Karl Friedrich Moser, J. St. Pütter, A. L. von Schlözer und Justus Möser (der treffliche „Advocatus patriae“), in Fortsetzung der von Samuel Pufendorf im 17. Jahrhundert begonnenen Arbeit, die politischen Vorstellungen aufzuhellen, staatsrechtliche Begriffe festzustellen, Unrecht und Gewaltthat zu rügen und in ihren Landsleuten das Bewusstsein des Staatsbürgerthums zu wecken sich bemühten. Wohin immer die Stralen der Aufklärung fielen, brachten sie Keime reformistischer Forschung und Thätigkeit zum aufsprossen und blühen. Schröckh und Planck stellten die kirchliche, Spittler und Heeren die profane Geschichtschreibung, Eichhorn die Kulturhistorik auf ganz neue Grundlagen, d. h. auf die einer vorurtheilsfreien Kritik, Winckelmann lieferte mittels seiner genialen kunstgeschichtlichen Untersuchungen jenen kostbaren Beitrag zur Emancipationsliteratur des Jahrhunderts, auf welchen die Poesie Göthe's dankbar blickte, Heyne nährte den humanistischen Geist durch seine geistvolle Behandlung der klassischen Studien und Basedow fegte den pädagogischen Wust des theologischen Scholasticis-

mus weg, indem er demselben die von Rousseau gepredigte philanthropisch-utilitarische Erziehungsweise seiner Philanthropine entgegensetzte, worauf der hochsinnige Johann Heinrich Pestalozzi aus Zürich mit seiner großen, auf die mathematisch-analytische Methode des Anschauungsunterrichts gestützten Reform des Elementar- und Realschulwesens hervortrat, einer Reform, die ihren Urheber für immer zu den erleuchtetsten Wohlthätern der Menschheit stellt. Rechnet man hierzu noch alle die Anregungen, welche für das politische und sociale Leben, für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel von der Aufklärung ausgingen, so wird man die Verketzerungen, welche die aufklärerische Bewegung des vorigen Jahrhunderts in dem unserigen erfahren hat und erfährt, in ihrer ganzen Unlauterkeit leicht erkennen. Die Aufklärung hatte Mängel und Gebrechen, ganz gewiß. Aber in diese Mängel und Gebrechen ihr Wesen setzen, heißt gerade soviel, als etwa das Wesen des Christenthums ausschließlich in Erscheinungen suchen, wie die Inquisition, die Judenschlachten und die Hexenbrände waren.

In die Nationalliteratur sehen wir die Aufklärung zuerst durch Christoph Martin Wieland (1733—1813) aus Oberholzheim in Oberschwaben entschieden eingehen, mehr jedoch in ihrer französischen als deutschen Färbung. Klopstock hatte wieder eine nationale Literatur begründet und der Poesie ihre gebührende Stellung im deutschen Kulturleben verschafft. Er hatte die jungen Gemüther gewonnen durch den heiligen Ernst seines Pathos, aber seine Dichtung hatte gerade die einflussreichsten Kreise im allgemeinen unberührt oder wenigstens ungerührt gelassen. Die französisch gebildeten Stände, welche Voltaire's „Esprit" verehrten, konnten sich mit der psallirenden Christlichkeit des Sängers der Messiade nicht befreunden; ebenso wenig mit seinem abstrakten Teutonismus und mit diesem um so weniger, als eine Schar talentloser Nachahmer das an sich schon gehaltlose Bardenwesen rasch zum lächerlichen Unsinn steigerte. Mehr sprach die idyllische Seite des Dichters an, welche dann Salomon Gessners parfümirte Prosa den Salons noch mehr mundgerecht machte, und nicht minder sein Freundschaftskultus, welcher mit der grassirenden Bund- und Geheimbundschwärmerei zusammentraf. Man ließ sich die Herzensergießungen der um den „Vater" Gleim als ihren Mittelpunkt gescharten Freundschaftler gefallen und nahm wohl auch eine Menge bei Wasser gedichteter Weinlieder oder die sokratisch heitere Didaktik eines Peter Uz oder die schwermüthig ernste Naturschilderung eines Ewald Christian von Kleist mit in den Kauf. Allein wahrhaft lebendiges Interesse gewann der höheren Gesellschaft dennoch erst Wieland ab, der dem klopstock'schen Idealismus eine nblühenden Realismus gegenüberstellte und sich in Versen und Prosa mit so schalkhafter Grazie, mit so aufgeklärt geistreicher Miene, mit so tolerant-lüsternem lächeln zu bewegen wusste, daß die vornehme Welt mit Ueberraschung gestehen

musste, dieser Deutsche verstände das dichten trotz der geliebten Franzosen. Wieland wandelte bekanntlich zuerst in den Spuren des klopstock-bodmer'schen Seraphismus, welcher gerade bei ihm den von den Gottschedianern erhaltenen Spottnamen Sehraffismus nicht ohne Fug trug; aber bald erkannte er die wahre Mission seines Talents, die Mission, durch weltmännisch verständige, sinnlich heitere Poesie der deutschen Literatur die Thüren der höheren Kreise zu eröffnen, die Weltleute, die Skeptiker, die Galanten und Frivolen für die literarische Bewegung zu gewinnen. Diese Absicht erreichte er — und die Erreichung derselben ist für die weitere Entwickelung unserer Bildung keineswegs gering, sondern sehr hoch anzuschlagen, wenn man bedenkt, welche einflussreiche Rückwirkung die Gebildeten stets auf die Literatur üben und üben werden — indem er den künstlichen seraphischen Flugapparat rasch abthat, sich tüchtig im Leben umsah und jene lange Reihe von poetischen Erzählungen und Romanen schrieb, die mit Diana und Endymion (1762) begann und im Agathon (1766), in der Musarion (1768), in den Abderiten (1774), im Gandalin (1776) und im Oberon (1780) die Höhepunkte ihrer Vorzüge erreichte. Bedeutende Talente — von dem Trosse der platten Nachahmer zu schweigen — führten die durch Wieland so anmuthig geltend gemachte Berechtigung der Sinnlichkeit und des gesunden Menschenverstandes weiter aus, am glänzendsten Wilhelm Heinse, dessen glühender Kunstenthusiasmus in seinem bedeutendsten Roman „Ardinghello" zu socialistisch-revolutionärem Stile sich erhob, und M. A. von Thümmel, der in seinem berühmten Reiseroman („Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich") dem wieland'schen Epikuräismus sterne'schen Humor zu gesellen verstand.

So sehr aber diese ganze von Wieland ausgehende Richtung mit dem Inhalte der Aufklärung erfüllt war, in einem Grade erfüllt war, daß sogar die alten Volkssagen und Volksmärchen durch Musäus im aufklärerischen Sinne wiedererzählt wurden, fehlte ihr doch der nöthige Ernst, um der reformistischen Stimmung der Zeit höhere, edlere, wahrhaft positive Gestalt zu geben. Dies war zwei Männern von weit gediegenerem Naturell vorbehalten, Lessing und Kant, von denen jener die Aufklärungsperiode zum nationalliterarischen, von denen dieser sie zum wissenschaftlichen Abschlusse brachte. Gotthold Ephraim Lessing (1729—81) aus Kamenz in der Oberlausitz hat mittels seiner unvergleichlichen Kritik den deutschen Geist sich selbst wiedergegeben, hat ihn zum Vollbewusstsein der eigenen Kraft und Würde gebracht. In diesem Nummer-Eins-Mann verband sich das klarste erkennen mit dem tüchtigsten wollen und diesem entsprach das thatkräftigste können. Sein Patriotismus bestand nicht darin, daß er sich in Klopstocks Weise ein willkürliches Ideal von Deutschthum zusammenphantasirte, sondern darin, daß er die Schäden des deutschen

Lebens bloßlegte und die Mittel zur Heilung derselben angab. Er wendete sich mit seiner genialen Kritik einerseits gegen die theologische Verkommenheit der Deutschen, andererseits gegen die ausländischen Geschmacksgötzen, vor deren Altären seine Zeitgenossen noch immer räucherten. Wie er in seinen glorreichen Kämpfen gegen eine stupide Orthodoxie, als deren Typus der hamburger Pastor Götze in den Annalen unseres Kulturlebens unsterblich ist, unsere Bildung mit herkulischer Kraft aus dem theologischen Sumpfe herausriß, um sie auf den gesunden Boden des Humanismus zu stellen, so markirt auch sein stolzer Ausruf: „Man zeige mir ein Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte!" eine höchst wichtige Phase unserer nationalen Entwickelung. Lessing zeigte nicht nur, daß unsere geistige Abhängigkeit vom Auslande, namentlich von Frankreich, schmachvoll sei; er wies auch nach, daß sie dumm sei, weil auf ganz unstatthaften Principien beruhend. Er gab uns in seinem Laokoon (1766) und in seiner hamburger Dramaturgie (1767—68) Werke, welche man mit vollem Rechte die Verfassungsurkunden unserer ästhetischen Freiheit nennen könnte. Er schuf uns ein selbstständiges Theater, indem er die Schemen gallomanischer Konvenienz vor den nationalen Gestalten seiner preiswürdigen Komödie „Minna von Barnhelm" und seiner nicht minder preiswürdigen Tragödie „Emilia Galotti" erbleichen ließ. Immer auf der Wacht, stets schlagfertig, erhöhte er die Wirkung seines aufopfernden Muthes durch edelstes maßhalten. Der klare, frische, energische Strom seiner Gedanken drang reinigend bis in die verstecktesten Winkel des Augiasstalles deutscher Philisterei. Ihn blendete kein Flitter, ihn täuschte kein Schein, ihn verwirrte keine Sophistik. Fest, unentweglich den Blick dem Lichte der Vernunft zugekehrt, schritt er vor, das giftige Gewürme der Finsterniß unter seinen Fersen zermalmend, nach allen Seiten hin das Gestrüppe des Wahnes niederschlagend, überall anregend, wegzeigend, mustergebend. Er war der erste freie Mensch, der erste freie Forscher, der erste freie Künstler in Deutschland. Er rühmte sich nicht seiner Liebe zum Vaterlande, er bethätigte sie auf jedem Schritt und Tritt. Der Patriotismus erschöpfte auch nicht die Fülle seiner Erkenntniß und seiner Liebe. Jene weltweite Gesinnung, welche „die Sache der Menschheit als die eigene betrachtet", schwellte seine Brust und diktirte ihm am Ende seiner Laufbahn sein Schauspiel „Nathan der Weise" (1779), das, voll wunderbarer Zukunftsahnung, unserem Auge die tröstliche Fernsicht in eine menschenwürdige Entwickelung der Menschheit aufthut.

Der „Nathan" manifestirt recht augenscheinlich den Vorschritt und Gegensatz, welchen Lessing gegenüber von Klopstock bildet. Klopstock hatte mit seinem Messias den Versuch gemacht, die religiöse Autorität mittels der Poesie zu retten; Lessings Nathan ist gleichsam die Prokla-

mation, welche die Autonomie der menschlichen Vernunft beim Antritt ihrer Herrschaft erließ. Der Messias schloß die protestantisch-theologische Entwickelungsperiode unserer Kulturgeschichte ab; der Nathan, welcher unsere ganze Klassik im Keime enthielt, eröffnete die menschlich-freie. Wenn es nun Lessing gelungen war, mittels theologischer und ästhetischer Kritik die Selbstherrlichkeit der Vernunft zu begreifen und darzustellen, so erreichte dies Immanuel Kant (1724—1804) aus Königsberg auf dem Wege jenes strengphilosophischen Kriticismus, welcher dem von ihm aufgestellten System den Namen des kritischen Idealismus verschaffte. Das Hauptwerk dieses kühnen Denkers, der die bisherige Weltanschauung geradezu umkehrte und eine geistige Revolution bewerkstelligte, gegen deren Titanismus die gewaltigsten Manifestationen der großen französischen Staatsumwälzung Kinderspiele waren, ist die „Kritik der reinen Vernunft" (1781), in welcher mit völliger Beiseitestellung des Materials der Offenbarung das Reich des wissens ganz aus sich selber aufgebaut und der aufgeklärte Deismus so gut wie die orthodoxe Fiktion vernichtet wird. Nachdem Kant zu den letzten Quellen unseres Erkenntnissvermögens hinaufgestiegen und dieselben untersucht hat, setzt er den Menschen als Mittelpunkt der Welt. Das selbstbewusste menschliche Ich ist das apriorische Centrum, nach welchem sich die Gegenständlichkeit, als Objektivirung dieses erkennenden Ichs, zu richten hat. Die Konsequenzen hiervon sind leicht zu ziehen: der Mensch kann nicht über den Menschen hinaus und daher sind alle seine Phantasieen von übermenschlichem eben weiter nichts als Phantasieen, leere Hirngespinnste, von einer Generation auf die andere fortgeerbte Einbildungen, denen nicht die mindeste Realität zukommt. In seinen späteren Schriften („Kritik der praktischen Vernunft" 1785, „Kritik der Urtheilskraft" 1787) statuirte Kant die von der reinen Vernunft negirten Begriffe Gott und Unsterblichkeit wieder als Postulate der praktischen, indem er der Ansicht war, daß ohne dieselben die Widersprüche der Welt nicht zu lösen wären. Die kantische Philosophie ist das granitne Fundament, auf welchem die Emancipation des deutschen Geistes ruht. So wie ihr Inhalt durch begeisterte Schüler und Erklärer, unter denen vor allen K. L. Reinhold zu nennen ist, ihrer abstrusen Form entkleidet worden war, begann sie dem Geistesleben unseres Landes ihr Gepräge aufzudrücken und alle Gebiete des wissens zu befruchten. Die unerbittliche Logik des königsberger Denkers säuberte das deutsche Gehirn von tausendjährigem Wust und verlieh dem deutschen Gedanken die Stärke, der ihres Schleiers entledigten Wahrheit ohne zagen in das strenge und leuchtende Antlitz zu sehen.

Es war aber nothwendig, daß ein so überlegener Genius wie Kant in das wimmelnde Gewühl der deutschen Geistesregungen der drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts trat, um der überflutenden Bewegung

die richtige Bahn vorzuzeichnen. Denn während besonnene Männer, wie z. B. der Humorist Th. G. von Hippel, die Probleme der Aufklärung mit ruhiger Mäßigung zu lösen suchten, erging sich die jüngere Generation in unklarem titanischem „Sturm und Drang", eine Fülle bester Kraft an Unmöglichkeiten verschwendend, eine große Summe von Talent in Phantastereien aufzehrend[11]. Die lessingische Kritik hatte dem jüngeren Geschlechte die Armsäligkeit der deutschen Literatur enthüllt und ihm die Welt Shakspeare's, von welchem Wieland die erste Uebersetzung geliefert, vor Augen gerückt. Zugleich war es Winckelmann gelungen, das deutsche Auge für die Schönheit hellenischer Götter- und Heroenbilder zu öffnen, und hatte der brennend sehnsüchtige Ruf Rousseau's nach Naturunmittelbarkeit auch diesseits des Rheins in unzähligen Herzen Widerhall gefunden. Die jungen Geister erhoben die Losung: „Freiheit und Natur!" und begannen überall mit Macht an den Säulen des herkommens zu rütteln, welche die Tempel der Philisterei stützten. Allem verrotteten und vermoderten in Denkweise, Sitte und Tracht wurde der Krieg erklärt, allen Vorurtheilen des Standes und der Zunft Trotz geboten, gegen alle verlebten Formen der Gesellschaft mit Pathos, mit Spott und Satire angestürmt. Die wunderlichsten Gegensätze durchkreuzten sich in dieser allgemeinen Gährung. Vom äußersten Norden und vom äußersten Süden des deutschen Landes her regte sich gegen die friedrichisch-nikolai'sche Aufklärung eine Reaktion im Sinne der Sturm- und Dranggenialität. Johann Georg Hamann aus Königsberg, der „nordische Magus", welcher den „greisenhaften Geist der Ueberlebung", an welchem die Gesellschaft krankte, durch die Unmittelbarkeit kindlichen Bibelglaubens gebannt wissen wollte, und Johann Kaspar Lavater aus Zürich, dessen wundersüchtige Christlichkeit bei allem liebseligen Thränengeträufel im Grunde doch eine ganz exklusiv-fanatische war, erhoben ihre orakelnden Stimmen, deren Aeußerungen sich mit denen des geisterseherischen Schwärmers Jung-Stilling und des „Gefühlsphilosophen" Jakobi begegneten. Die Spielereien der Freundschaftlerei wechselten mit denen der Physiognomik und der Bündlermysterien, und während in Schwaben der ganze Vulkanismus der Zeitstimmung in der Poesie und Publicistik eines Schubart ungestüm zum Ausbruche kam, setzte sich von Göttingen aus der nüchterne Verstand des Epigrammatikers Kästner und die unbeirrbar helle Vernunft des Humoristen Georg Christoph Lichtenberg den Ueberstiegenheiten des kraftgenialen treibens entgegen, durch dessen Wirrsale hindurch der Blick des erleuchteten Patrioten Georg Forster die Nothwendigkeit einer politischen Umgestaltung mit einer Klarheit und Sicherheit erkannte, wie sonst kein Deutscher von damals.

Unterdessen hatte die Thätigkeit Lessings in Johann Gottfried Herder (1744—1803) aus Morungen in Ostpreußen einen Fortsetzer

gefunden. Herders kulturhistorische und nationalliterarische Mission bestand darin, daß er die antike Bildung mit der christlichen zu vermitteln suchte, durch universelles Verständniß und eindringendes verstehenmachen aller über die Welt hin zerstreuten Schätze der Bildung die weltbürgerliche Bestimmung der deutschen Literatur allseitig klarmachte und ihr für immer das Gepräge der Humanität aufdrückte. Seine segensreichen Bemühungen um Homer und Shakspeare, um die orientalische und spanische Literatur erweiterten den Horizont des deutschen Geistes unermesslich und bildeten recht eigentlich die Brücke von der Kritik zur originalen Schöpfung. In der Fülle ihrer Fruchtbarkeit erscheint seine Wirksamkeit einerseits in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778—79), andererseits in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (1784 fg.). Beide Werke, jenes ebenso heilsam anregend für unsere Dichtung, wie dieses für unsere Historik, sind getragen von dem Gedanken des Humanismus. Beide legen den Entwickelungsproceß der Menschheit dar und stellen als Resultat die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechtes fest.

Gehen wir von Herder, dem Vermitteler zwischen Kritik und Hervorbringung, zu den nächstliegenden Aeußerungen der letztern fort, so stoßen wir zuvörderst auf den göttinger „Hainbund“. In Göttingen hatte sich eine Anzahl von Männern und Jünglingen zusammengefunden, die von der literarischen Bewegung lebhaft ergriffen und vom besten wollen beseelt waren, ihr zu dienen. Zu diesem Zwecke stifteten sie, ganz im Geiste des Bündlerwesens der Zeit, einen förmlichen Dichterbund, dessen Gelübde auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Witz“ lautete und der in seiner Ausdrucksweise und seinem ganzen gebaren wie eine Vorwegnahme des späteren altdeutschen Burschenthums erscheint. Denn klopstockischer Teutonismus, waldursprünglicher Patriotismus und die willkürliche Fiktion urgermanischen Bardenwesens waren die Ideen, welche dem Hainbund, zu dessen Schutzpatron Klopstock erklärt wurde, zu Grunde lagen. Johann Heinrich V o ß (1751—1826), die beiden Grafen Christian und Friedrich S t o l b e r g, Ludwig H ö l t y, Johann Martin M i l l e r (später berühmt als Verfasser des empfindsamkeitthränensprudelnden Klosterromans „Siegwart“) und andere gehörten dem Bunde an. B o i e und G ö c k i n g k redigirten den göttinger „Musenalmanach“, welcher, 1770 gegründet, dem Bunde als poetisches Organ diente und nachmals viele Nachahmungen hervorrief. In engerer oder entfernterer Beziehung zu dem Bunde standen L e i s e w i t z, der Verfasser der Tragödie Julius von Tarent, Matthias C l a u d i u s, der „wandsbecker Bote“, von dessen tiefgefühlten Liedern, wie auch von denen Hölty's, einige zu außerordentlicher Popularität gelangten, und Gottfried August B ü r g e r (1748—94), durch Unglück und Genie über die Hainbündler weit hinwegragend, der Schöpfer unserer Balladenpoesie, der sich die Liebe der Nation für alle Zeit gesichert hat. Der

Hainbund ist mehr als sociale denn als literarische Erscheinung merkwürdig. Seine Bardenlieder sind längst vergessen, aber die Stellung der Hainbündler zu ihrer Zeit, die Art und Weise, wie sie in den Sturm und Drang derselben eingingen, ist noch immer von Interesse. Es war ein seltsames Gemisch von harmloser Idyllik und idealischem Nationalgefühl in ihrem bestreben, das poetische zu verwirklichen, und wenn ihnen dies auch misslang und misslingen musste, so darf doch nicht übersehen werden, daß sie zur Erfrischung der öffentlichen Meinung, zur Verjüngung deutschen Sinnes wesentlich mitgewirkt haben. Voß, der später im bäuerlichen, kleinbürgerlichen und pastorlichen Idyll den seinem Wesen entsprechendsten dichterischen Ton fand und durch seine Uebersetzung der homerischen Gesänge (1781 fg.) sich so hoch und so bleibend um die deutsche Kultur verdient machte, war die Seele des Bundes und charakterisirt diesen in seinen Briefen auf's beste. „Ach, den 12. September (1772) hätten Sie hier sein sollen", schrieb er an einen Freund. „Die beiden Miller, Hahn, Hölty und ich gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, fassten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die schon gewöhnliche Versammlung (behufs der Vorlesung und Beurtheilung neugefertigter Gedichte) noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten gewählt." Weiterhin briefliche Schilderungen der Versammlungen des Bundes. „Zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden getrunken. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers, Lessings, Gleims u. s. w. Jemand nannte Wieland, mich däucht, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf und: Es sterbe der Sittenverderber Wieland! Es sterbe Voltaire!" Ferner: „Klopstocks Geburtstag feierten wir herrlich. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock und auf ihm seine sämmtlichen Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, musste doch auch einen anzünden und auf den Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers, Hermanns Andenken. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von

Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß." Endlich: „Klopstock, der größte Dichter, der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Göthe und einige andere, die deutsch sind, einladen und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend sind unsere Losung."

Wie bedeutsam kontrastiren diese hainbündlerisch-akademischen Scenen und Aeußerungen mit dem anderweitigen wüsten Studententreiben jener Zeit, in welches uns oben Laukhard hineinführte! Die hochfliegenden Erwartungen, welche Voß von dem Bunde hegte, gingen freilich nicht in Erfüllung. Es entstand in diesem Kreise nicht ein einziges epochemachendes poetisches Werk — Bürgers Balladen haben mit der Tendenz des Hainbundes gar nichts zu schaffen — und die Gesellschaft zerfiel ganz naturgemäß in ihre Elemente, sowie das Band akademischen Zusammenlebens sich löste. Wie sehr diese Elemente im Grunde verschieden waren, zeigt uns die spätere Laufbahn der zwei bedeutendsten Persönlichkeiten des Bundes, Fritz Stolberg und Voß. Stolberg, der die Bardensängerei bis zum aufgedonnerten Wahnsinn getrieben hatte[12]), ging aus den deutschen Urwäldern mit einem Salto mortale zur Bewunderung der französischen Revolution fort, wandte sich aber bald voll Zerknirschung zum feudalen Mittelalter zurück, wurde katholisch und endigte, um einen Ausdruck von Voß zu gebrauchen, als vollständiger „Pfäffling". Voß hingegen arbeitete sich aus der teutonischen Nebelei zu klarem Zeitbewußtsein durch und blieb sein Lebenlang ein abgesagter Feind alles Mysticismus, ein rücksichtsloser Demokrat und Rationalist, der den vom Princip der Vernunft abgefallenen Stolberg mit seiner Schrift: „Wie ward Fritz St. ein Unfreier?" wie mit einer Keule todtschlug, allem romantischen Wesen heftig entgegentrat und in starrem festhalten an den Grundsätzen der Aufklärung selbst die Gefahr der Lächerlichkeit nicht scheute, wie in seinem bekannten tolerantdeistischen Bekenntnisse, das in einen so komisch-trivialen Schluß ausläuft[13]).

Während die Göttinger sich abmühten, ihre poetischen Ideale mittels eines geschlossenen Bundes zu verwirklichen, bewegte sich in den Rhein- und Maingegenden eine andere Gruppe von Stürmern und Drängern in den freieren Formen kraftgenialischer Geselligkeit. Zu dieser Gruppe gehörten vornehmlich Reinhold Lenz, dessen tollgeniales dichten zuletzt in wirkliche Tollheit überschnappte, und Friedrich Maximilian Klinger, dessen jugendlich vulkanisches Schauspiel „Sturm und Drang" dieser ganzen Literaturperiode den Namen gab und der später in einer langen Reihe von Tragödien und Romanen den rousseau'schen Naturenthusiasmus

mit der herben Resignation des Stoicismus in Verbindung setzte; ferner Leopold Wagner und Ludwig Philipp Hahn, die beide keine bleibenden Spuren hinterließen, und endlich Göthe. Auch der Maler Friedrich Müller kann hierher gezogen werden, obgleich er mit seinen früheren Dichtungen an die teutonische Richtung sich anlehnte und mit seinen späteren in die Romantik hinübergriff. Die poetische Jugend der Rhein- und Mainländer war ganz und gar von dem revolutionären Titanismus der Zeit erfüllt. Die Lieblingsform, welche diese Stürmer und Dränger kultivirten, war, im Gegensatze zu der lyrischen Richtung der Hainbündler, das Drama, denn „im Sturmschritt der Handlung wollte die kecke Musenjüngerschaft den Ungestüm ihrer Gefühle und Ueberzeugungen der Macht des überlieferten entgegenwerfen.“ Hier war nicht Klopstock der Prophet, sondern Shakspeare, dessen Verehrung in diesem Kreise „bis zur Anbetung ging“. Göthe nennt in seiner Selbstbiographie im Rückblick auf die Tage, wo er mit seinen obengenannten Freunden in Straßburg, Frankfurt und Gießen zusammenlebte, jene Zeit die „fordernde“; denn, sagt er, man machte an sich und andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. „Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das beste sei, was der Mensch sich wünschen könne. Der Freiheits- und Naturgeist raunte jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren, man habe ohne viele äußere Hilfemittel Stoff und Gehalt genug in sich selbst und alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte.“ Aber das „gehörige entfalten“ war eben nur dem Einen, Johann Wolfgang Göthe (1749—1832) aus Frankfurt a. M., gegeben.

In Göthe erfüllten sich die Forderungen, welche Lessing und Herder an den deutschen Genius gestellt hatten. Was durch den bisherigen Gang unserer literarischen Entwickelung hoffnungsvoll vorbereitet worden war, das kommen eines wirklichen, eines souveränen Dichters, traf ein. Was unserer Poesie noththat, die Füllung originaler Formen mit nationalem Gehalt, die Stempelung des realen Stoffes mit idealem Gepräge, wie es der einsichtige, um Göthe hochverdiente Heinrich Merck gewünscht hatte, das vollbrachte mit einmal der Dichter des Götz von Berlichingen (1773) und der Leiden des jungen Werther (1774). Diese Dichtungen, geschrieben mit dem besten Herzblut der Zeit und bei aller Ungebundenheit dennoch die künstlerische Vollendung erreichend, schlugen wie Blitze in die Gemüther, entzündeten eine beispiellose Theilnahme und dokumentirten den anhebenden Triumph des deutschen Geistes im Reiche des schönen. Wie Göthe, von Stufe zu Stufe zur höchsten Meisterschaft aufsteigend, uns als Lyriker seine wunderbar ergreifenden Lieder, seine erhabenen Oden und hochherrlichen Elegien, als Epiker seine unvergleichlichen Balladen, seinen Wilhelm

Meister, sein herzerhebendes bürgerliches Epos Hermann und Dorothea, als Dramatiker den Egmont, die Iphigenie, den Tasso und endlich seines Lebens Hauptwerk, der deutschen Nation Stolz und der europäischen Poesie größte That, den Faust, gab, das steht zu lebendig vor der Seele aller Gebildeten, als daß es hier noch des breiteren auseinandergesetzt werden müsste.

Zu Göthe gesellte sich, seine Wirkung zu vervollständigen, seine Größe zu theilen, Johann Christoph Friedrich Schiller (1759—1805) aus Marbach in Unterschwaben. Die Werke seiner ersten Periode wurzeln in dem vulkanischen Boden der Sturm- und Drangzeit, deren titanisches wollen in seinen Räubern (1781), im Fiesko und in Kabale und Liebe mit der ganzen Energie und Schroffheit einer rebellischen Feuerseele sich kundgibt. Das Studium der Geschichte und der kantischen Philosophie vollzog in dem jungen Dichter den Läuterungsproceß, welchen die Beschäftigung mit physikalischer Wissenschaft, wie die Anschauung italischer Natur und antiker Kunstschätze in Göthe bewerkstelligt hatten. Mit dem Don Karlos und den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen betrat Schiller die höhere Sphäre der Kunst, wo ihm als größter Wurf die Trilogie Wallenstein gelang und aus welcher er mit dem Wilhelm Tell in erhabener Vollkraft seines Genius schied, glücklich zu preisen, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen.“ Von 1794 an war er mit Göthe in inniger Freundschaft verbunden gewesen und hatte in Gemeinschaft mit ihm 1797 jenes große Strafgericht über die Armsäligkeiten, Jämmerlichkeiten und Schlechtigkeiten in der Literatur ergehen lassen, welches unter dem Namen des Xenienkampfes bekannt ist. Es ist wunderbar und war für die deutsche Bildung von heilsamster Wirkung, daß sich, wie in ihrer Freundschaft, so auch in Göthe's und Schillers Werken der Realismus des einen und der Idealismus des andern gegenseitig ergänzten. Vereinigt stellen sie das moderne Griechenthum, d. h. die Durchdringung der hellenisch-edlen Form mit deutschem Gemüth, in schönster Blüthe dar, vereinigt zeigen sie die Erringung ästhetischer Freiheit in höchster Potenz auf. Aber bei aller Gemeinsamkeit lassen sie in Erfüllung ihrer Sendung einen sehr bedeutenden Unterschied wahrnehmen: Göthe schließt als vollendet freier Künstler die ästhetische Entwickelungsphase der deutschen Kultur ab, Schiller macht den Uebergang von der Idee der Schönheit zu der Idee der Freiheit, von der freien Kunst zum freien Staat, vom freien Menschen zum freien Bürger. Göthe ist der deutsche Künstler par excellence, Schiller der deutsche Seher, welcher zum Beschlusse seiner Laufbahn seine Prophetengabe noch einmal recht herrlich manifestirte, indem er im Tell dem deutschen Geiste die Zurückwendung vom weltbürgerlichen Ideal zum vaterländischen vorgezeichnet hat.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." Aber die Kärrner machten einen weit größeren Lärm als die Könige, der Troß der Nachahmer war so rührig, daß er beim großen Haufen die Vorbilder in den Hintergrund schob. Der Empfindsamler Lafontaine mit seinen Romanen, der Zotenreißer Langbein mit seinen Schwänken, die Rührdramenschreiber Schröder und Iffland, der Virtuos in dramaturgischer und anderer Niederträchtigkeit Kotzebue, das waren, verbunden mit den Verballhornern der jugendlichen Ritter- und Räuberdichtung Göthe's und Schillers, die Leute, welche Theater und Markt ausbeuteten. Nur hier und da erhob sich ein Autor, wie Heinrich Zschokke (1771—1846), aus der Sphäre plumper Nachahmung zu wahrhaft wohlthätiger und glücklicher Popularisirung des humanen Inhalts unserer Klassik. Doch dieser selbst fehlte es noch nicht an Vertretern. Ueber die poetische Landschaftsmalerei eines Matthisson und Salis, über die elegische Lehrdichtung eines Tiedge erhob sich die Lyrik Friedrich Hölderlins (1770—1843), aus Lauffen in Schwaben, wie ein Adler über das Volk zwitschernder Schwalben sich erhebt, eine Lyrik, die unser Herz ebenso mächtig ergreift wie die göthe'sche und uns eine Persönlichkeit vorführt, in welcher sich Germanenthum und Hellenismus auf wundersame Weise verschmelzen. Klassisch sodann ist und bleibt auch die Idyllik Johann Peter Hebels (1760—1826), welcher, abgesehen von ihrem echtpoetischen Gehalt und ihrem Kunstwerthe, lebhafter Dank dafür gebührt, daß sie den Deutschen, namentlich den Süddeutschen, indem sie ihnen zeigte, was Naturwahrheit und natürliche Empfindung sei, die flaue thränenselige Stimmung, wie sie durch die Siegwarterei und Ifflanderei zur Mode geworden war, verleidete.

Eine Philosophie, wie die kantische, konnte nicht innerhalb der Schule in selbstgefälliger Unfruchtbarkeit vegetiren, sondern musste auf alle Richtungen des Geisteslebens vom weitgreifendsten Einfluß werden. Wer nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollte, ließ sich von ihr mittelbar oder unmittelbar zu männlichem denken, zu selbstständigem forschen anregen. So geschah es, daß zur Zeit, wo Göthe und Schiller durch ihre Meisterwerke die deutsche Nationalliteratur verherrlichten, auch die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten Triumphe feierte. Die linguistischen und archäologischen Studien gewährten, in der geistvollen Weise eines die Kritik zur Künstlerschaft erhebenden Wilhelm von Humboldt (1767 bis 1835) und eines Friedrich August Wolf (1759—1824) betrieben, ganz neue, dem Humanismus entschieden förderliche Resultate. Johannes von Müller (1752—1809) schuf den Kunststil der deutschen Historik, Barthold Georg Niebuhr (1777—1831) zeigte in Anwendung auf die Geschichte Roms zuerst die ganze Schärfe und Unbestechlichkeit unserer historischen Kritik, Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861) begann

seine preiswürdige Thätigkeit als Geschichtschreiber der alten und neuen Zeit, eine Thätigkeit, welche, fest auf dem Boden der kantischen Aufklärung fußend, jugendfrisch in die spätere Zeit hineingriff. Gustav Hugo (st. 1844), Anselm Feuerbach (st. 1833) und K. S. Zachariä (st. 1843) unterwarfen die Geschichte, die Theorie und Praxis des Rechtes ihren scharfsinnigen, human reformistischen Untersuchungen. Auch die Naturwissenschaften nahmen durch Einführung kantischer Ideen in dieselben, womit Kielmeyer voranging, einen gewaltigen Aufschwung, wie ihn die Mathematik durch Gelehrte wie Euler genommen hatte. Die immer bestimmter sich gestaltende Auffassung des Naturganzen als eines Organismus befruchtete die Bemühungen eines Blumenbach um die Physiologie, eines Sömmering um die Anatomie, eines Hufeland um die praktische Medicin und leitete Abraham Gottlob Werner, den Begründer der wissenschaftlichen Geognosie, zu seinen großen Entdeckungen.

Mittels des Kultus der Schönheit unser Volk zur Freiheit zu erziehen, das auf dem Wege ruhig und sicher vorschreitender Bildung gewonnene wissen zur Grundlage humanen handelns zu machen, die Ausstralung des weltbürgerlich-deutschen Geistes mittels der weltliterarischen Gestaltung unserer Literatur vorzubereiten, das war der Gedanke, welcher die deutsche Klassik beseelte, diese große geistige Revolution, deren unzerstörbare Errungenschaften durch Lessing und Kant, Herder, Göthe und Schiller festgestellt wurden, zur nämlichen Zeit, als die französische Revolution den feudalen Staat in Trümmer warf. Die mächtige Triebkraft, welche damals unserem Kulturleben innewohnte, brachte auch in die Künste neues Wachsthum. Geringeres freilich zunächst in die, welche man die bildenden nennt (Architektur, Skulptur und Malerei). Zwar bethätigte sich das fürstliche Mäcenat in Ansammlung antiker und moderner Kunstschätze; es füllten sich zu Düsseldorf, Dresden, Wien, Berlin und anderswo die Bildergallerieen mit den Meisterwerken der italischen und niederländischen Malerei, auch Kunstschulen entstanden und die deutsche Malerei machte durch Raphael Mengs, durch Philipp Hackert und Angelika Kaufmann, die Kupferstecherei durch den genialen Chodowiecki anerkennungswerthe Vorschritte. Allein, wie für die Malerei, so noch mehr für Plastik und Architektur mussten, um wahrhaft originale und große Schöpfungen zuwegezubringen, einerseits die durch Winckelmanns Wiederweckung der Antike gewonnenen Einsichten, andererseits die in unserer klassischen Dichtung enthaltenen Anschauungen im Bewusstsein der Nation erst zu Fleisch und Blut werden, bevor jener Aufschwung der bildenden Künste möglich wurde, wie er im 19. Jahrhundert vor sich ging.

Anders in der Musik. Die Deutschen waren von jeher ein musi-

kalisch hochbegabtes Volk und sie hatten sich daher um das Wort jenes Alten, daß man Musik machen müsse, wo man Sklaven haben wolle, nie sonderlich bekümmert. Allerdings häufig nur allzu wenig. Denn jenes antike Wort enthält zweifelsohne die große Wahrheit, daß musikalische Ueberwucherung die Denkthätigkeit abstumpft, die Menschen in flaue Gefühlsschwelgerei einlullt und sie mälig in feige Knechtschaffenheit hinüberdudelt. Schon im Mittelalter jedoch war in unserem Lande die Anleitung zur Vokal- und Instrumentalmusik Gegenstand des Schulunterrichtes gewesen und die letztere hatte durch das erfinderische Genie der deutschen Mechanik, insbesondere zur Reformationszeit, wesentliche Bereicherungen erhalten. Als die innerlichste, in ihrem Entwickelungsgange an äußere Verhältnisse am wenigsten geknüpfte aller Künste entsprach sie dem eigensten Wesen unseres Volkes von allen am meisten. Ihre Fortbildung war eine stätig vorwärtsgehende und das 18. Jahrhundert sah sie in seltenstem Zusammenklange von Theorie und Praxis auf die Höhepunkte weltlicher, nach unserem Sinne menschlich-freier Schönheit gelangen, nachdem, wie wir früher bemerkten, Bach und Händel den religiösen Tonstil zur Vollendung geführt hatten. Was in neuerer Zeit für die theoretische Seite der Musik Thiebaut, Winterfeld, Kiesewetter und andere leisteten, das ruht auf dem Fundamente, welches im vorigen Jahrhundert Mattheson mit seinem Hauptwerke „Der vollkommene Kapellmeister", dem Grundbau unserer musikalischen Aesthetik, und Marpurg mit seinen kontrapunktischen Schriften legte, welche von Italienern und Franzosen als Triumphe deutschen Tiefsinns anerkannt wurden. Mit solcher gediegenen Theoretik verschwisterte sich innigst die schöpferische Praxis. Georg Benda (1721—95) führte mit seiner „Ariadne" das Melodrama, Johann Adam Hiller (1728—1804) das Liederspiel (Operette) bei uns ein, während Joseph Haydn (1731—1809) seine anmuthsvoll-heiteren Symphonien und Quartette, seine herrlichen Tongemälde, die Schöpfung und die Jahreszeiten, schuf. Christoph von Gluck (1714 bis 1787) wurde der eigentliche Begründer eines edleren dramatischen Stils in der Musik. Der italischen Weichlichkeit und Zerflossenheit, der französischen Unnatur und Schnörkelei setzte er die Tiefe und Wahrheit der deutschen Empfindung, den erhabenen Schwung der deutschen Phantasie entgegen und gewann in der Fremde der deutschen Musik den glänzendsten Sieg, indem seine Oper Iphigenie in Aulis 1774 zu Paris unter unerhörtem Beifallssturm aufgeführt und binnen zwei Jahren 170 mal wiederholt wurde. Die späteren Opern Iphigenie in Tauris und Echo und Narcissus sind seine Meisterwerke; denn Glucks Genius hatte das eigenthümliche, daß er erst in den reifsten Jahren seines Trägers zur vollsten Entfaltung kam. Auf Gluck folgte Johann Wolfgang Mozart (1756—91) aus Salzburg, groß in kirchlicher Komposition, wie als

Dichter von Symphonien, Quartetten und Sonaten, aber größer noch als Schöpfer unserer klassischen Oper. Die Melodien und Harmonien seiner Opern, die Entführung aus dem Serail, Figaro's Hochzeit, die Zauberflöte, waren das Entzücken seiner Zeitgenossen und werden noch das der fernsten Geschlechter sein und Mozarts Don Juan ist in eben dem Grade Universaltondichtung, wie Göthe's Faust Universalpoesie ist. Durch einen Genius von unermesslichem Umfange ist hier alle Süßigkeit, aller Schmelz, alle Heiterkeit des Südens mit dem gediegenen germanischen Ernst zu einem vollendet kunstschönen großen ganzen zusammengeschlossen. Die Gunst des Geschickes ließ dann in der deutschen Musik ein ähnliches Ereigniß eintreten, wie es in der deutschen Dichtung eingetreten war. Denn wie sich neben den Göthe der Schiller gestellt hatte, so stellte sich neben den Mozart sein jüngerer Zeitgenosse Ludwig Beethoven (1770 bis 1827), durch seine neun großen Symphonien der Vollender dieser Kunstgattung und um seiner Oper Fidelio willen allein schon des höchsten Preises würdig. Die beethoven'sche Musik ist voll von Zukunftsahnung, gerade wie die schiller'sche Poesie. Sie verhält sich zur mozart'schen, wie sich Schillers Gedankenlyrik zur göthe'schen Liederdichtung verhält. Häufig stürmt und grollt in Beethovens Schöpfungen der Titanismus von Schillers Räubern, aber die Meisterhand des Tondichters bändigt mit souveräner Sicherheit die dämonischen Mächte und verleiht den elementargewaltigen Ausströmungen seines Genius die hohe Kunstvollendung des schiller'schen Wallenstein. Vielleicht träfe man das richtige, wenn man sagte, daß in der beethoven'schen Musik und in den schiller'schen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen der deutsche Idealismus seine kühnsten Adlerflüge gewagt habe.

Neben der Oper, welche von den Höfen eifrig gefördert wurde und, was wir schon im zweiten Buche berührten, ungeheure Summen verschlang, eine festere Stellung und allmälig größeres Ansehen zu erringen, war für das deutsche Schauspiel eine sehr schwierige Sache. Dennoch gelang es ihm nach und nach, der glänzenden Nebenbuhlerin zur Seite zu treten. Der erste Schritt hierzu war die Sesshaftmachung des Theaters, wozu die Ansiedelung der Truppe Konrad Ackermanns, der auch Konrad Eckhof angehörte, in Hamburg (1767) ein gutes Beispiel gab. Nachdem hier das erste deutsche „Nationaltheater" gegründet war, entstanden solche auch anderwärts, wie zu Wien, wo Joseph II. 1776 die deutsche Bühne unter seinen unmittelbaren Schutz nahm und das Burgtheater einrichtete, während er das kostspielige Ballet abschaffte. Die dramaturgische Thätigkeit Lessings, die nähere Bekanntschaft mit Shakspeare, die das Publikum elektrisirenden dramatischen Jugendthaten Göthe's und Schillers, die Errichtung von weiteren Nationaltheatern zu Mannheim und Berlin, das auftreten so großer Schauspielertalente, wie Schröder,

Beil, Beck, Iffland und Fleck waren — das alles wirkte zusammen, um der deutschen Schauspielkunst einen außerordentlichen Aufschwung zu geben und ihr das Interesse der Nation zuzuführen. Ihre höchste künstlerische Blüthe erreichte sie in der weimarer Schule von 1791 bis 1805. Göthe führte die Direktion des weimarer Theaters, auf welches auch Schiller großen Einfluß übte. Aber die idealische Höhe, auf welche die großen Freunde die weimarer Bühne gehoben, war nicht von Dauer. Auch hier sollte es sich tragikomisch bewahrheiten, daß ein Hoftheater, auch das beste, doch stets nur ein Spielball wechselnder Hoflaunen ist. Göthe musste zuletzt als Theaterdirektor einem Hunde weichen! Ja, das ist auch ein charakteristischer Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Ein französisches Melodrama, „Der Hund des Aubry", in welchem ein Pudel, ein leibhaftiger Pudel, die Hauptrolle spielte, machte auch in Deutschland Furore und ein Komödiant gastirte mit seiner zu diesem Zwecke dressirten Bestie in Deutschland umher. Die weimarer Hofdamen konnten dem Gelüste, einen Pudel Komödie spielen zu sehen und nebenbei Göthe eins zu versetzen, nicht widerstehen. Göthe widersetzte sich dem beabsichtigten Unfug, allein die vornehmen Hundeliebhaberinnen wussten den Herzog zu gewinnen, Göthe erhielt seine Entlassung von der Intendanz und der Pudel machte da seine Kapriolen (1817), wo hochgebildete Schauspieler vordem die Gestalten Wallensteins und Egmonts vorgeführt hatten. Mit Recht macht Eduard Devrient zu dieser Geschichte die Bemerkung: „Die Wiege des idealen Drama's, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war auf den Hund gekommen."

Blicken wir noch einmal auf die Zeit unserer Klassik zurück, so sehen wir zwei große Persönlichkeiten vorrücken, um dieselbe abzuschließen und zugleich von ihr zu weiteren Entwickelungen unseres Kulturlebens eine Brücke zu schlagen. Diese zwei Männer waren ein Philosoph, Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) aus Rammenau in der Oberlausitz, und ein Humorist, Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825) aus Wunsiedel im Fichtelgebirge. Der erstere, dessen wir, wie des letzteren, später noch einmal zu gedenken haben werden, erkämpfte die souveräne Freiheit des Denkens, während Jean Paul die souveräne Freiheit des Fühlens erfocht. Fichte's Philosophie, wie sie in seiner Wissenschaftslehre (1794) am originellsten und kühnsten hervortrat, potenzirte den kritischen Idealismus Kants zum absoluten, indem sie die absolute Freiheit des Subjekts theoretisch bewies und das selbstbewusste menschliche Ich zum höchsten Princip, zum produktiven Faktor der gegenständlichen Dinge machte. Dieses souveräne Ich nun trieb in Jean Pauls Dichtung, deren Eigenthümlichkeiten sich am umfassendsten im „Titan" (1800—3) darstellen, sein humoristisches Spiel, mit dem idealistischen Maßstabe die

Dinge messend und sie durch den Kontrast mit der Idee vernichtend. Der außerordentliche Reichthum an Phantasie, über welchen der große Humorist gebot, und die unergründliche Tiefe und Zartheit seines Gemüthes verschafften seinen Romanen die weitgreifendste Wirksamkeit. Er wurde insbesondere der Abgott der Frauen, welche, von seiner seelenvollen Schwelgerei in Natur und Empfindung unwiderstehlich angezogen, über die Formlosigkeit der jean-paul'schen Werke hinwegsahen. Der Vorzug derselben bestand darin, daß sie die Freiheit des Gefühls ihrem ganzen Umfange nach in Anspruch nahmen; ihr Mangel darin, daß sie die Willkür der Genialität als höchstes Gesetz der Kunst proklamirten und daneben durch Verherrlichung der Jammerseligkeiten des Lebens eine thatlos sentimentale Schwärmerei pflanzten. Letzteres lag freilich durchaus nicht in der Absicht Jean Pauls. Er sowohl, als Fichte, würden sich entsetzt haben, wenn sie geahnt hätten, daß die von ihnen in verschiedener Weise gepredigte Lehre von der schrankenlosen Berechtigung der Subjektivität die Keime der Doktrin einer neuen literarischen Schule, der romantischen, enthielte, welche an die Stelle der Freiheit die Frechheit setzen wollte, an die Stelle des sittlichen Enthusiasmus die gesinnungslose Ironie, an die Stelle kosmopolitischer Humanität die bornirte und servile Deutschthümelei.

Fünftes Kapitel.

Staat und Kirche.

Reichsverfassung, Reichsgeschäfteführung, Reichsheer, Reichsjustiz — und Reichsschlendrian. — Das preußische und das östreichische Heerwesen. — Der Menschenhandel. — Kabinettspolitik und Kabinetsjustiz. — Die Reformen Friedrichs und Josephs. — Bewegungen in der katholischen und in der protestantischen Kirche. — Deutschland und die französische Revolution. — Des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Ausgang.

Vor der Katastrophe von 1801, welche das ganze linke Rheinufer an die französische Republik brachte, bewegte sich das politische Leben Deutschlands, als eines Gesammtstaats, in den ungefügen Formen eines Mechanismus, wie er durch den westphälischen Frieden festgestellt worden war. Der Wahlkaiser, dessen Würde das Haus Habsburg zu einer thatsächlich-erblichen zu machen gewusst hatte, repräsentirte das Reich, die Geschäfte desselben aber waren in höchster Instanz beim Reichstag. Dieser bestand aus drei ständischen Kollegien: kurfürstliches, reichsfürstliches und

reichsstädtisches Kollegium. Die Kurfürsten, als Wähler des Kaisers, hatten es mittels der sogenannten „Wahlkapitulationen“, welche sie dem zu wählenden Oberhaupt des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ vorschrieben, allmälig dahingebracht, daß die kaiserliche Gewalt ganz schattenhaft wurde und die deutsche Verfassung entschieden die Gestalt einer Oligarchie annahm. Im Reichsfürstenkollegium hatten alle geistlichen und weltlichen Fürsten persönlich oder durch Gesandte Sitz und Stimme, so daß es bis 1803 an weltlichen Stimmen 63, an geistlichen 35 Stimmen zählte. Außerdem saßen und stimmten in diesem Kollegium die Reichsgrafen und Reichsprälaten; doch hatten sie keine Einzelstimmen, sondern votirten nach den „Bänken“, in welche sie eingetheilt waren, so daß jene 4, diese 2 Stimmen führten. Das reichsstädtische Kollegium war in zwei Bänke geschieden, in die rheinische und in die schwäbische Bank; jene hatte 14, diese 37 Stimmen. Der mittelalterliche Staatsbrauch, dem zufolge Kaiser und Reichsstände persönlich auf den Reichstagen erschienen, war abgekommen. Zum letztenmale hatte auf dem regensburger Reichstage von 1663 Leopold I. die kaiserliche Majestät in Person repräsentirt. Von gedachtem Jahre an wurde der periodisch wiederkehrende Reichstag ein stehender, weil die Türkengefahren und die Feindschaft Frankreichs die Unterbrechung der Geschäfte nicht mehr zuließen. Die Reichstagsbevollmächtigten, durch welche die Stände sich vertreten ließen, erhielten daher den Charakter förmlicher Gesandten.

Die Verhandlungen des Reichstags, der zu Regensburg seinen Sitz hatte, leitete als Erzkanzler des Reiches der Kurfürst von Mainz. Sie waren furchtbar schleppend und ob den kleinlichsten Förmlichkeiten, ob dem ewigen hin- und herschreiben, ob dem hin- und herschicken dickleibiger Aktenstöße, Gutachten, Rekurse u. s. w. wurden die theuersten Interessen des Vaterlandes schmählich vernachlässigt. Die Verhandlungen über eine Angelegenheit begannen mit Vorlage einer kaiserlichen Proposition und endigten nach äußerst schwerfälligen und langwierigen Debatten der abgesondert berathenden Kollegien mit Vernehmung der Stimmen und darauf gegründeter Abfassung eines Gutachtens, welches dem Kaiser zur Ratifikation vorgelegt wurde. Er konnte sie vollziehen oder ablehnen, in welchem letzteren Falle die plumpe Maschinerie der Verhandlungen des Reichstags abermals in Bewegung gesetzt wurde, aber das Recht einer selbstständigen Entscheidung zwischen den in einer Sache uneinigen Kollegien war dem Reichsoberhaupte nicht eingeräumt. Die wichtigsten Geschäfte, namentlich solche von geheimer Natur, wurden durch aus den ständischen Kollegien gewählte Kommissionen, durch sogenannte Reichsdeputationen, besorgt; daher der Ausdruck „Reichsdeputationshauptschluß“. In's unendliche wurden die Geschäfte verschleppt, wenn es sich um Streitpunkte zwischen den beiden konfessionellen Fraktionen des

Reichstages, dem „Korpus Katholikorum" und dem „Korpus Evangelikorum", handelte. Rechnet man nun zu alledem noch die unselige Rivalität zwischen Oestreich und Preußen, die tausendfach sich durchkreuzenden Häkeleien, Zänkereien und Stänkereien der hunderte von Reichsgliedern, die lächerlich gespreizte gelehrte Pedanterie, was alles im Reichstage intrikirte, polemisirte, protokollirte und protestirte, und man wird begreifen, warum Göthe den patriotischen Frosch in Auerbachs Keller singen ließ: „Das liebe heil'ge römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?" Versetzt man sich vollends in die Verhandlungen des Reichstages über Reichssteuern und Reichstruppen, wie sie in dringendster Gefahr dem Kaiser zum Schutze des Reiches hätten gewährt werden sollen, so wird man sich mit bitterem Ekel von einer „Nationalversammlung" abwenden, in welcher der Sinn für deutsche Ehre spurlos erloschen war. Fragen über die Ausschreitungen der fürstlichen Landeshoheit mochte der Reichstag gar nicht mehr zur Verhandlung bringen, und that er es etwa, so war die ganze Einrichtung des Reiches Bürge, daß seine Beschlüsse nicht vollzogen wurden. Alles in allem: der Reichstag war im eigenen Lande zum Spott, in der Fremde zum Gelächter geworden.

Das war auch das Schicksal der deutschen Reichsarmee, namentlich seit der Schmach, womit sie sich im siebenjährigen Kriege bedeckt hatte. Das Reich als solches hatte kein stehendes Heer, sondern es wurde, falls der Reichstag die Führung eines Reichskrieges beschlossen hatte, aus den Kontingenten der Reichsstände zusammengewürfelt und bestand vorwiegend aus Invaliden und Taugenichtsen. Jeder der Kreise, in welche das Reich eingetheilt war, bestellte sein Kreiskorps, seine Kreisgeneralität und seine Kreiskriegskasse. Ein Generalfeldmarschall führte das Oberkommando. Aber die Ausrüstung, die Disciplin, die ganze Organisation war jämmerlich und deßhalb hatten auch die kriegerischen Operationen des Reichsheeres die auffallendste und unglücklichste Aehnlichkeit mit den diplomatischen des Reichstages. Die beiden höchsten Justizstellen des Reiches, das Reichskammergericht zu Wetzlar und der Reichshofrath zu Wien, deren Kompetenzen nicht genau geschieden waren, krankten ebenfalls an dem deutschen Reichsschlendrian. Trotzdem aber waren sie von allen Reichsinstituten noch die besten, und wenn es ihr Geschäftsgang auch zuließ, daß Processe sich an hundert Jahre durch eine unendliche Aktenwüste fortschleppten, so haben sie doch mehrmals gezeigt, daß es für die deutschen Dynasten eine Gränze gäbe, wo ihre Tyrannei aufhören müßte.

Die beste Kraft unseres Landes verzehrte sich während des vorigen Jahrhunderts in den unseligen Kabinetts- und Hauskriegen, welche eine wesentlich auf die Intrike gebaute Eroberungspolitik entflammt hatte. Auf die spanischen und östreichischen Successionskriege folgte der siebenjährige Krieg und bald darauf wurde durch eine verblendete Diplomatie

das deutsche Reich in jene Kämpfe gegen die französische Revolution hineingerissen, welche seine Ohnmacht, seinen Marasmus so abschreckend aufzeigen sollten. In allen diesen Drangsalen gelangte die fürstliche Machtvollkommenheit zu raffinirt absolutistischer Ausbildung und wir sehen den Despotismus das ganze Jahrhundert hindurch in voller Blüthe. Dennoch aber zeigt er uns zwei verschiedene Seiten; denn wenn er bis gegen 1740 hin vorwiegend als ein brutal-sittenloser, in der hochmüthig-grausamen Manier Ludwigs XIV. gehandhabter erschien, so gestaltete er sich von da an zum „erleuchteten", zu einem im Sinne der Philosophie der Zeit, im Sinne der antipfäffischen Aufklärung die Völker vorwärts treibenden, der es sogar, wie uns insbesondere das Beispiel des Herzogs Karl von Wirtemberg, des Stifters der Karlsschule, zeigt, nicht verschmähte, zum Schulmeisterbakel zu greifen. Wir haben auf beide Erscheinungsweisen der Gewalt schon im zweiten und dritten Kapitel Bezug genommen und wollen nun in rhapsodischer Weise auf weitere Aeußerungen des deutschen Staatslebens von damals aufmerksam machen.

Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. hatte richtig erkannt, daß Preußens politische Existenz nur auf die militärische basirt sei. Er hatte von seinem Vater eine Armee überkommen, welche 30,000 Mann stark war; bei seinem eigenen Tode zählte sie an 90,000 Mann. Sie zusammenzubringen diente ein grausames Werbesystem, dessen Rechtmäßigkeit der König aus der Stelle des Alten Testaments ableitete, welche besagt, daß es ein göttliches Recht der Könige sei, „Knechte und Mägde, Söhne und Esel wegzunehmen". Wie man bei Ausübung dieses „göttlichen Rechtes" verfuhr, veranschaulicht folgende Geschichte. Ein im Jülich'schen stationirter preußischer Werber hatte seine Augen auf einen ungewöhnlich langen Schreinermeister geworfen. Er bestellte nun bei diesem eine Kiste, die so lang und breit sein sollte wie der Schreiner selbst. Als der Werber, ein Reichsbaron von Hompesch, kam, um die Kiste abzuholen, erklärte er, sie sei zu kurz. Der Schreiner legte sich, um das Gegentheil zu beweisen, der Länge nach hinein. Sogleich ließ Hompesch durch seine Leute den Deckel zuschlagen und so den Rekruten entführen, welchen man aber nur todt bekam, denn als man die Kiste wieder öffnete, war der Unglückliche erstickt. Der Kern der Armee war das berühmte potsdamer Grenadierregiment, bestehend aus nahezu 3000 „langen Kerlen", deren Ausrüstung eine Art Musterkarte für die deutschen Heere wurde. Ihre Uniform bestand aus einem blauen Rock mit zurückgehakten Schößen, strohgelben Westen und Hosen und weißen Kamaschen. Zopf und steifgepuderte Haare wurden als unumgängliches, mit peinlicher Genauigkeit behandeltes Zubehör des militärischen Anzuges betrachtet. Die monatliche Löhnung eines Gemeinen betrug 4 Thaler, der jährliche Sold eines Hauptmanns 1200 Thaler. Die Werberei reichte jedoch nicht aus, das

starke Heer vollzählig zu erhalten, und deßhalb erließ der König 1733 das sogenannte Kanton-Reglement, welches feststellte, daß jeder Preuße ohne Unterschied dem Könige zum Waffendienste verpflichtet sei. Ausgenommen waren nur die Söhne des Adels, die zu klein Gewachsenen, die Söhne von Bürgern, welche 6000 bis 10,000 Thaler Vermögen nachweisen konnten, die Predigersöhne und die einzigen Söhne der Familien. Die militärische Dressur ging hauptsächlich auf Fertigkeit in den Handgriffen und auf maschinenartige Einheit in den Evolutionen. Ein Augenzeuge erzählt, daß Friedrich Wilhelm seine Regimenter bataillonweis, divisionweis, pelotonweis mit einer Schnelligkeit und Präcision habe feuern lassen können, als wären sie ebenso viel Klaviere, auf welchen er spielte. Friedrich der Große musste, um seine Stellung als Eroberer zu behaupten, den Staat auf dem Fuß einer Zwangsmilitärmonarchie erhalten. Mit Einschluß von Knaben und Greisen musste in Preußen der siebenundzwanzigste Mann als Soldat dienen. Die Armee war seit der Erwerbung von Westpreußen auf 200,000 Mann gebracht. Ihre Unterhaltung verschlang 13 Millionen Thaler, also mehr als die Hälfte der Staatseinkünfte. Das Material der Artillerie war, seit die Entscheidung der Schlachten immer mehr von dieser Waffe abhängig geworden, außerordentlich vermehrt. Im Feldzuge von 1761 hatte die preußische Armee 145 Kanonen und 30 Haubitzen, im Jahre 1778, im bairischen Erbfolgekriege, dagegen 595 Kanonen und 116 Haubitzen. Friedrich führte auch die reitende Artillerie ein, deren Vorzüge ihm die Russen im siebenjährigen Kriege nachdrücklich bewiesen hatten. Um das Geschütz und den Train in dem zuletzt erwähnten Feldzug fortzuschaffen, waren 8600 Pferde nöthig, die der reitenden Artillerie ungerechnet. Für die besten seiner Soldaten hielt Friedrich die Pommern. Die Officierstellen waren mit wenigen Ausnahmen alle beim Adel und zwischen Officieren und Gemeinen bestand eine ungeheure Kluft. Die Armee war durchaus nichts als eine willenlose Maschine, in ihren widerstrebenden Elementen zusammengehalten durch eine Disciplin von furchtbarer, barbarische Strafen (Tod am Galgen, Gassenlaufen, Verstümmelung) verhängender Strenge. Zwar kam es unter Friedrich nicht mehr vor, daß brutale Officiere den Soldaten beim exerciren um kleinster Fehler willen Glieder zerbrachen und Augen ausschlugen, wie das unter seinem Vater der Fall gewesen; allein wie das Verhältniß zwischen Officieren und Gemeinen noch immer war, erhellt aus dem Parolebefehl, in welchem der General Möllendorf als Gouverneur von Berlin 1785 seinen Officieren verbot, den „gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannisches prügeln, stoßen und schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten; denn Se. Majestät der König haben keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Kroopzeug im Dienste, sondern rechtschaffene Soldaten“. Friedrich war der Willen-

losigkeit seiner Heermaschine so sicher, daß er vor mehreren seiner Schlachten bekannt machen ließ, „heute gäbe es keine Retirade“, und bei Kollin seine weichenden Grenadire in's Feuer zurücktrieb mit den Worten: „Rakker, wollt ihr ewig leben?“ Trotzdem wusste er, daß er es mit einer nur nothdürftig gezähmten Bestie zu thun hatte. Als ihm vor dem Ausmarsche zum ersten schlesischen Krieg der alte Fürst von Dessau die gute Haltung der Truppen rühmte, gab er demselben zur Antwort: „Das wunderbarste für mich ist, daß wir mitten unter diesen Leuten in Sicherheit sind; jeder von ihnen ist Ihr und mein unversöhnlicher Feind und doch hält sie die Subordination und der Geist der Ordnung in Schranken.“ Später hätte er noch hinzusetzen dürfen: Und der Zauber eines großen Namens.

Als nach dem Tode des letzten männlichen Habsburgers der östreichische Erbfolgekrieg ausbrach, zählte die östreichische Armee 135,000 Mann — auf dem Papier, denn nur 68,000 Mann befanden sich wirklich unter den Waffen. Vor dem siebenjährigen Kriege war die Armee auf 200,000 Mann gebracht und kostete jährlich 14 Millionen Gulden. Jedes Infanterieregiment bestand aus 2408 Mann, jedes Kürassir- und Dragonerregiment aus 812, jedes Husarenregiment aus 610 Mann. Die Verwaltung des Heerwesens besorgte der Hofkriegsrath, der noch in den Revolutions- und Napoleonskriegen seine lähmende Autorität übte; den Oberbefehl führte ein Generalissimus, unter welchem 27 Generalfeldmarschälle, 12 Kavalleriegenerale, 19 Generalfeldzeugmeister und 73 Generalfeldmarschallleutnants kommandirten. Prachtvoll waren die Hofgarden, die Trabantengarde, die alte Arcieren- oder Hatschier-Garde, die adelige Arcierenleibwache und die ungarische Nobelgarde, deren Kommandant Fürst Esterhazy an Galatagen einen Juwelenreichthum von über einer Million Werth auf der Uniform trug. Im Jahre 1772 erhielt das stehende Heer Oestreichs eine feste Grundlage durch die Einführung der militärischen Konskription, womit von den deutschen Landen nur Tirol verschont blieb. Dann hatte das Exercitium, Liechtenstein das Geschützwesen wesentlich verbessert; doch behaupteten die preußischen Einrichtungen noch immer den Vorzug. Die Kriegsführung wurde im ganzen noch auf dem alten barbarischen Fuße betrieben, namentlich von den Freikorps, wie solche in Maria Theresia's Diensten die berüchtigten Parteigänger Franz Trenck und Johann Menzel führten. Ihre und ihrer Leute schändliche Grausamkeiten waren wörtlich solche, wie sie oben aus dem dreißigjährigen Kriege verzeichnet worden sind.

Wie in Preußen und Oestreich wurde die Trennung des Soldatenstandes von dem bürgerlichen, sowie die Entwickelung des militärischen Ehr- und Dressurprincips überall in Deutschland mit dem größten Eifer ausgebildet, welcher dann auch seine heillosen Früchte trug. Der Soldat,

namentlich aber der Officier, glaubte sich thurmhoch über das Volk erhaben, welches ihn ernährte, und „des Königs Rock tragen" wurde zu einem Stichwort und Entschuldigungsgrund für jede Brutalität, die sich die Königsrockträger gegen ihre Ernährer erlaubten. Noch zu Ausgang des Jahrhunderts stand die Sache so, daß Friedrich Wilhelm III. sich 1798 veranlasst sah, die berühmte, von dem Vorschritte der Humanität und Vernunft erfreuliches Zeugniß ablegende Kabinettsordre zu erlassen: „Ich habe sehr missfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Officiere Vorrang vor dem Civilstand behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentlichen Vortheil bringt, auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im übrigen darf sich kein Soldat, weß Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten meiner Bürger zu brüskiren; denn diese sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu erwarten hat." Nachmals hat man freilich diese Angelegenheit wieder aus einer ganz andern Tonart behandelt. Nachdem man nämlich zur Ueberzeugung gekommen, daß der bornirte und brutale Soldatengeist, die unverantwortliche Säbelschlepperei die einzige Stütze des fürstlichen Despotismus, der anmaßlichen Junkerei und der unduldsamen Pfafferei sei, hat man die Kluft zwischen Bürgerthum und Soldatenthum systematisch erweitert und die soldatische Rohheit durch kaum oder gar nicht maskirte Straflosigkeit derselben methodisch aufgemuntert. So geschahen denn noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland zahlreiche offizierliche Junkereien — mörderische sogar und soviel wie straflos verübt — welche zu ertragen eben nur die deutsche Gutmüthigkeit gutmüthig genug war.

Die Kriegskunst hatte, seit Prinz Eugen und Marlborough den Glanz der Franzosen in derselben verdunkelten, in Deutschland tüchtige Meister aufzuweisen: so Ludwig von Baden, Schulenburg, Münnich — der, in Rußland von der Höhe fabelhaften Glückes jählings in ungeheures Mißgeschick niedergestürzt, ein Typus der deutschen Abenteurer genannt werden kann, welche im vorigen Jahrhundert im Auslande zu Einfluß und Macht kamen — ferner Leopold von Dessau, Moritz von Sachsen, Laudon, Ferdinand von Braunschweig, Friedrich der Große mit seinem Bruder Heinrich und seinen Generalen Winterfeld, Schwerin, Ziethen. Friedrich wusste inbezug auf Taktik von der Angriffsweise mit schräger Schlachtordnung meisterhaften Gebrauch zu machen und wurde in der Strategie durch die von ihm in Anwendung gebrachte Beschleunigung der Heerbewegungen das Vorbild Napoleons. Noch ist zu sagen, daß manche deutsche Landesväter ihre zu Soldaten gepressten Unterthanen geradezu als einen gangbaren

Handelsartikel betrachteten und behandelten. Als England mit seinen nordamerikanischen Kolonien in Krieg gerieth, verkaufte der Landgraf von Hessen-Kassel 16,992 seiner Unterthanen an die Engländer. Die Leute wurden wie eine Heerde Vieh auf die Schiffe gepackt, um jenseits des Oceans den Kugeln der amerikanischen Rifleschützen und den Tomahawks der Huronen zum Ziele zu dienen. Es war aber ein so vortheilhaftes Geschäft, daß der liebe Landesvater allen seinen Verschwendungen zum Trotz — einer aus Paris verschriebenen Oberhure gab er ein Jahrgehalt von 40,000 Thaler — ein Baarvermögen von nahezu 60 Millionen Thaler hinterlassen konnte. Natürlich blieb ein solche Vortheile verbürgendes Beispiel nicht lange ohne Nachahmung. Die lieben Landesväter von Braunschweig, von Anspach, von Waldeck, von Anhalt-Zerbst machten dem von Hessen Konkurrenz, indem auch sie ihr vorräthiges Menschenfleisch auf den englischen Markt brachten, während Herzog Karl von Wirtemberg seine Soldaten an die Franzosen und später an die Holländer verschacherte. Die Stimmung der Verkauften und ihrer zurückbleibenden Angehörigen schildert Schubarts „Kaplied", wie seine „Fürstengruft" mit einer Energie ohne gleichen die „Landesväterlichkeit" jener Tage überhaupt charakterisirt — jene deutsche Landesväterlichkeit, die einen der Großhändler mit Unterthanenfleisch, den Herzog Karl I. von Braunschweig glauben ließ, sein welscher Theaterdirektor und Oberkuppler Nikolai sei mit 30,000 Thalern jährlich nicht zu hoch und sein wolfenbütteler Bibliothekar Gotthold Ephraim Lessing sei mit 300 Thalern jährlich nicht zu niedrig besoldet; — jene deutsche Landesväterlichkeit, welche von fürstlicher Ehre einen so souveränen Begriff hatte, daß die Herren Fürsten-Menschenfleischhändler, allen voran der schon erwähnte Landgraf von Hessen-Kassel, durchaus nicht anstanden, ihre Kunden, die Engländer, Franzosen und Holländer, gaunerhaft zu prellen, wo sie konnten. Ueber die „Stimmung" der ruchlos Verkauften und ihrer Angehörigen brauchten sich die Herren Landesväter übrigens keine Sorgen zu machen. Die angestammten Unterthanen ließen sich ja alles gefallen und vielleicht hat die Welt niemals ein schäfigeres Unterthanenbewußtsein gesehen, als das arme deutsche Volk besaß, gerade zu der Zeit besaß, wo seine Denker und Dichter die kühnsten Freiheitsflüge des Geistes unternahmen. Glücklicher Weise vernehmen wir, wie so oft in der Tragikomödie „Dasein der Menschheit", auch in diesem Akt besagter Tragikomödie neben dem ächzen und schluchzen des Schmerzes und der Trauer das lachen des alten Phantasus Humor. Denn die Soldaterei, wie die deutschen Landesväter im vorigen Jahrhundert sie betrieben, hatte neben ihrer tragischen auch ihre komische Seite. Komisch war es, wenn dieselben Leute, welche des Morgens in den Monturen von Grenadiren, Kürassiren, Dragonern und Husaren paradirt hatten, des Mittags als Kammer- und Kutscher-Lakaien erschienen. Einer der Beherrscher von Doppelhasen-

sprung hielt sich ein „Leibgrenadirregiment", dessen 50 Mann, sage ganze 50 Mann hohe Absätze tragen mussten, um größer zu erscheinen, aber mitsammen nur 2 Bärenmützen besaßen, welche die zwei am Hauptportal des Schlosses wachestehenden „Leibgrenadire" stets den zwei sich ablösenden überliefern mussten. Einer der Despoten von Hahnschrittlingen beschaffte für seine „Garde" drei verschiedene Monturen und ließ dieselbe, mitunter an demselben Tage, als Grenadire, Kürassire oder Ulanen aufmarschiren, wohlverstanden die als Reiter verkleideten Leute ohne Pferde. Sie mussten die Kavallerieschwenkungen mit ihren eigenen Beinen machen, durften aber „während der Chocks gleich den Pferden wiehern". Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese schlechten Späße wohlbezeugte historische Thatsachen sind.

In die barbarische Finsterniß der Rechtspflege ließ die humane Philosophie des Jahrhunderts allmälig einiges Licht fallen. Friedrich der Große ging auch hier mit Reformen voran. Während in Frankreich die Anwendung der „peinlichen Frage" noch in ihrer ganzen Scheußlichkeit fortdauerte, hob Friedrich 1754 die Tortur auf und stellte zugleich den Brauch ab, Kindermörderinnen im Sack zu ersäufen. Andere deutsche Staaten folgten mit Aufhebung der Folter dem gegebenen Beispiel, so Baden 1767, Mecklenburg 1769, Kursachsen 1771, Oestreich 1776. Als kulturgeschichtliches Kuriosum sei gelegentlich hervorgehoben, daß in Hannover die Folter erst im Jahre 1840 gesetzlich aufgehoben worden ist. Das „erhabene Haus" der Welfen hat sich eben allezeit gegen alle Vernunft und Humanität gesperrt und gesträubt und würde sich „bis an's Ende der Tage" dagegen gesperrt und gesträubt haben, falls nicht i. J. 1866 sein sperren und sträuben in die Sphäre der Privatsteckenpferdereiterei verwiesen worden wäre ... Die Strafrechtspflege erhielt in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt allmälig einen milderen Charakter und wurde durch Erlassung von Gerichtsordnungen dem Bereiche der Willkür wenigstens einigermaßen entrückt. Inbetreff des Civilrechtes gingen die Regierungen darauf aus, die bestehenden Statute zu revidiren und die zahllosen Partikularrechte nach Möglichkeit in allgemeine Landrechte zu verschmelzen. Das ganze Rechtswesen krankte freilich noch an dem Krebsschaden der Käuflichkeit der Richterstellen, die fast allenthalben einen integrirenden Theil des Aemterhandels ausmachte. Hauptgegenstand des Rechtsstudium war noch immer das römische Recht, in dessen Erforschung deutsche Gelehrte, wie z. B. Höpfner (st. 1796), einen europäischen Ruf hatten. Doch machten sich bei der immer entschiedener hervortretenden Loslösung des Staatslebens von der romanisch-kirchlichen Autorität die Anfänge einer Opposition des nationalen Volksrechtes gegen das gelehrte römische bemerkbar, namentlich im deutschen Norden. Im allgemeinen hob sich mit der Verbesserung des Justizwesens auch das

Vertrauen der Bevölkerung auf den Rechtsschutz, wenngleich dasselbe durch die Kabinettsjustiz fortwährend starke Stöße erhielt. Schreckliche Beispiele von diesem Missbrauch fürstlicher Allmacht sind der Proceß des Abenteurers Klement unter Friedrich Wilhelm I., die Einkerkerung Mosers, Riegers, Schubarts ohne Urtheil und Recht durch Herzog Karl von Wirtemberg, sowie die Friedrichs von Trenck durch Friedrich den Großen, welcher jedoch hinwiederum in dem bekannten Müller-Arnold'schen Processe, wenn auch in durchaus verwerflich-eigenmächtiger Form, ein Exempel statuirte, daß die Bedrückungen des gemeinen Mannes durch vornehme Brutalität nimmermehr geduldet werden dürften. Sehr gereicht es auch dem großen Könige zum Ruhme, daß er seinen Gerichten einschärfte, bei Verbrechen aus Armuth die thunlichste Milde walten zu lassen.

Mit der Willkür der Kabinettsjustiz stand die des Polizeiregiments im engsten Zusammenhange. Doch schützte gegen die grausamen Griffe desselben einigermaßen die hundertfältige Zersplitterung des Reichsgebietes, welche freilich auch Vagabunden, Dieben und Räubern sehr zubaß kam. Einen Zweig der Polizeithätigkeit bildete die Censur, welche noch in den Wahlkapitulationen der beiden letzten Kaiser, Leopold II. und Franz II., als Reichsinstitut figurirte, deren hässliche Krebsscheere jedoch durch Friedrich den Großen tüchtig abgestumpft und durch Joseph II. ganz beiseite geworfen wurde, um dann in unserem Jahrhundert vergrößert und neugeschärft wieder in umfassendster Weise in Thätigkeit gesetzt zu werden. Dem Hange zur Geheimbündelei, welcher dem 18. Jahrhundert so tief innewohnte, entsprach die innigste Liebhaberei, womit die Staatskunst die geheime Polizei pflegte. Fürst Kaunitz war hierin ein Meister und wusste im Interesse seiner diplomatischen Intriken mit dem Spionirsystem noch die Benützung der sogenannten „Postlogen" zu verbinden, in welchen im ganzen Umfange der taxis'schen Reichsposten die Verletzung des Briefgeheimnisses systematisch betrieben wurde. Uebrigens bestanden auch in den meisten andern deutschen Staaten sogenannte „Chifferkabinette".

Ueberall tritt uns auf dem Gebiete staatlicher und socialer Reformen Friedrich der Große zuerst entgegen. Er setzte die Arbeit seines Vaters, einen freien Bauernstand zu gründen, mit Nachdruck fort, namentlich durch sein Edikt von 1764, welches die Aufhebung der bäuerlichen Hörigkeit anbahnte; er machte den Bauern Kapitalvorschüsse, ließ ganze Landstriche entsumpfen, legte neue Dörfer an und gewann wüstliegende Gegenden dem Ackerbau. Ebenso thätig erwies er sich für Industrie und Handel: im Jahre 1765 wurde die berliner Bank, 1772 das Seehandlungsinstitut gegründet. Die Seidezucht in Preußen gewährte 1785 schon 17,000 Pfd. Ausbeute und die friedrichstädtische Seidefabrik

beschäftigte 1500 Arbeiter. Ebenso kamen die Porzellanfabrikation und die Schmucksachen-Manufaktur in Blüthe. Der König begünstigte alle industriellen Unternehmungen, weil er als eifriger Anhänger des kolbert'schen Merkantilsystems den Grundsatz hatte, das Geld soviel wie möglich im Lande zu behalten. Hierbei fehlte es freilich nicht an groben Missgriffen und besonders wurde die königliche, auf französischem Fuß eingerichtete Tabaks- und Kaffeeregie eine wahre Landplage, welche am Ende doch nur den französischen Finanzgaunern, die das Monopol verwalteten, erklecklichen Nutzen abwarf. Abgesehen von Kaffee und Tabak, waren noch gegen 500 Waaren monopolisirt und durften also nur auf Staatsrechnung oder durch besonders Privilegirte eingeführt und verkauft werden. Es ist merkwürdig, wie Friedrichs genialer Verstand die Maxime, möglichst viel Geld im Lande zu behalten, so weit treiben konnte, daß er Straßenbauten unterließ, um „die fremden Fuhrleute zu nöthigen, auf den schlechten Wegen desto länger liegen zu bleiben und mithin mehr Geld zu verzehren." Schon das beweist, wie es damals mit der Nationalökonomie auf dem Festlande bestellt war. Noch mehr zeigt dies Friedrichs Bemühen, einen großen Staatsschatz aufzuhäufen, welcher denn auch bei seinem Tode bare 72 Millionen Thaler oder gar noch mehr betrug. Der englische Gesandte Malmesbury, welchen wir schon bei einer früheren Gelegenheit anzogen, konnte sich nicht genug verwundern, daß man den König nie habe zur Erkenntniß bringen können, wie ein so großer todter Schatz das Land arm machte, wie der Handel und die Industrie durch das Monopolsystem gehemmt und gelähmt würde und wie der wahre Reichthum eines Staates nur in dem Wohlstande seiner Bevölkerung bestände.

Kaiser Joseph II., nach des Dichters schönem Wort „ein Despot wie der Tag, dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag", verkündete nach Antritt der Regierung: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheiten gesetzt werden." Durch das Censuredikt von 1781 gewährte er die bisher gänzlich niedergehaltene Denk-, Rede- und Pressfreiheit, durch das Toleranzedikt vom nämlichen Jahre machte er der Unterdrückung der Nichtkatholiken ein Ende. Von den 2000 Klöstern in Oestreich, deren Bewohner der Kaiser die „gefährlichsten und unnützesten Unterthanen im Staate" nannte, hob er 700 auf, und wie er auf der einen Seite dem Zelotenthum und Afterglauben überall den Weg zu verlegen suchte, so gründete er auf der andern Anstalten der Bildung und Humanität (z. B. das allgemeine Krankenhaus zu Wien, das Findelhaus, das Taubstummeninstitut, die medicinisch-chirurgische Josephsakademie). Als die

päpstliche Kurie den josephinischen Reformen durch Bestellung neuer Nuntien in Deutschland entgegenarbeitete, entzog der Kaiser den Nuntien ihre Vorrechte und das war gewiß wohlgethan zu einer Zeit, wo der päpstliche Nuntius zu München auf seinen Visitenkarten die Religion abbilden ließ, wie sie auf einem von Löwen gezogenen Triumphwagen über am Boden liegende Menschen hinwegfährt. Joseph schoß Bresche in die Mauer der östreichischen Adelsoligarchie, indem er Männer der Industrie und des Handels, sogar jüdische, baronisirte und grafte, seine Nichtachtung der verdienstlosen Geburtsaristokratie wiederholt auf die schärfste Weise manifestirte und um den Preis von 20,000 Gulden jedem ein Grafendiplom behändigen ließ. Der Kaiser hob die Leibeigenschaft in seinen sämmtlichen Staaten auf, führte zu Gunsten der Bauern ein Abschaffungssystem der Frohnden ein und erließ 1789 das berühmte Steueredikt, welches, fußend auf der Theorie des physiokratischen Systems, alle Bewohner des Staates zur Mitträgerschaft der Staatslasten herbeizog. Noch früher hatte er durch sein Civilgesetzbuch (1786) und durch sein Kriminalgesetzbuch (1787) die furchtbar verwahrloste Rechtspflege reformirt. Die beiden Gesetzbücher, in deutscher, gemeinverständlicher Sprache abgefaßt, vernichteten die schamlose Advokatenrabulisterei und statuirten die Gleichheit aller vor dem Gesetze, so zwar, daß, was in Oestreich unerhört war, adelige Verbrecher „zum erspiegelnden Exempel" am Pranger stehen, in's Zuchthaus wandern und Schiffe ziehen mussten. Der Kaiser machte auch, überall seiner Zeit vorauseilend, den Versuch, die Todesstrafe aufzuheben. Wenn hierbei, wie in seinen Bemühungen um das Armenwesen, um die Gesundheitspolizei und das Medicinalwesen, um die Landeskultur und den Straßenbau, die Raschheit Josephs manches unzulängliche und voreilige mitunterlaufen ließ, so haben seine Reformen, verstärkt durch die Uneigennützigkeit seines eigenen Beispiels, dennoch im ganzen so höchst wohlthätig und nachhaltig gewirkt, daß es seinen beiden Nachfolgern nicht völlig gelang, die Spuren seiner Regierung auszutilgen Im Begriffe, in sein frühzeitiges, ihm von der wüthenden Feindschaft der Pfaffen und Aristokraten, sowie von der Dummheit der Völker gehöhltes Grab hinabzusinken, war der Kaiser vollauf berechtigt, an die Nachwelt zu appelliren mit den Worten: „Ich kenne mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiischer dasjenige untersuchen, prüfen und beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan."

Wie die josephinischen Reformen, in Verbindung mit den friedrich'schen, an der Zerstörung feudaler Verhältnisse und Formen mächtig arbeiteten, so boten sie auch der Opposition, welche in der katholischen Kirche

Deutschlands gegen den römisch-hierarchischen Kurialismus sich zu regen begonnen hatte, einen starken Rückhalt. Der deutsche Katholicismus hatte sich der geistigen Bewegung des Jahrhunderts ganz entziehen weder gekonnt noch gewollt. Den Impuls nach aufwärts und zur Unabhängigkeit, welchen diese Bewegung gegeben, kräftigte die Aufhebung des Jesuitenordens. Die Losung: „Vernunft und Aufklärung!" brach sich auch in die verdumpftesten Gegenden Bahn, und wo eine öffentliche Meinung existirte, bedeckte sie den Fanatismus überall mit Schmach. Der edelgesinnte Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim (st. 1790) veröffentlichte unter dem Namen Febronius sein berühmtes Buch über den Zustand der Kirche und die Legitimität der päpstlichen Gewalt und regte dadurch den Gedanken einer katholischen Nationalkirche an, welcher von den vier Erzbischöfen, die der Anmaßungen der päpstlichen Nuntien überdrüssig waren, auf einem Kongresse zu Ems (1786) mittels der sogenannten emser „Punktation" seiner Realisirung nähergebracht wurde. Allein das vielversprechende Unternehmen scheiterte an dem hartnäckigen Widerstande der Bischöfe, welche „für sicherer hielten, dem fernen Papst als den nahen Erzbischöfen zu gehorchen", und zudem hatte unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor der Ultramontanismus in Baiern wieder einen festen Mittelpunkt gefunden, von welchem aus er die nationalen und rationalen Bestrebungen in der katholischen Kirche lähmen konnte. Trotzdem blieb in dieser eine liberale Fraktion thätig und Gelehrte wie Blau, Hug und Scholz ebneten durch historische und philologische Kritik einem Hermes (st. 1831) die Bahn, dessen Forderung, daß auch im Katholicismus nur die auf die wissenschaftliche Beweisführung gegründete Ueberzeugung Autorität sein sollte, verbunden mit dem Verlangen des Exjesuiten Sailer (st. 1833) nach Ersetzung des todten Dogmenformelwesens durch eine gefühlswarme Bethätigung der christlichen Moral, die Grundlage der Opposition abgab, welche sich in den drei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts im Schoße der katholischen Kirche regte und sich insbesondere in den Versuchen gegen den Cölibat, zu dessen Abschaffung sich in Schlesien (1826) und in Süddeutschland (1830) Vereine von Geistlichen gebildet haben, beachtenswerth aussprach. Während der Restaurationsperiode gingen die deutschen Fürsten von der Ansicht aus, daß ihre Vorgänger zur Zeit der Aufklärung sehr unklug gehandelt hätten, mit an den Altären zu rütteln, und so war es der römischen Schlauheit leicht, in einer Reihe von Konkordaten mit den deutschen Dynastien eine Reihe von Siegen über die deutsche Nationalität davonzutragen. Die Heftigkeit, womit seither der Ultramontanismus in Deutschland aufgetreten ist, kündigte sich bedeutsam genug an in der Mißhandlung, welche der wackere Wessenberg von seiten Roms zu erfahren hatte.

In der protestantischen Kirche brachte das Sektenwesen in die versumpfte Orthodoxie wenigstens einige Bewegung. Das von Zinzendorf begründete, durch Spangenberg weiter ausgebildete Herrnhuterthum beschäftigte die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in hohem Grade. Von England herüber machten sich Einflüsse des Methodismus fühlbar, aus Schweden kam der visionäre Swedenborgianismus, die Kirche des neuen Jerusalem, welche namentlich in Wirtemberg viele Gläubige gefunden hat. Im übrigen ist schon im dritten Kapitel von dem deutschen Sektenwesen des vorigen Jahrhunderts einlässlicher die Rede gewesen. Die Aufklärung machte den Riß zwischen den Glaubenden und den Denkenden immer größer, weil ja überall da, wo das denken beginnt, das blinde glauben aufhört. Der Skepticismus pflanzte seine Fahne auch diesseits des Rheines auf. Lessing hatte sich bemüht, den ethischen Gehalt des Christenthums von der dogmatischen Formel zu sondern, von welcher sich Schiller mit größtem Widerwillen abwandte und welcher Göthe, der bekanntlich von sich sagte, daß er „zwar kein Widerchrist, kein Unchrist sei, wohl aber ein decidirter Nichtchrist", bei jeder Gelegenheit seine Verachtung und seinen Spott angedeihen ließ. Er nannte die ganze Kirchengeschichte einen „Mischmasch von Irrthum und von Gewalt" und sprach von den Mysterien der christlichen Dogmatik in Ausdrücken, welche es erklärlich machen, daß die Geistlichkeit aller Konfessionen dem „großen Heiden" bitterste Feindschaft schwur. Sein pantheistisches Kredo hat Göthe vielfach, am schönsten aber an der bekannten Stelle im Faust ausgesprochen („Wer kann ihn nennen?" u. s. w.). Frömmigkeit war ihm nicht Selbstzweck, sondern „ein Mittel, um durch reinste Gemüthsruhe zur höchsten Kultur" zu gelangen." In diesem Sinne ist niemals eine frommere Gestalt erdacht worden als die göthe'sche Iphigenie. Gegenüber seinen zelotischen Verketzern sagte er zu Eckermann: „Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des edlen über das schlechte. Aber das war den frommen Seelen nicht genug; ich sollte auch glauben, daß drei eins und eins drei. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele." Bezeichnend ist auch diese Stelle in seinen nachgelassenen Werken: „Es gibt nur zwei wahre Religionen; die eine, die das heilige, das in uns und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst." Ebenso die Aeußerung gegen Eckermann: „Die Leute traktiren Gott, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende Wesen nicht viel mehr als ihres gleichen. So wird es ihnen, besonders den Geistlichen, zur Phrase." Der sittlichen Macht des Christenthums hat er aber hohe Anerkennung gezollt mittels seines schönen Wortes: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet

hat." — Herder, der stets auf eine Vermittelung der antiken mit der christlichen Bildung ausging, hatte der Bibel ihre richtige Stelle in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes angewiesen und im Sinne seiner theologischen Thätigkeit wirkten Michaelis, Ernesti, Griesbach und, wenigstens eine Zeit lang, Semler. Die Befruchtung der protestantischen Theologie durch die kantische Philosophie veranschaulicht am besten H. E. G. Paulus (1761—1851), der Vertreter des Rationalismus höchster Potenz, welcher insbesondere in seinem „Leben Jesu" (1828) eine mitunter überstiegene rationalistische Kritik an den Urkunden des Christenthums übte. Wegscheider, Röhr und Bretschneider theilten die paulus'sche Richtung und setzten sie fort. In den 20ger Jahren des 19. Jahrhunderts brachte die Einführung der Union zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche Deutschlands durch Friedrich Wilhelm III. eine ziemlich große Bewegung im protestantischen Staatschristenthum hervor, namentlich dann, als der Gebrauch einer neuen uniformen Liturgie (Agende) durch den König befohlen wurde (1822). Das steife Lutherthum reagirte gegen diese Neuerung, fand sich jedoch später, seinem unterwürfigen Charakter gemäß, mit der Staatsgewalt ab, nachdem ihm diese in der neuen Redaktion der Agende (1828) einige formelle Zugeständnisse gemacht hatte.

Man muß, auf die staatlichen Verhältnisse zurückzukommen, einem Friedrich, einem Joseph und den besseren ihrer Mitfürsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sie den Geist des Jahrhunderts in ganz unverhältnißmäßig höherem Grade begriffen und seinen Forderungen durch Reformen entgegenzukommen suchten, als dies bei den Königen Frankreichs der Fall war; bei jenem vierzehnten Ludwig, der das Königthum abnützte, indem er es raffinirte; bei jenem fünfzehnten Ludwig, der das Königthum der allgemeinen Verachtung preisgab, indem er es entehrte; bei jenem sechszehnten Ludwig, welcher die Ohnmacht des Geistes und Willens hinter philanthropischen Phrasen verbarg. Trotzdem aber, was in Deutschland auf dem Wege der Reform gewollt und wirklich gethan wurde, waren unsere öffentlichen Zustände dennoch im allgemeinen noch ganz kläglich verkommen und unfrei. Daß der fürstliche Despotismus, wenn auch ein erleuchteter, doch immer Despotismus blieb, daß die römische Kurie noch stets einen weitgreifenden Einfluß übte, daß das Volk unter dem Druck eines erbarmungslosen Steuersystems, einer käuflichen Justiz, einer fabelhaften Beamtengrobheit [14]) seufzte, daß der Servilismus der officiellen Gelehrsamkeit in's märchenhafte ging, daß unsere edelsten Dichter und Denker in's Reich der Ideale und der Metaphysik flüchteten, um ihr Genie aus der elenden Wirklichkeit hinwegzuretten — all dieser Jammer hatte seine Quelle in dem tiefgesunkenen Nationalgefühl. Wohl empfanden ausgezeichnete Geister den Mangel an nationaler

Einheit: Herder, der Kosmopolit, richtete 1778 an Kaiser Joseph die Aufforderung, den Deutschen ein Vaterland zu geben [15]; aber gerade der genialste seiner Zeitgenossen, Göthe, verzweifelte an der Möglichkeit eines solchen. „Deutschland", rief er aus, „aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden. Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf." Und weiterhin sagte er seinen Landsleuten das seither glücklicher Weise widerlegte Wort: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!"

Die trostlose Zerrissenheit unseres Landes, die ekelhafte Fäulniß seiner Gesammtverfassung musste den Unterschied zwischen den Forderungen der Philosophie des Jahrhunderts und dem bestehenden um so schroffer hervortreten lassen und die deutsche Phantasie aneifern, sich dem Traume einer radikalen Umgestaltung hinzugeben, einer so radikalen, daß die siegreiche Beendigung des nordamerikanischen Freiheitskampfes in Deutschland, in dem Lande der angestammten Unterthanenunterthänigkeit, republikanische Gesinnungen weckte und republikanische Aeußerungen hervorrief [16]. Das ist eine Thatsache, die nicht übersehen werden darf. Sie erklärt auch den Enthusiasmus, womit die ungeheure Mehrheit der Gebildeten in Deutschland den Ausbruch der französischen Revolution begrüßte. Der sechsundsechzigjährige Klopstock beklagte 1790 unser Land, daß nicht es die That der Befreiung vollbracht, und sang: „Ach, du warst es nicht, mein Vaterland, das der Freiheit Gipfel erstieg, Beispiel stralte den Völkern umher: Frankreich war's! Du labtest dich nicht an der frohesten der Ehren, brachest den heiligen Zweig dieser Unsterblichkeit nicht!" Fritz Stolberg, der nachmalige Renegat, schrieb noch 1790 aus Berlin: „Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruches fühlte, was ich in meinem Gedicht „Die Freiheit" zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinort-Kleinmuths und knechtischer Kannegießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen musste. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter und keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen." Das Jahr darauf äußerte er freilich schon: „Der Enthusiasmus ist vorüber; ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Freiheit, als man es nur sein kann; aber jetzt ist alle Hoffnung vorüber." Dagegen hielt bei Voß die Begeisterung länger an, weil er, der die Leiden der mecklenburger Leibeigenen als Augenzeuge und Mitdulder geschildert hatte [17], wohl wusste, daß man mit Lavendelwasser keine Revolution machen könnte. Als 1792 Oestreich und Preußen mit der jungen französischen Republik im Kriege waren, schrieb Voß: „Es wird doch ein gutes Ende nehmen, doch! Und wenn die Welt voll Preußen wäre und wollte sie (die Freiheit) verschlingen." Als die erhabene Tragödie in Paris von Akt zu Akt vorschritt, erschraken die gemüthlichen Deutschen gar sehr und nur wenige

33*

starke Geister vermochten, wie namentlich Kant, Fichte und Forster thaten, durch den blutigen Schleier der Ereignisse hindurch die tröstliche Fernsicht in eine zukünftige Entwickelung der Menschheit festzuhalten und die geschichtliche Nothwendigkeit der revolutionären Tragik zu begreifen. Die Stimmen solcher Männer verklangen aber in dem wüthenden Lärme, welchen die Obskurantenpartei, insbesondere von Wien aus, wo die leopold-franz'sche Reaktion gegen die josephinische Periode eingetreten war, nicht nur gegen die französische Revolution und ihre Freunde, sondern gegen alle Vernunft und Aufklärung erhob. Will man sich so recht vergegenwärtigen, in welcher Weise sich der deutsche Philister gegen die Revolution erboste, so muß man die Zeitgedichte zur Hand nehmen, welche der altersschwache Freundschaftler Gleim — der Obskurantenalmanach für 1798 nannte ihn mit Fug den „Vorsänger der armen Kläffer" — damals unermüdlich zusammenstoppelte. Faselnde Erbitterung gegen die französischen Revolutionsmänner reicht darin einer ganz abenteuerlichen Schmeichelei gegen die deutschen Fürsten die Hand[18]. Was Göthe und Schiller angeht, so lag es in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Auffassung der Kulturarbeit als einer ruhig vorwärtsschreitenden, daß sie sich gegen die Revolution abweisend verhielten. Göthe fasste seine Ansicht über die Revolution in das Distichon zusammen: „Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück." Aber er ließ es dabei nicht bewenden, sondern suchte sich, alles historischen Sinnes bar, durch ein paar total misslungene dramatische Persiflagen der großen Bewegung („Der Bürgergeneral", „Die Aufgeregten") als echten und gerechten Hofdichter zu legitimiren, und das ist und bleibt ein sehr dunkler Fleck an der Sonne seines Ruhms. Schillers Freiheitsinstinkt ahnte zwar die Bedeutung der Revolution, aber ihr Gang war ihm nicht idealisch genug. Mitten in den furchtbarsten Katastrophen jener Tage gründete er seine Zeitschrift „die Horen" (1794), weil, wie er in der Einleitung dazu sagte, „je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, das Bedürfniß um so dringender wird, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was reinmenschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen." Und ganz im Sinne seines Posa, für dessen Ideal das Jahrhundert nicht reif war, schrieb er an Jakobi: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein." Allein es gab auch Männer, welche mit Leib und Seele Bürger ihrer Zeit sein wollten und welche in diesem wollen durch die

schreckliche Zerrüttung der deutschen Zustände getrieben wurden, den Blick vom Vaterlande ab und Frankreich zuzukehren. In den Rheinlanden hatte die Sache der französischen Republik die heftigsten Sympathien gewonnen. Die Klubbisten von Mainz und Koblenz arbeiteten offen an einem Anschluß des linken Rheinufers an Frankreich und betrachteten sich schon als dessen Bürger. Als der Kaiser, nachdem Preußen 1795 den Separatfrieden von Basel geschlossen hatte, dem Friedensschlusse von Kampoformio zufolge den Schlüssel des Reichs, Mainz, den Franzosen auslieferte, da schlug Görres in seinem fulminanten Journal „Das rothe Blatt“ die höhnisch-jubelnde Lache auf: „Die Integrität des Reichs ist zertrümmert! Bürger, Mainz ist unser! Es lebe die Frankenrepublik!“ Und mit bitterster Schadenfreude fuhr er fort: „Am 30. December 1797, am Tage des Ueberganges von Mainz, Nachmittags drei Uhr starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluß, bei völligem Bewusstsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich, schwerfälligen Andenkens. Ach Gott, warum musstest du denn deinen Zorn zuerst über dies gutmüthige Geschöpf ausgießen? Es gras'te ja so harmlos und so genügsam auf den Weiden seiner Väter, ließ sich schafsmäßig zehnmal im Jahre die Wolle abscheeren, war immer so sanft, so geduldig wie jenes verachtete langöhrige Lastthier des Menschen, das nur dann sich bäumt und ausschlägt, wenn muthwillige Buben ihm mit glühendem Zunder die Ohren versengen oder mit Terpentinöl den Hintern besalben.“

Ja, so weit war es gekommen, ein Deutscher konnte jubeln und höhnen, wenn sein Vaterland in Trümmer ging. Eine furchtbare Erscheinung, voll trauriger und ernster Lehren! Die jammervolle Agonie des deutschen Reiches war indessen noch nicht zu Ende. Der Friede von Lüneville (1801) brachte das ganze linke Rheinufer in die Gewalt der Franzosen. Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, zu Regensburg von dem französischen und dem russischen Gesandten diktirt, theilte deutsche Reichsländer auf's willkürlichste unter deutsche Dynasten. Eine namenlose Anarchie riß ein. Unter dem Aushängeschilde des Rheinbundes wurden deutsche Fürsten, um Könige und Großherzoge von Napoleons Gnaden zu werden, Satrapen des Mannes, der die französische Republik geknebelt hatte und Deutschland mit dem Blute seiner Erobererskriege überströmte. Man beachtete es kaum, als nun Kaiser Franz II. die Reichskrone niederlegte (1. Aug. 1806): es war dem „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ nicht einmal gegönnt, mit Anstand zu sterben. Es ging aus wie die schlechte Posse einer vagirenden Komödiantenbande, welche das Gepfeife der Gassenjungen von den Brettern ihres wackeligen Gerüstes treibt. Und jetzt begann die Zeit, wo Deutsche als Satelliten des letzten großen Ty-

rannen, diesem, welcher seinen eigenen Worten zufolge „die Vernichtung der deutschen Nationalität als die Hauptaufgabe seiner Politik betrachtete", die Schlachten von Jena und Wagram gewinnen helfen und das Unglück und die Schmach unseres Landes bis auf die todhauchenden Eissteppen Rußlands schleppen mussten.

Sechstes Kapitel.

Die Neu-Romantik und der Liberalismus.

Die Universität Jena. — Genesis der Romantik. — Die romantische Schule. — Schelling. — Novalis. — Die Brüder Schlegel. — Tieck. — Brentano. — Achim und Bettina von Arnim. — Die übrigen Romantiker. — Die berliner Gesellschaft zur Zeit der Romantik. — Prinz Louis und Rahel Levin. — Jena und Tilsit. — Heinrich von Kleist. — Der Wiederaufbau des preußischen Staates. — Die Königin Luise. — Der Freiherr vom Stein. — Die Universität Berlin. — Fichte's Reden an die deutsche Nation. — Der Tugendbund. — Die Befreiungskriegszeit. — Der wiener Kongreß. — Die heilige Allianz und die Restaurationspolitik. — Gentz und Görres. — Die patriotische Jugend. — Turnerei. — Die Burschenschaft. — Die Altdeutschen. — Das Wartburgsfest. — Der Polizeistaat. — Die Wissenschaften und Künste. — Der Liberalismus: sein Wesen, seine Bestrebungen und sein großes Fiasko.

Wo der Vorschritt des geistigen Lebens dem staatlichen soweit vorauseilt, wie es gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland der Fall gewesen ist, wird er, der Anlehnung an die Wirklichkeit ermangelnd, stets genöthigt sein, auf seinem Wege innezuhalten, oder er wird, links und rechts Anknüpfungen an praktische Ziele versuchend, in unersprießlichem Hin- und Hertasten nicht allein seine Zeit, sondern auch seine Richtung verlieren.

Die Regierungsgrundsätze Friedrichs und Josephs hatten die Aussicht eröffnet, daß das öffentliche Leben Deutschlands mit Entschiedenheit die Bahn der Freiheit und Vernunft verfolgen würde, welche ihm unsere Klassik eröffnete; allein diese Aussicht trübte sich sehr bald. In Oestreich hemmte der Tod Josephs die begonnene Aufhellung der mittelalterlichen Finsterniß und in Preußen zeigte das berüchtigte, durch den Kultusminister Wöllner 1788 erlassene „Religionsedikt", welches die sämmtliche protestantische Geistlichkeit wieder streng an die sogenannten symbolischen Bücher

band, daß es mit der friedrichischen Toleranz zu Ende sei. Der Supranaturalismus faßte neuen Muth und trat, auf die Unwissenheit der Massen vertrauend, dem Rationalismus mit bitterster Feindseligkeit gegenüber. Als dann vollends durch die französische Revolution und durch die mit ihr verknüpften revolutionären Bewegungen im Westen Deutschlands klar wurde, daß mit dem Glauben an das göttliche Recht der Priester auch der an das göttliche Recht der Könige unterginge, da beeilten sich die letzteren, ihr altes, während der Aufklärungsperiode gebrochenes Kompromiß mit den ersteren wieder zu erneuern. Demnach hob eine große Reaktion gegen den Geist des 18. Jahrhunderts an und die Koalitionskriege gegen die französische Republik waren nur die thatsächliche Manifestation dieser Reaktion, welche auch der geistigen Bewegung Deutschlands eine andere Richtung gab. Anfangs zwar schien es, als ob diese Bewegung, namentlich vermöge des in ihr mächtig werdenden Princips der Nationalität, unserer kosmopolitischen Klassik nur eine wesentliche Ergänzung hinzufügen wollte; allein ihr späterer Verlauf ließ die mittelalterlich-romantische Tendenz in einem Grade hervortreten, daß dadurch die Errungenschaften unserer klassischen Bildungsperiode geradezu und aufs höchste gefährdet wurden.

Zur selben Zeit, als der Savoyarde de Maistre und der Franzose de Bonald die katholisch-absolutistische Doktrin wieder auffrischten, um dieselbe, der eine mit genialer Sophistik, der andere mit systematischem Fanatismus, der revolutionär-demokratischen Lehre entgegenzustellen, zur selben Zeit auch, wo Chateaubriand drüben in Frankreich sich anschickte, mittels seines „Génie du Christianisme“ den Katholicismus ästhetisch-rhetorisch zu restauriren, hatte sich in der kleinen Universitätstadt Jena, dem „lieben Nest“, wie Göthe sie nannte, ein Kreis von strebsamen Männern und Jünglingen zusammengefunden. Fichte lehrte da, dann auch Schelling, die Brüder Humboldt kamen ab und zu, die Brüder Schlegel eröffneten hier ihre kritische Laufbahn und sammelten um sich eine Schar von Freunden, in welcher Novalis und Tieck hervorragten. Es war ein äußerst bewegtes Leben in der kleinen Universitätstadt, ein genialisches treiben, das vielfach an die Sturm- und Drangperiode erinnerte. Die Gegensätze zwischen dem Idealismus, welchen der Aufschwung unserer Wissenschaft und Kunst erreicht hatte, und der philisterhaft verkommenen Wirklichkeit machten sich der begabten Jugend allzu fühlbar, als daß sie nicht hätte angeregt werden sollen, den Versuch zu wagen, Leben und Poesie, Ideal und Gesellschaft auszugleichen und dadurch eine neue Kulturepoche heraufzuführen. Dieser Versuch ist die romantische Schule, die Neu-Romantik, die „neualtdeutsch-religiös-patriotische“ Kunstgenossenschaft, eine äußerst merkwürdige Phase der deutschen Bildungsgeschichte, rein, lauter, vielversprechend in ihren Anfängen, in ihren Ausgangspunkten überall mit den Bestrebungen der Restaurationspolitik, d. h. mit den Tendenzen des

fürstlichen Absolutismus, mit Völkerverdummung, Junkerei und Pfafferei zusammenfallend.

Zweifelsohne muß als die Wurzel der Romantik bezeichnet werden die Verzweifelung über das Misslingen der französischen Revolution. Die wohlthätigen Früchte nämlich dieser großen Umwälzung konnten erst später und nur sehr langsam reifen, ihre unmittelbaren traurigen Folgen dagegen hatten sich der europäischen Gesellschaft sehr schwer und schmerzlich fühlbar gemacht, — vollends in der Form des ja schon zur Zeit des bonaparte'schen Konsulats anhebenden napoleonischen Kaiserwahnsinns. Da lag es nun den Menschen, wie sie einmal sind, nahe, eine Bewegung zu missbilligen, zu hassen, zu verwünschen, welche so viel Elend herbeigeführt und scheinbar keine ihrer großen Verheißungen erfüllt hatte. Dann wurde weiter gefolgert, wie die Revolution selbst, so sei auch die ganze Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts, deren thatsächliche Schlussfolgerung diese Revolution ja gewesen, durchaus verwerflich, demnach abzuthun und durch eine andere, heilsamere zu ersetzen. Wo wäre aber eine Weltanschauung zu suchen, welche mit Erfolg der alles kritisirenden, alles zersetzenden, alles verneinenden des Zeitalters der Aufklärung entgegengesetzt werden könnte? Wo anders, lautete die Antwort auf diese Frage, als in einer Zeit, wo nicht das schwindelhafte Dogma von der Freiheit, sondern das stätige, feste, unwandelbare Dogma von der Autorität alles bedingt und bestimmt hatte! Welche Zeit war damit gemeint? Natürlich das Mittelalter.

So war eine Losung gegeben, welcher alsbald von allen Ecken und Enden her der lebhafteste Beifall und Widerhall zutheil wurde. So war eine Fahne aufgepflanzt, um welche sich sofort massenhafte Kämpferscharen sammelten. Mit anderen Worten, das rückwärtsstreben zum Mittelalter wurde in der europäischen Gesellschaft nicht etwa nur eine oberflächliche, rasch vorübergehende Mode, nein, sondern vielmehr eine tiefgreifende Stimmung, bei vielen, sehr vielen und keineswegs nur bei kleinen Geistern und keineswegs nur bei schlechten Menschen eine bis zum Fanatismus gehende Ueberzeugung. Es wäre geradezu albern, die Initiatoren der romantischen Restauration und die Systemgeber und Förderer der Romantik sammt und sonders entweder für unwissende, geistverlassene, anachronistische Thoren oder aber für selbstsüchtige Schelme ausgeben zu wollen. Allerdings schlug diese Zeitrichtung im großen und ganzen zum Unheil aus, allerdings fochten unter dem romantischen Banner später viel ganz gemeine Söldner und Ueberläufer, allerdings waren zuletzt die Bezeichnungen Romantiker und Rückwärtser vollständig gleichbedeutend. Aber das alles darf und kann den unbefangenen kulturgeschichtlichen Urtheiler nicht verkennen machen, daß der Rückstoß der Romantik ursprünglich ebenso naturnothwendig und folglich historisch ebenso berechtigt war, wie der Vorstoß der Revolution es gewesen. Und hieraus ergibt sich der zweite Satz,

daß die kritischen, philosophischen, dichterischen und künstlerischen Norm- und Formgeber der Romantik, wie die Systematiker der Restaurationspolitik, anfänglich keine unlauteren Motive hatten, weil sie eben nur dem Gesetze geschichtlicher Nothwendigkeit gehorchten.

In allen Kulturstaaten Europa's, die republikanische Schweiz so wenig ausgenommen wie das konstitutionelle England, machte sich der romantische Rückstoß fühlbar und geltend. In Deutschland kamen jedoch zu den zeitgeschichtlichen Ursachen, welche die romantische Wirkung hervorbrachten, noch solche hinzu, welche von eigenartig deutscher Natur waren. Unsere „romantische Schule" nahm nämlich ihren Ursprung zunächst aus der fichte'schen und schelling'schen Philosophie. Das souveräne Ich Fichte's, welches auch die Seele von Jean Pauls Humor ausmacht, ist der Vater der romantischen Ironie, die Naturphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schellings (1775—1854) ist die Mutter des romantischen Universalismus, jener Seite der Romantik, welche die herder-göthe'sche Idee einer Weltliteratur wesentlich weitergebildet und der weltliterarischen Tendenz unserer Bildung konkrete Unterlagen gegeben hat. Schellings Philosophie beruht auf dem Grundgedanken der Identität des idealen und des realen, welcher zufolge die Natur der sichtbare Geist und der Geist die unsichtbare Natur ist. Das Universum ist eine organische Einheit unter dem Princip der absoluten Vernunft, welche, alle Stufen des natürlichen Daseins als ebenso viele Vervollkommnungsphasen durchschreitend, endlich im Bewusstsein des Menschen zu ihrer Freiheit und zum wissen von sich kommt. Im weiteren Verlauf seines philosophirens zeigt uns Schelling, indem er seinem Welt-Gott eine Mythologie ausfindig machen will, als welche sich dann zuletzt die christliche ergibt, schon den romantischen Abfall von der Vernunft zum Offenbarungsglauben. Dies thut auch Novalis (Friedrich von Hardenberg, 1772—1801), welchen man, wie man Fichte und Schelling die Initiatoren der Romantik genannt hat, ihren Propheten nennen darf. Ihm ward es unheimlich in der Leere des fichte'schen freien Selbstbewusstseins und er mühte sich in schmerzlichem ringen ab, eine Vermittelung zwischen dem Gedanken und dem Gefühle zu finden, einen Punkt festzuhalten, in welchem sich Philosophie und Religion, Wissenschaft und Poesie begegnen und in einander aufgehen könnten. Diesen Punkt glaubte er zuletzt im Christenthum und zwar in dessen Erscheinungsform als Katholicismus gefunden zu haben und in diesem Glauben dichtete er das vollendetste, was er geschaffen, seine geistlichen Lieder, über deren Glut und Innigkeit unsere religiöse Lyrik schwerlich mehr hinauskommen wird. Umfangreich und mit allen ihren Konsequenzen lehrte Friedrich Schlegel (1772—1828) aus Hannover die romantische Doktrin. Seine Kritik ging von Anfang an darauf aus, Göthe als absoluten Herrscher in unserer Literatur zu proklamiren und Schiller herabzusetzen, weil dessen überall

auf die Ziele der Freiheit gerichtetes streben mit den Tendenzen der Romantik durchaus in Kollision kommen musste. Schlegel setzte sich der kotzebue'schen und lafontaine'schen Jämmerlichkeit in der Literatur mit Geist entgegen, machte aber zugleich die Befehdung der Aufklärung zu einem Glaubensartikel der romantischen Richtung. Aufklärerisch und platt galt den Romantikern bald für gleichbedeutend und sie brachten es auf diesem Wege glücklich dahin, daß, wie schon gesagt, heutzutage Romantiker und Reaktionär ebenfalls gleichbedeutend sind. Der schlegel'schen Doktrin gemäß sollte durch die Durchdringung der Wirklichkeit mit Idealismus die Gesellschaft von aller Philisterei emancipirt, sollten Leben und Kunst in der höheren Einheit der Religion eins werden. Er schrieb zur Veranschaulichung dieser Doktrin seinen Roman Lucinde (1799), worin das romantische Gesaalbader auf folgendes hinausläuft. Nachdem das Ich des Menschen die Schranken der Persönlichkeit vergebens niederzuwerfen versucht hat, findet es seine wahre Fülle und Einheit keineswegs in einem energischen handeln, sondern umgekehrt in der „gottähnlichen Kunst der Faulheit", im nichtsthun. In diesem genießt die Freiheit des genialen Subjekts sich selbst. Je göttlicher der Mensch, desto ähnlicher wird er der Pflanze, welche unter allen Formen der Natur die schönste und sittlichste, und desshalb ist das Leben auf seiner höchsten Stufe reines vegetiren. Dieses vegetiren, das höchste Ziel des Ichs, ist Religion, und da unter allen Entwickelungsformen der Religion der römische Katholicismus, zu welchem Schlegel 1805 übertrat, den vegetabilischen Charakter am reinsten darstellt, so ist die Rückkehr zum Katholicismus, folglich zum Mittelalter, die nothwendige Konsequenz der romantischen Prämissen. In seinen späteren literarhistorischen und philosophischen Büchern führte dann Schlegel diesen Gedanken weiter aus und predigte den Papalismus als vollendetste Zusammenfassung von Kirche und Staat, Volk und Wissenschaft, Kunst und Leben. Sein Bruder August Wilhelm Schlegel (1767—1845) nahm es nicht so ernst mit der affektirten Mittelalterlichkeit, obgleich er sich bereitwillig dazu hergab, als reisender Vorträgler — ästhetische Vorlesungen zu halten wurde durch die romantischen Genies zur Modesache — die Ideen seines Bruders zu propagiren. Als Poeten waren beide Schlegel, bei Licht betrachtet, Nullen und sie haben, indem sie ihre poetische Impotenz hinter mechanischer Formvirtuosität zu verstecken suchten, das leere südliche Klingklingelwesen, welches eine Zeit lang in unserer Poesie grassirte, namentlich verschuldet; aber August Wilhelm hat sich als Uebersetzungsmeister, als welcher er den Shakspeare verdeutschte und den Dante, Kalderon und Kamoens bei uns einführte, unvergängliche Verdienste erworben. Gries und nachmals eine ganze Reihe von Uebersetzungskünstlern stellten sich ihm auf diesem Felde zur Seite, auf welchem keine andere Literatur mit der deutschen auch nur im entferntesten wett-

eifern kann. Dieser Uebersetzungskunst, sowie der von den Schlegeln eigentlich erst begründeten nationalen und universalen Literarhistorik, haben wir es vorzugsweise zu danken, daß sich der Gesichtskreis unserer Bildung seither so außerordentlich erweiterte, daß wir befähigt sind, die Schönheitsideale und den Kulturcharakter aller Völker alter und neuer Zeit zu begreifen und zu würdigen und vermöge dieses universellen Verständnisses hinwieder auf den Bildungsproceß der Menschheit einzuwirken.

Es fehlt uns hier der Raum, die verschiedenen Richtungen der romantischen Sekte, die mystisch-katholische, die phantastisch-humoristische, die junkerlich-ritterliche, die patriotische, die ultramontan-fanatische, die politisch-reaktionäre, im einzelnen weiter zu entwickeln. Auch werden wir im Verlaufe des Kapitels auf die meisten dieser Auszweigungen des romantischen Stammes zurückkommen und wollen uns daher jetzt begnügen, an die hervorragendsten poetischen Stimmführer zu erinnern. Ein solcher war vor allen andern Ludwig Tieck (1773—1853) aus Berlin, welcher seine Dichterbegabung, die er insbesondere als Märchendichter erwies, in den Dienst der romantischen Schule gab. In diesem Dienste schrieb er literarisch-polemische Komödien, welche sammt den Objekten ihrer Polemik jetzt verschollen sind; dann den mystisch-lüstern-katholisirenden Kunstroman Franz Sternbald, welcher so viele leere Malerschädel innen mit trübem Katholicismus erfüllte und außen mit langen Haaren ausstaffirte; endlich die Sagen- und Märchendramen Genovefa, Oktavianus und Fortunat. Alle diese Werke wurden mit Enthusiasmus aufgenommen — innerhalb der Schule; denn von einer die Nation berührenden Wirkung, wie sie Lessings, Göthe's und Schillers Dichtungen geübt, war hinsichtlich dieser undramatischen Dramen, welche, namentlich die Genofeva, das im romantischen Recept verordnete kokettiren mit mittelalterlicher „Naturunmittelbarkeit" bis in's kindische und läppische trieben, trotz schöner Einzelnheiten glücklicher Weise gar keine Rede. Später schrieb Tieck auf der Basis göthe'schen Stils eine lange Reihe von Novellen, eine Art platonischer Dialoge, in welchen sich die romantische Ironie polemisch über Fragen und Probleme der neuen Zeit ausließ. Hiermit hat er denn, wie mit seinen ästhetisirenden und dramaturgischen Bemühungen, auf die Kreise romantischer Geistreichigkeit seine Wirkung gehabt. Innerhalb dieser Kreise verflüchtigte sich auch der Anklang, welchen Klemens Brentano (1777—1842) und Achim von Arnim (1781—1831) fanden. Beide verzettelten wahrhaft geniale Anlagen, indem sie aus den Irrgängen einer romantischen Schemenwelt nicht herauskommen konnten. Es finden sich in ihren Werken Anläufe im ernsten und komischen Drama, im Roman und in der Novelle, welche inbezug auf Reichthum und Phantasie, Fülle des Gemüths und Tiefe des Humors das höchste verheißen und dennoch nicht leisten, weil die romantische Willkür es nirgends

zu einer positiven Gestaltung kommen lässt; gerade wie der überquellende Genius Bettina's, Brentano's Schwester und Arnims Frau, welche man treffend die Sibylle der romantischen Periode genannt hat, es nicht lassen konnte, die in ihren Büchern oft so prächtig hervortretende Sonne der Schönheit und Humanität immer wieder mit der Nebeldraperie kindisch-koketter Phantastik zu verhängen. Brentano und Arnim gaben gemeinschaftlich die berühmte Sammlung alter und neuer deutscher Volkslieder heraus, „Des Knaben Wunderhorn" (1808), welches auf die Gestaltung unserer Lyrik sehr wohlthätig eingewirkt hat, und entrichteten damit jener Seite der Romantik ihren Tribut, die sich mit der Wiederbelebung unserer alten Literaturschätze so lebhaft befasste. Zugleich markirt die Herausgabe des Wunderhorns die starke Betonung, welche die Romantik auf das volksthümliche legte, sofern es nämlich etwas „waldursprüngliches" an sich trug oder wenigstens etwas vom Mittelalter, in welchem, behaupteten die Romantiker, „die Poesie das ganze reiche farbenbunte Leben durchtönt hatte."

Wie viel nun dieser romantische Zug nach der Vergangenheit zur Förderung unserer einheimischen Alterthumsstudien beigetragen, so sehr hat er auch jene Narrheit kultivirt, welcher selbst der roheste alte Quark und Kram bedeutend erscheint, eben weil er alter Quark und Kram ist. Mehr als es Novalis, Tieck, Arnim und Brentano, bei welchen allen sich die romantische Eigenthümlichkeit findet, daß gerade ihre großartigst angelegten Dichtungen Stückwerk blieben („Ofterdingen", „Cevennenaufruhr", „Kronenwächter", „Romanzen vom Rosenkranz"), gelingen wollte, auf die Massen zu wirken, gelang dies Zacharias Werner (1768—1823), Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1843) und Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1826). Alle drei sind wahrhafte Typen einer Zeit, wo mit dem äußeren Zerfall der deutschen Nation innere Zersetzung und Auflösung Hand in Hand gingen und statt der Denkkraft und Schöpfungsmacht unserer Klassik überall verlogenes, gemachtes, geschraubtes Zeug platzgriff. Man sehe sich z. B. nur das Christenthum der Romantiker genauer an. Was war es im Grunde weiter als eine kokett gemalte Larve, um damit auf dem romantischen Maskenball zu paradiren? Und der Ruhm der Romantik, war er mehr als eine buntschillernde Seifenblase, in die Luft getrieben durch eine Kameradschaft, welche sich in der unverschämtesten Selbstlobhudelung und in gegenseitiger Beweihräucherung der Unzulänglichkeit gefiel? Werner erwies sich als echter Jünger einer Sekte, in welcher ja auch das Weibertauschen und dergleichen Genialitäten mehr an der Tagesordnung waren. Er zeigte den Freudenmädchen von Paris und Rom, wie weit es ein Deutscher in systematischer Lüderlichkeit bringen könnte; wahrscheinlich nur, um hintendrein die gehörige christliche Reue und Zerknirschung fühlen zu

können und aus einem Sünder ein Bußprediger zu werden, als welcher er, nachdem er katholisch geworden, zur Zeit des Kongresses in Wien hannswurstig auftrat. Diese Stadt mit ihren kremnitzer Dukaten und ihrer guten Küche wurde überhaupt der Hafen, nach welchem die Romantiker ihre lecken Lebensschifflein zu steuern liebten, von Friedrich Schlegel, Adam Müller und Gentz an bis herab zu Friedrich Hurter, der sich in Schaffhausen als Haupt der protestantischen Landeskirche jahrelang hatte besolden lassen, während er geheimer Katholik war. Von Werner ist man unwillkürlich den gemeinen Ausdruck zu gebrauchen versucht, daß er ein schönstes Talent für dramatische Poesie, wie er es in seinem Drama „Die Söhne des Thals“ hatte durchblicken lassen, verluderte, um unsere Bühnen mit wahnwitziger Mirakelei und Spektakelei zu erfüllen und auf ihre entweihten Bretter durch sein Schauertrauerspiel „Der vierundzwanzigste Februar“ jene schnöde Parodie des antiken Fatums zu führen, welche dann in den Schicksaltragödien der Müllner und Houwald die stumpfen Nerven einer unverständigen Menge kitzelte, zur gleichen Zeit, wo Hoffmann seinen durch übermäßigen Weingenuß tollgewordenen Humor zur Produktion von Märchen, Phantasie- und Nachtstücken stachelte, in welchen das Menschenleben als ein hohlspiegelartig verzerrtes, mit bläulichen Spiritusflammen beleuchtetes Fratzen- und Schattenspiel erscheint. Der dritte dieser populären Romantiker, Fouqué, that sein möglichstes, dem Publikum zu beweisen, daß auch das 19. Jahrhundert seinen Don Quijote de la Mancha haben müsste. Ihm war das mittelalterliche Junkerthum zur fixen Idee geworden und so buhurdirte und tijostete er auf dem „lichtbraunen“ Rozinante seiner Romane und Schauspiele in den Leihbibliotheken umher, bis ihm endlich das Kopfschütteln der Leihbibliothekare zeigte, daß sogar die Wachtstuben des mittelalterlichen Mummenschanzes überdrüssig wären. Mit weit mehr Verstand und künstlerischem Takt wusste der Däne Adam Oehlenschläger in seinen nordischen Tragödien die deutsche Lesewelt für die wirklich poetischen Seiten des Mittelalters zu gewinnen und ebenso Ernst Schulze, dessen Heldengedicht Cäcilia noch immer zu den lesbarsten Produkten der Romantik gehört.

Wir haben vorhin auf die sittliche Zersetzung hingedeutet, welche zugleich mit dem literarischen Zersetzungsprocesse der Romantik auf der Gränzscheide zweier Jahrhunderte in der deutschen Gesellschaft vor sich ging. Versetzen wir uns, um diese Andeutung etwas mehr auszuführen, nach Berlin, so finden wir, daß Friedrich Wilhelm II. seinem im Sittenpunkte durchaus untadelhaften Nachfolger die dortige Gesellschaft in einer furchtbaren Zuchtlosigkeit hinterlassen hatte. Selbst bei Hofe war eine so plumpe Hintansetzung des Anstandes eingerissen, daß der zu Hoffesten geladene junge Officieradel beim weggehen ganz ungescheut Tafeln und Kredenztische plünderte. Ein glaubwürdiger Zeitgenosse, welcher die Zustände

der preußischen Monarchie in „vertrauten Briefen“ geschildert hat, läßt sich über die vornehme berliner Welt von damals also vernehmen: „In der Residenz hat man die physischen Genüsse zum höchsten Raffinement entwickelt. Der Officierstand, schon früher ganz dem Müssiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es in der Genussfertigkeit am weitesten gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde: Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselsweise verführen. Die Frauen sind so verdorben, daß selbst vornehme adelige Damen sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich zu ziehen, um sie zu verführen. Man findet in den Bordellen noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Damen, die im Publikum als Tonangeberinnen figuriren. Es gibt vornehme Weiber, die sich nicht schämen, im Theater auf der Bank der öffentlichen Mädchen zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen nach Hause zu gehen. Mancher Cirkel von ausschweifenden Frauen von Stande vereinigt sich auch wohl und miethet ein möblirtes Quartier in Kompagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bakchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären. Da Berlin der Centralpunkt der Monarchie ist, von wo alles böse und gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich die Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet.“

Das bessere Beispiel, welches Friedrich Wilhelm III. gab, war nicht mächtig genug. Der König, durch seine Ehe mit der schönen und edlen Prinzessin Luise von Mecklenburg beglückt, hatte Sinn für Häuslichkeit. Das königliche Paar las mitsammen die empfindsamen Romane Lafontaine's und ergötzte sich an Kinderbällen, welche freilich eine der thörichtesten und verwerflichsten Erfindungen vornehmer Langeweile gewesen und noch sind. Die Königin bot ebensowenig als der König der Skandalchronik Stoff, worüber sich diese nicht wenig erboste und es daher der reizenden jungen Frau nicht verzieh, wenn sie sich der verzeihlichen Eitelkeit hingab, ihre Grazie als Tänzerin gerne bewundern zu lassen. Die romantische Genialität repräsentirte am preußischen Hofe der Prinz Louis, Neffe Friedrichs des Großen, an genialen Anlagen und in Lebensführung nicht unähnlich jenem Athener, dessen Namen man auch auf ihn übertrug, indem man ihn den preußischen Alkibiades nannte. Prinz Louis versammelte mit Vorliebe Männer von Geist um sich, namentlich solche, welche zugleich raffinirte Schlemmer waren, wie Johannes von Müller und Gentz. Sein Landhaus Schrike bei Magdeburg war der Hauptschauplatz dieser Geniewirthschaft und des Prinzen Adjutant, Karl von Nostitz, nachmals russischer General, hat in seinem 1848 veröffentlichten Tagebuch das dortige Leben

anmuthend genug geschildert. „Wir verbrachten“, erzählt er, „in Schrike sehr frohe Zeit. Um zehn Uhr des Morgens weckte uns Hundegebell zur Jagd. Nach kurzem Frühstück zogen wir aus, begleitet von Jägern und Jagdliebhabern. Wir lancirten Säue oder jagten Parforce. Um fünf Uhr zurück und um sechs Uhr Tafel. Hier erwarteten uns die Frauen und die Gesellschaft munterer Männer. Ausgewählte Speisen und guter Wein, besonders Champagner, stillten Hunger und Durst; doch das Mahl, in antikem Stile gefeiert, wurde durch Musik und den Wechsel heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen stand ein Piano. Eine Wendung und er fiel in die Unterhaltung mit Ton-Akkorden ein, die dann der Kapellmeister Dussek auf einem andern Instrumente weiter fortführte. Unterdessen wechselten Getränke und Aufsätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingestellt. Wer nicht aß und trank, warf mit Karten und Würfeln oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. Die Frauen, auf dem Sopha in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin und verliehen dem Symposion jene Zartheit und Weichheit, die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit abgeht. Die Stunden verflogen uns an solchen Abenden und die Nächte hindurch ungemessen und es geschah wohl, daß wir uns erst des Morgens um fünf, sechs, sieben, acht Uhr trennten, viele von demselben Stuhle aufstehend, auf den sie sich den Abend vorher niedergesetzt.“ Dem preußischen Alkibiades durfte natürlich auch eine berlinische Phryne, Lais oder Timandra nicht fehlen und die Reize wie die Buhlkünste dieser drei hellenischen Hetären fanden sich vereinigt in der Pauline Wiesel, einem Buhlweibe von wunderbarer Schönheit und messalinarischem Temperament. Beim Anblick der wüthenden Leidenschaft, welche dieses dämonisch-lüderliche Geschöpf dem Prinzen, seinen an Pauline gerichteten, furchtbar unorthographischen Briefen zufolge, eingeflößt hatte, begreift man den Vampyrismus der slavischen Mythen- und Sagenwelt. Ganz anderen Schlages und unendlich viel edlerer Art ist das Verhältniß des preußischen Alkibiades zu der Jüdin Rahel Levin gewesen, welche für diesen „menschlichsten Prinzen seiner Zeit“, wie sie ihn nannte, in tiefverschwiegener Brust eine glühende Liebe hegte, während er in ihr seinen „besten Freund“ sah und achtete. Rahel, die später den biographischen Porzellanmaler Varnhagen von Ense heiratete, war mit ihrem durchdringenden Verstand und mit ihrer Seele voll Adel eine der anziehendsten Persönlichkeiten der Restaurationszeit. Ohne als Schriftstellerin aufzutreten, hat sie durch persönliche Anregung und Briefwechsel höchst bedeutend auf die damalige Kulturphase eingewirkt und namentlich das Verständniß und die Würdigung Göthe's gefördert. Mit ihr und Bettina hebt die einflussreiche Stellung an, welche sich die Frauen seither in unserer Literatur zu verschaffen wussten, eine Stellung, die allerdings dem Dilettantismus großen Vorschub

leistete, aber zugleich auch mächtig dazu beitrug, die Resultate unserer Bildungsgeschichte dem Leben inniger anzueignen.

Während aber die berliner Gesellschaft in dem oben berührten Stile die schlechteste Erscheinungsform des 18. Jahrhunderts fortsetzte und während die Genialen „antike Symposien" feierten, zog über Preußen jenes Gewitter herauf, dessen Blitze sich bei Auerstädt und Jena (1806) entluden, den faulen Staat zertrümmernd, welcher unter der Leitung des unsauberen Trifoliums Haugwitz, Lombard und Lucchesini planlos in den Wirren der Zeit schwankte. Prinz Louis, welcher seine Jugendgenialitäten durch einen braven Soldatentod bei Saalfeld sühnte, hatte vergebens gewarnt, „Preußen werde von der französischen Macht überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht sei, und dann ohne Hilfe, vielleicht auch gar noch ohne Ehre fallen." So geschah es. Jene unheilvolle Zerklüftung Deutschlands, welche in Preußen Schadenfreude erregt hatte, als die Oestreicher bei Austerlitz waren geschlagen worden, fiel jetzt mit ihrer ganzen Wucht auf Preußen zurück. Napoleon konnte sich kaum von seinem staunen über den unglaublich raschen und leichten Sieg erholen, welchen er im Feldzug von 1806 über die Monarchie Friedrichs des Großen davongetragen. „Die Preußen sind noch dümmer als die Oestreicher", äußerte er. Damals erwies es sich auch durch die niederträchtige Feigheit, womit die hochgebornen preußischen Generale die stärksten Festungen des Königreichs fast ohne einen Schuß zu thun dem Feinde überlieferten, welche Stützen in Zeiten der Gefahr die Throne an dem Adel hatten, während das preußische Bürgerthum in dem trefflichen kolberger Bürger Nettelbeck wenigstens ein edles Beispiel aufstellte, daß Ehrgefühl, Muth und Thatkraft noch nicht völlig aus dem Lande verschwunden waren.

Mit dem Frieden von Tilsit begann für Preußen und Deutschland überhaupt eine Periode der Herabwürdigung, aber auch der Sammlung und Läuterung. Die napoleonische Zwangsherrschaft wuchtete, nachdem auch Oestreich nach dem unglücklichen Feldzuge von 1809 die Uebermacht des großen Schlachtenmeisters hatte anerkennen müssen, mit bleiernem Druck auf Deutschland und ließ die Deutschen auf dem Grunde des Bechers der Schmach und Erbitterung ihr Nationalgefühl wieder finden. Man muß die Briefe, man muß die Werke Heinrichs von Kleist (geb. 1776) lesen, um die ganze Trauer, den ganzen Grimm nachzuempfinden, welche damals vaterländisch gesinnte Herzen peinigten. Kleist, der sich 1811 selbst den Tod gab, vertritt mit höchsten Ehren die patriotische Seite der romantischen Poesie, ein Mann in jeder Fiber, von den katholisirendlüsternen Spielereien der Romantik unberührt, dabei ein großer dramatischer Dichter, welcher wie im historischen Drama („Der Prinz von Homburg") so auch in der Komödie („Der zerbrochene Krug") bleibendes leistete und in seiner „Hermannsschlacht" den patriotischen Gram und

Groll, den Widernapoleonismus mit hochgenialer Kraft dramatisch in Scene setzte [19]). Am preußischen Hofe erkannte man endlich die Zeichen der Zeit. Aus dem nördlichsten Winkel des Reiches, wohin sich die königliche Familie hatte zurückziehen müssen, schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen musste, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, wir sind mit der von ihm geschaffenen neuen Zeit nicht fortgeschritten; deßhalb überflügelte sie uns." Es fanden sich zum Wiederaufbau Preußens, der auf Deutschland zurückwirkte, die passendsten Werkzeuge. An die Spitze des Heerwesens, welches einer durchgreifenden Reform bedurfte, traten Männer wie Scharnhorst, Gneisenau und Boyen. Scharnhorst begann damit, den Zopf abzuschneiden und den Stock abzuschaffen. Das von ihm eingeführte militärische System beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht aller Bürger, es beseitigte das Officiersprivilegium des Adels, sicherte dem wissen und der Tapferkeit ohne Unterschied des Standes das vorrücken und begründete neben dem stehenden Heere die Organisation der Landwehr und des Landsturms, welche sich bald genug bewähren sollte. Wie diese militärischen Einrichtungen durchaus von dem liberalen Geiste, welchen die französische Revolution im Gegensatze zu mittelalterlichem Kastenwesen und autokratischer Despotie siegreich gemacht hatte, getragen wurden, wie hier alles darauf angelegt war, das Gefühl der Selbstachtung in der Nation zu wecken, so auch in der Reform der Civilverwaltung, an deren Spitze der energische Patriot Freiherr vom Stein gestellt wurde.

Steins Tendenz ergibt sich kurz und schlagend aus einer Aeußerung, welche er schon 1796 gegen den Prinzen Louis gethan hatte, aus der Aeußerung: „Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung ausschließlich einem ränkevollen Beamtenheer anvertrauen." Diese Verachtung der Bureaukratie leitete Stein, der sich von dem wüthenden Geschrei der Junker und Bureaukraten nicht irren ließ, bei seinen Reformen, welche in ihren Endabsichten auf eine Verschmelzung der Nation mittels einer allgemeinen Nationalrepräsentation abzielten und unter welchen insbesondere zwei ruhmvoll hervorleuchten: die Aufhebung der adeligen Grundherrlichkeit durch das Edikt vom 9. Oktober 1807, durch welches die bäuerliche Hörigkeit und Erbunterthänigkeit abgeschafft und die Erwerbung von Rittergütern auch Bürgern und Bauern gestattet wurde; sodann die mittels Edikts vom 19. November 1808 eingeführte Städteordnung, durch welche den Städten die Selbstverwaltung des bürgerlichen Gemeinwesens gesichert ward. Diese Reformen be-

gründeten erst eine freie Bauerschaft und einen freien Bürgerstand in Preußen. Stein musste zwar auf Napoleons andringen aus dem Ministerium entlassen werden, allein der einmal gegebene reformistische Anstoß wirkte fort und man erkennt schon an der königlichen Kabinettsordre von 1810, welche die Abschaffung des Kurialstils in allen Kanzleien befahl, daß es ernstlich darum zu thun war, Regierung und Regierte einander zu nähern. Steins Rath, „durch Leitung der Literatur und der Erziehung dahin zu wirken, daß die öffentliche Meinung rein und kräftig erhalten werde," war von seinem Nachfolger Hardenberg nicht unbeachtet gelassen worden. Hardenberg sah ein, wie sehr die Zukunft Preußens von der Hebung des Volksgeistes abhing. Daher die Liberalität, womit die neubegründeten Universitäten Berlin und Breslau ausgestattet und geleitet wurden. Nach Berlin — den Plan zur dortigen Universität hatte Wilhelm von Humboldt entworfen — wurde Fichte berufen und hier hatte schon im Winter von 1807—8 der tapfere Philosoph, während die Trommeln der französischen Besatzung durch die Straßen wirbelten, seine kühnen „Reden an die deutsche Nation" gehalten, in welchen er den Plan einer großartigen Nationalerziehung entwickelte und das tiefste und schönste aussprach, was je über Vaterlandsliebe gesagt worden ist. Zu seiner Stimme gesellte sich von Süddeutschland her die Jean Pauls, der damals in mehreren seiner Schriften das durch Napoleon auf's übermüthigste zu Boden getretene, durch die standrechtliche Ermordung des patriotischen Buchhändlers Palm mit kalter Grausamkeit herausgeforderte Nationalgefühl gleich muthvoll als wirksam aufregte.

Merkwürdig ist, daß dieses in seinen jetzigen Bedrängnissen sich wieder lebhaft einer Kulturform des 18. Jahrhunderts erinnerte, der Geheimbündelei. Wie zur Zeit der Aufklärung diese im Illuminatenorden eine sociale Gestaltung versucht hatte, so organisirte sich nun der Haß gegen die Fremdherrschaft zu einem Bunde, welcher übrigens nur den Franzosen gegenüber als ein geheimer bezeichnet werden kann. Denn der „Tugendbund", so war sein Name, zu dessen Begründung zuerst zwanzig Männer in Königsberg zusammengetreten waren und dessen Verzweigungen sich rasch in sämmtliche Provinzen Preußens verbreiteten, bestand mit wissen der Regierung, welcher er seine Statuten vorgelegt hatte. Diese charakterisirten ihn als einen „sittlich-wissenschaftlichen" Verein, was an seiner echtdeutschen Natur nicht zweifeln lässt. Was er wollte und womit er es wollte, sprachen folgende zwei Paragraphen seiner Stiftungsurkunde deutlich genug, wenn auch vorsichtig, aus. „Zweck des Vereins ist, eine Verbesserung des sittlichen Zustandes und die Wohlfahrt des preußischen und hiernächst des deutschen Volkes durch Einheit und Gemeinschaft des strebens tadelloser Männer hervorzubringen. Die

Mittel der Gesellschaft sind Wort, Schrift und Beispiel.“ Die Franzosen anerkannten auch die Bedeutung dieses Bundes auf der Stelle, sobald sie davon Wind bekommen hatten, und zwangen den König von Preußen, den Tugendbund 1809 aufzulösen, was aber nur der Form nach geschah. Thatsächlich bestand der Verein fort und seine Wirksamkeit war um so bedeutender, als man mit und ohne Grund Männer von ausgezeichnetster Stellung als seine Mitglieder nannte. Ein sehr thätiges war der Major Schill, welcher 1809 die Befreiung Deutschlands vorzeitig und ziemlich abenteuerlich versuchte, durch seinen Auszug und seinen Heldentod jedoch der patriotischen Jugend ein entflammendes Beispiel gab. Diese Jugend zeigte, als 1813, nachdem Napoleon seine beste Kraft und den Zauber der Unbesiegbarkeit in Rußland eingebüßt hatte, der große Völkerkampf gegen ihn losbrach, daß die Reformen in Preußen bereits eine Generation herangezogen hatten, welche die Bedeutung der Worte Vaterland und Freiheit verstand. Am 17. März 1813 erließ Friedrich Wilhelm den berühmten Aufruf „an mein Volk“, am 25. März erschien die noch berühmtere Proklamation von Kalisch, welche der deutschen Nation innere und äußere Freiheit, die „Wiederherstellung deutscher Freiheit und Unabhängigkeit und eines ehrwürdigen Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes“ verhieß, „damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Einheit gehalten unter Europa's Völkern dastehe“ — feierliche, glückverheißende Versprochenschaften, die so bald zu traurigen Gebrochenschaften werden sollten.

Eine unerhörte Begeisterung ergriff die Bevölkerung des nördlichen und nordöstlichen Deutschlands und theilte sich mälig auch dem Süden und Westen mit. Ernst Moritz Arndt warf seine feurigen, Max von Schenkendorf seine seelenvollen Kriegs- und Sturmlieder in die aufgeregten Massen, Theodor Körner gesellte der Leier das Schwert und besiegelte am 25. August 1813 bei Gadebusch mit seinem Herzblut die Echtheit jener Gefühle, welche der patriotische Gedanke der Romantik, ihr schönster und reinster, in hunderttausenden von jungen Herzen entzündet hatte. Die Schlachten von Großgörschen, Bautzen, Dresden, von der Katzbach, von Großbeeren, Dennewitz, Leipzig wurden geschlagen, Napoleon zum Rückzug über den Rhein genöthigt. Deutschland war frei von den Franzosen [20]). Es ist zur Zeit des sogenannten „jungen Deutschlands“ Mode gewesen, von den Befreiungskriegen mit Hohn und Verachtung zu sprechen. Aber nichts konnte thörichter sein, um so mehr, da in diesen Kämpfen die Deutschen und vorzugsweise die Preußen weitaus das meiste und beste gethan haben. Daß die Befreiungskriege zunächst vorzugsweise dem Absolutismus dienten, ist wahr; aber wahrlich an diesem Resultat trugen die deutschen Völker keine Schuld. Die französische Revolution hatte durch Napoleon ihren kosmopolitisch-emancipativen Charakter verloren und war dem

selbstsüchtigsten Eroberungstriebe dienstbar geworden. Hätte es da den Deutschen nicht erlaubt sein sollen, auch ihren Kosmopolitismus mit dem Nationalismus zu vertauschen und den erobernden Uebermuth, wenn selbst mit Hilfe der Baschkiren, zu Boden zu schmettern? Die unglückseligen Entwickelungen, welche sich aus den Befreiungskriegen ergaben, durfte und konnte man in der Stunde der Begeisterung nicht ahnen. Selbst so feuervolle Patrioten wie Görres, der um der Freiheit willen den Untergang des deutschen Reichs bejubelt hatte, bliesen jetzt Sturm gegen Frankreich, wie gerade Görres in seinem „Rheinischen Merkur" that, dessen flammende Sprache ihn zu einer öffentlichen Macht erhob. Ja, selbst der alte Göthe konnte sich der allgemeinen Aufregung nicht ganz entziehen. Er, der noch im Frühjahr 1813 in Dresden zu Körner und Arndt gesagt hatte: „Schüttelt nur eure Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen" — musste sich jetzt bequemen, wenn auch „auf vornehme Manier", deutsch-patriotisch zu gebaren, wie er in seinem Festspiel des „Epimenides Erwachen" that, wo der Chor singt: „Brüder, auf, die Welt zu befreien! Kometen winken, die Stund' ist groß. Alle Gewebe der Tyranneien haut entzwei und reißt euch los!" Und er, der sonst der Ansicht war, daß „die Menge im zuschlagen respektabel, im urtheilen miserabel sei", rief jetzt aus: „Es erschallt nun Gottes Stimme, denn des Volkes Stimme sie erschallt!"

„Was die Schwerter uns erwerben, lasst die Federn nicht verderben!" hat in einem vorahnenden Toast der „Marschall Vorwärts" gesagt, der hellblickende Patriot und echte Befreiungskriegsführer Gebhart Lebrecht Blücher, welcher, eine durch und durch demokratische Natur, in seiner Husaren-Orthographie die Diplomaten als „eine boßhaffte Rotte niedere Faullthiere, als einen schock Schwerenöther von federfuchsern" bezeichnete. Aber sie verdarben es doch. In Wien trat jener Kongreß von Fürsten und Diplomaten zusammen, welcher die europäischen Verhältnisse regeln sollte, in Wien, dessen Sittenzustände damals so furchtbar gesunken waren, daß in den vornehmen Familien die Söhne im Alter von zwölf und dreizehn Jahren schon ganz öffentlich ihre Maitressen hatten. Einsichtsvolle und wohlgesinnte Männer erkannten bald, daß für Deutschland und die Freiheit von diesem Areopag nichts zu erwarten sei. Am 16. Januar 1815 schrieb der Oberst Nostitz, dessen wir oben erwähnten, in sein Tagebuch: „Die großen Resultate des Kongresses werden nichts anderes sein als eine Seelenverkäuferei, wie die der regensburger und augsburger Versammlung, wo durch Mediatisirung nach dem lüneviller Frieden die Fetzen rechts und links durcheinander vertheilt wurden. Alles, was geschieht, ist um nichts besser, als was Napoleon auch gethan, weil man sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz, Engherzigkeit und Beschränktheit herumdreht. Schlechte, mittelmäßige

Minister, die eine demoralisirende Politik handhaben und ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit der Völker nach eigener schlechter Persönlichkeit handeln." Ebenso klagte der patriotische Stein schon am 16. November 1814 in einem Briefe: „Es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle ein und diejenigen, welche alles auf's Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." Der Kongreß tanzte und berauschte sich in Vergnügungen. Ein halbes Dutzend verbuhlter und verkaufter Damen der großen Welt zog an den Schleppen ihrer Kleider die diplomatischen Größen hinter sich her und machte die hohe Politik. Mehrmals musste eine wichtige Verhandlung ausgesetzt werden, weil dieser oder jener Staatsretter gerade beschäftigt war, lebende Tableaux anzuordnen oder seiner Herzensgebieterin Roth aufzulegen. An die Völker zu denken hatte man in diesem Strudel von Festen, Liebes- und Geldintriken nicht Zeit genug: auch brauchte man sie ja jetzt nicht mehr, nachdem sie Gut und Blut für die allerhöchsten Herrschaften geopfert hatten. Zwar hatte Kaiser Franz geäußert: „Schauens, die Völker sind haltr jetzt auch was!" aber wer lässt sich nicht hier und da eine liberale Phrase entwischen, die weiter nichts zu bedeuten hat? Noch zu Anfang des Kongresses hatten die preußischen Bevollmächtigten eröffnet, „daß die Errichtung einer deutschen Verfassung, nicht bloß in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern ebenso sehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die in Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Verhältnisse untergegangene Reichsverfassung von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit, ihr Wohlstand und das fortblühen echt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt, und die nicht in einzelne Theile zerfallen will." Allein auch das erwies sich als Phrase. Die Intriken Frankreichs, des soeben besiegten Frankreichs, Englands und Russlands, welche kein einiges und starkes Deutschland haben wollten, drangen durch. Der Car Alexander, der unter der mystisch-christlich parfümirten Maske eines heiligen Allianzlers die ganze Schlauheit und Selbstsucht eines byzantinischen Griechen barg, nahm die Souveränitätsgelüste der deutschen Fürsten gegen den Gedanken der Einheit auf's entschiedenste in Schutz. Mit liebenswürdiger Naivität äußerte er, wie der General Wolzogen in seinen Memoiren erzählt, gegen den Freiherrn vom Stein, er thue dies, „um die russischen Großfürsten und Großfürstinnen in's künftige mit passenden Mariagen versorgen zu können," worauf ihm der entrüstete Patriot die derbwahre Antwort gab: „Das habe ich freilich nicht gewusst, daß Ew. Majestät aus Deutschland eine russische Stuterei zu machen beabsichtigen."

Statt der dem deutschen Volke verheißenen nationalen Verfassung,

die aus seinem „ureigenen Geiste“ hätte hervorgehen sollen, erhielt es die deutsche Bundesakte (vom 8. Juni 1815), derzufolge sich der deutsche Bund konstituirte „als ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souveränen Fürsten und freien Städte, an welchem außer dem Kaiser von Oestreich und dem Könige von Preußen noch 4 Könige, 8 Großherzoge (davon einer den Titel Kurfürst führt), 9 Herzoge, 11 Fürsten und 4 freie Städte theilnehmen“. Was noch den deutschen Völkern von Preßfreiheit, ständischen Einrichtungen u. s. f. in der Bundesakte versprochen wurde, kam entweder gar nicht zur Ausführung oder ward durch die Beschlüsse späterer Kongresse, namentlich durch die des zu Karlsbad (1819) abgehaltenen, welche Wilhelm von Humboldt „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ nannte, wieder vernichtet oder wenigstens rein illusorisch gemacht. Mochten auch einzelne deutsche Fürsten von Ehre und Gewissen, wie der auch hierin allen andern voranleuchtende Karl August von Sachsen-Weimar, an der nationalen und liberalen Politik festhalten; sie wurden bald gezwungen, davon abzulassen. Der unter dem Präsidium des östreichischen Bevollmächtigten zu Frankfurt a. M. zusammentretende Bundestag war und konnte nichts anderes sein als das gefügige Werkzeug der von Rußland diktirten Politik der heiligen Allianz. Wie diese Politik, deren Doktrin der berüchtigte schweizerische Apostat Ludwig von Haller in seinem weitschichtigen, feudal-junkerhaft-bigot-absolutistischen Buch von der „Restauration der Staatswissenschaft“ (1816 fg.) entwickelte, mit Hinansetzung aller Gerechtigkeit, aller Ehre und Scham das Mittelalter, die „gute, alte, fromme Zeit“ zu restauriren strebte; wie sie die Leitung aller Geschäfte in die Hände verknöcherter, einfältiger und feiler Aristokraten legte; wie sie jede leise Mahnung des deutschen Volkes inbetreff der ihm gemachten Versprechungen, jede Erinnerung an seine Rechte, jedes vaterländische Gefühl als Verbrechen verfolgte; wie sie unsere Jugend decimirte; wie sie eine nach oben infam servile, nach unten herzlos brutale Bureaukratie pflanzte; wie sie mit allen Künsten der Verdorbenheit die „deutsche Hundedemuth“, über welche schon Schlözer und Moser sich entrüstet hatten, zur Nationaltugend stempeln wollte; wie sie uns daheim zu Knechten, in der Fremde zum Gelächter des Hohnes machte; wie sie es glücklich dahin brachte, daß uns sogar die moskowitischen Sklaven verachten durften, daß uns ein Organ der englischen Regierung die tödtliche Beleidigung: „Die Deutschen sind das feigste und niederträchtigste Volk der Erde!“ ungestraft in's Gesicht schleudern konnte: — das alles hat sich mit zu schmerzenden Zügen in das Herz jedes redlichen Deutschen eingegraben, als daß es hier weiter ausgeführt zu werden brauchte.

„Deutschland ist nur ein geographischer Begriff“, hatte der Präsident des Wiener Kongresses, der Lenker der ersten deutschen Großmacht,

Fürst Metternich gesagt: er bezog von Rußland ein jährliches Fixum von 50,000, später von 75,000 Dukaten, um „die Kosten seiner Korrespondenz mit dem Car zu decken". „Uns hält das System wohl noch aus, après nous le déluge!" das war die höchste Weisheit eines Staatsmannes, der sich 1822 gegen den klatschsüchtigen Hormayr über seine häuslichen Verhältnisse in einer Weise ausließ, die hier nicht berührt werden kann, die aber ganz eigene Streiflichter auf die „konservative" Moral wirft. Von dem Herrn wenden wir uns zu dem Diener, zu Friedrich von Gentz, dem Protokollführer des wiener Kongresses, dem Leibpublicisten der Restaurationspolitik. Wir beschäftigen uns einen Augenblick mit diesem aus preußischen Diensten in östreichische übergetretenen Hofrath, weil sich an diesem Stücke personificirter Apostasie und Feilheit die politische und sittliche Konsequenz der Romantik am frappantesten veranschaulichen lässt, weil er uns zeigt, in welchen bodenlosen Schlamm von egoistischem Kynismus und feiger Blasirtheit die ironische Genialität der Romantiker verlief. Die gentzische Publicistik trug ursprünglich die Farbe der kantischen Aufklärung, wie das freisinnige Schreiben zeigte, welches er bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. an diesen richtete. Später näherte er seine Ansichten der patriotischen Seite der Romantik und in einer Denkschrift vom Jahre 1804 wies er nach, daß alles Unglück Deutschlands aus seiner Zerstückelung entsprungen sei, und beklagte diese in einem Stile, dessen Meisterschaft eine unbestrittene ist. So wie er nun merkte, in welchem Preise dieser Stil stand, machte er denselben zu einer öffentlichen Waare und „lebte rasend gut". Er wurde der Großpensionär der europäischen Kabinette oder vielmehr der Vice-Großpensionär, denn jenes war sein Herr und Meister Metternich. Im April 1814 schrieb Gentz an Rahel: „Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als mit der Einrichtung meiner Zimmer und studire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfums und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum essen ist leider dahin: in diesem Zweige treibe ich bloß noch das Frühstück mit einigem Interesse." Und weiterhin: „Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding! Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr kalt, blasirt, höhnisch und innerlich quasi teufelisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen. Kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß. Es ist nur schade, daß es für die Mit- und Nachwelt verloren ist, denn zum sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft; zum schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden." In anderer Weise als Gentz legt uns Görres die Endziele der Romantik bloß. Wenn sie uns jener als

im egoistischen schwanken zwischen Genußsucht und Blasirtheit endigend zeigt, so dokumentirt dieser, wohin das romantische kokettiren mit dem Mittelalter zuletzt führte, zum krassesten Papalismus und Obskurantismus nämlich. Nachdem Görres den blutrothen Jakobinismus und den romantischen Patriotismus durchgemacht hatte, ging er nach München, welches der Klösterhersteller, Poetaster und Kunstduselkönig Lola=Ludwig zum Hauptquartier der ultramontanen Fanatiker in Deutschland machte. Hier trat der weiland Rothblättler von 1797 und Merkurist von 1813 an die Spitze dieser widernationalen Fanatiker, befürwortete die Wiederherstellung der sinnlosesten mittelalterlichen Possen, der schamlosesten Orgien des Afterglaubens, zeterte als Anwalt des Hexenprocesses, schäumte als Advokat der Inquisition und verdiente sich vollauf die ihm nachmals von Heine gestiftete Grabschrift: „Todt ist Görres, die Hyäne; ob des heiligen Offiz Umsturz quoll ihm manche Thräne aus des Auges rothem Schlitz.“ Eine schreiende Ungerechtigkeit aber wär' es, wollte man verschweigen, daß an Eifer in dem Geschäfte der Menschenverdummung und Völkerverknechtung, welches durch die Heilige=Allianz=Politik wieder in Schwung gebracht worden, das norddeutsch=lutherische Bonzenthum dem süddeutsch=katholischen Lamaismus durchaus nichts nachgab. Wie im deutschen Süden und Westen die Jesuiten, so arbeiteten im Norden und Osten die Pietisten. In Preußen grassirte das „christlich-germanische“ Staatsprincip, dieser romantische Wechselbalg, vor welchem die „gebildeten“ Berliner — getaufte Juden natürlich voran — scharenweise ihre Kniebeugungen machten. Alle von der Romantik angesäuselten Geistlichen, Beamten, Gelehrten und Officiere thaten „christlich=germanisch“. Die Phrase beiseite gelassen, hing Preußen willenlos am Schlepptau der Metternichtigkeit. Aber man konnte ja die Phrase nun und nimmer beiseite lassen und so nannte man denn die metternichtige Kirchhofsruhepolitik in Berlin eine „kalmirende“.

Demnach wirkte vom Süden her der katholische, vom Norden her der protestantische Jesuitismus, obgleich sie einander im Grunde spinnefeind waren, dennoch brüderlich zusammen, soweit es galt, das aufstreben der deutschen Nationalität durch eine Restaurationspolitik niederzuhalten, als deren nacktester Ausdruck die geheimen Beschlüsse der berüchtigten wiener Ministerkonferenz vom 12. Juli 1834 sich darstellen. Hier wurde mit dürren Worten gesagt, daß verfassungsmäßige Regierungsformen in Deutschland nie mehr sein sollten als eine leere Komödie und daß das einzig giltige System jener gute alte Patriarchalismus sein müsste, welcher die Völker nur vom Standpunkte des Schafschurinteresses betrachtete. Selbst das Wort Konstitution war den allerhöchsten Herrschaften schon ein Stein des Anstoßes. Als einmal der Leibarzt des Kaisers Franz der von einer leichten Unbässlichkeit heimgesuchten Majestät sagte, die Sache habe nichts

zu bedeuten, der Kaiser habe ja eine gute Konstitution, versetzte Franz zornig: „Was reden Sie da, Stifft? Dies Wort lassen Sie mich nicht mehr hören. Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottesnamen eine gute Komplexion, aber es gibt gar keine gute Konstitution. Ich habe keine Konstitution und werde nie eine haben.“ In seinen Bedrängnissen war dem Kaiser, wie oben gemeldet worden, das Wort entfahren, daß die Völker jetzt auch was zu bedeuten hätten, später aber sagte er: „Völker? Was ist das? Ich weiß nichts von Völkern, ich kenne nur Unterthanen.“ In seinem Testamente vermachte dann der Kaiser seinen Völkern seine Liebe — „amorem meum populis meis.“ —

Im ganzen und großen waren die stolzen Hoffnungen, welche die Romantik der Befreiungskriege für Deutschland erregt hatte, durch den wiener Kongreß unbarmherzig zu Boden getreten worden. Aber noch lebte die patriotische Begeisterung in den Herzen des besseren Theiles der deutschen Jugend. Diese gab der „christlich-germanischen“ Staatsidee eine ganz andere Auslegung als der Herr von Haller und die Diplomaten von der Sorte des Herrn von Gentz. Sie wollte ein einiges, großes, freies Deutschland. Dieser Grundgedanke war ihr vollständig klar, obgleich sich um denselben die unklarsten und verworrensten Nebelhüllen zogen. In diesem Nebel quirlten Vorstellungen von waldursprünglich-teutonischer Freiheit und Rohheit, von mittelalterlich-ritterlichem Minnedienst, von antirömischem Lutherthum, von schiller'schem Posaismus, kantischer Aufklärung und jakobinischem Republikanismus in eine wunderliche Mischung zusammen, aus welcher das Phantasiebild einer demokratischen Republik mit einem mittelalterlich-romantischen Kaiser an der Spitze gestaltet wurde. Später schieden sich die widerhaarigen Ideale schärfer von einander und es bildete sich dem monarchischen Patriotismus gegenüber allmälig ein republikanischer aus, auf welchen die Ideen des italischen Karbonarismus und der geheimen Gesellschaften Frankreichs nicht ohne Einfluß blieben. Als die gebildete Jugend, welche sich durch den freiwilligen Kriegsdienst hatte fühlen gelernt, aus den Schlachten des Befreiungskriegs wieder in die Hörsäle der Hochschulen zurückkehrte, klang und zitterte die große Bewegung der Zeit lebhaft in ihr fort. Die deutschen Universitäten waren für unser nationales Leben von jeher von tiefgreifendem Einfluß gewesen und wurden jetzt der Lieblingssitz der patriotischen Romantik, in welche die durch Jahn und Gutsmuths eingeführte, auf körperliche Rüstigkeit und geistige Frische zugleich abzweckende Turnerei mit ihrem Wahlspruch: „Frisch, fromm, fröhlich, frei!“ ein neues Ferment brachte. Aufgemuntert durch den Rückhalt, welchen sie an patriotischen Lehrern hatte, unternahm die akademische Jugend die Pflege und Fortbildung des vaterländischen Sinnes. Sie griff zum nächstliegenden, in unser Universitätsleben altherkömmlich verfloch-

tenen Mittel, zu dem Verbindungswesen. In Berlin gründete ein Kreis von Studirenden eine Verbindung und gab ihr den Namen „Burschenschaft". Diese neue Gestaltung des alten studentischen Ordenswesens wurde jedoch erst von größerer Bedeutung, als am 12. Juni 1815 zu Jena, das seit dem vorigen Jahrhundert seinen Rang als Mittelpunkt des deutschen Hochschulwesens noch behauptete, feierlich eine Burschenschaft gestiftet wurde.

Die Organisation der Burschenschaften, welche sich unter heftigen Anfeindungen von seiten der althergebrachten Landsmannschaften oder Korps ziemlich rasch auf den Universitäten Eingang verschafften, war im Gegensatze zu der monarchisch-absolutistischen der Korps eine demokratisch-konstitutionelle. Schon dieser Umstand, der Mikrokosmos eines vernünftigeren Staatslebens, trug dazu bei, der Burschenschaft eine sittlich-ernstere Haltung zu geben, als dem Studententhum bisher eigen gewesen war. Der jugendlich offene Sinn richtete sich auf höhere Ziele und der Gedanke, dem Vaterlande durch Erwerbung tüchtiger Kenntnisse, durch Ehrenhaftigkeit und Mannhaftigkeit Ehre machen zu müssen, hat ganz unzweifelhaft Früchte gezeitigt, wie sie der wüste Schlendrian des früheren akademischen treibens nie tragen konnte. Dabei war der heiterste Humor keineswegs ausgeschlossen. Als Zeuge dessen florirte der burleske Bierstaat, das Herzogthum Lichtenhain, welcher in einem Dorfe bei Jena gegründet wurde und dessen monarchischen Formen — Herzog Tus hieß der Herrscher ad infinitum — die Bierrepublik Ziegenhain republikanische zur Seite stellte. Später gewann in der Burschenschaft die Fraktion der Altdeutschen bedenklichen Spielraum. Diese Puritaner gefielen sich in einer mystischen Askesik, welche nur allzuoft die jämmerlichste Heuchelei und Eitelkeit verbarg. Sie betonten überall das Wort „christlich-deutsch", tanzten nicht, tranken wenig, hielten Kuß und Liebesspiel für Sünde und ebenso die Zulassung von Juden zur Burschenschaft. Von diesen Grüblern gingen die absonderlichsten Narrheiten und Tifteleien aus, namentlich auch ein lächerlicher Purismus. Da sollte das Menschengeschlecht eingetheilt werden in Vorburschen (Knaben), Burschen (Jünglinge und Männer), Nachburschen (Greise) und Burschinnen (Weiber); das Vaterland sollte heißen Burschenturnplatz, die Universität Vernunftturnplatz, der Professor ein Lehrbursch. Um ihren Gegensatz zu den Landsmannschaften auch äußerlich recht scharf zu markiren, gingen die Burschenschafter, während jene Reitkollets, Husarendolmans und Ulanenkaskets trugen, in sogenannter altdeutscher Tracht einher, im kurzen schwarzen Waffenrock, den breiten Hemdkragen über den aufrechtstehenden Kragen zurückgelegt, mit langem Haare und bloßem Hals, auf dem Kopf ein schwarzes Barett mit goldener Eichel oder einer Feder, in der Hand den derben Ziegenhainer, aus der Brusttasche auch wohl den Griff eines

Dolches hervorragen lassend, über der Brust das schwarzrothgoldene Band. In solchen Aeußerlichkeiten, wozu noch die Turnfahrten mit und zu dem „Vater Jahn" kamen, sowie die Stichwörter: „Altdeutsche Treue, Redlichkeit und Gottesfurcht", „welsche Tücke", „schnöde Franzen", „Hermann", „teutoburger Wald", u. s. w., suchten und fanden viele der jungen Leute die Hauptsache, wesshalb sie auch in die kleinlichste, bornirteste Deutschdümmelei verfielen. Anderen freilich lagen ernstere Dinge am Herzen und der Plan einer politischen Umgestaltung Deutschlands wurde von ihnen eifrig angefasst. So besonders von Karl Follen, der hervorragendsten Persönlichkeit in der ganzen Burschenschaft, der mit den Karbonari in Verbindung trat und sich rastlos bemühte, ganz Deutschland mit dem Netz einer großen revolutionären Verbindung zu überziehen, welche in einen Jünglingsbund und in einen Männerbund zerfallen und deren Leitung bei geheimen, mit unbedingter Vollmacht bekleideten Bundesobern sein sollte. Karl Follen wird auch großentheils das sogenannte „Große Lied" zugeschrieben, das freilich mit seiner bombastischen Weitschweifigkeit ein seltsames Stück von Marseillaise ist[21]). Eine weit weniger ehrenwerthe Erscheinung in dem studentischen Bündlerwesen jener Tage war Witt, genannt von Dörring, der, scheinbar Fanatiker und Verschwörer, wirklich Spion und Denunciant, nachmals in dickleibigen Memoiren, die freilich nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen sind, seine Laufbahn geschildert hat.

Von Interesse ist die Wahrnehmung, daß in dem burschenschaftlichen Gewebe wieder Fäden zum Vorschein kamen, welche schon der göttinger Hainbund aufgezogen hatte. Wie in diesem neben urteutonischem Kraftwesen siegwartische Empfindsamkeit wirksam gewesen, so auch in den burschenschaftlichen Kreisen. Es ist, man weiß nicht, ob rührend, ob komisch, zu hören, wie der Burschenschafter Karl Ludwig Sand von Tübingen nach Erlangen zieht, mit „dankbar freudiger Seele" seine altdeutsche Tracht anthut, in der Nähe der Stadt auf einem Hügel mit einigen Gleichgesinnten ein „Rütli" anlegt, bei dessen Einweihung in nächtlicher Stille die Bundesbrüder „ihr Bier in Ruhe und sanftem Kummer trinken", und wie er dann sich hinsetzt, um folgende „Bundesmatrikel" für die Burschenschaft zu entwerfen. „1) Unsere Sache fällt mit jeder andern bedeutenden Umschwungszeit zusammen; ähnlich besonders der deutschen Reformation. Heut ist sie aber mehr eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung. 2) Der Wahlspruch der deutschen Burschen sei: Tugend, Wissenschaft, Vaterland! 3) Wer diese Ideen bekennt, ist unser geliebter Bruder. Von nun an darf nur auf das neubegonnene Leben gesehen werden. 4) Zur Verwirklichung dieser hohen Sache eine allgemeine freie Burschenschaft in ganz Deutschland. 5) Das ganze darf nicht durch Eidesband zusammenhängen. Die Idee allein soll alle ver-

einen. 6) Jedwedem unreinen, unehrlichen, schlechten soll der einzelne auf eigene Faust nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten. Das ganze soll damit verwickelter Kämpfe überhoben bleiben. 7) Für das liebe deutsche Land kein Heil außer durch eine solche allgemeine freie Burschenschaft. In Deutschlands innigverbrüderte edle Jugend wird das hohe und herrliche wirklich schon eingelebt. 8) Der Brauch für die Burschenschaft muß allenthalben in seinen Hauptzügen gleich sein. 9) Für Urfeinde des deutschen Volksthums sind erklärt: a. die Römer, b. Möncherei, c. Soldaterei. 10) Von einzelnen hervorleuchtenden Männern und einigen Jünglingen höherer Art geht der neue Geist aus. Die Fürsten wissen dessen wenig zu rathen. 11) Die Hauptidee des (Bundes-) Festes ist: „Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht. I. Petri 2, 9. Ihr seid ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich." Aus diesem Mischmasch von Sinn und Unsinn geht nur soviel klar hervor, daß die Burschenschaften auf den einzelnen Universitäten dahin strebten, ihre Vereine zu einem großen nationalen Bunde zu erweitern, und daß die Begründung desselben mittels eines gemeinschaftlichen Festes veranstaltet werden sollte.

Dieses Fest war die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformation auf der Wartburg, welche zuerst Maßmann, damals Student in Jena und leidenschaftlicher Turner, in Anregung gebracht hatte. Am 18. Oktober 1817 hatte dieses Wartburgfest wirklich statt und verlief, ausgestattet mit dem ganzen Pompe burschenschaftlicher Romantik, in Ernst und Würde, in religiös-feierlicher Haltung. Am Abend des Tages ward auf dem der Burg gegenüberliegenden Wartenberg ein großes Feuer angezündet und unter begeisterten Reden wurden die Symbole der Zopfzeit, Schnürleib, Zopf und Korporalstock, sammt unpatriotischen und absolutistischen Büchern von Kotzebue, Kamptz, Haller und anderen den Flammen geopfert, ein sinnbildliches Feuergericht, an welchem sich alsbald der Argwohn, der Haß und die Verfolgungswuth der Regierungen entzünden sollte. Die allgemeine deutsche Burschenschaft war gegründet. Auf dem großen Burschentag zu Jena an Ostern 1818 erhielt sie eine festere Einrichtung, durch welche sie befähigt werden sollte, an der Verwirklichung ihres Ideals, Deutschlands Freiheit auf der Grundlage volksthümlich freier Institutionen, zu arbeiten. Aber diese Arbeit ward in ihren Anfängen gehemmt. Im März 1819 fiel der infame Kotzebue, welcher ganz offenkundig die Rolle eines russischen Spions und Verleumders seines Vaterlandes gespielt hatte, in Mannheim dem Mordstahle des excentrischen Sand zum Opfer. Als wäre nur eine solche Ausschreitung der patriotischen Romantik erwartet worden, wurde jetzt alsbald das Fangnetz der Riesenspinne, genannt mainzer Centraluntersuchungskommission, über der Burschenschaft und allen, welche im entferntesten Ver-

dachte burschenschaftlicher Gesinnung standen, zusammengezogen. Die patriotische Romantik, die man sechs Jahre zuvor mit allerhöchsteigenen Händen gehätschelt hatte, wurde nun zur „fluchwürdigen Demagogie" gestempelt und es begann durch ganz Deutschland die große Demagogenhatz, welche so viel edle Kraft und edles wollen zu Tode gejagt hat. Die restaurirende (in Preußen die „kalmirende") Staatsraison war unerbittlich. Sie trieb die Affektation der Angst vor den Demagogen soweit, daß sie sogar den fanatisch monarchischen „Lehrbursch" Arndt seines romantischen Patriotismus wegen in Untersuchung zog und von seinem Katheder entfernte. Unter den schwermüthigen Klängen des von Binzer gedichteten Liedes: „Wir hatten gebauet" — löste sich 1822 in einem Wäldchen bei Jena die jenenser Burschenschaft feierlich auf; allein die Burschenschaften bestanden trotzdem unter verschiedenen Namen, wie z. B. Arminen und Germanen, heimlich auf den meisten Universitäten fort und kamen bei dem großen Studentenkongresse, welcher an Pfingsten 1848 abermals auf der Wartburg statthatte, plötzlich wieder zum Vorschein. Wie in den Korps das alte Gesetzbuch des Unsinns, der Komment, mit seinen Idiotismen und seinen rein mechanischen Ehrenpunktsbestimmungen noch lange in Ansehen und Achtung stand, so pflanzte sich in den burschenschaftlichen Verbindungen die Tradition der patriotischen Romantik fort. Doch gingen mit der Zeit konstitutionell-liberale und demokratisch-revolutionäre Ideen in sie ein und es war ein Symptom von dem Unterschiede zwischen 1817 und 1848, als bei der Studentenversammlung vom letzteren Jahre gegen die im Festprogramm vorgeschriebene Absingung des lutherischen: „Ein' feste Burg" — protestirt wurde, „weil einestheils Genossen aller Religionsparteien, anderntheils auch Leute ohne alle Religion in der Versammlung sich befinden möchten."

Nach der officiellen Beseitigung der patriotischen Romantik war in den 20ger Jahren das öffentliche Leben Deutschlands in die Formen des mechanischen Polizeistaates eingesargt, welcher „keine Staatsbürger kennt, sondern nur träge Massen von Spießbürgern verwaltet nach den Grundsätzen der Stallfütterung, wo Licht und Luft, Futter und Getränk, Lager und Stand, Bewegung und Ruhe den Thieren zugemessen wird; des Polizeistaates, wo der Bürger ein Verbrechen begeht, wenn er sich thätig um die allgemeine Wohlfahrt bekümmert; des Polizeistaates, wo die allgemeine Feigheit als Kette um die krankhafte Selbstsucht, Selbstverachtung und Zerrissenheit der Gemüther sich schlingt, welche durch die gewaltsame Verdrängung vom idealen Staatsleben hervorgerufen wird." In solchen Lagen verfallen die Nationen gerne einem stumpfsinnigen Hinbrüten, in dessen bleierne Monotonie nur gemeinsinnliche Genußgier einigen Wechsel bringt. Vor derartiger heilloser Erschlaffung bewahrte jedoch der gute Genius unseres Volkes dasselbe wenigstens einigermaßen, indem er die

besseren Kräfte der Nation wieder auf ein Feld hinwies, dessen Bebauung den Deutschen zu allen Zeiten politischen Unglücks Trost und Ersatz bieten musste, auf das Feld der ideellen Interessen, der Wissenschaft und Kunst. Für beide war die naturphilosophisch-romantische Bewegung unserer Literatur voll befruchtender Keime, deren fröhliches aufsprossen die schwül rückwärtsige Atmosphäre der Restaurationspolitik nicht zu verhindern vermochte. In die Theologie brachte Schleiermacher durch seine mehr oder weniger geistreichen Vermittelungsversuche zwischen Vernunft und Gläubigkeit neue Elemente, welche durch De Wette und andere weiter verarbeitet wurden, während die Tholuck, Hengstenberg und Krummacher für die Orthodoxie in die Schranken traten und die Mattherzigkeit des Pietismus zum Fanatismus hispanischen Pfaffenthums härteten. Innerhalb der katholischen Kirche schlug die wissenschaftliche Bekämpfung des Hermesianismus, dessen Grundsätze später Ellendorf zu antijesuitischer Polemik zuspitzte, unter Einwirkung der Romantik zur Wiederauffrischung mittelalterlicher Mystik, wie sie in den Schriften von Franz Baader anklingt, und zur Wiedergeltendmachung ultramontaner Ansprüche in ihren schroffsten Formen aus. Der rastlosen Thätigkeit der römischen Propaganda trat die gelehrte Rüstigkeit katholischer Theologen, wie die des Symbolikers Möhler, einflussreich zur Seite. Die philologische Forschung, deren durch Heyne und Wolf eröffnete Bahn so treffliche Sprachkenner und Archäologen wie Buttmann, Hermann, Böckh, O. Müller, Jakobs, Thiersch, Lobeck, Ritschl und andere vielseitigst erweiterten und gedeihlichst fortführten, fand eine bedeutsame Ergänzung durch Herbeiziehung der orientalischen Studien, welche durch die Bemühungen einer Reihe von Orientalisten, an deren Spitze Hammer-Purgstall und in deren Vorderreihe Forscher wie Bohlen, Fleischer, Lassen, Benfey, Ewald, Hitzig standen, so glänzende Resultate geliefert hat. Ein wichtigstes war die Ermöglichung der Begründung einer neuen Wissenschaft, der vergleichenden Sprachenkunde, welche in Franz Bopp ihren Altmeister anerkennt und die ein leuchtender Leitstern in den Finsternissen urzeitlicher Menschen- und Völkergeschicke geworden ist. Die sprach- und literaturkundige Eröffnung des Morgenlandes hat es auch möglich gemacht, mit größerer Sicherheit, als es früher sein konnte, zu den Quellen unserer religiösen Vorstellungen zurückzugehen und religionsphilosophische Forschungen anzustellen, wie sie von den Versuchen Kreuzers an bis auf die Bemühungen von Röth, Spiegel, Roth, Braun und anderen herab für die Entwickelung des wissenschaftlichen Bewusstseins so wichtig geworden sind. Der rückwärts zeigende Finger der Romantik wies den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm in dem Dunkel der altdeutschen Wälder und in den Dämmerungen des Mittelalters die Pfade, auf welchen

sie, wie nachmals Lachmann, Zeuß, Haupt, Bartsch, Müllenhoff und andere, zu den großartigen Ergebnissen ihrer treuen und ausdauernden Sagen-, Mythen-, Rechts- und Sprachforschung gelangten und so unvergängliche Denkmale patriotischer Wissenschaft wie die grimm'sche Grammatik und die deutsche Mythologie errichteten, während freilich gerade die hochverdienten Brüder Grimm eine alte Unart der deutschen Gelehrsamkeit, die Formlosigkeit, in bedenklichem Grade übten und förderten und in Folge dessen auch ihre letzte Arbeit, das „Deutsche Wörterbuch", so kyklopisch weitschichtig und schwerfällig anlegten, daß die Vollendung kaum abzusehen ist und es ganz den Anschein hat, als wäre das Werk nicht für die Nation, sondern nur für Fachgelehrte bestimmt. Es ist daher nur billig, hier mit Betonung auf das treffliche, große, aber innerhalb gesundmenschenverständiger Gränzen sich haltende „Deutsche Wörterbuch" von Sanders gelegentlich hinzuweisen. Aus der vaterländischen Alterthumskunde, für welche in der sorgsam wieder aufgegrabenen mittelalterlichen Literatur hundert frische Quellen sich erschlossen, erwuchs auch unsere neuere und neueste historische Forschung und Kunst, nach der einen Richtung hin einen energischen Nationalsinn, nach der andern hin weitblickenden Universalismus bethätigend und bewahrend. So haben Schlosser und Ranke, jeder in seiner Art des höchsten Lobes werth, nach dem Vorgange von Heeren, und weiterhin Raumer, Dahlmann, Gervinus, Lappenberg, Leo, Wilken, Schmidt, Sybel, Löbell, Herrmann, Pauli, Duncker, Mommsen, Curtius, Neumann, Gregorovius mit schönsten Erfolgen ihre Kräfte der Erforschung und Darstellung der antiken, mittelalterlichen und modernen, der universalen und europäischen Geschichte gewidmet, während, seit Luden sein großes nationalhistorisches Werk unternahm, unsere vaterländische Geschichte durch Forscher und Darsteller wie Pfister, Stenzel, Kopp, Stälin, Rommel, Voigt, Barthold, Pertz („Monumenta Germaniae historica"), Hormayr, Wirth, Droysen, Giesebrecht und Häusser einen ganz neuen Grund- und Aufbau erfahren hat. Die biographische Kunst wurde durch Varnhagen, Preuß und Guhrauer auf eine hohe Stufe erhoben, das weitschichtige Material der allgemeinen Kulturgeschichte durch Wachsmuth's eisernen Fleiß bezwungen und mit dem ungeheuren Stoff der Kirchengeschichte rangen Neander, Gieseler, Hase, Rettberg, Gfrörer und Hagenbach glücklich. Die Entwickelungsphasen des philosophischen Gedankens fanden sachkundige Darsteller in Heinrich Ritter, Michelet, Fortlage, Zeller, Fischer und kein anderes Volk hat literarhistorische Werke aufzuweisen, wie sie in Bezug auf die vaterländische Literatur Gervinus, Koberstein, Hillebrand, Gödeke, Wackernagel, über das griechische und römische Schriftenthum

Müller, Welcker, Bähr, Bode, Bergk und Bernhardy, über die europäische Literatur des 18. Jahrhunderts Hettner, inbezug auf die provençalische Poesie Diez, auf die spanische Clarus und Schack, auf die italische Ruth, auf die englische Ulrici, auf die germanische und slavische Volkspoesie Talvj, inbezug endlich auf allgemeine Literargeschichte Wachler, Bouterwek und Rosenkranz uns geliefert haben. Ebenso tief eindringend und geschmackvoll wurde die Geschichte der bildenden Künste behandelt durch Thiersch, Stieglitz, Schorn, Waagen, Uechtritz, Schnaase, Kugler, Burckhardt, Brunn, Lübke, Springer, Riegel, und die der Schauspielkunst durch Alt und Devrient. Wie die Geschichte der Kunst, so wurde auch die Philosophie der Kunst, die Wissenschaft des schönen, die Aesthetik in Deutschland durch die Strebungen der romantischen Schule bedeutend gefördert, nachdem sie allerdings schon um 1750 durch Baumgarten in die Reihe der philosophischen Disciplinen eingeführt worden war. Solger, Hegel, Ruge, Vischer, Lotze, Carriere, Köstlin und andere haben dann den wissenschaftlichen Weiter- und Ausbau der Kunstphilosophie mit schönem Erfolge an die Hand genommen. Der Aufschwung, welchen die deutsche Alterthumskunde und Historik in der Restaurationszeit nahm, theilte sich auch den Rechtsstudien mit. Gegenüber der absolutistisch-hierarchischen Staatsrechtstheorie Hallers, welche nachmals durch Stahl zu einer christlich-germanischen Rechtssophistik ausgebildet wurde, entwickelte Klüber mit kräftigem Freimuth das öffentliche Recht des deutschen Bundes. K. F. Eichhorn legte mit seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und seinem deutschen Privatrecht das Fundament zu der rechtsgeschichtlichen und rechtstheoretischen Arbeit, in welcher sich seither Zöpfl, Mittermaier, Gaupp, Heffter, Wächter, Wilda, Walter und viele andere hervorgethan haben. In der Theorie und Geschichte des römischen Rechts leistete das bedeutendste Savigny, der Stifter der sogenannten historischen Rechtsschule, welche Recht und Gesetz aus dem geschichtlichen Entwickelungsgang des Rechtsbewusstseins hervorgehen lassen will, wogegen die ihr gegenüberstehende, von Thibaut begründete, von Gans nachdrucksam verfochtene philosophische Rechtsansicht den in der Zeit lebendig wirksamen Volksgeist zum Quell der Rechtsschöpfung gemacht wissen will. Der pantheistische Hauch der schelling'schen Naturphilosophie, welche in Schelver, Schubert, Steffens, Troxler, Krause mehr oder weniger berühmte Jünger fand, wirkte beseelend auf die naturwissenschaftliche Empirie, und auf der Basis des das Naturganze als einen Organismus begreifenden philosophischen Gedankens erhob sich jene großartige und allseitige Naturforschung, deren wundervolle Resultate eine Kette von Entdeckungen

bilden, die dem Menschen sein Verhältniß zum Universum von Tag zu Tag klarer machen, alle anempfundenen und angebildeten Illusionen und Fiktionen vernichten und eine ungeheure, unhemmbare Umwälzung in der Weltanschauung und in den socialen Verhältnissen der Zukunft herbeiführen werden. Oken führte jene glänzende Reihe von Entdeckern, Sammlern, Ordnern und Dolmetschern, welche in Geologie, Mineralogie, Astronomie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie deutsches Genie und deutschen Beharrungseifer so ruhmreich erwiesen und mit den Resultaten ihrer Forschungen das ganze Dasein in vielfachster und dankenswerthester Weise erleichtert, bereichert und verschönert haben, — in einer Weise, welche zu kennzeichnen man nur den Namen von Justus Liebig zu nennen braucht. Mit universeller Kraft fasste Alexander von Humboldt die naturwissenschaftlichen Disciplinen in sich zusammen und in dem Hauptwerke seines Lebens, im „Kosmos", dieser Weltgeschichte der Natur, gelang es dem Meister, „den Geist der Natur, welcher unter der Decke der Erscheinungen verborgen liegt, zu ergreifen und den rohen Stoff empirischer Anschauung durch die Idee zu beherrschen." Nicht minder universell als die naturwissenschaftliche Thätigkeit Humboldt's ist die geographische Forschung und Kombination Karl Ritters gewesen, des Schöpfers der vergleichenden Erdkunde, welche alles geographische wissen alter und neuer Zeit sammelte und sichtete und alle Entdeckungen und Erfahrungen einheimischer und fremder Länder- und Völkerforscher zu einem imponirenden Gemälde der Erdoberfläche verarbeitete. Von der Schule dieses Meisters gingen die Anregungen aus, welche eine ganze Reihe von deutschen Ländersuchern und Völkerforschern (Schlagintweit, Maltzan, Barth, Vogel, Schweinfurth, Rohlfs, Koldewey, Stegemann, Heuglin, Payer u. a.) keine Mühsal und Gefahr scheuen ließen, um den physischen und damit auch den geistigen Gesichtskreis ihrer Landsleute zu erweitern. Und in noch umfassenderer, in wahrhaft universeller Weise thaten das unsere großen, durch ihr forschendes und findendes Genie die Wunderwirkungen der modernen Technik vorbereitenden Mathematiker und Astronomen, die Gauß, Mädler, Jakobi und Dirichlet.

Hinsichtlich der deutschen Dichtung in der Periode von 1810—30 kommt es der Literargeschichte zu, über die Auszweigungen der romantischen Schule des näheren sich zu verbreiten und die Fäden nachzuweisen, welche von der Romantik bis in unsere Tage hereinlaufen. Uns dagegen liegt nur ob, an einige Dichter zu erinnern, welche sich über den Troß der romantischen Epigonenschaft hinweg zu nationalliterarischer Bedeutung erhoben haben. Hier begegnen uns denn zunächst Ludwig Uhland und Friedrich Rückert, beide von der Befreiungskriegsstimmung zu dichterischem schaffen angeregt, Uhland mittels seiner trefflichen Balladen und

Romanzen den gesunden Elementen der Romantik zu vollendet künstlerischer Gestaltung und höchst populärer Wirkung verhelfend, Rückert die patriotisch-idyllischen Keime seiner Lyrik zu einem Baume entwickelnd, in dessen krausverschlungenem und immergrünem Gezweige ein hundertstimmiger Singvögelchor das Thema: „Weltpoesie ist Weltversöhnung!“ variirt. In der Liederdichtung Justinus Kerners, der die willkürliche Fiktion einer schwäbischen Dichterschule witzig zurückwies, Wilhelm Müllers und Josephs von Eichendorff trieb die Romantik eine Nachblüthe voll von lyrischem Duft und elegischem Schmelz. Gustav Schwabs Meisterschaft in der historischen Romanze half dieser Gattung von Poesie jene breitspurige Popularität verschaffen, welche nur hinter die des historischen Romans zurücktrat. Für letzteren wurde der Vorgang Walter Scotts mustergebend, doch haben selbst unsere besten Leistungen dieser Art, wozu wir Rehfues', Spindlers und Alexis-Härings historische Romane zählen, die des beliebten schottischen Erzählers nicht erreicht. Die strengere Form der Epik suchte Karl Simrock mittels seiner Wiederdichtung unserer alten nationalen Heldenlieder wieder zu Ehren zu bringen und zwar mit Glück. Sein „Heldenbuch“ ließ in der greisenhaften Abgestandenheit der Romantik eine mächtige und klarfrische Quelle aufsprudeln, aus welcher sich die vaterländische Muse neue Kraft trinken kann. Wenn hier die experimentirende Poesie, wie solche die Romantik durchweg, am auffallendsten aber in ihrer Auflösung kennzeichnet, einmal das rechte getroffen hat, so sehen wir sie dagegen in den Werken des hochbegabten Karl Immermann ruhelos und unsicher sich abmühen, bald an dieses, bald an jenes Muster angelehnt und selbst ihr bestes vollbringen, wie das prächtige westphälische Hofschulzenidyll im „Münchhausen“, durch romantisch-ironische Schrullen beeinträchtigend. Immerhin jedoch ist dieses Dichters Trilogie „Alexis“ eine der besten Thaten von allen, welche im 19. Jahrhundert der tragischen Muse gelungen sind. Mit größerer Energie als Immermann suchte Christian Grabbe seinen Genius von der trostlosen Oede der Restaurationszeit loszulösen und auf die höchsten Probleme der Poesie hinzulenken. Allein seiner Dramatik fehlte der Boden eines gesunden nationalen Lebens; auf den einsamen Gletscherhöhen der Abstraktion schlug die Kraft des Dichters in Forcirtheit um und seine gigantesken Gestalten zeigen uns in ihrem reden und handeln nur allzuhäufig, daß vom erhabenen zum trivialen nur ein winziger Schritt sei.

In den bildenden Künsten bemerken wir seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts eine rastlose Regsamkeit, ein vorwärtsschreiten zu großen Zielen. Winckelmanns und Lessings Kritik, sowie der Geist unserer klassischen Poesie begannen auf die bildende Kunst zu wirken und leiteten sie auf das Studium der Antike. Hieraus ergab sich die Einsicht

in die Richtigkeit des Rokokostils, von dessen geschnörkelter Unnatur Schinkel unsere Architektur, Karstens, Wächter, Schick, Koch und Reinhart unsere Malerei zu emancipiren unternahmen, während treffliche Kupferstecher, wie die beiden Müller, der Popularisirung der Kunst ihr Talent widmeten. Dannecker und Schadow, denen sich Schwanthaler und andere anschlossen, führten Naturwahrheit und edlen Stil in die deutsche Skulptur zurück und diese brachte es dann durch das Genie von Rauch und Rietschel zu Meisterschöpfungen, wie die deutsche Bildnerkunst bislang noch keine vollbracht hatte. Einen nicht geringeren, ja sogar einen noch höheren Aufschwung nahm gleichzeitig unsere Baukunst und Malerei; denn die Epoche der Romantik war überhaupt an Anregungen für die bildenden Künste außerordentlich reich. Sie forderte gegenüber der einseitig formalen Auffassungsweise, in welche die antikisirende Richtung zu verfallen drohte, die Geltendmachung der germanischen Gemüthsvertiefung, die künstlerische Hervorkehrung der deutschen Innerlichkeit, wobei es freilich nicht fehlen konnte, daß man auch hier zu Einseitigkeiten fortging: in der Malerei zu einem christelnd-katholisirenden Spiritualismus, welcher, unter dem Namen des Nazarenerthums bekannt, so viele läppische Kindlichkeiten und altneudeutsche Heiligenfratzen in die Welt gesetzt hat; in der Architektur zu einer übertriebenen Bevorzugung der Gothik. Am strengsten vertraten in der Malerei den religiös-spiritualistischen Stil Overbeck und Veit. Bevorzugte Stätte der Kunst wurde vor allen andern München, wo König Ludwig I. das Mäcenat in weitem Umfange und mit größter Beharrlichkeit übte, freilich sehr, viel zu sehr auf Kosten der übrigen und zwar der begründeteren Interessen des Landes. An der Spitze der münchener Malerschule, welche sich „durch das streben nach großartig stilistischer Auffassung“ auszeichnet, stand Cornelius, um welchen sich als Meister in den verschiedenen Richtungen der Malerei Schnorr, die Brüder Heß, Foltz, Neureuther, Genelli, Schwind, Rottmann und andere gruppirten. Eine ganz eigene und hohe Stellung hat sich Wilhelm Kaulbach geschaffen, ein Künstlergenius ersten Ranges, voll Ideenreichthum und Gestaltungskraft, von außerordentlicher Produktivität, mächtig genug, den Geist der Weltgeschichte in erhabenen Gestalten und sinnvollen Gruppen zu verkörpern, und nicht minder groß als Humorist. Neben der von München blühte besonders in Düsseldorf eine Malerschule, welche „einen freieren, aber auf gemüthlicher Auffassung beruhenden Naturalismus“ befolgte. Lessing, Bendemann, Hübner, Hildebrandt, Sohn, Schrödter, Achenbach, Schirmer stehen unter den Meistern dieser Schule voran und namentlich sind es die großartigen Historien und wunderbar ergreifenden Landschaften des erstgenannten, welche der deutschen Kunst zur Ehre gereichen. Die neuere deutsche

Architektur, auf deren Befreiung aus den Wickelbanden des Zopfstils Weinbrenner und Moller ihre verdienstvollen Bestrebungen richteten, hat sich gleichfalls in München am rüstigsten und mannigfaltigsten entwickelt. Hier schufen Fischer das neue Theater, Gärtner die Ludwigskirche, Ohlmüller die auer Kirche, Ziebland die Bonifaciusbasilika, Klenze die Glyptothek, die Pinakothek, den Königsbau, die Walhalla (unweit Regensburg). Als Wiederhersteller alter Baudenkmale hat sich Heideloff einen Namen gemacht. Später haben auf deutschem Boden insbesondere Semper und Hansen im Monumentalbau Genialität mit Gediegenheit verbunden. Die außerordentlichen Vorschritte, welche im Holzschnitt, im Stahlstich und Kupferstich, in der Lithographie, in der Photographie und im Farbendruck, nicht zu vergessen die Typographie, gemacht wurden, beweisen, daß das „génie aussi inventif que patient et laborieux", welches, wie wir im ersten Buche sahen, die Franzosen den Deutschen schon im Mittelalter nachrühmten, in der neuen Zeit sich noch lebendiger und erfolgreicher bethätigt hat. Weniger Anspruch auf den Ruhm des vorschreitens kann dagegen unsere neuere Musik erheben. Allerdings haben uns Weber, Mendelssohn-Bartholdy, Spohr, Kreutzer, Lortzing, Meyerbeer, Schubert, Schumann, Wagner und andere in der ernsten und komischen Oper, im Oratorium, in der Symphonie und im Liede des schönen viel geschenkt, allein ob ein Vorschritt über Mozart und Beethoven hinaus in alledem liege, dürfte immerhin fraglich sein. Ueberdies muß bemerkt werden, daß das leidige, von dem Zusammenhange mit dem Volksleben ganz losgelöste Virtuosenthum mit seiner Finger- und Kehlenfertigkeit auch in Deutschland dem Charlatanismus einen breiten Raum geschaffen hat, auf welchem alles, nur nicht die wahre Kunst gedeihen kann. In der Schauspielkunst konnten sich Seydelmann, Devrient, Anschütz und Döring unsern klassischen Meistern derselben ebenbürtig anreihen . . . .

Wir sagten oben, das öffentliche Leben Deutschlands sei während der 20ger Jahre in den Mechanismus des Polizeistaates eingesargt gewesen. Zuweilen liebte es dieser, sich mit den Flittern des sogenannten christlich-germanischen Staatsprincips herauszuputzen, und sprach dann viel von „deutscher Treue und Gottesfurcht" und von „naturwüchsig-historischer Entwickelung des Staates"; namentlich dann, wann es galt, den Theorien des Liberalismus entgegenzuwirken, welche bekanntlich der Franzose Montesquieu in seinem „Esprit des lois" (1749) so klar und geistvoll entwickelt hatte, wie nach ihm keiner. Die liberale Theorie, ursprünglich abstrahirt aus der englischen Verfassung, war das Evangelium der europäischen Bourgeoisie geworden. Diese Klasse der Gesellschaft war in Frankreich 1789 zur Herrschaft gelangt und die Charte

Ludwigs XVIII. hatte ihr nach den Stürmen der Revolution und dem Sturze Napoleons die einflussreichste Stellung im Staate auf's neue gesichert. Die Regeneration Preußens nach dem Unglücksjahre 1806, dann die Konstitutionen, welche nach den Befreiungskriegen in den meisten kleineren deutschen Staaten eingeführt wurden, erweiterten auch diesseits des Rheines die Geltung der Bourgeoisie. So „papieren" auch die erwähnten Verfassungen waren, sie wurden in der Hand des höheren Bürgerthums dennoch zu einer Waffe, welche dem Polizeistaat Angst verursachte. Schon daß „simple" Bürger in den Ständekammern über die öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere über die Verwaltung der öffentlichen Gelder sollten mitsprechen dürfen, musste dem Absolutismus ein Gräuel sein. Die Forderungen, welche der Liberalismus an die Regierungen stellte, hatten hauptsächlich zum Vorwurfe die Preßfreiheit im Gegensatz zu einer Censur, deren Bornirtheit und Brutalität oft geradezu in's fabelhafte ging; ferner das Vereinsrecht, Schutz des Rechtes gegen die Eingriffe der Kabinettsjustiz, größere Autonomie der Gemeindeverwaltung gegenüber der bureaukratischen Willkür, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Strafrechtspflege mit Geschworenen, faktisches bestehen des ständischen Steuerverwilligungsrechtes, mitunter wohl auch die Emancipation der Juden und in ihren höchsten Aufschwüngen die Vertretung der Nation beim deutschen Bunde.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese und andere Forderungen völlig gerecht und nur zu sehr begründet waren. Werfen wir z. B. einen Blick auf die deutsche Rechtspflege, wie sie noch die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts hindurch geübt wurde, so musste die Nothwendigkeit einer Reform derselben jedem in die Augen springen, welcher nicht mit zu den Ausbeutern des Polizeistaates gehörte. Die Folter mit ihren officiellen Daumschrauben und spanischen Stiefeln, mit ihren Marterbänken und Marterleitern war freilich abgeschafft, nicht aber die Folterung. Das geheime und inquisitorische verfahren gab den Angeschuldigten dem Untersuchungsrichter auf Gnade und Ungnade preis. Dieser konnte, ganz abgesehen von der Marter unausgesetzten verhörens und der schändlichen Anwendung von Suggestivfragen, auch ungescheut zu körperlicher Tortur, zu Kantschuhieben, Hunger und Durst, Dunkelarrest, Verhinderung des Schlafes u. s. f. greifen, um die Angeklagten „mürbe zu machen". Daher die vielen ungeheuerlichen Proceduren, welche die Annalen unserer Rechtspflege verunehren. Wir wollen einige der hervorstechendsten erwähnen, um auch hier wieder den Beweis zu liefern, daß die „gute alte fromme Zeit" wahrlich weit genug in die Gegenwart hereinreichte. Im Jahre 1800 wurden in der Provinz Südpreußen sieben Personen verhaftet, als verdächtig der Brandstiftung in den beiden Städten Sieraz und Wartha. Das geheime Inquisitionsverfahren

machte sie wirklich so „mürbe“, mittels Kautschuhieben u. dgl. m., daß sie ein in allen Hauptsachen übereinstimmendes Geständniß der Schuld ablegten. Sie wurden verurtheilt, auf einer Kuhhaut zur Richtstätte geschleift, enthauptet und verbrannt zu werden. Jetzt nun — einer der vermeintlichen Delinquenten hatte schon das Hinrichtungskostüm an und wiederholte, gleich den gefolterten Hexen, auch jetzt noch das Bekenntniß des Verbrechens — ergab sich durch einen wunderbar glücklichen Zufall die Vermuthung und bei erneuerter Untersuchung der vollständige Beweis, daß die sieben zum Tode Verurtheilten die Städte Wartha und Sieraz ganz unmöglich angezündet haben konnten, weil sie zur Zeit der Brandanlegung von den genannten Orten theils weit entfernt, theils so beobachtet gewesen waren, daß sie schlechterdings das Verbrechen nicht zu begehen vermocht hatten. Zu Anfang des Jahres 1830 wurde der dänische Gesandte in Oldenburg, Herr von Qualen, in seinem Garten ermordet gefunden. Der Verdacht warf sich ohne alle zulässige Motive auf zwei völlig unbescholtene Diener des Ermordeten. Sie wurden eingezogen und sechs Jahre lang inquirirt und torquirt, bis 6000 Aktenseiten vollgeschrieben waren, aus welchen sich nur ihre Unschuld ergab. Aber dennoch wurden die an Geist und Körper Gebrochenen vor ihrer Freigebung noch allerhand Vexationen unterworfen. Ebenfalls im Jahre 1830 begann die gleichberüchtigte Procedur gegen den Schreinermeister Wendt in Rostock, welcher von seinem Gesellen Heuser des Giftmordes an seiner Ehefrau und mehreren anderen Personen angeklagt worden war und dessen gänzliche Schuldlosigkeit — der Angeber selber war der Verbrecher — nach neunjährigen Kerkerleiden unwidersprechlich zum Vorschein kam. Ein ebenso schuldlos Angeklagter, den man 1820 als angeblichen Mörder des Malers Kügelchen und des Tischlers Winter in Dresden verhaftet hatte, wurde durch die inquisitorische Kunst des mürbemachens schon nach vierzehn Tagen zu einem wiederholten falschen Geständniß der ihm zur Last gelegten Mordthaten gebracht und ebenfalls nur dadurch dem Schaffot entrissen, daß zufällig noch zu rechter Zeit der wahre Thäter entdeckt ward. Man ersieht hieraus, was die in den Verhörsprotokollen sehr oft sich wiederholende Phrase: „Man hat dem Inquisiten nachdrücklich zugesprochen“ — eigentlich zu bedeuten hatte. Wie sehr namentlich in politischen Processen die Inquirenten, wenn ihnen aus der Ferne verheißungsvoll Orden und Beförderungen vor Augen schwebten, zu solchem „nachdrücklichen zusprechen“ angeeifert werden mussten, ist mit traurigen Zügen in die Verfolgungsgeschichte der deutschen Patrioten der 20ger und 30ger Jahre eingeschrieben. Wir wollen diese Schmach hier nicht aufrühren, wir wollen nicht einmal die Manen Weidigs beschwören, welcher einem im Säuferwahnsinn rasenden Inquisitor zu langsamer Todesqual überliefert wurde. Und warum? Weil er die Ansicht des Fürsten Metternich, daß

Deutschland nur ein geographischer Begriff sei und sein müsse, nicht zu theilen vermochte. Wahrlich, wenn wir uns auch nur diesen einzigen Fall vergegenwärtigen, werden wir erkennen, was für ein Vorschritt zur Humanität gewonnen sei, wenn die seit 1848 in Deutschland begonnene Wiedereinführung des nationalen, urgermanischen, antirömischen Strafrechtsverfahrens mit Anklageproceß und Geschworenen einmal überall und in allen Fällen eine feststehende, unangefochtene Thatsache sein wird.

Der Liberalismus hatte für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gerade die Rolle inne, welche im vorigen der Rationalismus gespielt. Daher das halbe, das schwankende, das achselträgerische, welches ihm anhaftet. Aber wie wir den Rationalismus als eine nothwendige Uebergangsstufe von der theologischen Verpuppung der Nation zu ihrer Wiedergeburt im Humanismus achten müssen, so den Liberalismus als nothwendige Uebergangsstufe vom Absolutismus zum Demokratismus. Wo er, die Mission des letzteren vorwegnehmend, wahrhaft thatkräftig auftrat, potenzirte er sich zum Radikalismus. So in den civilisirten Kantonen der schweizerischen Eidgenossenschaft, welche seit 1830 auf demokratischer Basis regenerirt wurden, regenerirt der Art, daß allem Gefabel und Gefasel reaktionärer Skribler in Deutschland und Frankreich zum Trotz feststeht, kein Land Europa's komme diesen kleinen Republiken gleich inbezug auf allgemeinen Wohlstand, Blüthe der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels, Volksschulwesen, Armenwesen, Straßenwesen, Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit der Verwaltung. In Deutschland war es dem Liberalismus vorerst nicht gestattet, sich also praktisch zu bewähren. Er konnte nur negiren. Die Julirevolution schaffte ihm etwas Luft und Raum und nun kam die Zeit, wo in Deutschland die liberal-konstitutionelle Doktrin, wie sie namentlich in Rottecks Weltgeschichte angepriesen und in dem von Rotteck und Welcker redigirten „Staatslexikon" des breitesten dargelegt wurde, die öffentliche Meinung beherrschte. Dieser abstrakte Liberalismus, welcher zu vornehm war, sich um die materiellen, geistigen und sittlichen Zustände des Volkes einläßlich zu kümmern, und durchweg nur als Ausdruck der „Bourgeoisie" (im französisch-socialistischen Sinne des Wortes) sich darstellte, brachte es da und dort, z. B. in Baden, seinem Hauptquartier, zu momentaner Erfüllung einiger seiner Forderungen und erging sich in den Ständekammern in selbstgefälliger Schwatzschweifigkeit, während der deutsche Absolutismus sich allmälig von dem Julischrecken erholte und gemächlich die Maßregeln vorbereitete, welche den liberalen Phrasenmachern den Mund wieder stopfen sollten. Eine kleine Fraktion zweigte sich von dem Liberalismus aus und verfolgte revolutionäre Zwecke. Sie rekrutirte sich aus der burschenschaftlichen Jugend, welche die romantische Franzosenfresserei mit französischem Republikanismus zu vertauschen bereit war. Es hielten sich aber auch Männer zu ihr, welche,

wie Johann Georg August Wirth, dessen Journal „Die deutsche Tribüne" seine Landsleute wieder die Sprache des patriotischen Zornes lehrte, im Geiste der Befreiungskriege dem Franzosenthum abgeneigt blieben und die Idee der Republik nur auf nationaler Basis verwirklicht sehen wollten. Diese Fraktion baute auf die wohlbegründete Unzufriedenheit der deutschen Völker, auf die Aufregung, welche durch die Julitage, die belgische Revolution, den tragischen Heldenkampf Polens in die Zeit gefahren war, ausschweifende Hoffnungen und war des Glaubens, das deutsche Volk, welches, „Männlein und Weiblein" gleichermaßen, in den 20ger Jahren so heftig für die Freiheit der „edlen" Griechen und jetzt eben noch nicht minder heftig für die Freiheit der „edlen" Polen geschwärmt hatte, müsste doch wohl ohne große Anstrengungen dazu gebracht werden können, auch einmal für die eigene Freiheit zu schwärmen. Die Demagogen — das war ihre officielle Bezeichnung — täuschten sich grausam und sollten zu ihrem bitteren Schaden erfahren, daß allerdings zuweilen die französische, nie aber die deutsche Geschichte Sprünge macht. Das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit blieb für die „demagogischen" Umtriebe völlig gleichgiltig und insbesondere hatte das Landvolk nicht den entferntesten Begriff, um was es sich denn eigentlich handelte. Wir wollen dessen zum Beleg einen Zug anführen, der spasshaft wäre, wenn er nicht gar so traurig. Einer der wirtembergischen „Demagogen" hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Bauern für die große deutsche Revolution zu gewinnen. Das Resultat seiner eifrigen Bemühungen war die Anwerbung von zwei, sage zwei bäuerischen Proselyten; aber wohlgemerkt, der eine davon war ein Pietist, welcher sich auf die Sache nur desshalb eingelassen hatte, weil er „des Glaubens war, daß der Erscheinung des Antichrists eine große Revolution vorausgehen müsse" : durch die Revolution wollte er also das kommen des Antichrists und durch dieses das kommen des tausendjährigen Reiches der Heiligen beschleunigen. Das hambacher Fest im Mai 1832 war eine ganz vage Demonstration der revolutionär gesinnten Partei. Der Bundestag beantwortete dieselbe mit seinen Beschlüssen vom 28. Juni und vom 5. Juli, welche „zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe" die eisernen Fäden des Polizeistaatnetzes wieder strenger anzogen. Die revolutionäre Partei hatte hierauf keine andere Replik als das kläglich misslungene frankfurter Attentat (April 1833) und das gar nicht zum Ausbruche gekommene koseriz'sche Militärkomplott in Wirtemberg, worauf die Reaktion den Trumpf der schon früher erwähnten wiener Konferenzbeschlüsse setzte und eine umfangreiche Hetzjagd auf „politische Verbrecher" veranstaltete.

Nun wurde es sehr ruhig in Deutschland und der Liberalismus wagte seine Opposition selbst in den Ständekammern, deren Verhandlungen zu einer erbarmungswürdigen Komödie herabsanken, nur noch in zahmster

Weise verlauten zu lassen. Der passive Widerstand des hannoverschen Volkes gegen den schnöden Verfassungsbruch seitens des Königs Ernst August (1837), die Opposition, welche das deutsche Nationalgefühl der Dänisirung von Schleswig-Holstein entgegensetzte, ferner die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, endlich die Emancipationsversuche auf dem religiösen Gebiete ermuthigten jedoch die Hoffnungen des Liberalismus wieder. Zu seiner eigenen nicht geringen Ueberraschung sah er dieselben in den Märztagen 1848 plötzlich erfüllt. Der gleichfalls überraschte Absolutismus zeigte in seinem ersten Schrecken officiell an, daß er bereit sei, im Liberalismus „aufzugehen". Das Staatsruder kam allenthalben in die Hände der bisherigen liberalen Opposition, welche ein deutsches Parlament berief, den scheintodten Bundestag mit allen Ehren bestattete und die politische Weisheit unzähliger, mit einmal in Staatsmänner umgewandelter Professoren in Requisition setzte, um Reichs- und andere Verfassungen zu machen, die in der That sehr „papieren", recht makulaturpapieren waren. Man hat den Liberalismus um der Art und Weise willen, womit er die revolutionären Geschäfte von 1848—49 führte, des Verraths, der Feigheit und Käuflichkeit beschuldigt und wirklich sind auch Thatsachen genug zum Vorschein gekommen, die nicht sehr für seine Unbestechlichkeit und Selbstverleugnung sprachen. Ich erinnere in Beziehung auf den Geldpunkt nur an jenen liberalen Matador, welcher vordem in der badischen Deputirtenkammer so manche donnernde Rede gegen die Aemterkumulation gehalten, so manchen polternden Staatslexikonsartikel gegen die Verschleuderung der öffentlichen Gelder geschrieben hatte, trotzdem aber als Bevollmächtigter bei der neuen „Centralgewalt" die herkömmliche Besoldung eines Bundestagsgesandten im Betrag von 16,000 Gulden unweigerlich einstrich; ferner an jenen andern, von Haus aus reichen liberalen Führer, der, zum Unterstaatssekretär erhoben, als solcher eine Besoldung von 4000 bis 6000 Gulden keineswegs zu hoch fand, wohl aber dazu noch seine Diäten als Reichstagsabgeordneter sich gefallen ließ, ja sogar bei alledem auf seinen Reisen als Reichskommissär, die jeder Postbote ebenso gut hätte machen können, noch 40 Gulden extra für den Tag verrechnete. Es wird sich auch wenig oder nichts dagegen einwenden lassen, wenn man behauptet, der Name „Märzminister" sei im besseren Falle gleichbedeutend mit Schwachkopf, im schlimmeren mit Verräther. Feststeht, daß die liberalen Herren Oppositionsführer, kaum wahrnehmbare Ausnahmen abgerechnet, durch Begabung mit Ministerportefeuilles, Bundestagsgesandtschafts- und Reichsstaatssekretariatsposten wie mit Zauberschlägen in treuergebene Vertheidiger von Thron und Altar umgewandelt wurden. Und wie würden sie noch kurz zuvor gewüthet haben, falls man ihnen diese Verwandelung prophezeit hätte! Hatten doch dieselben Herren, welche sich in den Jahren 1848—49 so dienstbeflissen als „Schilde vor die Throne" stellten, in den

Jahren 1844—45, zur Zeit der deutschkatholischen Bewegung, ganz dunkelrothrevolutionär sich gebärdet und aufgethan. Damals, als ja auch der gedunsene Bunsen dem romantischen König von Preußen die Möglichkeit vorgaukelte, den Deutschkatholicismus zur Herstellung einer deutschen Hochkirche zu benützen, machte sich der nachmalige „Gestaltenseher" Bassermann eine Ehre daraus, den Triumpheinzug Ronge's in Mannheim mit seiner oppositionsmännischen Person zu zieren, und ließ in seinem Garten, wohin er das „Volk" eingeladen, eine schäumende Philippika gegen die deutschen Fürsten los, während zu Heidelberg Herr Welcker „mit zuckenden Fäusten und rothglühendem Angesicht" den Aposteln des Deutschkatholicismus zugeschrien hatte: „Herunter müssen die Kerle von ihren Thronen, herunter jetzt gleich! Wir können jetzt alles mit dem Volke ausrichten!" Acht Tage früher hatte ich selber Gelegenheit, in Stuttgart den nachmaligen Chef des wirtembergischen Märzministeriums den Leitern der daselbst tagenden deutschkatholischen Synode zurufen zu hören: „Warum länger warten, um loszuschlagen? Kann das Volk jemals mehr in Aufregung gebracht werden als es jetzt ist? Anstatt morgen eure zwanzigtausend Menschen nach Kannstadt zu einer duseligen Predigt zu leiten, führt sie in's Schloß, und der König ist im handumdrehen zum Teufel gejagt." Mit demselben Herrn hab' ich noch am Vorabende seiner Märzministerschaft die Marseillaise gesungen. Zwei Tage darauf aber fand er bereits die allerhöchsten Herrschaften im Schlosse „ungemein charmant" und ein Jahr später versagte ihm die Hand nicht, als er sich hinsetzte, für seine ehemaligen Parteigenossen Steckbriefe auszufertigen.

Trotz alledem ist es nur gerecht, zu sagen, daß man dem Liberalismus ein großes Unrecht anthat, wenn man ihm zumuthete, er hätte aus der deutschen Bewegung von 1848 etwas rechtes machen sollen. Er handelte in allem, was er that und nicht that, vollständig seinem eigensten Wesen gemäß. Sobald er seine Forderungen in den einzelnen Staaten zu „Errungenschaften" geworden sah, war er, der schlechterdings nur die Mitbetheiligung des dritten Standes am Staatsregiment im Auge hatte, ganz und gar befriedigt. Das illusorische dieser Errungenschaften zu erkennen, war er viel zu bornirt, viel zu ertrunken in der Glückseligkeit seiner Eintagsfliegenmitregiererei. Richtete er seine Blicke aus den „engeren Vaterländern" hinaus auf das weitere, so erschien es ihm als das Nonplusultra der Staatsweisheit, die Formen der englischen Verfassung auf das zu gründende deutsche Reich zu übertragen. Vom Volke wollte er schlechterdings nur als Substrat der parlamentarischen Macht wissen, welche so zwischen der Aristokratie und der Bourgeoisie getheilt werden sollte, daß jene zu einer Oberhaus-Nobility, diese zu einer Unterhaus-Gentry zu organisiren wäre. Diese Idee war dem Liberalismus förmlich zur firen geworden. Der Absolutismus ließ ihn damit spielen und nebenbei als

Polizeidiener gegen den auftauchenden Demokratismus amtiren, bis seine Rüstungen vollendet waren. Dann schloß man das parlamentarische Puppentheater, warf die Marionetten der Reichstagsprofessoren und Märzminister beiseite und schlug ein vollständig gerechtfertigtes Hohngelächter auf, als die einander gegenseitig als die „besten und edelsten Männer Deutschlands" lobhudelnden Vertrauensduseler diese Behandlung „unmenschlich" fanden. Im übrigen ist gar nicht zu leugnen, daß der Liberalismus wirklich die unzweifelhafte Mehrheit der Bewohner Deutschlands vertrat, welche überhaupt für die Theilnahme am öffentlichen Leben empfänglich und einiger politischen Bildung theilhaftig waren. So konnte denn eine bleibende „Märzerrungenschaft" nur die Erfahrung sein, daß die vielbelobte politische Mündigkeit der Massen der politischen Einsicht und Ehrenhaftigkeit ihrer liberalen Führer vollkommen entsprach. Allerdings hatte in der kurzen Frist eines Jahres mittels der Hebel der freien Presse und des Vereinswesens die öffentliche Meinung eine gute Schule gemacht; aber als die Nation die wahre Natur ihrer „edelsten und besten Männer" zu erkennen begann, war es schon zu spät. Eine demokratische Partei hatte sich zwar gebildet; allein das immerhin sehr zweifelhafte, daß sie den deutschen Geschicken eine bessere Wendung hätte geben können, als unzweifelhaft vorausgesetzt, — ihre Organisation war noch lange nicht bis zur Möglichkeit verständigen und einmüthigen handelns gediehen, als im Herbste von 1848 und im Hochsommer von 1849 allenthalben die zerschmetternden Schläge sie trafen und die Standrechtsmordschüsse von Wien, Mannheim, Rastadt und Freiburg den Triumph des Absolutismus verkündigten. Angedonnert, ließ sich das deutsche Volk in seiner kläglichen politischen Unreife, in seines beschränkten Unterthanenverstandes durchbohrendem Gefühle eine der vielgepriesenen „Errungenschaften" von 1848 nach der andern lässig-feig wieder entreißen. Am 2. September 1850 bezog der wiedererstandene Bundestag, welchem so viele pathetische Leichenreden waren gehalten worden, abermals das Haus in der eschenheimer Gasse zu Frankfurt, auf dessen First anderthalb Jahre lang die schwarzrothgoldene Fahne geflattert hatte, und — „der Rest ist schweigen!"

Siebentes Kapitel.

Reichthum und Armuth.

Der Bauernstand. — Aufhebung der Leibeigenschaft und Ablösung der Feudallasten. — Vorschritte der Landwirthschaft und Viehzucht. — Volkssitten und Volksfeste. — Die Industrie. — Münzwesen. — Verkehrsmittel. — Handel und Handelspolitik. — Bevölkerungsverhältnisse. — Staatsausgaben und Staatsschulden. — Das Proletariat und der Pauperismus. — Eine proletarische Alltagsgeschichte. — Socialismus und Kommunismus. — Der Kampf zwischen der Arbeit und dem Kapital.

Früheren Ortes ist davon gehandelt worden, wie der moderne Staat schon frühzeitig im 18. Jahrhundert die Nothwendigkeit begriffen hatte, durch Hebung des Bauernstandes die produktive Kraft von Grund und Boden zu steigern. Es war demnach, insbesondere seit der friedrichischen und josephinischen Epoche, an der Entlastung der Bauerschaft von dem Drucke feudaler Barbarei unausgesetzt gearbeitet worden. Die Grundsätze der französischen Revolution beschleunigten diesen Vorschritt auch in Deutschland. Die Leibeigenschaft ward nach und nach in sämmtlichen deutschen Ländern beseitigt und durch die Gesetzgebung wurden allmälig alle persönlichen und dinglichen Feudallasten, die gutsherrlichen Abgaben und Dienste, die Frohnden, die Zehnten, Beden u. s. w. in der Art beseitigt, daß sie zum Theil ohne, meistens aber gegen höheren oder niederen Ersatz aufgehoben oder wenigstens für ablösbar erklärt wurden. Das Jahr 1848 gab auch da, wo diese höchst wichtigen, der Mittelalterlichkeit den Todesstoß versetzenden Maßregeln noch gestockt hatten, wie z. B. in Oestreich, den Anstoß zu ihrem Vollzug.

Mit der hierdurch wesentlich bedingten bürgerlichen Verbesserung der Bauerschaft — („freier Boden, freier Mann") — ging der technische Aufschwung der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen Hand in Hand. Bereits gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts hin machten sich die Vorzüge rationeller Bewirthschaftung der Güter vor dem alten System mit Macht geltend. Kleebau, Kartoffelbau, systematische Wiesenbewässerung, Besömmerung des Brachfeldes und Stallfütterung erwiesen ihre Vortheile so handgreiflich, daß auch die zäheste Bauernvorliebe für das hergebrachte zu diesen Neuerungen sich bekehrte und ebenso nach und nach zu den verbesserten oder neuerfundenen Ackerwerkzeugen Vertrauen faßte. Der Aufschwung der Naturwissenschaften musste für den Landbau von der eingreifendsten Wichtigkeit werden, besonders als ein genialer Mann die Anwendung der wissenschaftlichen Resultate auf die landwirthschaftliche Praxis unwiderlegbar zeigte. Dieser Mann war Albrecht Daniel Thaer

(1752—1828), dessen Reformen naturwissenschaftliche Forschung und landwirthschaftliche Erfahrung mit glücklichstem Takte vereinigten. Thaer entfaltete eine äußerst segensreiche Lehrthätigkeit an der landwirthschaftlichen Akademie Möglin in Preußen und derartige Institute zur Bildung von Landwirthen und Forstmännern wurden nun auch an andern Orten gegründet. So Hohenheim in Wirtemberg, Schleißheim in Baiern, Wiesbaden in Nassau, Tharandt, Tiefurt, Dreißigacker in den sächsischen Ländern, Eldena in Pommern, Proskau in Schlesien, Hofwyl in der Schweiz. Früher noch als öffentliche Lehrstühle für die Landwirthschaft errichtet wurden, hatte sie in besonderen Vereinen Pflege und Aufmunterung gefunden. Gegenwärtig mögen wohl 600 oder mehr landwirthschaftliche Vereine in Deutschland bestehen, deren Thätigkeit sehr gedeihlich dazu mitwirkt, die Vorschritte der Naturwissenschaften mit der praktischen Land- und Forstkultur, in welche letztere namentlich durch Cotta, König und Hartig der wissenschaftliche Waldbetrieb eingeführt wurde, in Wechselwirkung zu setzen. Zuweilen freilich ging die Wissenschaft in Anwendung ihrer Findungen auf den Ackerbau fehl, wie z. B. in den Versuchen, den animalischen Dünger durch ein chemisches Präparat völlig zu ersetzen. Andererseits aber bereicherte die Wissenschaft den Landbau mit ganz neuen Erwerbszweigen, z. B. mit der Gewinnung des Runkelrübenzuckers, welche sich, seit der Chemiker Marggraf 1762 den Zuckergehalt der Runkelrübe entdeckte, so gehoben hat, daß schon 1841 innerhalb des deutschen Zollvereins 141 derartige Zuckerfabriken bestanden. Im höchsten Grade kommt es der Landwirthschaft wie der Waldkultur zu gut, daß die verderbliche Jagdbarbarei auf immer engere Gränzen beschränkt wird, auf so enge, daß sogar die Jägeridiotismen und das Jägerlatein zu verschwinden beginnen. Auch die Bienenzucht will sich mit der immer weitergreifenden Bodenkultur, sowie mit der Wohlfeilheit des Zuckers nicht mehr recht vertragen. Im Vorschritte dagegen ist die Pflege der Seidenraupe und die hierauf basirte Seidenzucht begriffen, insbesondere im südöstlichen und südwestlichen Deutschland. Im Hopfenbau stehen Böhmen und Franken voran, im Weinbau die Rhein-, Neckar-, Main-, Tauber- und Moselgaue, sowie einige Gegenden der nordöstlichen Schweiz. Außerordentlich hat sich inbezug auf die Qualität der Weinbau in Wirtemberg gehoben, wo ihm etwa 84,000 Morgen Landes gewidmet sind und sich mehr als 18,000 Familien mit ihm beschäftigen. Im Jahre 1788 betrug der Ertrag der Weinernte 3,169,020 Gulden, 1811 betrug er 9,000,000 Gulden, 1834 betrug er 9,684,220 Gulden. Die edelsten Rheinweine erzeugt bekanntlich Nassau (Johannisberger, Rüdesheimer, Hochheimer, Aßmannshäuser, Geisenheimer, Markobrunner); Hessen-Darmstadt rühmt mit Recht seinen Ingelheimer, Scharlachberger, Niersteiner; die Pfalz ihren Deidesheimer, Forster, Dürkheimer; Baden seinen Markgräfler und Affenthaler; Franken

seinen Leistenwein und Steinwein, Böhmen seinen Melniker, Oestreich seinen Gumpoldskirchner, Tirol seinen Traminer, die deutsche Schweiz ihren Winterthurer, Neftenbacher, Malanser und Klettgauer. Die Obstbaumzucht hat sehr bedeutend an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gewonnen, man hat sogar die Straßenzüge zur Anlage von Obstplantagen benützt und in manchen Gegenden bilden frisches und gedörrtes Obst, wie auch Obstmost, einen wichtigen Handelsartikel. Daß in den Garten- und Parkanlagen nach dem Vorgange Englands ein naturgemäßerer Geschmack den steifgezirkelten französischen Rokokostil verdrängte, ist schon im zweiten Buche berührt worden. Ein großartiges Muster von hortikulturlicher Schönheit, eine wahre Gartendichtung ist der Park, welchen Fürst Pückler auf dem dürren Steppenboden der Lausitz zu Muskau geschaffen hat. Der unendlichen Mannigfaltigkeit der Zier-, Farbe- und Oelpflanzen, der Blumen, Sträucher, Bäume und Gemüse, welche unsere neuere Gartenkunst in Deutschland einheimisch gemacht hat, können wir nicht ausführlicher gedenken. Was die Viehzucht betrifft, so geschah von seiten der Regierungen namentlich viel zu Gunsten der Pferdezucht. Oestreich und Preußen unterhalten vortreffliche Gestüte, Holstein und Mecklenburg bewahren den altbegründeten Ruf ihrer Pferde und Wirtemberg hat für die Veredelung der Rasse große, aber erfolgreiche Opfer gebracht. Im Jahre 1850 betrug die Zahl der Pferde in diesem Lande 103,837, zu einem Kapitalwerth von 5—6 Millionen. Inbezug auf Schönheit, Größe und Ergiebigkeit des Rindviehs haben mit den norddeutschen Marschgegenden und den schweizer und tiroler Alpentriften die übrigen deutschen Länder bisher vergeblich zu wetteifern versucht. In welchem erstaunlichen Grade sich die Wollproduktion in Deutschland gehoben, im Gegensatze zu Ländern, wo sie vordem blühte, mag der Umstand darthun, daß noch im Jahre 1800 aus Spanien und Portugal 7,794,700 Pfund Merinowolle ausgeführt wurden und aus Deutschland nur 421,350 Pfund, im Jahre 1838 dagegen aus Deutschland schon 27,500,000 Pfund und aus Spanien und Portugal nur 1,814,000 Pfund.

Ziehen wir die Betriebsweise der deutschen Landwirthschaft im ganzen und großen in Betracht, so bemerken wir, daß sie der natürlichen Bodenbeschaffenheit gemäß in drei Arten zerfällt. Im deutschen Norden, wo die Bevölkerung dünner ist als mehr südwärts, herrscht die Koppelwirthschaft vor, welche die Ländereien einem periodischen Wechsel von Getreidebau und Weidebenutzung unterwirft. In Mitteldeutschland hingegen, d. h. in den Rheingegenden, in Sachsen, Thüringen, Westphalen, Hessen, Baiern, Franken, Schwaben, Oestreich, besteht das System der Dreifelderwirthschaft, welchem zufolge das Brachfeld besömmert (mit Klee, Wicken, Kartoffeln, Gemüse bebaut), im zweiten Jahre sodann mit Wintergetreide und im dritten mit Sommergetreide angeblümt wird. Am südlichsten Ende des

deutschen Landes endlich, d. h. in den Alpengegenden, herrscht in den Thalebenen die Egartenwirthschaft vor, welche neben schon sehr vermindertem Getreidebau die Wiesenkultur betreibt, während der üppige Futterkräuterwuchs auf den höher gelegenen Matten den Bauer auf die Viehzucht als den wichtigsten Zweig seiner Thätigkeit verweist.

Wie die allseitigen Vorschritte der deutschen Landwirthschaft unleugbar sind, so steht auch fest, daß die deutsche Bauerschaft sich allmälig aus dem physischen und moralischen Schmutze des Mittelalters herausgearbeitet hat. In dem Maße, als der Bauer seine Wichtigkeit im Staate einsehen oder wenigstens ahnen lernte, lernte er sich auch fühlen. In manchen Gegenden gesellte sich der Lichtseite bäuerischer Wohlhabenheit alsbald die Schattenseite: Uebermuth, Luxus, Verbildung und Verarmung, welche letztere, ein ländliches Proletariat pflanzend, da und dort in erschreckender Weise um sich gegriffen hat. In Wirtemberg z. B., das noch jetzt ein vorzugsweise ackerbauendes Land ist, war die Zahl der Gantprocesse, welche 1834—35 nur 727 betrug, im Jahre 1845—46 schon auf 2397 gestiegen, hatte also in einer Progression zugenommen, die seither allerdings wieder sich gemindert hat. In ihrer großen Mehrheit ist die deutsche Bauerschaft der konservativste Stand der Bevölkerung und deßhalb hat der Bauer unter allen übrigen Ständen die alte Sitte und Gewohnheit, die herkömmliche Tracht und Hauseinrichtung noch am meisten bewahrt. Während die Städter als Zeugen oder Theilnehmer des großen Verkehrs sich fortwährend bemühen, alles provinzielle abzustoßen und als Feingebildete sich sogar ihrer Uniformität rühmen, fahren die Bauern in ihren dem lebhaften Handelsverkehr entrückten Dörfern immer noch fort, einer jeden Gegend mittels Mundart, Kleidung und Lebensweise ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Selbst das Gehöfte hat nach dem verschiedenen Klima und durch alte Gewohnheit in den verschiedenen Ländern ein sehr abweichendes Ansehen. Weit von einander liegen die Gebäude eines Hofraums an der Ostseeküste, nur aus niedrigem Erdgeschosse besteht das Wohnhaus, bloß ein Fenster hat die meistens ungedielte Stube und gewöhnlich blickt das hohe Dach, nicht von Obstpflanzungen umkränzt, weit in die kahle Ebene hinein. Stattlich dagegen hebt sich das Haus des Bauern an der Elbe, Weser und Ems, hoch im Geschoß, mit gehöriger Tiefe und zur Seite die Stallung des Viehs. Ganz besonders charakterisirt sich das Haus des Westphalen durch einsame Lage und durch den Herd, welcher den Sammelplatz der ganzen Familie bildet. Kommt man aber nach Thüringen herüber, so erblickt man Dörfer von nahe beisammen liegenden Gebäuden, welche zweistöckig, fensterreich und so sehr von Obstgärten umgeben sind, daß nur die Dächer und die Spitze des Kirchthurms aus den Fruchtwäldchen hervorragen. Wenn der Nordländer die Ställe neben die Stube setzt, so liebt der Thüringer, über dem Vieh zu wohnen, obgleich die Erhöhung des

Zimmers nicht immer bedeutend ist. Hessen, Franken, Rheinland und Schwaben sind hinsichtlich der Bauernhöfe vom Thüringerlande nicht wesentlich verschieden, indessen hat doch auch jedes Land seine Eigenthümlichkeiten und in Gegenden, wo Weinbau herrscht, verzieren gewöhnlich die Reben alle Sommerwände des Wohnhauses. Dagegen trifft man jenseits der Donau eine andere Bauart, welche durch weitvorspringende Dächer, durch Galerien am Hause und durch eng aneinanderstehende Fenster schon dem oberflächlichen Anblick in's Auge fällt. Mit der Nähe der Alpen werden diese Dächer immer flacher und bekommen endlich das Gepräge des Alpenhauses, dessen leichte Schindeln, durch Steine beschwert, den Stürmen Trotz bieten. Stattlichere Bauerndörfer aber, als man an der Straße von Aarau nach Bern und von da nach Thun, sowie im Simmenthale trifft, sind wohl auf der ganzen Erde nirgends zu finden, wie auch meines wissens die aargauer und berner Landmädchen neben den friesischen die schmuckste und kleidsamste dörfliche Tracht besitzen. Dabei ist merkwürdig, daß in der Schweiz in der Regel die weibliche Dorfbewohnerschaft an der Volkstracht festhält und die Männer dieselbe aufgeben, während in vielen Gegenden Deutschlands gerade das umgekehrte stattfindet.

In den Alpen stehen auch die uralten, mit gewaltigen Uebungen und Aeußerungen der Körperkraft verbundenen Volksfeste noch in höheren Ehren als in anderen Gegenden, wo städtische Verflachung in Verbindung mit polizeilicher Bevormundungswuth das charakteristische der Volksfreuden verwischt oder schon gänzlich vernichtet hat. An sehr vielen Orten gehört der alte Fastnachts- und Kirmesjubel bereits zu den Verschollenheiten. Von bäuerlichen und bürgerlichen Volksfesten, welche noch im 19. Jahrhundert gefeiert wurden oder noch werden, sind anzuführen das Lamboifest zu Hanau, das Kirschfest zu Naumburg, der stralower Fischzug, das Rochusfest zu Bingen, der Hahnentanz in der Baar, der Hammeltanz zu Hornberg im Schwarzwald, die Schäferfeste zu Urach und Markgröningen, das Rosenfest zu Kapellendorf bei Weimar, das Schifferstechen zu Ulm, das Sechseläuten in Zürich, der Fritschitag in Luzern. Der Versuch, den 18. Oktober, den Jahrestag der leipziger Schlacht, zu einem nationalen Volksfeste zu machen, musste begreiflicher Weise bald wieder einschlafen. Eine edlere Art von Volksfesten sind die deutschen Liederfeste, hervorgegangen aus dem Gefühle der Nationalität, welches in den zahllosen Sangvereinen und Liedertafeln, zu denen der Schweizer Nägeli den preiswürdigen Anstoß gegeben hat, gepflegt wurde. Das großartigste und zugleich echteste Volksfest, welches zu unserer Zeit auf deutscher Erde gefeiert wird, ist das je von zwei zu zwei Jahren wiederkehrende eidgenössische Freischießen, welches ja in Deutschland Nachahmung gefunden hat. Freilich lässt sich nicht verschweigen, daß die großen Schützen-, Sänger- und Turnerfeste auch bedenkliche Schattenseiten aufzeigen. Namentlich

muß denselben vorgeworfen werden, daß sie die Schwatzsucht, die Phrasenmacherei befördern und die Menschen allzu sehr daran gewöhnen, das schwatzen und das anhören von Schwatz für eine patriotische Pflichterfüllung zu halten. Die wahre und wirkliche Festkönigin bei solchen Zusammenkünften ist in der Regel die Phrase.

Es würde ein eigenes, mit den speciellsten statistischen Nachweisungen ausgestattetes Buch erfordern, um die Vorschritte der industriellen und kommerciellen Produktion in Deutschland während der letzten fünf Decennien zu veranschaulichen. Wir unsererseits können, auch wenn uns die nöthigen Hilfemittel zu Gebote ständen, soweit nicht greifen. Es ist wahrhaft wunderbar, welche Triumphe die Industrie, unterstützt von den rastlos vorschreitenden Entdeckungen in Mathematik, Physik, Mechanik, Technologie und Chemie, sowie von der dämonischen Kraft des Dampfes, auch in Deutschland binnen verhältnissmäßig kurzer Zeit gefeiert hat. In diesen Triumphen, welche die exakten Wissenschaften in ihrer Anwendung auf und in ihrer Verbindung mit der industriellen Praxis gewannen und fortwährend gewinnen, liegt eine ungeheure, unhemmbare umgestaltende Macht; denn wie das alte Zunftwesen und die gewerblichen Zustände von ehemals dem modernen Fabrik- und Maschinenwesen schlechterdings weichen müssen, so werden die Lebensbedingungen überhaupt ganz andere und die Physionomie der Gesellschaft gestaltet sich um, ohne daß eine afterweise Staatsraison es bemerken will. Der Industrialismus ist die nivellirende Sturmflut, welche den alten Wust aus Europa wegfegen wird, damit es verjüngt mit seiner riesenhaft aufstrebenden Nebenbuhlerin jenseits des Oceans wetteifern könne. Allerdings steht unsere Industrie im einzelnen und ganzen noch nicht allseitig auf einer Stufe wie die englische und wirkte unsere politische Ohnmacht allzu lange lähmend auf unsern Handel zurück. Dessenungeachtet aber schritt die deutsche Beharrlichkeit auf beiden Feldern von einem Siege zum andern vor. Die hemmenden Schranken des inneren Verkehrs wurden endlich durch eine wahrhaft nationale That, durch den von 1833—35 in's Leben getretenen, von Preußen angeregten deutschen Zollverein beseitigt, welcher alle ihm drohenden Gefahren siegreich überstand und den soliden Unterbau hergab für die Handelspolitik des neuen deutschen Reiches. Wie segensreich der Zollverein gewirkt hat, zeigt schon der flüchtigste Blick auf die seit seinem bestehen in unserer gewerblichen Hervorbringung erreichten Resultate. So z. B. im Bergbau. Laut einer amtlichen Veröffentlichung des Zollvereins-Centralbureau vom Jahre 1867 existirten i. J. 1865 im Zollvereinsgebiet 4769 Grubenwerke, aus denen gefördert wurden: 435,894,109 Zollcentner Stein- und 135,161,139 Centner Braunkohlen — gegen 388, beziehungsweise 124 Millionen Centner im Vorjahre — 60,268,261 Centner Eisenerze, ferner Gold- und Silbererze 632,591 Centner, Quecksilbererze 5394 Ctr., Bleierze

3,421,400, Kupfererze 3,032,724, Zinkerze 6,706,965, Zinnerze 3127, Kobalterze 24,388, Arsenikerze 38,507, Antimonerze 2924, Manganerze 519,466, Alaunerze 301,441, Vitriolerze 804,524, Graphit 16,307, Asphalt 16,066 und Flußspath 148,257 Ctr. In den Gruben waren 204,304 Arbeiter beschäftigt und sie haben zusammen 646,997,590 Centner zu Tage gefördert im Werth von 62,921,348 Thlr. am Ursprungsorte. In 1581 Hütten wurden von 99,812 Arbeitern producirt: Roheisen in Gänzen und Maßeln 17,656,932 Zollcentner, Rohstahleisen 1,011,806, Gußwaaren aus Erzen 1,095,001, dergleichen aus Roheisen 3,973,816, Stabeisen und gewalztes Eisen 9,864,549, Eisenblech 1,563,279, Eisendraht 692,721 und Stahl 1,990,861 Centner; ferner 61,803 Zollpfund Gold und 146,692 Pfd. Silber; dann Quecksilber 31 Ctr., Kaufblei 778,272, Bleiglätte 72,067 Ctr. ꝛc. Das gesammte producirte Salzquantum von 9,446,371 Ctr. hatte am Ursprungsort einen Werth von 4,252,743 Thlrn. Der Centner Kochsalz kam im Jahre 1865 durchschnittlich im Zollverein auf 3/5 Thlr. (= 2 Fr. 25 Ct.) loco Saline zu stehen. Die Kopfzahl aller im Jahre 1865 beim Bergbau, in den Hütten und Salinen des Zollvereins beschäftigten Arbeiter betrug 308,971, und die von ihnen gelieferten 697 Mill. Ctr. Produkte und Fabrikate hatten einen Gesammtwerth von mehr als 194 1/2 Mill. Thlrn., wovon ungefähr 166 Mill. Thlr. auf Preußen allein entfielen, das in seinen Bergwerken, Hütten und Salinen 254,796 Arbeiter zählte. Die deutschen Metallgewerbe sind in außerordentlichem Vorschritte begriffen. So z. B. der Maschinenbau, welcher, obzwar noch sehr jung, dennoch mit dem ausländischen bereits in tapferste Konkurrenz getreten ist. Dies erhellt aus einer Vergleichung des Ein- und Ausgangs von Maschinen in und aus dem Zollverein i. J. 1867. Es wurden nämlich an Lokomotiven, Tendern und Dampfkesseln 57,000 Ctr. ein- und 82,000 Ctr. ausgeführt. An Maschinen, welche überwiegend aus Holz bestehen, wurden 22,000 Ctr. ein- und 22,600 Ctr. ausgeführt; von Maschinen überwiegend aus Schmiedeeisen oder Stahl bestehend 64,000 Ctr. ein- und 99,000 Ctr. ausgeführt; Maschinen überwiegend aus Gußeisen wurden 304,000 Ctr. ein- und 885,000 Ctr. ausgeführt; Maschinen überwiegend aus andern unedlen Metallen bestehend wurden 3300 Ctr. ein- und 10,500 Ctr. ausgeführt. Das Metallgewerbe hat auch die kolossalste Fabrik geschaffen, welche auf dem Erdboden dermalen (1875) existirt: Krupps Gußstahlfabrik in Essen, die einen Flächenraum von 1000 Morgen bedeckt, wovon die Gebäude 250 Morgen in Anspruch nehmen. Für den Verkehr der Fabrik bestehen 2 1/3 Meilen Eisenbahn, auf welcher 6 Lokomotiven und 150 Waggons den Verkehr vermitteln; außerdem werden 60 Pferde für kleine Transporte verwendet. Die Zahl der Gasflammen beträgt 9000, der Gasverbrauch beträgt 200,000

Kubikfuß. Die Zahl der Arbeiter beträgt 10,000, die der Arbeiter in den Bergwerken, bei den Hochöfen 2c. etwa 1200. Im Gange sind 160 Dampfmaschinen mit 6000 Pferdekraft. Der Kohlenverbrauch für die Kessel beträgt 13,500, der Gesammtverbrauch an Kohlen und Koaks 22,500 Scheffel täglich, der Wasserverbrauch 200,000 Kubikfuß .... Die Verkehrsmittel sind ebenfalls zu mannigfaltigster Entwickelung gelangt und für die gewaltige Vervielfältigung des Gedankenverkehrs zeugt die Thatsache, daß Deutschland, die deutsche Schweiz ungerechnet, schon i. J. 1868 nicht weniger als 2566 Zeitungen und Zeitschriften besaß. Das Postwesen näherte sich allmälig einer nationalen Centralisation. Ebenso das Münzwesen, seitdem durch die zwischen den Zollverbandsstaaten 1838 abgeschlossene Münzkonvention bestimmt wurde, daß im deutschen Süden der $24^1/_2$ Guldenfuß, im deutschen Norden der 14 Thalerfuß stattfinden und die hiernach geprägten Münzen gegenseitig zum Vollwerth angenommen werden sollten, und seitdem mittels Uebereinkunft zwischen dem Zollverein und Oestreich (1856) eine Art von Vereinsmünze geschaffen ward, bis dann die deutsche Reichsschöpfung von 1870—71 auch eine Reichsmünze schuf, wobei es freilich fraglich, ob es gutgethan gewesen, statt des bereits in einem großen Theile von Europa giltigen Frankensystems das nationalbesondere Marksystem anzunehmen. Für Verkehrsmittel im Innern und nach außen, Straßen, Kanäle, Eisenbahnen, Strom-, See- und Meerschifffahrt, hat die vorwärtsdrängende Zeit außerordentliches gethan. Im Jahre 1816 gab es z. B. im ganzen Umfange der preußischen Monarchie erst 522 Meilen Kunststraßen, während sie 1834 schon auf's dreifache dieser Meilenzahl gestiegen waren. Seit in den 30ger Jahren die erste deutsche, mit Dampfwagen befahrbare, nur eine Meile lange Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth erbaut wurde, ist ganz Deutschland mit einem Netz von Schienenwegen, theils auf Privat-, theils auf Staatskosten, überzogen worden.

Die gewerbliche und merkantile Bewegung musste nothwendig auch die nationalökonomische Einsicht schärfen und den volkswirthschaftlichen Studien eine erhöhte Bedeutung verleihen. In Friedrich List (1780 bis 1846) aus Reutlingen, dessen Genie die deutsche Kleinstaaterei keinen entsprechenden Wirkungskreis anzuweisen vermochte, erstand uns ein Lehrer der Nationalökonomie, wie wir noch keinen besessen hatten. Die Hauptgedanken seines nationalen Systems der politischen Oekonomie (1814) waren diese: „Der nationale Zweck dauernder Entwickelung produktiver Kraft steht über dem pekuniären Vortheil einzelner Klassen oder Individuen. Jede Nation hat die Aufgabe, vor allem ihre eigenen Hilfequellen aller Art zum höchsten Grade der Selbstständigkeit und harmonischen Entwickelung zu bringen. Die Lösung dieser Aufgabe geht kosmopolitischen Zwecken vor, und so lange daher die eigene Industrie die Höhe der fremden

noch nicht erreicht hat, muß man die erstere durch Schutz unterstützen."
An diese Principien knüpfte sich die Ausbildung unserer Handelspolitik, in welcher unter dem Einflusse des englischen Freihandelssystems die Partei der Freihändler der Partei der Schutzzöllner später schroff gegenübergetreten ist. Alles zusammengehalten, sehen wir, wie die landwirthschaftliche, so auch die industrielle Hervorbringung Deutschlands in fortwährendem steigen begriffen. Betrachten wir z. B. Preußen, dessen Bevölkerung von 1816 bis 1838 von 10,349,031 Seelen auf 14,271,530 angewachsen war. Eine im letztgenannten Jahre angestellte Schätzung der Bodenverhältnisse berechnete, daß es im preußischen Staate etwa 2175 Quadratmeilen Ackerland, 43 Quadratmeilen Gartenland, 3 Quadratmeilen Weinberge, $1^{8}/_{10}$ Quadratmeilen Tabakspflanzungen und 1116 Quadratmeilen Waldungen gab. Durchschnittlich wurden jährlich 15,600,000 Scheffel Weizen und 51,000,000 Scheffel Roggen, Gerste und Hafer producirt, daneben 681,741 Eimer Wein und 21,000,000 Pfund Tabak. Die Aufnahme des Viehstandes am Ende des Jahres 1837 ergab 4,838,622 Stücke Rindvieh, 1,472,901 Pferde, 15,011,452 Schafe, 1,936,304 Schweine. Im Jahre 1841 betrug der Bodenertrag, eingerechnet Salinen, Bergbau, Steinbrüche und Hüttenwerke, im Geldwerth $855^{1}/_{2}$ Millionen Thaler. Handelsschiffe besaß Preußen 1839, die des königlichen Seehandlungsinstituts ungerechnet, 619 von 78,647 Tonnen Last. Die Ausfuhr hat seit 1819 die Einfuhr von Jahr zu Jahr bedeutender überflügelt. Im Jahre 1857 betrug die Bevölkerung Preußens etwas über 17,250,000 Seelen. Sie ist in den 30 Jahren von 1819 bis 1849 um 47 Procent gestiegen. An Geldwerth verzehrte, nach den jedesmaligen Jahresdurchschnittspreisen berechnet, der Kopf der Bevölkerung 1806 die Summe von 11 Thalern und 13 Silbergroschen, 1849 dagegen die Summe von 26 Thlrn. 21 Sgr. und 3 Pfennigen. Dies würde beweisen, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auch der allgemeine Wohlstand zugenommen hätte. Die gesammte landwirthschaftliche Produktion Oestreichs lieferte zur gleichen Zeit jährlich 312 Millionen Scheffel Bodenerzeugnisse und es hatte die Monarchie einen Viehstand von 7 Millionen Stücken Rindvieh, 3 Millionen Pferden, 35 Millionen Schafen. Die Bergwerksproduktion des Kaiserstaats betrug 1847 einen Werth von 27,906,901 Gulden, die Flachs- und Hanfmanufaktur erzeugte jährlich durchschnittlich einen Werth von 94 Millionen, der Seidenbau und die Seidenfabrikation einen Werth von 59 Millionen. Den meisten deutschen Stämmen sind in Beziehung auf Industrie und Handel die Schweizer voran. Im Jahre 1851 wurde aus Oestreich ein Waarenwerth von 193,693 Dollars in die nordamerikanische Union eingeführt und aus dem gesammten deutschen Zollverein ein Werth von 8,423,984, dagegen aus der kleinen Schweiz ein Werth von 6,008,785 Dollars. Wenn irgend Zahlen Seele und

Zunge haben, so sind es diese. Dem Zollverein und Oestreich standen drei Meere, große schiffbare Flüsse und viele lange Eisenbahnen zu Gebote. Die Schweizer hatten von dem allem nichts, im Gegentheile das höchste und unwegsamste Gebirge Europa's mitten im Lande; sie allein unter allen Kulturvölkern der Erde ermangeln der Meeresküste, müssen fast sämmtliche Rohstoffe unter langem und kostspieligem Transport von außen her beziehen und sind ringsumher durch Schlagbäume mit hohen Zöllen abgesperrt. Aus letzterem Grunde geht auch natürlich ihr Hauptabsatz in weite Fernen und zwar mit dem glänzendsten Erfolg. Nach Franscini's Statistik kamen schon 1845 von dem Gesammthandel der Schweiz auf jeden Kopf der Bevölkerung 185 Francs, dagegen von dem Gesammthandel Oestreichs auf jeden Kopf nur 16, in Preußen 40, in Frankreich 71, in Belgien 107 Francs.

Ja, die Zahlen haben Zungen, und da wir gerade dabei sind, wollen wir sie noch weiter sprechen lassen, indem wir mit Zugrundelegung von Redens vergleichender Finanz-Statistik und Nauwercks Berechnungen (in der deutschen Monatsschrift für 1851) einiges über die deutschen Staatsausgaben beibringen, die Rechnung in rheinischen Gulden gestellt und die politischen und finanziellen Veränderungen vom Jahre 1866 und 1870—71 nicht in Rücksicht gezogen. Die sämmtlichen deutschen Staatsschulden betrugen vor 1848 in runder Zahl 2,112,869,381 Gulden, nach 1848 dagegen 2,937,337,460. In Deutsch-Oestreich betrug 1847 die jährliche Gesammtstaatsausgabe 98,000,000, im Jahre 1849 betrug sie 177,000,000. In Preußen betrug sie 1846: 172,484,086; 1850: 218,666,959. In Baiern 1842—43: 43,690,827; 1849—1850: 53,298,474. In Sachsen 1846—1847: 17,000,000; 1850—1851: 24,116,619. In Hannover 1846—47: 14,000,000; 1850: 19,000,000. In Wirtemberg 1846—47: 15,549,937; 1848—49: 20,716,073. Der Hofstaat kostete in Preußen 1849: 9,916,893, in Baiern 1849—50: 2,953,408, in Sachsen 1846—1847: 1,219,501, in Wirtemberg 1846—47: 1,129,933, in Baden 1851: 917,000. Das Heer kostete in Preußen 1850: 98,447,233, in Baiern 1850—51: 13,436,307, in Sachsen 1850—51: 10,000,000, in Hannover 1850: 3,480,440, in Wirtemberg 1848—1849: 5,748,859, in Baden 1848—49: 5,172,481. Seit dem Jahre 1848 bezahlte Deutschland für seine Hofhaltungen jährlich 26,300,414, für sein Militär 256,432,434 Gulden. Die jährliche Gesammtausgabe stellte sich auf 617,157,123 Gulden. Sie hatte sich seit den letzten fünf Jahren um 41, der Militäraufwand um 142 Procent vermehrt; die Ausgaben für die Hofhaltungen betrugen $4^1/_2$ Procent der Gesammtausgabe. Die Ausgaben für Hofhaltungen, Militär, Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden nahmen etwa 60 Procent der Gesammtausgabe in Anspruch. Von der Gesammt-

ausgabe kamen auf den Kopf der deutschen Bevölkerung 13 fl. 43 Xr., von der Ausgabe für das Militär 5 fl. 42 Xr., von der Ausgabe für die Hofhaltungen 35 Xr. Von der jährlichen Gesammtausgabe der schweizerischen Eidgenossenschaft und der einzelnen Kantone zusammen trafen gleichzeitig auf den Kopf der Bevölkerung 6 fl. 40 Xr., von der Ausgabe für das Militärwesen 51 Xr. Die Schweiz kennt keine hohen Beamtenbesoldungen, Staatspensionen kennt sie von rechtswegen gar nicht. In England kamen von der Staatsausgabe auf die Pensionen 4, in Frankreich 5, in Deutschland 7—8½ Procent. In dem Budget des Großherzogthums Baden für 1833 figurirte eine Pensionslast von 1,008,984 Gulden. Charakteristisch ist endlich, daß in Preußen, dem „Staat der Intelligenz", auf das Unterrichtsbudget 1⅔ Procent der Gesammtausgabe fielen, während das Militärbudget über 30 (i. J. 1850 sogar 45) Procent erforderte. Oestreich verwandte auf das Schulwesen (im ganzen Kaiserstaate) etwa 3 Millionen Gulden, Baiern ungefähr 800,000 Gulden, immer noch mehr als Frankreich, von dessen ungeheurem Gesammtbudget (1867): Fr. 1,994,966,319 nicht mehr als 20 Mill. für den öffentlichen Unterricht verausgabt wurden. Die schweizerische Eidgenossenschaft theilte von ihrer Gesammteinnahme den achten Theil, mehr als 2,500,000 Fr., dem Schulwesen zu.

Mit der Ausdehnung der Industrie hält die Zunahme der proletarischen Bevölkerung überall gleichen Schritt. In Deutschland ist sie noch keine so riesenhafte wie in England, weil auch die Entwickelung unserer Industrie noch keine so kolossale. Trotzdem haben wir bereits in manchen Städten und Gegenden ein Arbeiter-Proletariat, an welchem alle Merkmale dieser Bevölkerungsklasse wahrzunehmen sind. Am vortheilhaftesten dürfte sich das Verhältniß noch in der Schweiz stellen, wo einestheils das nichtvorhandensein großer Städte die Anhäufung proletarischer Massen verhinderte und anderntheils die „Fabrikler" noch nicht völlig aus dem Besitze von Grundeigenthum verdrängt sind. Wo das letztere der Fall ist — und es ist in vielen industriellen Bezirken Deutschlands der Fall — da bringen Handelskrisen jene Katastrophen mit sich, die in unserem Jahrhundert schon zu wiederholten malen die Hütten der Spinner und Weber mittels der Hungerpest entvölkerten. Hier hatte also der Hunger das vollbracht, was der englische Oekonomist Markus als „nationalökonomische Nothwendigkeit" erklärte, indem er gegen Uebervölkerung und Pauperismus das Auskunftsmittel empfahl, die Armen oder wenigstens ihre Kinder zu tödten. Freilich verfährt der Hungertyphus nicht so „schmerzlos", wie Markus bei der Prakticirung seiner Entvölkerungstheorie verfahren wissen wollte. Daß diese, wenn auch in „unchristlich rücksichtsloser" Form geäußert, mit dem Sinne des englischen Geldprozenthums ganz gut sich verträgt, beweisen das englische Armengesetz (Poor-law) und die unter der

Autorität desselben ermöglichten Gräuel der englischen Arbeitshäuser (Workhouses). Aehnliche Scenen des Elends und der Verthierung, wie sie dort vorfallen, sind leider auch in unserem Lande keine Seltenheit. Man bedenke einmal, um zuerst des ländlichen Proletariats zu erwähnen, daß ein bäuerlicher „Söldner“ bis in's 5. Jahrzehent unseres Jahrhunderts in Süddeutschland vom Bauer neben der Kost je nach der Jahreszeit und der Beschaffenheit der Feldgeschäfte 10—24 Kreuzer Taglohn erhielt, der norddeutsche „Kötter“ 4—8 Silbergroschen, der schlesische „Inlieger“ ebensoviel, und daß mit diesem Verdienst, welcher keineswegs ein fortlaufender, sondern ein vielfach unterbrochener war, die Familien der Tagelöhner ihren Unterhalt bestreiten müssen, so wird man sich unschwer vorstellen können, wie es in den Hütten der Landproletarier aussieht, wie es mit den physischen und moralischen Zuständen ihrer Familien beschaffen sein muß. Das sind in Wahrheit so gut „weiße Sklaven“ wie ihre Elendsbrüder in den großen Fabrikstädten; ja, die ersteren sind sogar noch übler daran als die letzteren, denn sie können nicht so leicht und schnell Platz und Herrn wechseln wie diese, und außerdem irrt man gewaltig, wenn man glaubt, der Bauer sei ein milderer Gebieter als der Fabrikant. Der Bauer, selbst der wohlhabende und reiche, verräth auch durchschnittlich eine wahrhaft empörende Gleichgiltigkeit gegen alle höheren Interessen. Daher kommt es, daß in Deutschland noch Gegenden sich finden, wo der Dorfschulmeister schlechter gestellt ist als der Schweinehirt, wie z. B. in Pommern, wo es bis zur neuesten Zeit Schulmeister genug gab, die auf den Ertrag eines Feldes von 46—50 Quadratruthen und auf 42—80 Thaler Bargehalt angewiesen waren. So ein „Sklave der Intelligenz“ schrieb 1846 an einen Bekannten: „Es geht mir und den Meinigen nicht viel besser als den 20—25,000 Menschen zu London, die alle Morgen aufstehen und nicht wissen, wovon sie den kommenden Tag leben werden. Während andere Kinder sich satt essen und vergnügt sind, müssen meine Kinder mit leerem Magen und abgezehrtem Antlitz ihnen traurig zusehen. Der, welcher nie sein Brot mit Thränen aß, hat keinen Begriff von dem Schmerze derjenigen, deren Thränen oft das einzige Gewürze zu ihrem Brote sind. Es kommt oft vor, daß meine sechs Kinder nach einem Stück Brot schreien und sich die Krusten vom Bauer, die er und seine Kinder nicht essen, erbetteln; ja das Elend ist groß.“ Was sodann die „Sklaven der Industrie“ angeht, so wollen wir inbetreff ihrer Subsistenzmittel einige authentische Angaben aus den Jahren 1845—46 beibringen. In dem „gesegneten“ Wupperthale verdiente der bei weitem größte Theil der Weber bei fünfzehnstündiger täglicher Arbeit wöchentlich keine 2 Thaler. Die bielefelder Feinspinner erwarben täglich 2 Silbergroschen, die Spinner von Garn zweiter Qualität nur 7 Pfennige und von einem solchen Erwerbe mussten in jener Gegend zwei Drittel der ganzen Bevölkerung leben.

Unter den Spinnern der Kirchspiele Werther und Dornberg verdiente der vierte Theil in 40 Tagen 3 Thaler. also $2^1/_4$ Silbergroschen täglich, die Hälfte 2 Thlr., also $1^1/_2$ Sgr. täglich; der noch übrige vierte Theil gewann nur den Flachspreis. In den Gegenden von Wallenbrück, Spenge und Enger brachte es der vierte Theil der Spinner in 40 Tagen auf 2 Thlr. reinen Verdienst ($1^1/_2$ Sgr. täglich), die Hälfte in 35 Tagen auf 1 Thlr., also 10—11 Pfennige täglich; die übrigen verdienten gar nichts. An manchen Orten wurde der kärgliche Verdienst dieser und anderer Arbeiter durch das infame „Trucksystem" noch bedeutend verringert, indem der Arbeitsherr seine Leute statt mit Geld mit nichtsnutzigen Waaren ausbezahlte, welche sie dann um Spottpreise wieder vertrödeln mussten, um nur zu einem Bissen Brot zu kommen. In den Kohlengruben an der Ruhr konnte sich ein tüchtiger Arbeiter in achtstündiger ununterbrochener Arbeit 9—11 Sgr. verdienen; dabei musste er die Lampe stellen, welche während der angegebenen Zeit für mindestens 1 Sgr. Oel verzehrte. Nur ein sehr guter Arbeiter konnte sich monatlich 9 Thlr. machen, weitaus die meisten machten sich nur 7—8 Thlr. Besser belohnte sich die Arbeit allerdings in den größeren Städten, allein hier machten die Höhe der Miethzinse und die Preise der Lebensmittel den Mehrverdienst auch wieder illusorisch. In Berlin hatte zur erwähnten Zeit der Zimmermann 20, der Schuster 15—20, der Schneider 15—22 Sgr. Tagelohn; die Wäscherin verdiente täglich $17^1/_2$, die Plätterin 10—15, die Blumenmacherin $7^1/_2$, die Stickerin 3—12, die Handschuhnäherin 3, die Strohhutnäherin 4—8 Sgr., wobei natürlich in Anschlag zu bringen ist, daß alle diese Arbeiter und Arbeiterinnen von 2 bis zu 6 Monaten sogenannte „stille Zeit" hatten, d. h. arbeitslos waren. Die furchtbarste Höhe des Nothstandes erreichte die industrielle Sklaverei in den Weberdörfern des reichenbacher Kreises in Schlesien. Dort erwob sich ein fleißiger Weber wöchentlich 3—4 Silbergroschen und daraus sollte er sich und seine Familie ernähren; er sammt ihr war demnach geradezu dem verhungern preisgegeben. Dies war übrigens in den Wintern von 1844—45, 45—46 und 46—47 auch anderwärts das Loos der Armen und nur die außerordentlichsten Maßregeln konnten dem äußersten vorbeugen. In Köln waren während des ersteren Winters 30,000 Menschen almosenbedürftig und holten die Proletarier in den Branntweinbrennereien den Spühling, um denselben statt der mangelnden Suppe zu verschlingen. Noch schrecklichere Noth herrschte in mehreren Kreisen Ostpreußens, wo tausende von Familien ohne Heizungsmaterial, Brotkorn und Arbeitsverdienst waren. Auch später wieder, im Jahre 1867, hat ja in dem armen Ostpreußen die Hungerpest alle ihre Schrecken losgelassen.

Mit dem Pauperismus schreiten stets und überall auch alle die Uebel,

Laster und Verbrechen, welche der Armuth entspringen, in stätiger Progression vor. Das Leben der Proletarierfamilien ist meist nur ein bald langsamer bald schneller sich vollziehender Verkümmerungsproceß von Körper und Geist. Hunderte, tausende von Proletarierkindern gingen und gehen, oft schon vom sechsten Jahre an in den Fabriken an die Maschinen gebannt, noch in zartem Alter zu Grunde, ohne eine andere Spur ihres Daseins zu hinlerlassen als die Thräne des Mitleids im Auge des Dichters. Und doch sind diese unglücklichen Wesen fast noch glücklich zu preisen, daß sie so frühe zu Grabe gehen. Denn welches Loos wartet in der Regel der heranwachsenden! Unter welchen Verhältnissen wachsen sie heran! Man lese die einfach thatsächlichen Schilderungen, welche Bettina von Arnim im Anhange zu ihrem „Königsbuch“ von dem Leben der Armen in den „Familienhäusern“ des sogenannten Vogtlands vor dem hamburger Thore zu Berlin mittheilte, und man wird begreifen, daß das Proletariat seine Sprößlinge fast mit Nothwendigkeit zum Verbrechen erziehen muß. Wir besitzen aus dem Jahre 1853 den Bericht eines Armenarztes über den Zustand der Proletarierwohnungen zu Breslau, in welchem es unter anderem heißt: „Die Wohnungen der arbeitenden Klassen sind meistens in den Höfen gelegen. Die geringe Menge frischer Luft, welche die benachbarten Häuser zulassen, wird durch die Ausdünstungen der Ställe und Abtritte vollends verunreinigt. Viele der Stuben gleichen Schweineställen mehr als menschlichen Wohnungen, alles ist so baufällig, daß bei jedem starken Tritte das ganze Gebäude zittert; die Stuben sind klein und niedrig, die Fenster und Oefen schlecht, meistens raucht es in den Zimmern, an den Thüren und Wänden läuft gewöhnlich das Wasser herunter. Und solch ein Loch kostet 20—24, ja 30 Thlr. Miethe! Wegen der hohen Miethpreise sind die Leute genöthigt, ihre Wohnungen mit Schlafgenossen zu theilen und zu überfüllen, wozu noch der Umstand kommt, daß die arme Bevölkerung den mühsam erworbenen Wärmestoff auf das sparsamste zusammenhalten muß, so daß in der rauhen Jahreszeit an ein längeres öffnen der Thüren und Fenster nicht zu denken ist und man in Folge dessen in diesen Wohnungen stets eine übelriechende, mit wässerigen Ausdünstungen überfüllte Luft vorfindet.“ Dies, verbunden mit der kärglichen, oft ekelhaften Nahrung, ist die Ursache der unter der proletarischen Bevölkerung so häufig wüthenden sporadischen und epidemischen Krankheiten. Allerdings ist in neuerer und neuester Zeit von seiten verständiger und humaner Arbeitgeber für die materielle Verbesserung der Arbeiterzustände manches, da und dort sogar vieles gethan worden; allein im ganzen und großen ist eine Hebung dieser Zustände nicht eingetreten. Auch durch die mittels der Strikes-Maschinerie erzielte Hinaufschraubung der Löhne keineswegs. Denn die Dirigenten dieser Maschinerie haben übersehen, daß genau im Verhältnisse zum steigen der Arbeitslöhne auch die

Preise der Lebensbedürfnisse hinaufgehen und demnach der Arbeiter, was er auf der einen Seite mehr einnimmt, auf der andern mehr ausgeben muß. Im übrigen kann nur die gedankenlos-thörichte oder auch berechnend-schuftige Volksschmeichelei, wie sie in der Pöbelpresse unserer Tage getrieben wird, leugnen wollen, daß leider häufig genug das Elend proletarischer Familien ein selbstverschuldetes, durch die wüste Lüderlichkeit der Männer und Weiber herbeigeführtes ist. Der durch die Gewerbefreiheit bewerkstelligte Uebergang zur vollständigen Verdrängung des Handwerks durch den Fabrikbetrieb hat in die Gesellenschaft eine Zuchtlosigkeit gebracht, unter welcher die Meister schwer zu leiden haben. Man halte nur Umfrage unter denselben und man wird mit Erstaunen und Schrecken erfahren, wie die „Herren Arbeiter“ das „Evangelium der Arbeit“ auslegen.

Ja, die sittlichen Zustände des Proletariats sind durchschnittlich ebenso trostlos wie die materiellen, obzwar sich unzählige Beispiele von einer wahrhaft todesmuthigen Energie anführen ließen, womit Proletarier und Proletarierfamilien gegen den ökonomischen und moralischen Ruin ankämpfen. Keineswegs immer, aber doch häufig vergebens. Die von Jahr zu Jahr mehr anschwellenden Tabellen der Almosenbedürftigen einerseits, der Verbrecher andererseits beweisen dies. Die Vergehungen gegen das Eigenthum stehen unter den proletarischen Verbrechen natürlich obenan. Beim berliner Kriminalgericht wurden 1844 allein 3221 Untersuchungen geführt, darunter 1115 wegen Diebstahls; im nämlichen Jahre wurden im Regierungsbezirke Düsseldorf 5209 Verbrechen begangen, worunter 4361 Eingriffe in das Eigenthum anderer sich befanden. Gröbere Verbrechen resultiren meistens aus der Trunkenheit. Im Branntweinrausche sucht der Proletarier, für welchen „beim Bankett des Lebens kein Platz ist“, momentane Vergessenheit seines Elends. Sehr häufig kürzt er diesem auch die langsame Arbeit durch Selbstmord ab, welcher überhaupt auf erschreckende Weise überhandgenommen hat. In Berlin z. B. kam zu Anfang des Jahrhunderts 1 Selbstmord auf 1000 Todesfälle, 1822 schon auf 200, im Jahre 1830 auf 100 und jetzt sicherlich auf 50. Im Jahre 1810 fielen in Hamburg nur 10 Selbstmorde vor, 1827 schon 60. Ungefähr im gleichen Verhältnisse wird die Zunahme der Wahnsinnigen stehen. Die weibliche Jugend des Proletariats verfällt fast unrettbar der Prostitution. Das Geld reicher Wüstlinge erkauft die erste Blüthe der armen Mädchen, welche dann, von dem Verführer preisgegeben, rasch von Stufe zu Stufe bis zur äußersten Verworfenheit herabsinken. An manchen Orten verhält sich die Zahl der unehelichen Geburten zu den ehelichen wie 1 zu 6, ja sogar wie 1 zu 5 und 4. In diesem Punkte gebührt aber vor allen deutschen Städten München der Preis. Aus den 30ger Jahren wissen wir, daß in der bairischen Hauptstadt eine Weibsperson

lebte, welche 24 uneheliche Kinder geboren hatte; aus den 40ger Jahren, daß daselbst in einem Hause drei Schwestern mitsammen 45 uneheliche Kinder zur Welt brachten. In der Zeit von 1854—64 gab es in München 49,512 Geburten und davon waren 23,714 uneheliche, also nahezu 50 Procent, so daß man nicht sehr fehlgeht, wenn man immer das zweite einem auf den Straßen von München begegnende Kind für einen Bankert nimmt. Der Polizeistatistik von Berlin zufolge gab es 1846 dort 10,000 prostituirte Frauenzimmer, 18,000 Dienstmädchen, von welchen mindestens der vierte Theil, wenn auch nicht gerade der Prostitution, so doch der Lüderlichkeit ergeben war, 2000 uneheliche Kinder auf 10,000 eheliche, 10,000 syphilitische Erkrankungen jährlich. Zur Charakteristik der berliner Sittenzustände mag noch folgende wohlverbürgte „Alltagsgeschichte" beitragen. „Ein junger Arzt wohnte bei einer armen Handwerkerfamilie. Die älteste Tochter war in dem Alter der Einsegnung. Es war den Leuten aber durchaus nicht möglich, ein nur einigermaßen hübsches Einsegnungskleid, worauf in Berlin so unendlich viel gesehen wird, herbeizuschaffen. Da der junge Arzt so eben erst seinen Wechsel erhalten, so macht er sich das Vergnügen, Kleid und Umschlagetuch zu schenken. Tochter und Eltern sind außer sich vor Freuden und danken mit Thränen im Angesicht. Aber welche Ueberraschung steht dem jungen Arzte bevor, als er an demselben Tage, wo das Mädchen eingesegnet worden, spät Abends in seine Stube zurückkehrt! Wie eine blühende Rosenknospe liegt die Jungfrau, vollständig zur Nacht gekleidet, ruhig schlummernd auf seinem Bette. Er ist bestürzt, verwirrt und ruft endlich die Mutter. Das Weib bekennt, aus Dankbarkeit habe sie ihm die ersten Reize ihrer Tochter überliefern wollen, da es ihr doch nicht möglich sei, dieselben vor Anfechtungen zu schützen." Ich wäre im stande, diesem Sittenzuge noch viele, sehr viele andere beizufügen, welche, amtlich beglaubigt, zeigen, wie Töchter von ihren Müttern, Frauen von ihren Männern förmlich zur Prostitution abgerichtet, gezwungen und verkauft wurden und werden; allein der mitgetheilte Fall scheint für unsern Zweck ausreichend.

Die socialen Uebelstände, welche wir im vorstehenden mehr nur angedeutet als ausgeführt haben, sind zu schreiend, um überhört werden zu können. Es hieße auch einer Ungerechtigkeit sich schuldig machen, wollte man leugnen, daß zur Linderung des Pauperismus und seiner Folgen vieles geschah und geschieht. Unterstützungs- und Bildungsvereine für die arbeitenden Klassen sind begründet worden und es haben bei derartigen Unternehmungen namentlich die Frauen bewiesen, daß man nie vergeblich an ihr Mitleid appellirt. Auch abgesehen jedoch davon, daß unsere wohlthätigen Vereine meistens zugleich Propagirungsinstitute religiöser Parteimeinungen sind, können solche Institute nur Palliativmittel aufbringen. Ebenso unzulänglich ist die öffentliche Armenverwaltung, obgleich wir

zugeben, daß dieselbe z. B. in mehreren Kantonen der Schweiz, welche im ganzen jährlich etwa 5,500,000 Franken und mehr für Unterstützung der Dürftigen verwendet, nach den gegebenen Verhältnissen human genug eingerichtet ist.

Der Streit darüber, ob der Pauperismus, wie die reaktionäre Partei behauptet, aus der Zersplitterung des Grundeigenthums und der Ablösung der gutsherrlichen Verhältnisse, ferner aus der Gewerbe- und Handelsfreiheit herzuleiten sei, ist im Grunde ein ganz müssiger. Das Uebel ist einmal da und sein lawinenartiges anwachsen kann keinem Zweifel unterliegen. Das dumpfe dröhnen dieser Lawine muß jeden, der nicht gedankenlos dahinlebt, unaufhörlich an das Problem der socialen Reform mahnen, welches fast so alt ist, als die geschichtliche Erinnerung der Menschheit zurückreicht. Von Mose, Buddha und Platon an bis auf unsere Tage herab begegnen uns in allen Jahrhunderten edle Geister, welche die Auflösung der socialen Dissonanzen in die sociale Harmonie zum Gegenstand ihres denkens machten. Im 16. Jahrhundert schrieb der Engländer Thomas Morus sein Utopien (Utopia 1516), im 17. der Italiener Kampanella seinen Sonnenstaat (Civitas solis 1623), Werke, die, auf der Basis der platonischen Republik sich aufbauend, die socialistischen und kommunistischen Ideen der neueren Zeit vielfach vorwegnahmen. Am lebhaftesten hat man sich mit diesen Ideen in Frankreich beschäftigt. Baboeuf's, Saint-Simon's, Fourier's, Cabet's, Blanc's, Proudhon's Theoreme und Vorschläge haben nach einander die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt und, eifrigst propagirt, auch diesseits des Rheins in dem Proletariat das dunkle Gefühl seiner Berechtigung, am Bankett des Lebens theilzunehmen, erregt. Eigenthümliche Gedanken hat die Fraktion der deutschen Socialisten und Kommunisten bisher nur wenige oder gar keine in Umlauf gesetzt. Ihr Hauptverdienst ist die allseitige Kritik der jetzigen Gesellschaftsverfassung; wo sie mit reformistischen Anträgen hervorgetreten, ist sie fast durchweg nur das Echo des französischen Socialismus und Kommunismus und laufen diese Anträge geradezu in's chimärische aus [22]). In den Bereich der Narrheit gehört vollends die socialistische Fiktion, die Gesellschaftsverfassung lasse sich ändern, ohne daß man sich mit der Umgestaltung der bestehenden politischen Verhältnisse besondere Mühe zu geben brauche. Sehen wir von dieser und anderen Illusionen und Grillen der Anhänger des Socialismus ab, so ergibt sich aus der bisherigen socialistischen Bewegung das Resultat, daß in dem vierten Stand, im Proletariat, das Gefühl der Menschenwürde und der Menschenrechte geweckt ist und daß es sich in Folge dessen mit aller Macht anstrengt, seine Emancipation von der Herrschaft der Geldaristokratie durchzusetzen, wie vor ihm der Bürger- und Bauernstand sich von der Feudalaristokratie emancipirten. Selbstverständlich kann, wie die Menschen nun einmal sind, von einer friedlichen,

auf dem Wege gegenseitiger Zugeständnisse zu bewerkstelligenden Beseitigung oder wenigstens Beschränkung der Allmacht des „Tyrannen“ Kapital keine Rede sein. Es wird dazu einer Revolution oder vielmehr einer ganzen Reihenfolge von Revolutionen und Reaktionen und wieder Revolutionen bedürfen, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat. Wehe denen, welche leben, wann zu diesem Kriege die Trompeten geblasen und die Trommeln gerührt werden!

Natürlich kostet es der Gedankenlosigkeit wenig, vor dieser Aussicht in die Zukunft die blöden Augen zu verschließen und die geäußerte Besorgniß für eine „pessimistische Grille“ auszugeben. Sehende Augen sogar, unter denkenden Stirnen sitzend, mögen den Kampf, dessen Schlachtrufe sind: „Hie Geld!“ und „Hie Arbeit!“, in tröstlicherem Lichte schauen. Können ja doch bei uns in Deutschland wissende und wohlmeinende Menschen mit Befriedigung auf die höchst bedeutenden Vorschritte und Ergebnisse der durch Schulze-Delitzsch gegründeten, auf dem Princip der Selbsthilfe beruhenden „Deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften“ hinweisen, denen kein anderes Land etwas gleiches zur Seite zu stellen hat. Im Jahre 1864 durch den genannten hochverdienten, gerade darum aber von den kommunistischen Narren oder Gaunern wüthend verketzerten Mann einheitlich organisirt, enthalten sie innerhalb ihres Rahmens Vorschuß- und Kreditvereine, Rohstoff-, Magazin- und Produktivgenossenschaften, Konsumvereine und Baugenossenschaften. Dem Jahresberichte von 1872 zufolge zählte diese große, auf gesunden und nationalen Grundlagen stehende Arbeiter-Association schon 3600 Genossenschaften, zu Anfang des Jahres 1875 mehr als 4000, während die Rechnungsabschlüsse für 1874 einen Geldumsatz von 750—780 Millionen Thaler nachweisen und die angesammelten Kapitalien 46—48 Millionen Thaler betrugen. Hier, sollte man meinen, wäre ein sicherer und hoffnungsreicher Anfang gemacht, die „Sklavin“ Arbeit auf dem echtgermanischen Wege des „Hilf dir selbst!“ zu emancipiren. Aber nur Leute, welche die Lehren der Geschichte nicht kennen oder für nichts achten, können wähnen, daß dieses wirklich geschehen werde. Wie in der Natur, so ist auch in der Geschichte das Recht des Stärkeren oberstes Gesetz. Dieses Recht bringt sich vermöge seines Wesens, also weil es muß, nur gewaltsam zur Geltung. Wann und wo ist denn jemals eine große Entscheidung, ein tüchtiger Vorwärtsruck der Menschheit auf dem göthe'schen Wege „ruhiger Bildung“ vor sich gegangen? Nie und nirgends. Der Streit zwischen Arbeit und Kapital, welcher übrigens bekanntlich so alt ist wie die menschliche Gesellschaft und in jedem Weltalter in dieser oder jener Form gewüthet hat, er wird, falls er überhaupt zum Austrage zu bringen sein sollte, nur durch das Schwert, durch das Schwert in der nackten Bedeutung des Wortes entschieden werden.

Achtes Kapitel.

Schatten und Licht.

Aus der Kriminalstatistik des 19. Jahrhunderts. — Die religiösen Verirrungen. — Die Ultramontanen und die Pietisten. — Ein religiöses Nachtstück. — Die „Wissenschaft der Umkehr" und der fromme Sklavensinn. — Opposition und Reaktion. — Das Vereinswesen. — Hegel und sein System. — Die Literatur der Restaurationsperiode. — Das junge Deutschland. — Der literarische Demokratismus. — Die Junghegelingen und die „tübinger" Schule. — Der Materialismus. — Das neue deutsche Reich. — Schluß.

Die Kamera obskura, in welche ich den Leser zunächst hineinsehen lassen muß, reflektirt sehr düstere Bilder, so düstere, daß wir vielleicht dem Tadel Wohlmeinender unterliegen, welche die Blößen des Vaterlandes unter allen Umständen gerne mit dem Mantel des Patriotismus bedeckt sehen möchten. Allein diese Rücksicht kann mich nicht abhalten, eine kulturhistorische Pflicht zu erfüllen, um so weniger, da ich der Ansicht bin, gerade in unserer Zeit liege die ernste Aufforderung von allen Seiten her, die Nation einer Selbstverblendung zu entreißen, aus welcher jene unselige, in unserer ganzen Geschichte leider so oft wirksame, michelhafte Traumseligkeit mit Nothwendigkeit hervorgeht. Stolz auf unseren geistigen Reichthum, vergessen wir nur zu leicht, wie unendlich viel noch gethan werden muß, um die Fülle desselben dem Volke zugänglich zu machen, die Gold- und Silberbarren der Wissenschaft in gangbare Münze auszuprägen oder, mit anderen Worten, die Stralen des wissens und der Humanität auch in jene Schichten der Bevölkerung zu leiten, auf welchen im 19. Jahrhundert noch so dichte Finsterniß lastet. Es ist eine unheilvolle Täuschung, die geistigen und sittlichen Verirrungen, deren wir zu gedenken haben werden, als vereinzelte krankhafte Erscheinungen aufzufassen und als solche geringzuachten: diese Verirrungen sind Symptome vom vorhandensein eines Krankheitsstoffes, welcher durch den ganzen gesellschaftlichen Körper verbreitet ist. Die Aeußerungen des Uebels werden allerdings vielfach durch die materiellen Nothstände hervorgerufen, wesshalb wir auch schon im vorigen Kapitel einige Erscheinungen dieser Art zu berühren Gelegenheit hatten; dessenungeachtet aber ist der Pauperismus nicht die einzige Quelle des Verbrechens. Im Gegentheil tritt dieses in den wohlhabenderen und sogar in den reichsten Ständen oft mit noch größerer Brutalität und jedenfalls mit mehr Bösartigkeit hervor als in den ärmeren und ärmsten, was beweist, welche allseitigen Schwierigkeiten die trotz alledem vorschreitende Humanisirung der deutschen Gesellschaft noch zu überwinden haben wird.

Ich habe das Wort Verbrechen genannt. Die Kriminalstatistik des 19. Jahrhunderts hat in ihre Register auch aus Deutschland eine Reihe von Fällen einzuzeichnen gehabt, wo Laster und verbrecherische Thaten sich bis zum ungeheuerlichen und grauenhaften steigerten. Die Sittenlosigkeit der vornehmen Kreise, von welcher wir schon bei früheren Gelegenheiten Andeutungen gaben, schlug auch in Deutschland nur zu oft in jene verbrecherische Verworfenheit um, von welcher in Frankreich der Proceß Praslin, in Belgien der Proceß Bocarmé so grelle Bilder entrollte. Will man uns einwerfen, von derartiger Entsittlichung sei unsere Aristokratie frei, so erinnern wir beispielshalber an jenen skandalösen gräflich hatzfeldischen Scheidungsproceß, der am Rheine spielte, sowie an jenen sächsischen Edelmann, der seinen Mündel, seines verstorbenen Bruders einzigen Sohn, entmannte, um sich oder seinen Kindern das Erbe des Verstümmelten zu verschaffen, in welchem Generationen gemordet wurden. Es wäre aber ungerecht, die Zerrüttung des Familienlebens, so vieler Unthaten Wurzel, auf die vornehme Welt beschränken zu wollen. Zu welchen schrecklichen Konsequenzen diese Zerrüttung auch im bürgerlichen und bäuerlichen Leben führen kann, zeigt uns jene von Feuerbach beschriebene Tragödie, die in einer abgelegenen Mühle im bairischen Franken spielte (1817—21) und deren Katastrophe der Mord eines Vaters durch seine Kinder bildete. Zur nämlichen Zeit und gleichfalls in Baiern verfolgte der Pfarrer Riembauer unter der Maske eines vom Volke hochverehrten Heiligen eine Verbrecherlaufbahn, welche nicht zu ersättigender Wollust und Habsucht die erbarmungsloseste Mordsucht gesellte, und gleichzeitig wurde in Sachsen ein protestantischer Theolog, der Pfarrer Tinius, aus Bibliomanie wiederholt zum Mörder. Die drei ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts waren überhaupt reich an merkwürdigen, zum Theil räthselhaften Kriminalfällen: wir verweisen auf den fonk- und hamacher'schen Proceß in Köln, auf den Mord des Schultheißen Keller in Luzern, auf das siebzehn Jahre lang unentdeckt fortgeführte wollüstig-blutgierige treiben des „Mädchenschneiders" Bertle in Augsburg, auf die Ermordung des eigenen Kindes durch den Helfer Brehm, ebenfalls einen Heiligen, in Reutlingen, dessen Unthat zu dem besten Bänkelsängerlied unserer Literatur Veranlassung gab. Den Gipfel der Entmenschung erstieg, ihre Vorgängerinnen, die Geheimräthin Ursinus und die Anna Margaretha Zwanziger, weit überflügelnd, die Giftmischerin Gesina Margaretha Gottfried in Bremen, welche 1831 hingerichtet wurde. In dieser unerhörten Zusammensetzung von Eitelkeit, Geilheit und Heuchelei bildete sich der unheimliche Zauber, welcher im Gifte liegt, zu einer dämonischen Mordlust aus, so daß es der Verbrecherin, nachdem sie ihre Eltern, ihre Kinder, ihren Gatten und verschiedene Bräutigame durch Gift getödtet hatte, gleichsam unwiderstehlich in allen Fingern juckte, das tödtliche Pulver jedem zu reichen, der ihr gerade

in den Weg kam. Wie musste es in dem Gemüth eines menschlichen, eines weiblichen Wesens aussehen, das, nachdem es alle hingemordet, die durch die engsten Bande der Verwandtschaft und Freundschaft mit ihm verbunden waren, ein Vergnügen daran fand, fremde Kinder von der Straße hereinzurufen, um denselben mit Arsenik bestreute Butterbrote zu reichen! Hier ist nichts menschliches mehr, sondern nur noch das bestialische Gelüste mächtig, welches auch einen 1841 in der Umgegend von Krailsheim in Wirtemberg vorgefallenen Mord charakterisirt. Die junge Frau eines alten Mannes verständigte sich mit ihrem Liebhaber, den Gatten umzubringen, was mit Beiziehung der Hebamme des Ortes in brutalster Weise ausgeführt wurde. Das empörendste dabei war aber, daß das verbrecherische Paar unmittelbar nach dem Mord mitsammen das Lager bestieg, auf welchem der unglückliche Ehemann martervoll getödtet worden war. Die ganze Scheußlichkeit mittelalterlicher Raub-, Mord- und Brandgräuel lebte noch einmal auf in den Schandthaten des Karl Friedrich Masch, welcher in dem „deutschen Musterstaat" Preußen viele Jahre lang (1856 bis 64) sein Räuber- und Mörderleben führen konnte. Das gräßlichste, was die wüste Phantasie eines Räuberromantikers aushecken könnte, diese Bestie von Menschen vollbrachte es. Das gräulichste ist wohl, daß der zwölffache Mörder Mädchen und Frauen eigens in der Absicht ermordete, um an den todten seine viehische Lust zu stillen. Eine Bestialität, wie sie in diesem Frevel liegt, ein Kanibalismus, wie er auch in der Entschuldigung der alten Frau anklingt, welche i. J. 1852 zu Unterwetzikon im Kanton Zürich das neugeborene Kind ihrer Tochter erwürgte, „weil es ja nur ein ganz kleines Spätzli gewesen sei", eine Wildheit der Genuß- und Mordwuth, wie sie jenes Scheusal von noch nicht völlig sechszehn Jahre altem Buben zu Ende von 1874 zu Mettmenstetten im Kanton Zürich losließ, indem er ein elfjähriges Kind in namenlos gewaltsamer Weise schändete, dann mordete und verstümmelte, — solche Thatsachen eröffnen grauenerregende Blicke in das Volksleben und berechtigen vollauf zu der Frage, ob eine thörichte Sentimentalität und falsche Philanthropie in der Anschauung und Auffassung von Verbrechen und Strafe nicht gar häufig zu beklagenswerthen Fehlgriffen sich haben verleiten lassen. Ist es doch förmlich Mode geworden unter den Juristen, das Verbrechen nicht mit dem Maßstab des Rechtes, sondern nur mit dem der Empfindsamkeit zu messen. Diese abenteuerliche Verirrung der Humanität hat häufig, natürlich auf Kosten der ehrlichen Leute, zur förmlichen Hätschelung von Spitzbuben und Spitzbübinnen geführt. Das grasgrüne Geschwätz unvergohrener Heißsporne des Materialismus, daß auch die Verbrechen nur willenlose Naturprodukte seien, hat mit dazu beigetragen, eine der Grundsäulen der Gesellschaft, die Verantwortlichkeit des Menschen für sein thun, zu untergraben. Verrannt, bis zum Fanatismus verrannt in ihre, obzwar in der Praxis

allzeit kläglich scheiternden pseudo-philanthropischen Theorien, haben die Gegner der körperlichen Züchtigung und der Todesstrafe ganz vergessen, daß es Bestien-Menschen gibt und immer geben wird, welche nichts scheuen als den Stock und nichts fürchten als den Tod. Solche Bestien-Menschen zu zertreten, hat die Gesellschaft nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht. Die strenge Aerztin Noth, welche die Menschen von ihren Schwarbeleien immer wieder zeitweilig kurirt, wird übrigens schon dafür sorgen, daß die albernen Sentimentalitäten aus der Strafjustiz, ohne welche kein Bestand der Gesellschaft denkbar ist, wieder weggewischt werden. Schon jetzt, inmitten der Orgien des gedanken- und urtheilslosen Fortschrittsdusels, des kurzstirnigen materialistischen Fatalismus und der juristischen Feigheit, bereitet sich ein schlechterdings nothwendiger Umschwung vor. Wie könnte es auch anders sein angesichts von Thatsachen, wie sie uns z. B. Haushofer in seinem Lehrbuch der Statistik (1872) also vorgelegt hat: „Die letzten Resultate der Moralstatistik zeigen trotz der Verbesserung und Verbreitung des Schulunterrichts keinen Fortschritt in moralischer Beziehung, im Gegentheil ist eine stets wachsende Zunahme von Verbrechen, Selbstmorden und Korruption zu konstatiren. Gewisse gewaltsame Verbrechen, wie der Straßenraub, müssen in Folge der größeren polizeilichen Sorge für die Sicherheit der Straßen und des Verkehrs regelmäßig abnehmen; andere Verbrechen von schlimmster sittlicher Bedeutung hingegen, z. B. Morde, werden nicht seltener. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit sind in Frankreich, Preußen und anderen beobachteten Ländern in bemerklicher Vermehrung begriffen. Gleiches gilt von den mit Falschheit, Betrug, Hinterlist und Täuschung verbundenen sogenannten feineren Verbrechen gegen das Eigenthum; theilweise auch von den aus Bosheit gegen das Eigenthum begangenen Verbrechen und Vergehen, z. B. von den Brandstiftungen. Der Kindesmord wächst maßlos, die Weiberkriminalität steigt und der Selbstmord ist gegenwärtig in Europa in regelmäßiger, die Bevölkerungsvermehrung meistens übersteigender Zunahme begriffen, und nicht bloß in Städten, sondern auch auf dem platten Lande, und zwar seit den letzten zwanzig Jahren mindestens um $^2/_5$ in Frankreich, Belgien, England und Dänemark. Der Branntweingebrauch, der nicht nur als Ursache, sondern auch als Symptom und Folge sittlicher Verkommenheit erscheint, vermehrt sich von Jahr zu Jahr; Engel und Frantz sind der Ansicht, daß die Abnahme der Lebensdauer der preußischen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten im Zusammenhange mit der Zunahme des Alkoholgenusses stehe. Die Prostitution ist überall in einer stärkeren Zunahme begriffen als die Bevölkerung; während z. B. die Einwohnerzahl Berlins i. J. 1858—63 nur um 20 Proc. sich vermehrte, stieg die Prostitution um 60 Proc., demzufolge wird auch die Syphilis als Todesursache immer häufiger und ebenso ihre Verbreitung unter den Neugebornen

und ihre Erblichkeit. Die Zahl der Ehescheidungen nimmt zu, das maßlose jagen nach Glücksgütern und Lebensgenuß vermehrt die Fälle des Größenwahnsinns."

Ganz lächerlich würde irren, wer sich nach den marzipanenen Bauern und kandiszuckernen Arbeitern, wie sie die gangbare, gleich anderen Nippessachen für den Salonsbedarf zurechtgemachte Dorf- und Werkstattnovellistik schablonenhaft verfertigt, von unserem Volke, wie es gegenwärtig ist, eine Vorstellung bilden wollte. In Wirklichkeit steckt es bis an den Hals in der Prosa des Lebens. Aber dennoch lebt auch im Volke jenes „etwas, das sterblich nicht im Menschen", jener Funke vom Centralsonnenfeuer, welcher mittels seines glühens die schönsten Blüthen des fühlens, denkens und thuns hervortreibt. Demzufolge ließe sich den vorhin enthüllten gräßlichen Bildern aus dem Volksleben unschwer eine Reihe von solchen entgegenstellen, in welchen sich das zarteste Gefühl und die heldenmüthigste Aufopferung kundgibt. Ein derartiges Bild gewährt z. B. ein trauriges Ereigniß, welches am 30. September 1852 in dem leimnitzer Eisenbergwerk unweit Hof in Baiern vorfiel. Vier Brüder arbeiteten in diesem Bergwerke. Dem ältesten von ihnen fällt ein Leuchter in einen Schacht, welcher der bösen Wetter wegen nur des Winters befahren werden kann: um ihn wieder zu erlangen, steigt er an der gerade hinabhängenden Leiter hinunter, die Stickluft raubt ihm den Athem und er stürzt in die Tiefe. Sogleich steigt der zweite Bruder hinab, um den Verunglückten zu retten, theilt aber nur dessen Loos. So der dritte Bruder, so endlich alles abrathens und beschwörens ungeachtet der vierte. Nach auspumpen der Luft wurden alle vier aus dem Schachte heraufgebracht, todt, aber mit stummen Lippen ein edelstes Zeugniß von Bruderliebe ablegend.

Die große Reaktion gegen den aufklärerischen Geist des 18. Jahrhunderts hatte in Frankreich in katholisirenden Schriftstellern wie De Bonald, De Maistre und Chateaubriand, zur nämlichen Zeit Propheten gefunden, wo sie in Deutschland die Romantiker inspirirte. Unsere Romantik, innig verflochten mit der revolutionsfeindlichen, in der heiligen Allianz vollendeten Politik der Zeit, war einestheils aus dem Gefühl erwachsen, daß das moderne Griechenthum unserer Klassik zu idealisch über der nationalen Wirklichkeit schwebte, anderntheils aus der Sehnsucht des Gemüthes, welche im dogmatisch verknöcherten Protestantismus keine Befriedigung fand. Sie kam aus dem deutschen Norden, fand aber im katholischen Süddeutschland ihre eigentliche Heimat, von welcher aus sie mächtig auf jenen zurückwirkte. Das deutsche Leben in der Restaurationszeit gewann einen ganz katholisch-romantischen Anstrich und die römische Hierarchie wusste sich mittels der 1814 hinter den Kulissen des Welttheaters hervor wieder offen auf die Bühne tretenden Jesuiten abermals den weitgreifendsten Einfluß auf Deutschland zu verschaffen. Der Ultramontanismus trat,

wie wir schon weiter oben zu erwähnen Veranlassung hatten, mit einer Kühnheit auf, wie sie seit lange nicht mehr erhört worden war, und Görres, der ehemalige Hanswurst des Jakobinismus, durfte von München aus einen Fanatismus predigen, über welchen sich im vorigen Jahrhundert Protestanten und Katholiken gleich sehr empört hätten. Das tollste wagte er endlich in seiner „Christlichen Mystik“ (1836 fg.), in welchem Buche unter andern mittelalterlichen Ungeheuerlichkeiten die Hexenprocesse des entschiedensten vertheidigt werden und überhaupt „der absolute Unsinn seine bunteste Walpurgisnacht feiert“. Baiern, wo unter König Ludwigs Regierung wieder 132 Klöster errichtet wurden, gestattete dem treiben der Ultramontanen einen Spielraum, wie ihn sogar Metternich in Oestreich nicht einräumte, und so war es ganz in der Ordnung, daß die Zeiten Gassners daselbst wiederkehrten und die Rolle desselben als Wunderthäter durch den Fürsten Hohenlohe, Domherrn in Bamberg, wieder aufgenommen wurde. Doch geschahen auch anderwärts Wunder und Zeichen, wie an der Nonne Emmerich zu Dülmen in Westphalen, welche die Wundenmale des Herrn an ihrem Leibe reproducirte, und an der Maria von Mörl zu Kaldern in Tyrol, welche von der Luft lebte. An dem armen Mädchen, welches katholische Schwärmer am Charfreitag 1817 in einem Dorfe bei Linz Gott zum Opfer schlachteten, damit es nach Christi Vorbild für seine Brüder und Schwestern sterbe, geschah freilich das Wunder der Auferstehung mit nichten.

Der Kurialismus glaubte endlich in den 30ger Jahren die Zeit gekommen, wo er die jesuitisch genährte Entzweiung Deutschlands, seine altgewohnte Tendenz, mit größter Entschiedenheit verfolgen könnte. Er erhob daher die Streitfrage über die gemischten Ehen und wir müssen es mit Beschämung gestehen, die Deutschen waren dumm und fromm genug, aus diesem Streitpunkt, über welchen ihre Väter und Großväter gelacht haben würden, eine ernsthafte Angelegenheit zu machen. Sie wurde in Folge des kläglichen zurückweichens der preußischen Regierung zu Gunsten Roms entschieden. Noch mehr, in diesem absurden, dem deutschen Nationalgefühle tiefe Wunden schlagenden Streite war selbst die geistige Uebermacht auf seiten der Ultramontanen. Keine der protestantischen Streitschriften konnte sich an Wucht der Dialektik mit dem Pamphlet „Athanasius“ von Görres messen, welcher damals zu München auch die „Historisch-politischen Blätter“ gründete, ein Hauptorgan der Römelei. Die Halbheit und Versumpfung des Lutherthums ist in diesem Zusammenstoß mit dem in Charakter und Form wenigstens ganzen und konsequenten Katholicismus recht jämmerlich zum Vorschein gekommen. Wie sicher der letztere seines Sieges war und wie übermüthig er seinen Triumph feierte, bewies der mit wiedererweckter tezel'scher Ablasskrämerei verbundene Heiligerockfetischismus, welchen der Bischof Arnoldi 1844 zu Trier aufthat, zur Erbauung von hunderttausenden, sowie das

treiben der Jesuiten in der Schweiz, welches geradezu auf Zerstörung der Eidgenossenschaft abzielte. Wenn man die Predigten der Jesuiten liest, welche damals in den sonderbündlerischen Kantonen gehalten wurden, so überkommt Einen Grauen ob der schamlosen Barbarei, welche sich darin offen an's Tageslicht hervorwagte. Wir wollen den Schmutz, welchen diese Diener des Evangeliums inbezug auf die geschlechtlichen Verhältnisse mit vollen Händen um sich warfen, nicht berühren, sondern nur sagen, daß der Pater Burgstaller damals in einer zu Sursee gehaltenen Predigt Gott mit einem tollen Hunde verglich, der wüthend auf die Menschen losfahren und sie beißen wollte. „Damit nun aber Gott in seiner Hundeswuth die frommen Bauern von Luzern und Unterwalden nicht wirklich beschädige, dafür seien die Geistlichen und besonders die Väter der Gesellschaft Jesu — versteht sich gegen ergiebige Erkenntlichkeit — von der heiligen Kirche als Schirmvögte aufgestellt." Wie diese Schirmvögte handirten, zeigten die skandalösen Abscheulichkeiten, welche der Vikar Rollfuß mit den Nonnen des steinerberger Klosters in Schwyz und der Pfarrer Röllin mit der „Blutschwitzerin" Theresia Städeli in Zug trieb.

An Macht hat der Katholicismus den Protestantismus ganz offenbar überflügelt, dagegen rivalisirt dieser im Eifer für „das Reich Gottes" glücklich mit jenem. Was hierin katholischerseits der Ultramontanismus, das leistet protestantischerseits der Pietismus. Die Grundlage der pietistischen Richtung in ihren verschiedenen Verzweigungen ist unstreitig die alte molochistische Bluttheologie, zu welcher als ergänzende Seite der Kultus der Wollust hinzutritt, wie ja auch im alten Phönikien die Tempel der Aschera-Derketo neben denen des Baal-Moloch standen. Daher die dämonische Wollust und Blutgier, welche so häufig unter den „Stillen im Lande" grassirt[23]). Im übrigen zeichnet sich ihr Glaube durch die Wiederaufnahme der totalen Verteufelung des menschlichen Bewußtseins aus, wie solche zur Zeit der Hexenprocesse florirte. Der Teufel, die gänzliche Verworfenheit der Menschennatur durch die Erbsünde, deren Fluch sogar auf die leblose Schöpfung, auf die Thier- und Pflanzenwelt, auf den Erdball selbst sich erstreckte, die Versöhnung des Menschen mit Gott durch Blut, die Erhebung der geschlechtlichen Funktionen zum gottesdienstlichen Akt, die Verdammung geselliger Freuden, fanatischer Haß gegen nicht im „Stande der Gnade sich Befindende", Verhüllung dieses Hasses und eines maßlosen Dünkels mittels der Maske liebselig-gleißnerischer Phrasen und kopfhängerisch-augenverdrehender Mienen, die Hölle mit ihren ewigen Schwefelflammen, endlich Anschmiegung an allerhöchste Protektorate durch einen hündischen Servilismus — das sind so ungefähr die Ingredientien der Kost, welche die Apostel des Pietismus dem deutschen Volke einstreichen und welche auch auf Universitäten und in Schullehrerseminarien, von den übrigen Schulen gar nicht zu reden, als gesundeste

und nahrhafteste Kost empfohlen wird. Im Schullehrerseminar zu Karlsruhe wurde z. B. den Seminaristen folgende höchst sinnreiche Topographie der Hölle in die Feder diktirt: „Das Innere des Erdballs ist hohl und der Aufenthalt der Verdammten. Nun könnte aber ein Rationalist einwenden, der Durchmesser der Erde habe ja nur 1720 Meilen, und wenn, wie die Schrift lehre, nur wenige selig werden, so könnten die Verdammten unmöglich alle Platz haben. Darauf diene zur Antwort: die Seelen können ja auch in einander drinn stecken (etwa wie kleinere Schachteln in größeren) und dadurch, nach Gottes Weisheit, ihre wohlverdiente Pein unendlich vergrößern." Ein erwecklich katholisches Gegenstück hierzu bildet eine vom 20. Januar 1866 datirte Auslassung des erzbischöflichen Sekretariats in München, welche von dem „großen Wunder" bombastisirte, „das zu Deggendorf an der Donau durch Processionen, Wallfahrten und Ablässe gefeiert wird, das große Wunder, durch welches Gott vor 500 Jahren daselbst das katholische Dogma von der heiligen Eucharistie in augenfälligster Weise zu dokumentiren und zu verherrlichen sich würdigte. Dieses große Wunder sind die konsekrirten Hostien, welche jüdische Wuth und Verblendung in schmählichster und schrecklichster Weise missbraucht hat, die aber bis zur Stunde noch unversehrt erhalten sind."

Die erwähnten Erwecklichkeiten reichen aus, zu zeigen, wie Pietismus und Ultramontanismus zur Wissenschaft sich stellen und verhalten. Das verhalten der Muckerei zur Sittlichkeit hat sich in einer Reihe der auffallendsten Beispiele dargethan, so dargethan, daß mit Bestimmtheit behauptet werden kann, alle Konventikelei, alle Extra-Frömmigkeit sei in 99 Fällen von 100 entweder verhaltene oder aber entzügelte Geilheit. Wir wollen hier nur erinnern an den Konventikler Schrade auf der schwäbischen Alp, der unter der Firma des heiligen Geistes so ziemlich die ganze weibliche Bewohnerschaft seines Dorfes in seinem gottseligen Harem vereinigte; sowie an die Separatisten in der Gegend von Pforzheim und an die gleichzeitigen im berner Gebiet, welche einem förmlichen, auf das aus Bibelstellen zusammengesetzte „Gliederbüchlein" basirten Kultus der Unzucht huldigten. Novalis hat einmal gesagt, es sei wunderbar, daß die Association von Religion, Wollust und Grausamkeit die Menschen nicht längst auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz aufmerksam gemacht habe. Dieser Satz erhielt eine gräßliche Bestätigung durch die Tragödie des Pietismus, welche zu Wildisbuch im Kanton Zürich von 1819 bis 1823 in der wohlhabenden Bauernfamilie Peter spielte. In der Heldin derselben, Margaretha Peter, fanden sich jene drei Eigenschaften in seltenem Maße vereinigt. Ihre Laufbahn endigte, nachdem sie sich durch alle Winkelzüge der Religion und Wollust hingeschleppt, in einer Blutlache. Die Rasende ließ sich, nachdem sie am 15. März 1823 zuerst ihre Schwester „zur Ueberwindung des Satans"

gekreuzigt hatte, von ihren wahnwitzigen Angehörigen selber an's Kreuz schlagen. Herbeigeströmte Pietisten frohlockten in der blutüberströmten Kammer, angesichts der beiden Leichen, über das Entsetzliche. Einer rief aus: „O, könnte ich auch sterben, wie diese Heiligen!" Ein anderer wusste nur das eine zu bedauern, daß das Opfer nicht am Charfreitage vollbracht worden sei. In dieses gräuelvolle religiöse Nachtstück, in welchem sich der Pietismus zur ganzen Wildheit seines Molochismus aufbäumte, fällt nur e i n Lichtstral, die rührende Aufopferung einer armen Schustersfrau, welche, um die Ehre ihres Mannes zu retten, das von diesem mit der heiligen Margaretha von Wildisbuch im Ehebruch erzeugte Kind für ein von ihr geborenes ausgab und als solches erzog [24]). Harmloser wenigstens als die angeführten Muckereien und wildisbucher Mördereien war es, wenn sich in Wirtemberg in dem Städtchen Kreglingen ein Bäcker, welchen die Schriften Schwedenborgs verrückt gemacht, für den Weltheiland und ein hübsches Mädchen für die Jungfrau Maria hielt, oder wenn der Schäfer Frasch aus Heiningen im Filsthal sich als Wunderdoktor, Geisterbanner, Seelenerlöser und Goldmacher für eine Weile die Mittel zur Lebensweise eines großen Herrn zu verschaffen wusste. Dagegen trieben es i. J. 1865 die „heiligen Männer" zu Chemnitz in Sachsen, deren Verein ein „religiös angefasster" Schuster Namens Voigt gestiftet hatte, wieder so recht molochistisch-fromm, indem sie zwei Mütter in der Sekte beredeten, ihre kranken Kinder abzuschlachten, weil dieselben „vom Teufel besessen" wären. Natürlich fehlt es nie an Thatsachen zur Erbringung des Beweises, daß die „Alleinseligmachende" mit der „Ketzerin", sowie umgekehrt, im Kult des heiligen Blödsinns immerdar wetteifert. Als eine der afterwitzigsten solcher Kultübungen ist aus dem Mittelalter die sogenannte „Springprocession" von Echternach herübergekommen. Nun wohl, sie wurde z. B. am 11. Juni von 1867 von nicht weniger als 15,000 Wallfahrern feierlich exekutirt. Ja, 15,000 zweibeinige, ungefiederte Kre — aturen legten hüpfend und springend wie Känguruhs unter ungeheuren Anstrengungen eine weite Strecke zurück — „zur größeren Ehre Gottes." In demselben Jahre 1867 ist uns aus der Steiermark von seiten eines Mannes, dessen Glaubwürdigkeit nicht der leisesten Anzweifelung unterliegt, folgender Beitrag zur östreichischen Frömmigkeitsgeschichte in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zugekommen. Der Sohn eines Bauern litt an einem Beinschaden. Statt einen Arzt zu rufen, ging der Vater eine Wahrsagerin um Rath an. Die steiermärkische Alrune that den Ausspruch, der Junge sei behext und würde nicht gesund werden, bevor die Hexe, deren Namen und Wohnort angegeben ward, die nöthigen Heilmittel genannt hätte. Der Bauer begab sich zu der „Hexe" und erpresste mittels brutaler Aengstigung von der Armen das Recept eines Trankes, dessen Gebrauch aber das kranke Bein

des Jungen nicht heilte. „Nun begab sich — erzählt unser Gewährsmann — der Bauer neuerdings zu der Wahrsagerin, welche ihm den Rath ertheilte, Gewalt anzuwenden und zwar in folgender Weise. Er solle die Hexe an den Händen und Beinen fest binden; alsdann ein Büschel ihres Kopfhaares ausreißen, dieses im Blute aus einer tiefen Kreuzwunde an der rechten Fußsohle getaucht und mit den Exkrementen der Gemarterten vermischt als Räucherungsmittel für den Beinschaden verwenden. Wie gesagt, so pünktlich und ernstlich gethan und vollzogen, nur inbetreff der Exkremente musste sich der Peiniger mit Ueberresten, welche sich in einem Topfe befanden, begnügen, weil die Aermste seinem begehren nicht augenblicklich folgen konnte. Der Zufall wollte es, daß die Heilung des Beinschadens eintrat, nachdem die Räucherungen stattgefunden hatten. Bei der gerichtlichen Verhandlung über die Klage der durch die Schnittwunde Verkrüppelten bestand der Angeklagte und Verurtheilte um desto mehr auf seinem Rechte, als die Heilung des Beinschadens eingetreten war". Eine überreiche Fülle von ähnlichen Beiträgen zur Frömmigkeitsgeschichte von Oestreich könnte selbstverständlich das „glaubenseinige" Tirol liefern. Aber das schönste aller tiroler Glaubenseinigkeitsstücklein ist doch, daß ein frommer Bewohner von Kurtatsch im Etschthal, der Gemeinderath Anton Sanol, i. J. 1866 auf den sublimen Gedanken kam, die Telegraphenleitung oder, kurtatschig zu reden, der „Dellegraf" habe die Traubenkrankheit in's Land gebracht, worauf der Gute seine frommen Mitkurtatscher bewog, eine Bittschrift an die Statthalterei in Innsbruck zu richten, worin diese angegangen wurde, den „Dellegrafen entweder ganz zu beseitigen oder wenigstens unschädlich zu machen", nämlich dadurch, daß der Uebelthäter „unterirdisch in Karnickeln" angebracht würde.

Die angeführten Thatsachen zeigen, daß die „heilige Dummheit" in deutschen Landen keineswegs in so allgemeinem und raschem verschwinden begriffen sei, wie die Frommen jammern. Die „Wissenschaft der Umkehr" that und thut auch alles mögliche, um dieses theure Besitzthum zu konserviren. Von der Romantik, die ja in Dramen und Romanen den Gespensterspuk als poetisches Grundmotiv geltend machte, zweigte sich jene afterwissenschaftliche Richtung aus, welche die nebelhaften Theorieen des Somnambulismus und Magnetismus zu geisterseherischem Aberwitz zugespitzt hat, mit ihren Schlagwörtern von der „Nachtseite der Natur", vom „hereinragen der Geisterwelt" und anderem mystischem Unsinn unter verbuhlten Weibern und entnervten Wüstlingen Proselyten wirbt, den gesunden Menschenverstand echt romantisch als etwas „gemeines" verpönt, mit fratzenhaften Scharteken, wie z. B. die „Seherin von Prevorst" eine ist, der Zeit in's Gesicht schlägt und der armsäligsten zugleich und frechsten Gaukelei und Schwindelei mit Vergnügen Vorschub leistet. Es ist unglaublich und dennoch traurig wahr, in welcher ungeheuren Aus-

dehnung der Knittelreim: „Stets am besten reüssiret, wer auf die Dummheit spekuliret!“ in Deutschland noch faktische Geltung hat. Ist jemals ein plumperes Betrugsgaukelspiel aufgeführt worden als jenes, welches eine ganz armsälige Komödiantin, die Adele Spitzeder, zu Anfang der 70ger Jahre des 19. Jahrhunderts in München in Scene gesetzt hat? Mit ungeheurem Erfolge, versteht sich. Denn „je dummer, desto schöner“. Der innigen Verbindung des religiösen Obskurantismus mit dem politischen Servilismus ist schon andeutungsweise gedacht worden. Wer so recht erkennen will, bis zu welcher Tiefe der Niedertracht die pietistische Sklavenhaftigkeit es gebracht hat, den verweisen wir auf die „Königsworte in Volksliedern“, welche 1847 im Verlage des Martinstiftes zu Erfurt erschienen sind. Gegenüber solcher bewussten Infamie macht der naive Unsinn, wie er, wenn wir dazu Raum hätten, knäuelweise aus dem Volksleben herauszugreifen wäre, wenigstens einen erheiternden Eindruck[25].

Wenn aber die Machinationen der Dunkelmänner eine triumphirende Höhe erreicht haben, so erscheint immer wieder ein Tag, wo das öffentliche Gewissen gegen diesen Triumph sich empört. Das Spektakel der Wallfahrt zum heiligen Rock nach Trier rief den Deutschkatholicismus, die systematische Verdumpfung der Geister durch romantische Mystik und Pietismus rief die Bewegung der Lichtfreunde und der freien Gemeinden hervor. Im Katholicismus und im Protestantismus regte sich also gleichermaßen wieder das oppositionelle Element, und ob es auch von 1850—71 mit schnöder Gewaltsamkeit zurückgedrängt wurde, immerhin hat seine neuerwachte Regsamkeit Keime gepflanzt, die für die Zukunft nicht verloren sind. Wir täuschen uns keineswegs über den inneren Werth dieser religiösen Bewegungen: wir geben zu, daß die Veranlasser und Leiter derselben übersahen, daß bei Aufgebung der Idee des Opfers und der übrigen supranaturalistischen Beziehungen die angebliche Festhaltung des Christenthums nur eine inhaltslose Fiktion sei. Aber auf der andern Seite kann man den einzelnen und noch weniger den Massen große und plötzliche Sprünge durchaus nicht zumuthen und jede Hand, welche aus dem Gewölbe des Wahns einen Stein bricht, muß uns gesegnet sein. Glänzendere Resultate erlangte die Opposition des Germanismus gegen den Romanismus in der Schweiz, welche mittels des Sonderbundskriegs von 1847 die Vertreibung der Jesuiten aus der Eidgenossenschaft durchsetzte. Seit dem traurigen Ausgange, welchen bei uns die freiheitlichen und nationalen Bestrebungen von 1848 genommen, hat sich der Obskurantismus mit verdoppeltem Eifer wieder an die Arbeit gemacht. Jesuitenmissionen durchzogen Deutschland und der Pietismus fand durch die „innere Mission“ — die äußere Mission lockt jährlich tausende und wieder tausende aus den Taschen des Volkes, um die „armen blinden Heiden jenseits des Weltmeers“ zu bekehren — eine methodische Förderung.

Die Früchte der neuentflammten blindgläubigen Stimmung liegen auch bereits allenthalben in Haufen zu Tage und die Gerichte wissen davon zu erzählen. Im Jahre 1850 wurde vor dem Stadtgerichte München der Seelenerlösungs- und Geisterbeschwörungsproceß Lechl und Hackl verhandelt, dessen Einzelnheiten ein prächtiges Kapitel im Hexenhammer abgeben könnten. Zur nämlichen Zeit spielte vor dem tübinger Gerichtshof der Proceß gegen Jakob Kitterer und Genossen wegen „gewerbsmäßigen Betriebs der Geisterbeschwörung". Im Jahre 1852 stand vor dem Schwurgericht in Eßlingen ein Teufelsbanner, der einen Schwachkopf von Bauer behufs der Hebung eines Schatzes um 600 fl. geprellt und in seiner Rechnung auch einen Posten von 92 fl. für „die Salbe, womit der Herr Christus gesalbt worden", aufgeführt hatte. Kurz darauf wurde von den Assisen zu Ludwigsburg ein Hauptpietist und Konventikelchef, Gottfried Weigele aus Lauffen, verurtheilt, welcher seine Tochter zur Blutschande verführt und das mit derselben erzeugte Kind ermordet hatte, „auf Eingebung Gottes", wie er vor Gericht behauptete. Im Großherzogthum Hessen wurde 1853 ein pietistischer Schulmeister entlarvt, welcher die weibliche Schuljugend seit einem Decennium unter religiösen Vorwänden zur Unzucht verführt hatte. Berlin, die „Metropole der Intelligenz", allwo i. J. 1868 der orthodoxe Pastor Knack den Kretinismus predigte, der biblische Josua sei ein besserer Astronom als Kopernikus und die Sonne wandere demnach um die stillstehende Erde herum, — Berlin bleibt nie zurück, wo es sich um Muckerthaten handelt. In demselben Jahre, wo sich in der Spreestadt der erwähnte Knackismus ereignete, lieferten der fromme Gymnasiallehrer und Gymnasiastenverführer Preuß und der gleichfromme Maler und Knabenschänder Zastrow neue erweckliche Illustrationen zur Geschichte des Muckerthums. Im Großherzogthum Baden erschien 1852 in einer Gegend, wo so eben die Jesuitenmission „gewirkt" hatte, die Muttergottes in Lebensgröße in einem Walde und ließ sich zur Erbauung der Gläubigen auf einer Tanne oder Lärche nieder. Man darf jedoch nicht glauben, die neueste „Erweckung" der Gemüther sei durchweg plebeischer Natur. Auch die Aristokratie ward fromm, sehr fromm, und die Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche durch ihre schriftstellernden Bestrebungen für die Emancipation der Frauen so viel Aergerniß gegeben hatte, wurde katholisch, machte öffentlich Reu' und Leid und stiftete ein Kloster. Tausende von „Gebildeten" holten sich bei verrückten Tischen und Klopfgeistern Orakel. Die „Wissenschaft" wollte nicht zurückbleiben in diesem frommen Gedränge und 1852 erklärte zu Berlin ein gewisser Dr. Richter in einem „wissenschaftlichen" Vortrage, daß die Erkaltung der Erdrinde unzweifelhaft von der Ueberhandnahme der Sünde herrührte. Mit ganz besonderer Wuth geifert und fistulirt das fromme und mittels seiner Frommheit Carrière machen wollende Gesindel gegen die Heroen

unserer glorreichen Klassik und ihre ewige Thaten. So hat am 24. Januar 1866 im „wissenschaftlichen Verein“ zu Stargard ein, mit Respekt zu sagen, Gymnasialdirektor Dr. Tauscher einen „wissenschaftlichen“ Vortrag gehalten, dessen Zweck der „Nachweis“ war, daß Lessings „Nathan“ in „wissenschaftlicher, ästhetischer und moralischer Hinsicht erbärmlich sei“.

Höchst betrübend, ob auch altherkömmlich, ist sodann mitanzusehen, mit welcher Behaglichkeit sich die Windfahne des officiellen deutschen Gelehrtenthums nach der in den allerhöchsten Regionen herrschenden Luftströmung zu richten weiß. Als im Jahre 1847 der Professor Raumer, welcher doch selbst vor dem entferntesten Verdacht revolutionärer Gesinnung hätte sicher sein sollen, in einer akademischen Rede das klassische Diktum des alten Fritz von der Tolerirung aller Religionen citirte, richtete die Mehrheit der berliner Akademie alsbald ein de- und wehmüthiges Entschuldigungsschreiben an den König, welches selbst die Allgemeine Zeitung als ein „kriechen“ bezeichnete und das in Wahrheit auf das lebhafteste an die Zornworte Mosers und Schlözers von der „deutschen Hundedemuth“ und „Staatslakaiengesinnung“ erinnerte. Es schien jedoch unseren Tagen vorbehalten, diese Eigenschaften in's ungeheuerliche zu steigern, bis zur schamlos lauten Lobpreisung der moskowitischen Knute. Als im Mai 1852 Friedrich Wilhelm IV. bei einem Bankett auf den Caren den Toast ausbrachte: „Gott erhalte ihn (den Caren) noch lange dem Welttheile, den er ihm zum Erbtheil bestimmt hat!“ veröffentlichte eine Hofzeitung sofort im Volksdialekt ein Preislied auf die Knute, in welchem die rührende Strophe vorkommt: „Tanglied een Hoch de russ'sche Knut; de Knut regiert doch wirklich gut: denn sie möckt glücklich allesammt uns' Nawerslüd im Russenland!“ Das hätte sich doch wohl unsere edle Sprache nie träumen lassen, daß sie sich im Jahre 1852 zu einem Hymnus auf die Knute würde hergeben müssen.

Mit vollstem Ingrimm hat sich nach 1848 die religiöse und politische Reaktion auf das Schulwesen geworfen und unsere Schulmeister ihre 48ger Träume einer Emancipation der Schule von der Kirche schwer büßen lassen. Unsere Volksschule war seit Pestalozzi zu einem inneren gedeihen gebracht worden, von welchem die Nachbarländer, z. B. Frankreich, noch gar keine Ahnung hatten. Der geistlose Schlendrian des Unterrichts wich allmälig überall dem in Pestalozzi's Geist fortgebildeten Anschauungsunterricht, der Lautirmethode und dem lesend schreiben- und schreibend lesenlernen. Auch in materieller Beziehung geschah manches für die Volkserziehung, namentlich so lange die Regierungen noch von der Nachwirkung des Geistes der Aufklärungsperiode bestimmt waren. Ueberall erstanden Seminarien zur Ausbildung von Lehrern und fast allenthalben in Deutschland wurden Gemeindeschulen mit Schulzwang errichtet. Welche Ausdehnung das Unterrichtswesen erlangte, ersehen wir schon aus der statistischen Nach-

weisung, daß Preußen zu Ende des Jahres 1851 besaß 24,201 Volksschulen mit 30,864 Lehrern und 2,543,062 Schülern, 505 Bürgerschulen mit 2269 Lehrern und 69,302 Schülern, 383 Mädchenschulen mit 1918 Lehrern und 53,270 Schülerinnen, 117 Gymnasien mit 1664 Lehrern und 29,374 Schülern, 46 Lehrerseminarien mit 2411 Zöglingen, 7 Universitäten mit 4306 Studenten. Inbetreff der Leistungen des Volksschulwesens ist ein Blick auf die vergleichende Statistik lehrreich, da, wo diese ihre Beobachtungen über die Fertigkeiten der Rekruten im lesen und schreiben in den verschiedenen Ländern Europa's zusammenstellt. In England waren 1864 unter 1000 Rekruten 239, die weder lesen noch schreiben konnten; in Frankreich konnten in der Zeit von 1855 bis 59 unter 1000 Rekruten 318 weder lesen noch schreiben. Im Jahre 1864 vermochten 27 Procent der französischen Armee weder zu lesen noch zu schreiben. In den deutschen Bundesstaaten, inbegriffen Preußen, betrug das Verhältniß 4 Procent; in Oestreich 19; in Rußland 41, bei den regulären Truppen; in Spanien 38; in Portugal 29; in Italien 31, zu welchem unerfreulichen Ergebniß Neapel, Sicilien und die Aemilia am meisten beitrugen; in Belgien 17; in Holland 8; in Dänemark 12; in Schweden 9. In der Schweiz variirt das Verhältniß sehr nach den verschiedenen Kantonen. Die bestgeschulten Soldaten stellen die Kantone Baselstadt und Zürich; die schlechtgeschultesten Tessin, Wallis, Graubünden, Luzern und die Urkantone; Bern, Freiburg, Solothurn und Aargau zeigen bedeutende Vorschritte. Ein statistischer Nachweis vom Jahre 1868 meldet, daß in der östreichischen Armee, wie sie während der Jahre 1863—66 war, von je 9 Soldaten nur einer zu schreiben verstand. Am übelsten war es mit den Elementen der Bildung bei den Dragonern und Ulanen bestellt: unter jenen betrugen die schreibekundigen 2, unter diesen $1^1/_2$ Procent. Aber am allerübelsten stand es doch bei den Söhnen des Landes „hehrer Glaubenseinheit“: vom ganzen tiroler Kaiserjägerregiment konnten nur 46 Mann schreiben, also nicht einmal $^1/_2$ Procent.

Preußen, der „Staat der Intelligenz“, darf sich übrigens seiner Mühwaltungen um die Volkserziehung nicht viel mehr rühmen als das konkordatliche Oestreich, welches nach der Katastrophe von 1866 redlichgemeinte Anstrengungen machte, unter der erdrückenden und erstickenden Konkordatsbleidecke hervorzukommen. Auch in Preußen hat man bislang vielerorten noch gar keine Ahnung, daß Volksbildung die erste und höchste Sorge der Staatsverwaltung sein soll und muß. Die in neuerer Zeit bewerkstelligten Aufbesserungen der Lehrergehalte sind kaum der Rede werth und die Erbärmlichkeit dieser Gehalte bezeugt deutlich genug die Mißachtung der Volksschule. Noch i. J. 1867 gab es im preußischen Staate, welcher zur gleichen Zeit sich rühmen konnte, 833, sage achthundert und dreiunddreißig Klöster zu besitzen, große Bezirke, wo eigentlich Volks-

schulen gar nicht existirten. So genossen z. B. im Regierungsbezirke Bromberg 32 Procent der schulpflichtigen Kinder gar keinen Unterricht und waren im Regierungsbezirke Oppeln mehrere hundert Dorfschulmeisterstellen unbesetzt. Die von dem Herrn Geheimrath Stiehl entworfenen „Schulregulative" hatten Verdummung und Versklavung des Volks zur logischen Folge und im Sinne, d. h. im Unsinne dieser Regulative waren denn auch die Volksschullehrmittel gehalten, das „mustergiltige" flügge'sche, das münsterberger und andere Lesebücher, worin der muckerische Blödsinn seine frechsten Purzelbäume schlug. Mit derselben Schamlosigkeit drang das lutherische Bonzenthum auf die Beibehaltung oder Wiedereinführung von Kirchengesangbüchern „voll alter Kernlieder", d. h. voll von Barbarei und Unflat. Da kann es denn nicht wundernehmen, daß die krassesten Verbildungen der religiösen Idee gerade in Preußen immer wieder sich bemerkbar machen; solche Verbildungen, wie sie in der berüchtigten Haupt- und Erzmuckergeschichte, welche während der 30ger Jahre in Königsberg spielte, aus dem mystischen Dunkel des „Seraphinenhains" hervor abscheulich zu Tage getreten sind. Man thäte jedoch dem Volke unrecht, falls man glaubte und glauben machen wollte, daß derlei Verirrungen des religiösen Triebes nur oder vorwiegend nur unter den Armen und Bildungslosen vorkämen. Im Gegentheil, der vornehme Müssiggang und der denkträge Reichthum gefielen und gefallen sich gar häufig in solcher „Frömmigkeit". Die Geschichte der antiken und modernen Muckerei beweis't es; auch die Geschichte der deutschen Muckerei, von den angedeuteten königsberger Frömmigkeiten an bis herab zu den frommen Affenschändlichkeiten, welche i. J. 1868 in einem Landhause bei Schaffhausen „zur größeren Ehre Gottes" in Scene gesetzt worden und welche, von seiten der Staatsgewalt schlauer Weise vertuscht, etliche Jahre darauf zu einem blutschänderischen und kindsmörderischen Gräuelspiel ausgeschlagen sind, in welchem die Geschwister Albert und Ida Vanvloten die Hauptrollen tragirten. Um das Gleichgewicht herzustellen, muß gesagt werden, daß das katholische Deutschland nicht weniger Giftfrüchte „frommer" Saaten aufzuweisen hat als das protestantische. Allen Zeitgenossen steht, beispielsweise zu reden — in schaudernder Erinnerung die Giftmordprocedur des östreichischen Grafen Gustav Chorinsky (1867—68), welcher seine Buhlerin Julie Ebergenyi abordnete, um seine rechtmäßige Ehefrau zu vergiften, und „knieend betete", daß das Vorhaben der Giftmischerin „mit Gottes Hilfe gelingen möchte".

Die „Wissenschaft der Umkehr", wie sie von Stahl und Konsorten gepredigt worden, d. h. die Volksverdummungskunst ging bekanntlich bei ihren Angriffen auf das Volksschulwesen von der Behauptung aus, daß dasselbe ihren Erzfeind, den Verstand, zu sehr oder, wie sie sich ausdrückte, „zu einseitig auf Kosten des Gemüths" entwickelte, und hat unter diesem Gesichtspunkte sogar die fröbel'schen Kindergärten da und dort geschlossen.

Sie weiß recht gut, daß mit dem gemüthlichen deutschen Gemüth leichter fertig zu werden ist als mit dem geschärften deutschen Verstand. Wie sie übrigens auch das wissenschaftliche Unterrichtswesen aufzufassen beliebt, bezeugt das charakteristische Kuriosum, daß in Oestreich laut Verordnung des Unterrichtsministeriums vom Jahre 1852 sämmtliche antike Klassiker, welche auf den Gymnasien gebraucht wurden, ausgebeint und kastrirt, d. h. von allen republikanischen Stellen purificirt werden sollten, „damit die Jugend nicht rebellisch gesinnt würde“. Die Kirche — insbesondere die katholische — ist jedoch mit dem Gemaßregel der Schule von seiten des Staates noch keineswegs zufrieden. Sie will dieselbe wieder vollständig in ihre Gewalt bekommen und macht diese Forderung zu einem wesentlichen Theil ihrer Ansprüche auf volle Autonomie, welche das deutsche Episkopat seit 1848 mit erneuertem Machtbewusstsein und, wie das östreichische und andere neuere mit Rom vereinbarte, aber freilich bald als unhaltbar befundene Konkordate zeigten, mit glücklichstem Erfolg unausgesetzt geltend machte. Viel bescheidener trat protestantischerseits der Gustav-Adolfs-Verein auf, welcher unter einem unbegreiflich schlecht gewählten Namen im Grunde nur eine neue Bestätigung der alten Wahrheit war, daß das Lutherthum seine eigentliche Bestimmung darin findet, dem fürstlichen Absolutismus als Gewissenspolizei an die Hand zu gehen. Das Vereinswesen, sagen wir das hier gerade noch, ist eines der charakteristischen Zeichen der Zeit. Wir haben Vereine von allen nur denkbaren Sorten, vom Zollverein herab bis zum Sargbesorgungsverein. Dieses stets weiter greifende Princip der Association legt ein durch keine Sophistik wegzuleugnendes Zeugniß von dem unwiderstehlichen demokratischen Zuge ab, welcher unsere Zeit beseelt, die Persönlichkeiten in den Hintergrund stellt und die Massen in Bewegung setzt. Die Rückwärtser, welche sich in den Jahren 1848 bis 1849 zu Treubünden zusammenthaten, hatten keine Ahnung davon, welche Einräumung sie durch solches thun, gleichviel wohin es zielte, der Idee der Demokratie machten, die so selbst ihre grimmigsten Feinde an ihre Formen zu gewöhnen begann. Allerdings läuft in dem Vereinswesen viel Spielerei und selbst Schwindelei mit unter, gerade wie in der Monumentalsucht, und doch müssen wir auch der letzteren, welche schon so viele deutsche Städte mit den Statuen unserer großen Männer geschmückt hat, wieder dankbar sein, weil sie ein geeignetes Mittel gefunden hat, dem Volke die Bekanntschaft mit seinen lenkenden Geistern wenigstens einigermaßen zu vermitteln. Der Gedanke der Association ist in seiner gesunden Verwirklichung in Deutschland bereits ein mächtiger Motor und Faktor der Volkswirthschaft geworden, deren wissenschaftliche Pflege und Geltung Forscher und Darsteller wie Rau, Roscher, Stein und andere bedeutend vorwärtsgebracht haben. Gewerbegenossenschaften, Arbeiterbildungsvereine, Volksbanken und Konsumvereine gaben der Bewegung, welche den sogenannten „vierten“ Stand

ergriffen hat, mehr und mehr die praktische Richtung auf erreichbare Ziele und tragen dazu bei, die Schroffheit des Gegensatzes von Bourgeoisie und Proletariat einigermaßen zu mildern. Die Zuspitzung dieses Gegensatzes zu socialistisch=kommunistischen Anschauungen und Forderungen fand einen talentvollen Vertreter in dem Agitator Lassalle, dessen „System“ am Ende aller Enden auf die Umschaffung der Gesellschaft in eine ungeheure Arbeiterkaserne hinauslief. Es kennzeichnet die „Inspiration“ dieses „Propheten“, welcher niemals erfahren hat, was arm sein, um das tägliche Brot arbeiten und die Armuth mit Würde tragen heißt, daß er für seine Person mit weniger als 5000 Thaler jährlich nicht auskommen zu können erklärte und schließlich in einem ganz ekelhaften Handel zu Grunde ging, in einem Handel, dessen namenlos gemeine Einzelnheiten zum erbrechen reizten. Von idealistischem anschauen und glauben ist in dem „System“ dieses ebenso begabten als unsauberen und gewissenlosen Agitators nicht die leiseste Spur vorhanden. Von Ehrsucht verzehrt und jedes Mittels, Lärm zu machen, zu Einfluß und Macht zu gelangen, mit bewusster Skrupellosigkeit sich bedienend, hat er nicht auf die besseren Instinkte und edleren Triebe im Menschen, sondern nur auf die plumpe Selbstsucht und die gemeinen Leidenschaften des großen Haufens spekulirt. Daher der bestialische Materialismus, der boshafte Neid, die lüderliche Arbeitscheu und die wüste Begehrlichkeit in diesem „Socialismus“, welcher sich zu dem von dem gutmüthigen Phantasten Fourier gepredigten verhält wie Koth zum Golde. Höchst unredlicher Weise bedienten sich die herrschenden Gewalten des kommunistischen Schreckgespenstes je nach Umständen so oder anders. Mitunter stellten sie sich an, als wollten sie mit dem „rothen“ Unding von ferne liebäugeln, was der Bourgeoisie zeigen soll, daß man es auch ohne sie machen könnte; dann wieder staffirte man das Phantom möglichst schreckhaft heraus, um durch den Anblick desselben die ganze Angstphilisterschaft zu desto willenlos=knechtischeren Kniebeugungen vor Thron und Altar anzueifern. Keine Frage, die furchtbare Nothwendigkeit, eine Lösung der zwischen Kapital und Arbeit schwebenden Streitfrage zu versuchen, drängt und drückt auch in Deutschland näher und näher heran und — ich habe es schon weiter oben betont — so, wie die Menschen sind und der Hauptsache nach allzeit bleiben werden, können nur Phantasten von der Möglichkeit eines friedlichen Lösungsversuches — eines ernsthaften nämlich — träumen. Die Götterdämmerungsschlacht zwischen Kapital und Arbeit wird geschlagen werden und höchst wahrscheinlich wird schließlich das erstere siegen und weiterherrschen, wie es in dieser oder jener Form geherrscht hat, seit die menschliche Gesellschaft existirt. Möglich auch, daß der grausie Krieg nicht bis zur letzten Entscheidung ausgekämpft, sondern durch einen Waffenstillstand, einen faulen Frieden, ein Kompromiß beendigt wird, welches der Arbeit den Schein der Gleichberechtigung mit dem Gelde ver-

leiht. Aber gewiß wird in Deutschland dieses Kompromiß nicht die Form des Kommunismus haben; denn gegen einen solchen Zwangsarbeithausstaat sträubt sich alles und jedes, was gut und tüchtig an und in unserem Volke.

Nur bornirte oder unredliche Schreier können übrigens übersehen, was deutsche Arbeit und deutsches Kapital die letzten Jahrzehnte her großes mitsammen geleistet und geschaffen haben. Der verständige und gerechte Urtheiler wird gern und freudig anerkennen, daß diese beiden Kräfte mitsammen den Kreis der Vermenschlichung des Daseins sehr beträchtlich erweiterten. Mit Hervorhebung dieser Thatsache sind wir aus der Sphäre trüber Schatten allmälig wieder in eine hellere Region vorgeschritten und wollen uns jetzt noch der Obliegenheit entledigen, etliche Hauptgesichtspunkte der deutschen Kulturbestrebungen seit dem Beginne der 30ger Jahre hervorzuheben. Wir müssen zu diesem Ende vor allem auf das philosophische System zurückblicken, welches Georg Wilhelm Friedrich Hegel (geb. 1770 zu Stuttgart, gest. 1831 zu Berlin) aufgestellt hat, als eine Zusammenfassung und Vollendung alles dessen, was bis auf ihn im Bereiche der philosophischen Spekulation angestrebt worden war. Erfüllt von dem Geiste unserer Klassik, faßte und verkündigte Hegel die Vernunft als das eigentliche Wesen des gesammten Seins. In ihr vollzieht sich die Aufhebung der Gegensätze von Geist und Sinnlichkeit, Intelligenz und Natur, Subjektivität und Objektivität behufs ihrer Verschmelzung zum allumfassenden Sein, zum „absoluten“, welches ist ein anfang- und endloser Proceß, eine ewig fortschreitende, den ideellen Inhalt des Denkens in den Formen des äußerlichen Daseins verwirklichende Bewegung. In ihrer Ausführung, die an streng geschlossener Methodik, an logischer Entwickelung der Begriffe nicht ihres gleichen hat, stellt sich die hegel'sche Philosophie des absoluten Idealismus als die Systematisirung der ganzen bisherigen Geisteswelt dar. Dadurch wurde sie, von einer rührigen Schule propagirt, für das 19. Jahrhundert das, was die kantische Philosophie für das vorige gewesen war, der Abschluß einer Kulturperiode, welcher Abschluß aber zugleich die Keime für künftige Entwickelungen enthielt. An dem hegel'schen System hat namentlich die historische Kritik jene Waffen geholt, welche seither in zahllosen Kämpfen gegen die Prätensionen der Romantik erprobt wurden, und überhaupt hat die souveräne Vernunft, welche Hegel gegenüber der romantischen Willkür wieder feierlich auf den Thron erhob, der neuesten literarischen Bewegung in Deutschland jenen Kriticismus eingehaucht, welcher allseitig sich bemüht, den romantischen Spuk in sein nichts aufzulösen. Aber selbst ein so vorragender Geist wie Hegel sollte der Tributleistung an seine Zeit nicht überhoben werden. Es macht sich in den Theilen seines Systems, welche der praktischen Seite des Lebens zugekehrt sind, die politische Atmosphäre der Restaurationsperiode drückend fühlbar, so sehr, daß man

Grund hatte, Hegel als königlich preußischen Staatsphilosophen zu bezeichnen, aus dessen allbekanntem Satz: „Alles wirkliche ist vernünftig und alles vernünftige ist wirklich —“ trotz der beschönigenden Auslegungen, welche derselbe erhielt, der deutsch-chinesische Absolutismus und Bureaukratismus ganz gut seine Berechtigung herleiten konnte. In der berüchtigten ersten Vorrede zu seiner Rechtsphilosophie (1821) ist sodann Hegel nicht vor der Schmach zurückgeschrocken, seinen Abfall zur Rückwärtserei der Patriotenverfolger Kamptz, Schmalz und Tzschoppe zu manifestiren, die fluchwürdigen karlsbader Beschlüsse zu vertheidigen und als ganz gemeiner Angeber und Polizeihetzer aufzutreten. Der Theologismus wusste bald die Zweideutigkeit des Hegelthums zu seinen Gunsten auszubeuten, machte geltend, daß Hegel das Christenthum für die „absolute Religion“ erklärt habe, und bestrebte sich überhaupt, das ganze System zu einem sophistischen Formalismus zu verflüchtigen. Die Mängel und Schwächen des Hegelthums hat keiner so scharf gekennzeichnet wie Arthur Schopenhauer (1788—1860), welcher eine Art Verzweiflungsphilosophie lehrte, indem er den philosophischen Gedanken zu eingestandenem Nihilismus zuspitzte und das höchste, einzige Glück in das buddhistische „Nirwana“ setzte. Ihre Form angehend, verdient die schopenhauer'sche Philosophie warmes Lob. Sie ist in gutem, klarem, menschlichem Deutsch vorgetragen und zeigt, daß man philosophiren könne ohne in den barbarischen und lächerlichen Jargon der Hegelei zu verfallen, hinter dessen ungeheuerlicher Terminologie nicht selten eine ganz ordinäre Phrasenmacherei nur schlecht sich versteckt. Eine eigenartig angelegte und geistvoll geschriebene Begründung fand der Pessimismus durch die „Philosophie des unbewussten“, deren Verfasser, Eduard von Hartmann, seinen Vorgänger Schopenhauer zugleich ergänzt und kritisirt.

Die Literatur der Restauration war zuletzt unausstehlich fade und erbärmlich geworden. Gesinnungslose Mittelmäßigkeiten erneuerten die gemeine Industrie Kotzebue's und beherrschten, den schlechtesten Eigenschaften des Publikums schmeichelnd, Theater und Leihbibliotheken. Die Interessen und Schlagworte der Romantik verwitterten rasch, aber dennoch blieben in ihren Traditionen selbst solche Dichter befangen, die, wie der germanisirte Franzose Chamisso, von dem Flügelschlage des freien Zeitgeistes berührt wurden. Die Poesie war eine Musenalmanach- und Taschenbüchernovellenpoesie. Große und überwältigende Leistungen fehlten gänzlich. Dagegen tauchten allmälig Erscheinungen auf, welche auch auf dem nationalliterarischen Gebiete den Uebergang von der freien Wissenschaft und Kunst, dem durch unsere Klassik gelösten Problem des 18. Jahrhunderts, zum freien Staat, dem Problem der Gegenwart, vermittelten. Platen setzte, aus den Dämmerungen der Romantik zur modernen Tageshelle sich durcharbeitend, dem „romantischen Quark“ die Polemik

seiner aristophanischen Komödien und der verschwommenen Widerspiegelung des absolutistischen Quietismus in der Literatur seine politische Lyrik entgegen, in welcher die idealen Freiheitsbestrebungen ein positives, strengschönes Gepräge erhielten. Ludwig Börne thaute die Eisdecke der philisterhaften Resignation und Apathie, welche die „kalmirende" Staatsweisheit über Deutschland gebreitet hatte, mit der Glut seines patriotisch-republikanischen Humors auf, während Heinrich Heine in Versen und Prosa die bakchantisch-jubelnde Selbstvernichtungsfeier der Romantik veranstaltete und von seiner weltschmerzlichen Lyrik zur politischen Satire fortging, welche, mit solcher Genialität bisher noch gar nicht und nirgends gehandhabt, den Witz zu einer nationalliterarischen Macht erhob. An Börne und Heine sich lehnend, dabei von der Poesie Byrons und von der französischen Neuromantik beeinflusst, suchte das sogenannte „Junge Deutschland", welches der „Franzosenfresser" Menzel im Namen der christlich-germanischen Romantik bekämpfte und verklagte, der Zeitstimmung, welche sich in die damals gäng und gäben Schlagworte „Zerrissenheit und „Weltschmerz" zusammenfassen lässt, eine produktive Seite abzugewinnen, ohne jedoch im ganzen und großen den unbehaglichen Kriticismus ausgiebig genug mit schöpferischer Thatkraft vertauschen zu können, — ganz und gar wie vordem die Romantik, deren Tendenzen ja, obzwar anders gefärbt, in diesem Jungdeutschthum, dessen folgerichtigster Doktringeber Wienbarg gewesen ist, wieder häufig zum Vorschein kamen. War doch z. B. das Thema der sogenannten „Emancipation des Fleisches", womit neben Heine vornehmlich Mundt und Laube eine Weile kokettirten, schon von den Romantikern geräuschvoll genug angeschlagen worden. Die Jungdeutschen warfen sich mit besonderem Eifer auf die Pflege der „socialen" Novellistik, welche dann, namentlich durch Frauenhände kultivirt, einen breiten Raum in der Literatur oder wenigstens in den Leihbibliotheken überwucherte. Uebrigens sind bekanntlich verschiedene Jungdeutsche, nachdem sie ein bißchen à la Heinse's Ardinghello gespektakelt hatten, sehr schnell alte Hofräthe geworden. Laube hat später gern gelesene historische Romane und etliche wirksame Theaterstücke geschrieben. Dauernderes aber hat nur Gutzkow geschaffen, von Anfang an das weitaus bedeutendste Talent dieses ganzen Kreises.

Die reichste und erquicklichste Blüthe hat seit dem Anfange des dritten Jahrzehents des Jahrhunderts die deutsche Lyrik entfaltet. In den seelenvollsten Nachtigalltönen offenbarte der unvergleichliche Natursymboliker Lenau (Niembsch von Strehlenau), was in den Räthseltiefen einer echten, von den Schmerzen der Zeit übervollen Dichterseele rang und kämpfte und trauerte. Grün (Graf Auersperg) dagegen, ebenfalls ein Oestreicher, hat der Hoffnungsfreudigkeit und Siegesgewißheit des Freiheitsprincips Ausdruck verliehen in einer Reihe von Dichtungen, welche

uns anmuthen wie schmetternde Lerchenfanfaren. Derweil bereicherte in willkommenster Weise Freiligrath unsere Lyrik mit einer Fülle höchst phantasiereich und originell behandelter neuer Stoffe, — ein Dienst, welchen zu gleicher Zeit Sealsfield (Postl) unserer Romandichtung leistete. Die zu Anfang der 40ger Jahre immer intensiver und leidenschaftlicher gewordene Freiheitsstimmung ließ Herwegh in schwungvoll pathetische Eifer- und Zornworte ausbrechen und Hoffmann von Fallersleben in geflügelten Liedern und Liederchen neckisch singen, wogegen Geibels formschöne und melodische Lyrik für Königthum und Kirche in die Schranken trat. Nachmals wurde die Zahl der politischen und socialen Tendenzlyriker Legion und es griff diese dichterische Opposition nach dem Vorgange Platens in ihren Auslassungen auch wieder zur aristophanischen Maske. Mitunter recht glücklich, wie die „Mondzügler“ von Heinrich Hoffmann und die „Politische Wochenstube“ von Prutz beweisen, Komödien, die auch desshalb merkwürdig sind, weil die in ihnen aus aller Bitterkeit des Sarkasmus immer wieder schön hervorsteigende Glut des Patriotismus zeigte, daß es mit der viel und laut beklagten weltbürgerlichen Verflachung unseres literarischen Bewusstseins nicht so viel auf sich habe und daß das Nationalgefühl, allen Demüthigungen zum Trotz, die ihm bereitet wurden, in stetem Wachsthum begriffen war[26]). Eine andere Manifestation des Demokratismus unserer neuesten Literaturperiode war die Dorfgeschichtschreibung, welche der kränkelnden jungdeutschen Tendenznovellistik als ein gesunderes, wenn auch mitunter übertrieben gewerthetes Genre entgegentrat. Berthold Auerbach steht in der künstlerischen, Jeremias Gotthelf (Bizius) in der realistischen Behandlung desselben voran; aber die schönste aller Dorfgeschichten hat wohl Gottfried Keller geschrieben („Romeo und Julia auf dem Dorfe“), ohne Frage der ursprünglichste und eigenwüchsigste Dichter, welchen die Schweiz bislang der deutschen Literatur gab. Einen kühnen dichterischen Griff that Julius Mosen mit seinem Epos „Ahasver“ und er that ihn weder ohne Berechtigung noch ohne Glück. Auch auf dem dramatischen Gebiete regten sich, mehr oder weniger berufen, neue schöpferische Kräfte. Aus den Dämmerungen der Romantik wieder zur Sonnenhelle des klassischen Schönheitsideals sich emporringend, schuf Grillparzer seine drei herrlichen tragischen Dichtungen „Sappho“, „Medea“ und „Hero“, welche unbedingt mit zu den besten Thaten der europäischen Poesie im 19. Jahrhundert gezählt werden müssen. Ebenso würden die besseren und besten Werke von Halm („der Fechter von Ravenna“), Hebbel („Judith“, „Die Nibelungen“) und Ludwig („Die Makkabäer“) jeder Literatur Ehre machen. Aber freilich, die deutsche Bühne von geistloser Spektakelei und französirender Nachäffung zu befreien, das vermochten weder diese noch andere jüngere Dramatiker wie Lindner, Kruse, Wilbrandt, Gott-

schall und Heyse. Der letztgenannte hat durch seine Novellen in Versen und Prosa unsere Literatur zweifelsohne bereichert, aber die raffinirt zugespitzte Manier, womit er psychologische Probleme stellt und lös't, erinnert doch sehr daran, daß die Poesie der Gegenwart eine wesentlich weit mehr nur experimentirende als unbefangen und ursprünglich schaffende ist. Einzelnes schöne wird uns häufig geboten; ich erinnere beispielsweise nur an den „Euphorion“ von Gregorovius. Aber im allgemeinen ist doch alles, was unsere neuere und neueste Dichtung vorbrachte, schon früher dagewesen, und indem sie zu produciren meint, reproducirt sie nur und zwar mitunter das absurdeste. Hat ja das hitzige Fieber der Reaktion in den 50ger Jahren sogar die Wiederaufwärmung fouqué'schen Kohls durch eine allerneueste Sorte von hirnlosen oder von Amt und Brot suchenden Romantikern momentan zur Mode gemacht, ein Rückfall in die romantische Barbarei, der für Deutschland ganz von derselben Bedeutung war wie für Frankreich die Veranstaltung von spanischen Stiergefechten, welche die durch bestialische Gräueldramatik abgestumpften Nerven der Pariser kitzeln sollten. Das deutsche Leben krankte an dem Mangel einer nationalen Basis, auf welcher sich das Wechselspiel der materiellen und geistigen Kräfte zu gesunder Harmonie entfalten konnte. Die Gesellschaft verzehrte sich in einem egoistischen Individualismus, auf welchen sie von dem Polizeistaat, dessen Wirkungen wir schon früher zeichneten, mit aller Gewalt hingewiesen wurde. Die reichste Begabung, das edelste wollen konnte in so einem todten Staatsmechanismus keinen passenden Platz zum wirken finden. Ueberall Verstimmung, Ueberdruß, Blasirtheit, hysterische Ueberreizung der Gemüther und jenes krankhafte Raffinement der Reflexion, welches schon 1834 einer Charlotte Stieglitz den selbstmörderischen Dolch in die Hand drückte, um durch eine bizarre Aufopferung die abgespannte Dichterei ihres mittelmäßigen Gatten wieder aufzuspannen.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden zum Heile der Menschheit, die alten sind verbraucht!“ hat eine geniale Frau schon zu Anfang des Jahrhunderts ausgerufen. Die Erfindung ist wohl schon gemacht, es ist aber keine neue und braucht keine zu sein. Es ist der humane Gedanke, welcher unsere Klassik beseelte und welchen die neueste Entwickelung unseres wissenschaftlichen Bewusstseins wieder aufgenommen hat. Diese Entwickelung entriß das hegel'sche System seiner Abstraktion vom Menschen, gab der Philosophie eine praktisch wirksamere Stellung und führte den Kampf gegen die Romantik in ihren religiösen, literarischen und politischen Erscheinungsformen theoretisch siegreich zu Ende. Das Hauptorgan dieses Kampfes waren die von Ruge und Echtermeyer 1838 begründeten halle'schen, nachmals deutschen Jahrbücher, welche vom erstgenannten bis zu ihrer Unterdrückung 1843 mit rühmlicher Energie fortgeführt wurden.

Aus dem Kreise der Junghegelingen — so nannte man die Vorfechter der halle'schen Jahrbücher — sowie aus dem mit jenem häufig sich berührenden Kreise der historisch-kritischen, durch den trefflichen Christian Baur begründeten tübinger Theologenschule ging eine ganze Reihe von bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen hervor. David Friedrich Strauß („Leben Jesu" 1835) unterwarf die Urkunden des Christenthums kritischen Untersuchungen, durch welche die historischen Voraussetzungen der „absoluten" Religion in Frage gestellt wurden. Ludwig Feuerbach endlich zerriß den traumseligen Schleier, mittels dessen die „spekulative Vernunft" das wahre Wesen der Religion dem gesunden Menschenverstande zu verhüllen gesucht hatte. Feuerbachs berühmtes Buch vom „Wesen des Christenthums" (1841) gab die Auflösung der Theologie in die Anthropologie, der Metaphysik in die Realität des Lebens, des religiösen Bewußtseins in das humane. Die spiritualistische Negation der Natur und Schönheit wurde verworfen, der Mensch und seine Stellung zur Gesellschaft, mit einem Wort der Humanismus ist der Pol, um welchen sich fortan die Entwickelung der Weltgeschichte drehen wird — eine kulturhistorische Thatsache, welche der gotttrunkene Pantheist Leopold Schefer dichterisch vorgeahnt und in seinem „Laienbrevier" so liebevoll-mild verkündigt hat. Wer, unbeirrt durch die momentane Färbung der Gegenwart, die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, erkennt vielleicht, daß der Humanismus sich anschickt, eine neue Kulturphase zu begründen, in welcher auch unsere Kunst, unsere Wissenschaft und Poesie zu bisher noch ungeahnter Fülle aufblühen werden. Die von Findung zu Findung vorschreitende Bewegung in den Naturwissenschaften, in der Volkswirthschaftslehre, in der Geschichte und in der vergleichenden Sprachenkunde bietet die Garantie einer neuen Bildungsperiode.

Unklar freilich und unerquicklich genug ist die brodelnde Gährung der Geister und Gemüther, welche den Glauben an die Vergangenheit verloren haben, ohne des Glaubens der Zukunft schon mit fester Zuversicht froh werden zu können. Allenthalben liegt die anerzogene, von tausend Einflüsterungen persönlicher Interessen umschmeichelte Feigheit des Willens mit der Tapferkeit des Gedankens im Streit und die sittliche Erschlaffung begnügt sich nur gar zu gerne mit Schein und Halbheit, statt energisch zum Wesen und zur Ganzheit vorzudringen. Glücklicherweise ist jedoch diese Erschlaffung nicht allgemein. Eine Nation, welche auch in unsern Tagen so makellos reine, so unbeugsam gerade Männercharaktere wie den eines Schlosser und eines Uhland aufzuweisen hatte, eine Nation, der es an den erhebendsten Beispielen von Hingebung an die Idee auch in der Gegenwart nicht fehlte, ist zur Hoffnung auf die Zukunft berechtigt. Ein Volk, welches eine solche geistige Entwickelung hinter sich hat, wie das deutsche, ein Volk, welches auf allen Gebieten mälig, aber stätig dem

Zuge der menschlich-freien Zeit folgte und die erbarmungsvolle Fürsorge der Humanität nicht allein auf die Armen und Irren, sondern auch auf die Verbrecher, nicht allein auf die Kretinen, sondern auch auf die Thiere ausdehnte, ein Volk, welches durch natürliche Anlage, durch Sinnesweise und Bildung recht eigentlich zum Träger des Humanismus bestimmt ist, kann nicht einer Barbarei verfallen, wie sie patriotischer Pessimismus mitunter von außen oder von innen her drohen sieht. Ohne uns einem träumerischen Optimismus hinzugeben und uns in Illusionen zu wiegen, glauben wir im Rückblick auf den ganzen Gang unserer Kultur- und Sittengeschichte zuversichtlich aussprechen zu dürfen, daß Deutschland, wie es die Probleme der religiösen und ästhetischen Freiheit gelöst, auch das der politischen und socialen lösen wird.

Die Gegenwart kann diese Hoffnung trüben, aber doch nicht vernichten. Der Materialismus, wie er gegenwärtig alle Lebensformen praktisch beherrscht und theoretisch nach wissenschaftlicher Gestaltung ringt, kann schwache Geister wohl blenden oder erschrecken, vermag aber starke Herzen nicht zu verwirren. Seine weltgeschichtliche Mission ist die große Nivellirungsarbeit, die endliche und völlige Austilgung des Feudalismus. Allerdings, der Materialismus dieser Tage sieht uns prosaisch, ja unheimlich genug an und wir bestreiten nicht, daß im Alterthum, wo das ganze Leben von der Idee des Staats, und im Mittelalter, wo es ebenso von der Idee der Religion durchdrungen war, die materiellen Interessen weniger zudringlich in den Vordergrund traten, als dies in der modernen Welt der Fall ist, wo die Ausbildung des Individualismus das aufgehen des einzelnen im Staat oder in der Kirche verwehrt. Allein wir glauben, daß das vortreten der materiellen Interessen ein ganz naturgemäßes sei und kein schlimmes, sondern im Gegentheil ein gutes Symptom, obgleich es uns in der jetzigen Uebergangsperiode mehr seine bedrohliche als seine tröstliche Seite zukehrt. Wir halten dieses vortreten für naturgemäß, weil die unermessliche Expansion der Civilisation, eine Expansion, von welcher Alterthum und Mittelalter noch gar keinen Begriff hatten, eine entsprechende Erweiterung ihres materiellen Fundamentes schlechterdings voraussetzt; wir halten es auch für ein gutes Zeichen, weil die materielle Entwickelung den Kreis derer, welche für den Genuß der Güter des Lebens und des höchsten derselben, der Bildung, befähigt sind, nothwendig von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde erweitert, die Elasticität des Menschengeistes ins unendliche steigert, die Hilfemittel der Gesellschaft vermehrt und so allmälig der Gesammtheit der Menschen eine menschliche Existenz zu schaffen verspricht, welche eben als solche die Neubethätigung idealer Stimmungen und Kräfte in sich begreift. Die tollen Ausschreitungen von Narren des Materialismus, welche man ohne Zwangsjacken herumlaufen lässt, wird die sittliche Kraft unseres Volkes unschwer

zu bändigen wissen [27]). Wann das Ideenkapital, welches das 18. Jahrhundert uns hinterlassen hat, vollends aufgebraucht sein wird, dann werden wohl auch wieder Denker und Dichter aufstehen, welche neues schaffen. Unser Wesen ist Wandel, und wenn es allerdings, streng genommen, „nichts neues gibt unter der Sonne“, so sehen die Wiederholungen doch immer wieder anders aus oder die sich folgenden Generationen sehen dieselben anders an. Dies ist das tröstliche in der an sich schrecklichen Eintönigkeit, welche die Umwälzungen der Gestirne und der Geschicke kennzeichnet.

Mit den Worten: „Lasst uns mit ruhiger Fassung, wie auf den schon vorübergerauschten, so auch auf den herankommenden Wirbelstrom von Wechsel hinblicken, welchen man Menschenleben, Erdendasein, Weltgeschichte nennt“ — hatte ich im Spätherbste von 1869 eine der früheren Auflagen dieses Buches beschlossen. Seither sind Ereignisse an uns vorübergerauscht, welche auch ein in sich gefasstes Gemüth, so es ein deutsches, in seinen Tiefen aufregen und leidenschaftlich bewegen mussten.

Denn im Jahre 1870 ist ja die große Schicksalsfrage: Sein oder nichtsein? mit ihrer ganzen Wucht an unser Land und Volk herangetreten. Der Romanismus hat binnen 24 Stunden zwei höchste Trumpfkarten seiner Todfeindseligkeit gegen uns ausgespielt: das römische Dogma vom 18. Juli und die französische Kriegserklärung vom 19. Juli. Das jesuitisch-gallische Komplott gegen den germanischen Geist hatte zu und in diesen beiden Akten seine ganze Kraft und seine ganze Schamlosigkeit zusammengefasst. Das hässliche Komplottgeschwür aber war der Reife zugeschwollen, seitdem die bismarckische „Eisen- und Blut“-Politik auf den böhmischen Schlachtfeldern des siebentägigen Krieges von 1866 den jammerfäligen preußisch-östreichischen Dualismus zerschmettert und zur Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens mittels Verpreußung Deutschlands thatsächlich den Grund gelegt hatte. Traurig genug, daß es so kommen musste; aber es musste so kommen. Denn nachdem das „Volk“, wie i. J. 1848, so auch bis 1866 seinen Mangel an Verständniß, Initiativkraft und Beharrlichkeit kläglich dargethan, nachdem der „Fürstentag“ von 1863 nicht weniger als die „Volkspartei“ ohne Volk von 1850 bis zum Tage von Sadowa ihre Ohnmacht trübsälig erwiesen hatten, ihre Ohnmacht, aus Deutschland überhaupt etwas, gleichviel was, zu machen: was wäre denn da noch anderes übriggeblieben als die Bluthochzeit des hohenzoller'schen Vergrößerungstriebes mit der deutschen Einheitsidee? Eine Revolution im republikanisch-demokratischen Sinne, gibt eine Stimme aus Wolkenkukuksheim zur Antwort. Wohl! aber wer hätte denn diese

Revolution machen sollen? Wie? wo? wann? womit? Etwa aus dem Stegreif, auf der Bierbank, zwischen Früh- und Vesperschoppen und mittels Resolutionsphrasen? Ach, man kennt ja die traurigen Ritter von der afterdemokratischen Distel, diese Schwätzer, welche sich gegenseitig als große Männer beweihrauchten, aber nichts vor sich hatten als ihre Dummheit, nichts in sich als ihre Eitelkeit und nichts hinter sich als die Makulatur ihrer Winkelblätter. Es waren dieselben Gesellen, welche dann i. J. 1870 alles thaten, was ihre Impotenz vermochte, um ihr zugleich von Rom und von Paris aus zu einem Kampf auf Tod und Leben herausgefordertes Vaterland zu verrathen; dieselben Judasse, welche sich mit den schwarzen Bonzen und mit den rothen Blusen verbanden, um auf dem Heuchelwege einer sogenannten Neutralität zum Ziele der Rheinbündelei zu gelangen; dieselben Wichte, von welchen früher dieser und jener seine Inspirationen aus der Bestechungskasse Verhuells geschöpft hatte und später jener und dieser in seines Afterwitzes blähendem Gefühle orakelte, die europäische Gesellschaft sei, um „vernünftig“ und „menschenwürdig“ organisirt werden zu können, zuvörderst mit dem Petroleum der pariser Kommune zu taufen.

Zum Glücke für unser Land, welchem die „stets an der Spitze der Civilisation marschirende Grande Nation“ das „Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft“ diesmal nicht durch Ohnehosen, sondern durch Turkos, Gums und andere afrikanische Tigeraffen bringen lassen wollte, machten die einheimischen unzurechnungsfähigen Querköpfe, wie die frechen Parteigänger der Welferei und der Römelei mitsammen nur eine verächtliche Minderheit aus. Von dem schwarz oder roth, gelbweiß, weißgrün, weißblau oder schwarzroth angestrichenen „vaterlandslosen Gesindel“ abgesehen, erhoben sich die Deutschen im Juli von 1870 mit einem Einmuth, wie ihn die deutsche Geschichte noch nie gekannt, und mit geeinter Nationalkraft haben sie dann unter genialer Führung so großes gethan, wie es binnen so weniger Monate die Sonne noch nie gesehen hatte. Nur das Heer eines Volkes fürwahr, welches eine intellektuelle und materielle Kulturarbeit hinter sich hatte wie das deutsche, konnte vollbringen, was dieses Heer bei Metz, bei Sedan, bei Belfort und vor Paris vollbrachte. Wer den Siegeszug der Deutschen vom Rhein bis dorthin, wo sie ihre Rosse in der Loire tränkten und im atlantischen Ocean schwemmten, mitangesehen hat und nicht anerkennen und bekennen will, daß im großen Jahre 1870—71 Deutschland zu Frankreich genau sich verhielt wie die Größe zum Größenwahn, der ist alles Wahrheitgefühls, alles Gerechtigkeitsinnes bar und gehört jener geistigen Bettelsuppensippschaft an, welche in dem Erzlügenbold und „fou fourieux“ Gambetta einen Staatsmann erblickte und in der tollgewordenen Maultrommel Hugo einen Propheten.

Der Kampfpreis für die ungeheuren Opfer von Blut und Gut, welche unser Volk im großen Jahre zu bringen hatte, war die Wiederaufrichtung des Reiches deutscher Nation. Diese weltgeschichtliche Haupt- und Staatsaktion hatte statt zu Versailles, von wo vormals so vieles zur Untergrabung, zur Vernichtung des alten deutschen Reiches ausgegangen war. Nicht nur ein deutsch-historischer, sondern auch ein welt-historischer Tag, dieser 18. Januar von 1871! An einem jener Wintertage, wo in der Residenz der französischen Könige die oberste deutsche Heerleitung nach allen Seiten hin ihre Anordnungen und Befehle ergehen ließ und das Gedröhne der deutschen Belagerungsgeschütze, gemischt mit den Antworten, welche die Riesenkanonen der pariser Forts gaben, von der Hauptstadt dumpf herüberscholl, wurde in dem Prachtpalast, welchen der vierzehnte Ludwig, einer der tückischsten Todfeinde Deutschlands, erbaut hatte, um sich darin als Götze eines größenwahnsinnigen Despotismus anbeten zu lassen, das schwere Werk der Vereinheitlichung unseres Volkes zuwegegebracht. Eine Nation von mehr als 40 Millionen, die ohne alle Frage gebildetste des Erdkreises, war in Folge des zusammenwirkens von Ursachen, welche in diesem Buche dargelegt worden sind, seit dem Jahre 1648, seit dem trübsäligen westphälischen Friedensschluß, einer giftig-französischen Machenschaft, zur politischen Nichtigkeit verdammt gewesen und es hatte einer mehr als zweihundertjährigen, von den schmerzlichsten Leiden, Mühsalen und Kämpfen begleiteten Arbeit bedurft, um über alle die hemmenden Schranken, über alle die klaffenden Klüfte, über alle die staatlichen und kirchlichen Dualismen hinweg zur Möglichkeit einer Zusammenschließung des Nationalwillens und der Nationalkraft zu gelangen.

Hat nun aber die Größe des Kampfpreises die der Opfer vollständig gedeckt? Nein! So, wie die Welt einmal ist, gilt in ihr die Form nicht weniger als das Wesen; vielleicht sogar noch mehr. Die Form der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches war aber eine verfehlte, mindestens eine unzulängliche. Das deutsche Volk hatte das wahrlich theuer erkaufte Recht, so oder so mitdabeizusein und mitzuthun. Der 18. Januar von 1871 war eine hochmüthige Verkennung, eine unpolitische Hintansetzung dieses Rechtes, welche eines Tages sich rächen wird und muß. An der Kaiserkrone, welche der Preußenkönig aus den Händen der deutschen Fürsten entgegennahm, glänzt nicht jener „Tropfen demokratischen Salböls“, welchen Uhland i. J. 1848 prophetisch-warnend gefordert hatte [28]).

Man hat die Warnung und die Forderung in den Wind geschlagen, wie die deutschen Regierungen, vor allen anderen die preußische, seit langen Jahren alle Warnungen, mit der schwarzen Pfaffenschlange nicht so schönzuthun, auch in den Wind schlugen. So lange in den Wind schlugen, bis die Schlange, zum Gift, Feuer und Tod speienden Drachen

hinaufgemästet, ihre Heger und Pfleger selber zu verschlingen drohte. Jetzt erst wurde Lärm geschlagen, um eine Gefahr zu beschwören, welche alle Patrioten, welche nicht von amtswegen so dumm sein müssen, nicht weiter zu sehen, als ihre Nasenspitze reicht, deutlich vorausgesehen und laut vorhergesagt hatten und die, bei Zeiten in ihrem ganzen Wesen erkannt und anerkannt, so leicht zu beseitigen gewesen wäre. Die bureaukratische Allweisheit hat sich bei dieser Gelegenheit im ganzen Glanze ihrer Bornirtheit gezeigt und sie fährt noch immer fort, sich also zu zeigen, so lange sie, um nur eine ihrer vielen Sünden zu nennen, die theoretisch bestehende Pressefreiheit in der Praxis immer wieder illusorisch macht und, namentlich im preußischen „Staate der Intelligenz“, dienstfertige Staatsanwälte und Richter findet, welche auf das denunciatorische Gegrunze eines beliebigen Bonzen oder auf das zeternde Fistuliren irgendeiner alten vornehmen Muckerin hin wegen „Gotteslästerung“ und dergleichen mittelalterlichen Raritäten mehr Presseprocesse anstrengen und Verurtheilungen aussprechen.

Die Reichsverfassung von 1871 kann von dem deutschen Volke, welches zudem niemals die Deutsch-Oestreicher aufgeben wird, nur als eine Abschlagszahlung betrachtet werden. Sie ist, genau angesehen, bloß ein Nothbehelf, ein leidiges Flick- und Stückwerk. Sie entspricht weder der Bildungsstufe, noch den materiellen Interessen, noch der politischen Berechtigung der Nation. Weil man bei Schaffung dieser Verfassung das Volk — (worunter natürlich nicht verstanden ist, was handwerksmäßige Agitatoren darunter zu verstehen pflegen) — um jeden Preis beiseite halten wollte, musste man den partikularistischen Egoismen und Schrullen der Fürsten und ihres Anhangs die misslichsten Einräumungen machen. Daher kommt es, daß sich das neue deutsche Reich mit so lächerlichen Petrefakten wie Lippe-Krähwinkel und Reuß-Kuhschnappel und ähnlichen „berechtigten Existenzen und Eigenthümlichkeiten“ vielen schleppen muß. Aber, sagt man, der Bundesstaat ist so recht die germanische Staatsform. Mag sein, obzwar unbefangene Betrachter und Urtheiler mitunter auf den Gedanken kommen könnten, es sei dies eben auch nur einer jener mumisirten und balsamirten Afterglauben, welche einer dem andern denkträge nachschwatzt. Daß auch der germanische Einheitstaat recht wohl gedeihen könne, falls er innerhalb seines Rahmens die Gemeindefreiheit und das Vereinsrecht gewähren lässt, hat England dargethan. Wenn der germanische Föderalismus zur Mecklenburgerei führt oder die Mecklenburgerei wenigstens duldet, so ist er sicherlich in seinen Wirkungen noch schlimmer als der romanische Centralismus. Wenn das föderale Princip dazu dienen soll, die Winkelstäätelei zu schonen und den Kantönlizopf zu pflegen, so ist es in der Theorie eine leere Redensart und in der Praxis ein volles Uebel. Derartige ungesunde Winkel

müssen ausgekehrt, solche hinderliche Zöpfe müssen abgeschnitten werden. Im großen Jahre hatte man das nationale Messer in der Hand: warum brauchte man es nicht? Wenn bei dem Zopfschnitt ein Dutzend Herzogemäntel und Fürstenhüte und verschiedene Königskronen von Napoleons Gnaden mit in die Brüche gegangen wären, desto besser! Es war ein unabwendbares Verhängniß, daß erst Deutschland in Preußen aufginge, um das spätere aufgehen Preußens in Deutschland überhaupt zu einer Möglichkeit zu machen. Warum diese Thatsache nicht nehmen, wie sie ist und liegt? Je bälder die Verpreußung Gesammtdeutschlands zu einer vollendeten Thatsache geworden sein wird, desto bälder wird auch die Entpreußung des Reiches anheben müssen. Nur Schwachköpfe können und nur Querköpfe wollen das nicht einsehen.

Das deutsche Reich ist unfertig und seine Verfassung weit mehr eine Missbildung als ein Kunstwerk. Aber bei alledem ist es die endlich einmal staatsrechtlich organisirte Nation, ein ungeheurer Vorschritt also. Vergessen wir auch nicht, daß die Geschichte des neuen deutschen Reiches begonnen hat mit der Rückerwerbung von Elsaß und Lothringen, welche beiden Provinzen das alte Reich schmachvoll sich hatte stehlen lassen. Manche begründete Klage und mancher berechtigte Tadel müssen zur Stunde, wo dieses geschrieben wird (Februar 1875), verstummen vor der zwingenden Macht der Verhältnisse. Die fortwährende Kriegsbereitschaft z. B. ist eine furchtbare Last; da aber das neue deutsche Reich von offenen oder schlechtversteckten Feinden umgeben ist, so wird diese Last getragen werden müssen, bis der europäische Militarismus überhaupt Bankerott macht. Man sollte jedoch wenigstens Sorge tragen, auch den Militarismus nach Möglichkeit zu humanisiren. Man sollte das „Volk in Waffen", von welchem man amtlich so emphatisch zu reden weiß, nicht der viehischen Rohheit jenes altherkömmlichen Korporalismus preisgeben, welcher leider im „Staate der Intelligenz" nur allzuhäufig noch immer brutalisiren darf. Und weiterhin gibt es noch genug andere Klagen, die schlechterdings nie verstummen dürfen im Munde solcher, welche ihr Land lieben; z. B. die Klage, daß auch in Deutschland noch immer viel zu wenig für die Volkserziehung geschieht. Die, denen Macht gegeben ist, sollten doch wohl schon lange gemerkt haben, was alles die deutsche Volksschule geleistet und daß im Ausbau derselben die beste Bürgschaft für die Zukunft der Nation liege. Wer Augen hat, zu sehen, und damit sehen will, wird auch anerkennen müssen, daß das deutsche Schwert, was es im großen Jahre vollbrachte, nur vollbringen konnte, weil das deutsche Buch ihm vorgearbeitet hatte.

Wissen ist Macht, also That. Das sei und bleibe unser Bekenntniß und unsere Losung. Wir dürfen mit Erhebung auf das zurückblicken, was alles unser Volk im Verlaufe seiner Kultur- und Sittengeschichte

gelernt und gethan, gelitten und erstritten hat; aber der Hinblick auf das, was uns alles noch zu thun bleibt, wird uns vor Ueberhebung bewahren. Die Ergebnisse deutscher Bildung sind groß, aber nicht minder groß sind die Bedürfnisse und Forderungen derselben. Darum weitergearbeitet nach deutscher Art, ohne Hast, ohne Rast! Den Kulturschatz, welchen die Vergangenheit uns vermachte, die Gegenwart hat ihn stattlich vermehrt. In der Landwirthschaft, in den Gewerben, in allen Kunstfertigkeiten sind rühmliche Vorschritte gemacht worden. Die deutsche Industrie wetteifert mit jeder fremden auf vielen Gebieten, auf etlichen hat sie alle fremden überholt. Die Bewegung des deutschen Handels, dessen kühn und ausdauernde Betreiber in allen Erdtheilen, in den entlegensten Zonen und an den fernsten Gestaden zugleich die Sendboten unserer Kultur sind, ja, der deutsche Handel wird immer umfassender, ausgreifender und thatkräftiger. Er wagt, wirbt und wirkt um so entschlossener, er tritt allenthalben mit der englischen Handelsmacht um so entschiedener in Konkurrenz, als jetzo die deutsche Handelsflagge nicht mehr schutzlos die Meere durchwehen muß, nur geduldet, nicht als gleichberechtigt anerkannt, wie vordem, sondern vielmehr des Schutzes und Schirmes von seiten der deutschen Orlogsflagge sicher und gewiß. Denn was noch zu Anfang der 40ger Jahre des Jahrhunderts nur ein kecker Dichtertraum gewesen, eine deutsche Kriegsflotte, das neue Reich hat sie zu einer Wirklichkeit gemacht. Leider tritt dieser großartigen Bewegung der wüste Schmarotzer-Schwindel auf dem Fuße nach und hat sich auch in Deutschland ein zuchtloser Erwerbstrieb zu jenem „Gründerthum“ vergeilt, dessen ehr- und schamlose Skandalchronik zu den widerwärtigsten Erscheinungen des Jahrhunderts gehört. Zu den erfreulichsten dagegen sind zweifelsohne zu zählen die bienenfleißige und erfolgschwere Thätigkeit der deutschen Wissenschaft, besonders der Natur- und der Geschichtewissenschaft, sowie der glänzende Aufschwung der deutschen Kunst in ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Namentlich in denen der bildenden Künste. Auf das, was in unseren Tagen in der Malerei und Skulptur durch Meister wie Führich, Feuerbach, Rahl, Preller, Piloty, Ramberg, Knaus, Makart, Adam, Defregger, Schilling, Zumbusch und andere geschaffen wurde, darf sich Deutschland schon etwas einbilden. Auch auf dem Gebiete der redenden Künste herrscht die emsigste Thätigkeit, obzwar freilich dem wollen das können nicht eben häufig entspricht. Die Musik leidet, abgesehen von anderem, unter dem Drucke des Modeglaubens, sie müsse, um charakteristisch sein zu können, möglichst melodielos sein. In der Literatur wuchert das Zeitschriftenwesen geradezu unkrautmäßig, dippelhaberisch. Aber einen höchst erfreulichen und hoffnungsvollen Zug haben wir an der deutschen Dichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich noch zu signalisiren: — die liebevolle Hinwendung zur Vorzeit unseres Volkes,

zu den Ueberlieferungen der altnationalen Sage, Geschichte und Poesie. Auf diesen gesunden, urkräftigen Boden haben sich gestellt Scheffel („Ekkehard“), Lingg („Völkerwanderung“), Hebbel („Die Nibelungen“), Geibel („Brunhild“), Jordan („Nibelunge“), Freytag („Die Ahnen“) und Dahn („Sind Götter?“). Nicht alle diese Versuche sind gelungen, aber die gelungenen haben in Wahrheit den unermesslich reichen Hort unserer Dichtung gemehrt. Und soll ein deutsches Herz nicht stolz aufpochen beim Hinblick auf das, was die deutsche Staats- und Kriegskunst zu unserer Zeit geleistet haben? Der Staatskünstler Bismarck hat gezeigt, daß und wie man die Politik zu einer großstilisirten Kunst der nationalen That zu machen vermöge, und der Kriegskünstler Moltke hat bei den größten aller Zeiten seinen Stand genommen.

Wohl einem Volke, dem das seiende stets nur die Saat des werdenden, die Gegenwart allzeit nur die Aufschrittstufe zur Zukunft ist! Möge niemals ein Unglückstag kommen, wo die Deutschen sich verführen ließen, die Errungenschaften ihrer zweitausendjährigen Sittigungsarbeit für ein Kapital anzusehen, mit dessen Zinsen die Daseinskosten ausgiebig zu bestreiten wären. Nur der werkthätige Glaube an das Evangelium der Arbeit erhält, wie die einzelnen Menschen, so auch ganze Völker gesund und tüchtig. Daß wir aber eine Nation von Arbeitern, werden selbst unsere bittersten Feinde nicht zu bestreiten wagen. Lasst uns auch von diesen lernen, wenigstens wie und was wir nicht thun sollen, und im übrigen denken: „Viel' Feind' viel Ehr'!“ Nur das unbedeutende, mittelmäßige, jammerfälige hat keine Feinde. Große Kulturfragen, politische und sociale, heischen Antwort und Lösung. Tapfer angefasst also! Weiter gearbeitet nach deutschgründlicher und deutschausdauernder Art ohne Hast, ohne Rast! Auch nicht mit Undankbarkeit gegen die, welche vor uns an dem Bau deutscher Kultur und Sitte gearbeitet haben! Mögen, was wir den Vorfahren zollen, uns selber die Nachfahren geben! So beschließe ich dieses mein Buch mit einem von unserem Großmeister Göthe gesprochenen und von mir an die deutsche Jugend gerichteten Wahrspruch:

„Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein.
Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken.“

Beigaben.

Zum ersten Buch.

1) Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du!
Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu seh'n, wie schön dein Fehler ist.

Klopstock in der Ode: Mein Vaterland.

2) In der älteren Edda schildert die Wöla das eintreten der Götterdämmerung also (Simrock's Edda, S. 9): —

Im starrenden Strome
Steh'n und waten
Meuchelmörder
Und Meineidige
(Und die andrer Liebsten
In's Ohr geraunt).
Da saugt Nidhöggr
Der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger:
Wisst ihr, was das bedeutet?

Brüder befehden sich,
Fällen einander,
Geschwisterte sieht man
Die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich,
Großes Unrecht.
Beilalter, Schwertalter,
Wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit,
Eh die Welt zerstürzt.
Der eine schont
Des andern nicht mehr.

Mimirs Söhne spielen,
Der Mittelstamm entzündet sich
Beim gellenden Ruf
Des Giallarhorns.
In's erhobne Horn
Bläst Heimdall laut;
Odin murmelt
Mit Mimirs Haupt.

Yggdrasil zittert,
Doch steht noch die Esche,
Es rauscht der alte Baum,
Da der Riese frei wird.
(Sie bangen alle
In Hela's Banden,
Bevor sie Surturs
Flamme verschlingt.)

Gräfslich heult Garm
In der Gnipahöhle,
Die Fessel bricht
Und Freki rennt.

Hrim fährt von Osten,
Es hebt sich die Flut.
Jormungandr wälzt sich
Im Jotenmuthe.
Der Wurm schlägt die Brandung,
Der Adler schreit,
Leichen zerreißt er;
Naglfar wird los.

Der Kiel fährt von Osten,
Muspels Söhne kommen
Ueber die See gesegelt
Und Loki steuert.
Des Unthiers Abkunft
Ist all mit dem Wolf;
Auch Bileists Bruder
Ist ihm verbunden.

Surtur fährt von Süden,
Der Riese mit dem Schwert,
Von seiner Klinge scheint
Die Sonne der Götter.
Steinberge stürzen,
Riesenweiber straucheln,
Zu Hel fahren Helden,
Der Himmel klafft.

Was ist mit den Asen?
Was ist mit den Alfen?
All Jotenheim ächzt,
Die Asen versammeln sich.
Die Zwerge stöhnen
Vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weiser:
Wisst ihr, was das bedeutet?

Nun hebt sich Hlins
Anderer Harm,
Da Odin eilt
Zum Angriff des Wolfs.
Beli's Mörder
Blitzt gegen Surtur:
Da fällt Friggs
Einzige Freude.

Nicht säumt Siegvaters
Erhabner Sohn
Widar, zu fechten
Mit dem Leichenwolf;
Er stößt dem Hwedrungssohn
Den Stahl in's Herz
Durch gähnenden Rachen;
So rächt er den Vater.

Da schreitet der schöne
Sohn Hlodyns
Der Natter näher,
Der neidgeschwollnen.
Alle Wesen würden
Die Weltstatt räumen,
Träfe sie nicht muthig
Midgards Weiher;
Doch fährt neun Fuß weit
Fiörgyns Sohn.

Schwarz wird die Sonne,
Die Erde sinkt in's Meer,
Vom Himmel fallen
Die heitern Sterne,
Glutwirbel umwühlen
Den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe
Bedeckt den Himmel.

3) Sprachprobe aus der Bibelübersetzung des Ulfilas (Paulus an die Kor. 11, 23—24):

Unte ïk andnam at fraujin thatei jah anafalh ïzvis thatei frauja ïesus ïn thizaiei naht galeviths vas. nam hlaif jah aviliudonds gabrak jah gath. nimith. matjith. thata ïst leik mein thata ïn ïzvara gabrukano. thata vaurkïaith du meinai gamundai.

Denn ich habe es von dem Herrn empfangen, wie ich euch es überliefert, daß der Herr Jesus in der Nacht, da er verrathen worden, das Brot nahm, dankete, es brach und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß.

4) Ich setze als Beispiel eine Uebertragung des Vaterunser in's Deutsche aus jener Zeit hierher:

Father unser, thu in himilom bist, giuuihit si namo thin, quaeme richi thin, uuerdhe uuilleo thin sama so in himile endi in erthu, broot unseraz emezzigaz gib uns hiutu endi farlaz uns sculdhi unsero, sama so uuir farlazzem scolom unserem, endi ni gileidi unsih in costunga, auh arlosi unsih fona ubile.

5) Man vergleiche die folgenden (nebenbei auch die Stabreimart veranschaulichenden) Verse aus dem Heliand mit der obigen Schilderung der Götterdämmerung.

An themu mareon daga:
that uuirdid her er an themu manon skin
jac an theru sunnon so same.
gisnerkad siu bethiu,
mid finistre uerdad bifangen,
fallap sterron,
huit hebantungal,
endi hrisid erde.
biuot thius brede uuerold,
uuirdid sulicaro bokno filu,
grimmid the grodo seo,
uuirkid thie gebenses strom
egison mid is uthiun
erth-buandiun.
than thorrot thiu thiod
thurh that gethuing, mikil
folc thurh thea forhta;
than nis fridu huergin,
ac uuirdid uuig so maneg
obar these uuerold alla
hetilic afhaban,
endi heri ledid
kunni obar odar;
uuirdid kuningo giuuin,
meginfard mikil;
uuirdid managoro qualm,
open urlagi,
uuirdid uuol mikil
obar these uuerold alla,
mansterbono mest
thero, the gio an thesaru middilgard
suulti thurh suhti:
liggiad seoka man,
driofat endi dojat,
endi iro dag endjad,
fulljad mid iro ferahu;
ferid unmet-grot
hungar hetigrim
obar helitho barn.

„An dem Schicksalstage
Da erscheint es, am Mond
Wie an der Sonn' auch;
Umschwenkt werden beide,
Mit Finsterniß umfangen,
Fallen Sterne,
Helle Himmelslichter;
Hin und her schwankt die Erde,
Weit und breit bebt die Welt
Und die Wunderzeichen mehren sich,
Grimmt die große See,
Grausen wirkt
Das Wasser mit den Wellen
Den Bewohnern der Erde.
Dann dorren die Menschen
Vor des Drangsals Macht,
Das Volk vor Furcht,
Denn Fried' ist nirgends.
Waffen werden und Wehr
In der Welt überall
Hitzig erhoben
Und mit Heeren befehdet
Ein Klan den andern.
Da wird Königen Kampf,
Mächtige Märsche,
Mancher Mannschaft Blutbad,
Offene Fehde!
Pest wirkt dann wüthend
In der Welt allwärts,
Männersterben zumeist;
Wer in der Mittelmark je
Durch Seuchen verschmachtete,
Liegen siech die Mannen
Und taumeln und sind todt,
Ihre Tage enden,
Vollführt ist die Fahrt,
Fährt unmäßig großer
Heißhunger daher
Ob den Heldenkindern."

6) Daher der Heine'sche Witz:

„Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu'
Und auf dem Hintern ihr Wappen."

7) Leser, welche wissen wollen, wie das weibliche Schönheitsideal in der Glanzzeit des Mittelalters in deutschen Landen beschaffen war, und Leserinnen, welche erfahren möchten, wie sich damals eine Dame vom feinsten Ton in Toilette, Haltung und gebaren dargestellt hat, verweise ich auf meine „Geschichte der deutschen Frauenwelt", 3. Aufl., I., 206 fg. und 212 fg. Das spätere

deutsche Mittelalter hat in der Weise des heiligen Grobianus ein weibliches Schönheitsideal materiellsten Stils aufgestellt. Dasselbe ist mitgetheilt in dem zwischen 1470 und 1471 zu Augsburg zusammengetragenen „Liederbuch der Klara Hätzlerin", (Ausg. von Haltaus 1840) p. LXVIII.:

„Ain haubt von Behmerland,
Zway weisse ärmlin von Prafand,
Ain prust von Swaben her,
Von Kernten zway tüttlein ragend als ain sper,
Ain pauch von Österreich,
Der wär schlecht vnd geleich,
Vnd ein ars von Pollandt,
Auch ein bayrisch fut daran,
Vnd zway füsslen von dem Rein:
Das möcht ain schöne fraw gesein!"

8) Ein Beispiel, freilich ein derbes (Scheible's Schaltjahr, III, 624): — „Ich hab hören einen Münch predigen, einen Bruder aus der Observanz; als dieser verdammt und heftig red'te wider den Ueberfluß der Kleider und wider den unverschamten Form, der daran und darin gemacht würd', beschloß er zuletzt auf d i e Weis mit solchen Worten: Die Buhler in unserer Stadt sie strecken ihre Lätz so weit aus den Hosen herfür, verwickelns auch und verstopfens mit so viel Tüchlein, daß, so die Metzen wähnten, es seind Zumpen, so sind es Lumpen."

9) Wie z. B. in folgender Stelle: —

„Nature n'est pas si sote
Qu'ele feist nestre Marote
Tant solement por Robichon,
Se l'entendement i fichon,
Ne Robichon por Mariete,
Ne por Agnès, ne por Perrette;
Ains nous a fait, biau filz n'en doutes,
Toutes por tous et tous por toutes,
Chascune por chascun commune
Et chascun commun por chascune."

10) Under der Linden
an der heide,
da unser zweier bette was,
da müget ir vinden
schone beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei! schone sank diu nahtigal.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe;
do waz min vriedel komen ê;
do wart ich empfangen,
here vrouwe!
daz ich bin saelik ie mer mê:
kuste er mich? wol tusent stunt,
tandaradei! seht, wie rot mir ist der munt.

„Unter der Linden
An der Haide,
Wo wir zwei zusammen geruht,
Möget ihr finden
Abgepflückt beide,
Blumen und Gras, in fröhlichem Muth.
Vor dem Wald im Thale klang
— Tandaradei —
Süß der Nachtigall Gesang.

Niedergegangen
Kam ich zur Aue:
Wo mein Trauter so lange schon war.
Ich ward empfangen,
Heilige Fraue!
Daß ich bin selig immerdar.
Küsse auch? Tausendmal mich küßt' er.
— Tandaradei —
Seht, mein Mund wie roth noch ist er.

Do hat er gemachet
also riche!
von bluomen ein bette stat;
des wird noch gelachet
innekliche,
kumt iemen an das selbe pfat:
bi den rosen er wol mak,
tandaradei! merken wo mirz houbet
lak.

Ein Lager machte
Zu unserer Lust
Aus Blumen er und Blüthen dort.
Wohl mancher lachte
Aus voller Brust,
Führt ihn sein Weg zum selben Ort.
Bei den Rosen er wohl mag
— Tandaradei —
Sehen, wo das Haupt mir lag.

Daz er bi mir laege,
wesse'z iemen
nun' welle Got, so schamt' ich mich.
wes er mit mir pflaege,
nie mer niemen
bevinde daz, wan er und ich
und eine kleinez vogellin,
tandaradei! daz mak wol getriuwe
sin.

Daß wir da lagen,
Wüßt' es einer,
Gott verhüt' es, ich schämte mich.
Wessen wir pflagen,
Keiner, keiner
Merke das, als er und ich
Und ein klein Waldvögelein,
— Tandaradei —
Das wird wohl verschwiegen sein."

11) Ein Reichstagsbeschluß von 1187 verordnete förmlich: „daß wer einem anderen Schaden zuzufügen oder ihn zu verletzen beabsichtigt, ihm mindestens drei Tage vorher durch eine sichere Botschaft absagen soll." Die Ueberbringung der Fehdebriefe geschah durch Herolde oder Knappen. Den Stil dieser Absagebriefe zeige folgender, welchen Graf Otto zu Solms und seine Helfer (Verbündete) 1391 an die Stadt Frankfurt erließen. „Wisset Burgermeister, Scheffen und Rat und die Stat gemeynlichen zu Franckfurth, daß ich Otto Graffe zu Solm euer fiend wil sin und wil des min Ere ane uch bewaret han. Gegeben under myn Ingeß uff den Montag nest dem Pingestage Anno Dom. 1391. — Wisset Burgermeister u. s. f., daß ich Reynhart Graffe zu Nassau uwer fiend wil sin um Otto willen, Graffen zu Sulmes minem Neben, und wil des min Ere ane uch bewaret han. Geben u. s. f. — Wisset Burgermeister u. s. f., daß wir deß nach geschrieben uwer fiende sin wollen umme des Edelen unsern gnedigen Junghern Reynhart graffen zu Nassau. Ich Diederich von Kobingen, Wilhelm von Kobingen Gebrüder, Henne von Witzehan, Henne von Gorbenheim, Heinrich von Mengirsberchen, und ich von Therenberg, Henne von Wanscheid, und wollen das unser Ere ane uch bewaret han. — Wisset Burgermeister u. s. f., daß ich Otto Graffe zu Sulms und myn Helffer gein nich in Fehden sin wollen an aller massen als dy widdersagers Brive utzwisent dy ir von mir und mynen Helffern hat. Geben under myn Ingeß. Anno Dom. MCCCLXXXX primo in die Kiliani martiris." Welche läppischen Motive man oft einer Fehde unterschob, beweist z. B. der Fehdebrief, welchen ein Herr von Praunheim der Stadt Frankfurt zuschickte, weil bei einer Tanzbelustigung eine Frankfurterin seinem Vetter einen Tanz versagt hatte und ihm die Stadt keine Genugthuung für diesen Schimpf leisten wollte. Zuweilen lief das Absagebriefwesen ins burleſk-lächerliche aus, wie wenn z. B. der Koch eines Herrn von Eppenstein mit seinen Kochknaben Kleßgin und Helchin und seinen Vehemeden (Viehmägden) Elßgin und Luckel und mit all seinen Helfern, Mezger, Holzdreger und Schoßeln-Wescherßen, dem Grafen Otto von Solms, wahrscheinlich dem obengenannten, Fehde ansagte, weil er, für den Grafen einen Hammel schlachtend, sich selber dabei „in ein Bein gestochen" und der Graf ihn für den hieraus erwachsenen Schaden nicht entschädigen wollte. Auch arme Teufel von Bauern und Juden verstiegen sich manchmal zur Erlassung von

Fehdebriefen, der leipziger Schusterknechte, welche i. J. 1471 einen an die Studenten richteten, nicht zu gedenken.

12) Ich setze die im Texte gemeinte merkwürdige Stelle theilweise hierher, zugleich als mittelhochdeutsche Sprachprobe.

Ezn ist al der dinge dehein,
der ie diu sunne beschein,
so rehte saelic so daz wip,
diu ir leben unde ir liep
an die maze verlat,
sich selben rehte liebe hat,
und al die wile und al die vrist,
daz si ir selber liep ist,
so ist der billich ouch derbi,
daz se al der werlde liep si.
ein wip, diu wider ir selber tuot,
diu so gesetzet ir muot
daz si ir selber ist gehaz,
wer sol dia minnen über daz?
diu selbe ir lip unwaeret
und daz der werlt bewaeret,
waz lieben oder waz eren
sol iemen an die keren?
man leschet gelangen,
so der beginnet angen
und wil daz namelose leben
dem geherten namen geben.
nein, nein, ez ist niht minne,
ez ist ir aetherinne,
diu smähe diu bose
diu boese getelose,
diu enwirdet wibes namen niht,
als ein waelichez sprichwort giht:

„diu mangem minne sinnet,
diu ist manegem ungeminnet.“
diu gerne danach sinne
daz se al diu werlt minne,
diu minne sich selben vor,
zeige al der werlde ir minnen spor:
sint ez durnähte minnen trite,
al diu werlt diu minnet mite.
ein wip, diu ir wipheit
wider ir selber libe treit
der werlde ze gefalle,
die sol diu werlt alle
wirden unde schoenen,
blüemen und kroenen
mit tägelichen eren,
ir ere mit ir meren,
an swen ouch diu genendet,
an den sie gar gewendet

„Von allen Dingen auf dieser Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,
Ist keins so selig wie das Weib,
Die stets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maß ergibt,
Sich selber ehret und sich liebt;
Und all die Weile und all die Frist,
Daß sie ihr selber willkommen ist,
So ist es billig auch dabei,
Daß sie der Welt willkommen sei.
Die ihrem Leib zuwider thut,
Die so bestellet ihren Muth,
Daß sie ihr selbst muß grollen,
Wer wird die minnen wollen?
Die da sich selbst entehret
Und das der Welt bewähret,
Was Liebe oder was Ehren
Soll jemand an die kehren?
Man löschet das Verlangen,
Das schon ist aufgegangen,
Und will das wesenlose Leben
An ein geehrtes Leben geben.
Nein, nein, das ist nicht Minne, nein,
Das muß der Minne Feindin sein,
Die aller Ehren bloße,
Die böse zügellose:
Die fördert Weibes Würde nicht,
Nach dem Sprichwort, das da Wahrheit spricht:

Die manchem Minne sinnet,
Die ist manchem ungeminnet.
Die darauf stellt die Sinne,
Daß alle Welt sie minne,
Die minne zuerst sich selber nur
Und zeige der Welt der Minne Spur:
Ist es der echte Minnentritt,
Alle die Welt die minnet mit.
Ein Weib, die ihre Weiblichkeit,
Sich selbst besiegend, dazu weiht,
Daß sie der Welt gefalle,
Die soll die Welt auch alle
Zieren, würden und schönen,
Täglich blümen und krönen
Mit Lob und hohen Ehren,
Ihre Ehre mit ihr mehren.
Zu wem sie sich mag neigen,
Wem sie gar wird zu eigen

ir lip unde ir sinne,
ir meine unde ir minne,
der wart saelic ie geborn,
der ist geborn unde erkorn,
ze lebenden saelnden alle wis,
der hat daz lebende paradis
in sinem Herzen begraben:
dern darf deheine sorge haben,
daz in der hagen iht ange,
so er nach den bluomen lange,
daz in der dorn iht steche,
so er die rosen breche,
da enist der hagen noch der dorn,
da enhat der distelline zorn
betalle niht ze tuone.
diu rosine suone
diu hat ez allez uz geslagen
dorn und distsl unde hagen.
in diseme paradise
da entspringet an dem rise,
engruonet noch enwähset niht
wan daz daz ouge gerne siht.
ez ist gar in blüete
von wiplicher güete,
da enist niht obezes inne
wan triuwe unde minne,
ere und werltlicher pris.
ahi, ein so getan paradis
daz also vröudebaere
und so gemeiet waere,
da möhte ein saeliger man
sins herzen saelde vinden an
und siner ougen wunne sehen.

Mit Leib und Herz und Sinne,
Mit Liebe und mit Minne,
Der ward zum Heil geboren,
Ja der ist auserkoren
Zu lebendem Heil je mehr und mehr,
Das lebende Paradies hat der
In seinem Herzen begraben;
Der darf keine Sorge haben,
Daß ihn der Hagbusch fange,
So er nach den Blumen lange,
Daß ihn der Dorn je steche,
So er die Rosen breche.
Da ist kein Hagbusch und kein Dorn,
Da ist dem Kind der Distel, Zorn,
Kein Leben zubeschieden.
Da hat der rosige Frieden
Alles, was herbe und Zorn bedeutet,
Dorn, Distel, Hagbusch ausgereutet,
In diesem Paradiese
Ist nichts, was giftig sprieße;
Da grünt noch wächst kein ander Kraut,
Als was das Auge gerne schaut.
Es steht gar in der Blüthe
Weiblicher Huld und Güte.
Da ist kein Obst darinne
Als Treue nur und Minne,
Ist Ehre nur und Würde da.
In solchem Paradiese, ja,
Das so voll Freud' ohn' Ende
Und so gemaiet stände,
Da könnte wohl ein seliger Mann
Seines Herzens Freude schauen an
Und seiner Augen Wonne seh'n."

13) — — Sie sprach: „her, künt ir ein spil, den wemplink bergen?" —
ja daz kan ich: schoene, tuot iuch under! —
seht, darumb ich ez niht liez,
meinen wemplink ich ir stiez
zwischen bein, als sie mich hiez.
do si des enpfant, si nam sin wunder.

Schimpfes si ein teil verdroz,
si sprach blide:
„iuwer unvuog ist ze groz,
warum decket ir mich bloz?
kum ich 'z lide!"
vrou, daz ich den wempelink
baz verschiebe,
darnach steht mir min gerink.
ich lere dich ein fremdez dink,
du viel liebe. —
si sprach: „mir kam ein wemplink unterz hemde." —

vrou, der ler ich dich noch zwei, diu dir sind fremde,
sprach ich zer schoenen, volge miner lere: —
minen wemplink ich do bark
der guoten: er duht' si niht ark;
diu here was nie me so stark,
daz si mich bat den wemplink bergen mere.

Do daz spil ein ende nam,
sprach diu here:
„her, darumb sit mir niht gram,
ob ich mich ein teil verscham,
durch iuwer ere?
wemplink tuot ir mir erkant,
daz ich schouwe,
wie ez si umb in gewant.“ —
do gab ich ir'n in die hant
vor der ouwe . . . .

14) Immermann hat, im Vorspiel zum „Merlin“, die germanische Architektur schön charakterisirt, indem er über Christenthum, christlichen Kult und christliche Kunst den Lucifer so zum Satan sprechen lässt: —

. . . . . . „Es geht ein fächeln
Auflösend über das Erdenrund;
Mit süßem, frischem, mildem lächeln
Beschwören sie den neuen Bund.
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weisen,
Die Steine selbst ergreift ein sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reisen.
Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte;
Die kurze Säule wächst zum Pfeiler schlank
Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte.“

15) Der „Sachsenspiegel“ ist von Homeyer, der „Schwabenspiegel“ von Wackernagel herausgegeben. Ich führe aus diesen Rechtsbüchern folgende kurze Sprach- und Stilproben an. Der Sachsenspiegel lässt sich über die päpstliche und die kaiserliche Gewalt also vernehmen:

Tvei svert lit got ir eutrike to bescermene de kristenheit. deme pauese is gesat dat geistlike, deme keisere dat wertlike. deme pauese is ok gesat to ridene to bescedener tiet up eneme blanken perde vnde de keiser sal ime den stegerip halden, dur dat de sadel nicht ne winde . . . Dit is de beteknisse, svat deme pauese widersta, dat he mit geistlikeme rechte nicht gedvingen ne mach, dat it de keiser mit wertlikem rechte dvinge deme pauese gehorsam to wesene. so sol ok de geistlike gewalt helpen deme wertlikem rechte, of is it bedarf.

Der Schwabenspiegel verlangt von einem Richter folgende Eigenschaften:

Ain jeglich rihter sol vier tugend an im han. diu aine rehtikait. diu ander ist uuishait. diu dritte iat diu sterke. diu vierde diu mauzze. ain rihter sol diu rehtikait also haben, daz er uueder durch lieb noch durch

laide noch durch miet durch hazz niht entu uuan daz reht si. ain rihter sol auch uuise sin, daz er daz übel von dem guten und daz gut von dem übeln geschaiden künne, kan er daz, so hat er die rehten uuishait, daz übel lat und daz gut tut. er sol auch starke sin, daz er sin hertz also besterk, daz ez dem libe nimmer nit gerat daz uuider reht si, und ist daz daz hertz ainen kranken mut geuuinnet, so sol der lip also starke sin, daz er dem boesen mut uuiderstande uuan diu tugend für alle tugende gat, der boesem mut uuider stat. er sol auch alz starke sin, daz er libe und gute uuage, daz er reht beschirme. er sol auch diu mauzze han, also daz er ueder durch reht noch durch unreht nimmer so grözzen zorn geuuinne, dazz er uuider daz reht nimmer iht getu, er sol nimmer so zornig sin suuie geuualtig er sie, unküsches uuort gespreche oder ieman schelte.

16) Von den tausenden von Beispielen, die sich inbetreff des deutsch-mittelalterlichen „Handels mit Menschenfleisch“ anführen ließen, möge nur das folgende, bestehend in einer Urkunde v. J. 1333, hier Platz finden. „Ich Konrad der Truchseß von Urach, Ritter, thue kundt und verjehe offentlichen an diesem Briefe, allen den, die diesen Brief lesen, sehen oder hören lesen, daß ich den Ersamen geistlichen Herren, dem Abt und dem Konvent des Klosters zu Lorch hab geben die zwei Frawen Agnes und ihr Schwester Mahilt, Degan Reinbolts seligen Töchter, und ihre Kindt, die davon kommen mögen, um drei Pfund Heller: der ich gewährt von ihn bin, und das geb ich in diesen Brief, besiegelt mit myn Insiegel, das daran hanget. Dieser Brief ward geben da man zalt von Christi Geburt 1333 Jahr.“ Also im Jahr 1333 konnte man zwei Weiber sammt ihren Kindern, „die davon kommen mögen“, um 1 Fl. 45 Xr. kaufen.

17) Der historische Volksliederschatz des deutschen Mittelalters liegt jetzt in einer trefflichen historisch-kritischen Ausgabe vor: — „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert“, gesammelt und erläutert von Liliencron, 1865 fg., 4 Bde.

Zum zweiten Buch.

1) Die Gesinnung, Stimmung und Ausdrucksweise des unvergesslichen Mannes veranschaulicht klar und schön „Ain new lied herr Vlrichs von Hutten“ v. J. 1521: —

„Ich habs gewagt mit sinnen
Und trag des noch kain rew;
Mag ich nit d'ran gewinnen,
Noch muß man spüren trew!
Dar mit ich main, mit aim allein,
Wen man es wollt erkennen:
Dem land zu gut, wie wohl man thut
Ain pfaffen feyndt mich nennen.

Da laß ich yeden liegen
Und reden was er wil!
Het warheit ich verschwiegen,
Mir weren dulder vil;
Nun hab ichs gesagt, bin drumb verjagt,
Das klag ich allen frummen,
Wie wol noch ich nit weyter fliech,
Vieleicht werd wieder kummen.

Vmb gnad wil ich nit bitten
Die weyl ich bin on schult;
Ich het das recht gelitten,
So hindert vngedult,
Das man mich nit nach altem sit
Zu gehör hat kummen lassen;
Vieleycht wils got vnd zwingt sie not,
Zu handeln diser massen.

Nun ist offt dieser gleychen
Geschehen auch hievor,
Das ainer von den reychen
Ain gutes spil verlor:
Offt großer flam von fündklein kam:
Wer wais, ob ichs werd rechen!
Stat schon im lauff, so setz ich drauff:
Gan muß es oder brechen!

Darneben mich zu trösten
Mit gutem gewissen hab,
Das kainer von den bösten
Mir eer mag brechen ab,
Noch sagen, daß vff ainig maß
Ich anders sey gegangen,
Dan eren nach, hab dyse sach
In gutem angefangen.

Wil um yr selbs nit raten
Dyß frumme Nation,
Irs schaden sich ergatten,
Als ich vermanet han,
So ist mir layd! Hiemit ich schayd,
Wil mengen laß die karten;
Byn unverzagt: Ich habs gewagt
Vnd wil des ends erwarten!

Ob dan mir nach thut dencken
Der Curtisanen List:
Ain hertz last sich nit krencken,
Das rechter maynung ist!
Ich wais noch vil, wöln auch yns spil
Vnd soltens drüber sterben:
Auff, landsknecht gut vnd reutters mut!
Last Hutten nit verderben!"

2) Wir dürfen an den Briefen der Dunkelmänner nicht vorübergehen, ohne eine Probe daraus zu geben. Eine der am meisten charakteristischen und zugleich ergötzlichsten dieser Episteln ist die, welche ein gewisser Lupuldus Federfusius aus Erfurt an Ortuin Gratius richtet, die wir aber auch, abgesehen davon, daß in einer Verdeutschung der küchenlateinische Humor sich verflüchtigen müßte, aus naheliegenden Gründen nur im Original mittheilen können. Also schreibt der „mox licentiandus" Federfusius seinem Korrespondenten über ein hochwichtiges scholastisches Problem:

Domine M. Ortuine, est in Erphordia in quodlibetis mota una quaestio multum subtilis in duabus facultatibus Theologicali et Physicali. Quidam dicunt, quando Judaeus fit Christianus, pro tunc renascitur sibi praeputium, quae est cutis praecisa de membro virili in nativitate per legem Judaeorum, et illi sunt de via Theologorum et habent prae se Magistrales rationes, de quibus est una, quod alias Judaei facti Christiani, in extremo judicio putarentur esse Judaei, si essent nudi in ipsorum membro virili, et sic ipsis fieret injuria. Sed Deus nemini vult facere injuriam, ergo etc. Alia ratio tenet ex auctoritate Psalmistae, qui dicit: Et abscondit me in die malorum, et protexit me in abscondito. Dicit in die malorum, id est, in extremo judicio in valle Josaphat, quando oportet reddere rationem omnium malorum. Alias rationes relinquo propter brevitatem: ex quo in Erphordia sumus moderni et moderni semper gaudent brevitate, ut scitis. Etiam pro eo quod habeo malam memoriam, non possum mente tenus scire allegando, prout faciunt Domini Juristae. Sed alii volunt, quod illa opinio non potest subsistere, et habent pro se Plautum, qui dicit in sua Poëtria, quod facta infecta fieri nequeunt. Ex hoc dicto probant si aliquam partem corporis Judaeus amisit in sua judaitate, non recuperat illam in Christiana religiositate. Et cum hoc arguunt quod ipsorum argumenta non concludunt formaliter, alias ex prima ratione sequeretur, quod illi Christiani qui perdiderunt propter suam luxuriam partem unam e suo membro, ut saepe contingit in secularibus et spiritualibus personis: etiam crederentur in extremo judicio esse Judaei, sed hoc asserere est haereticum et Magistri nostri haereticae pravitatis inquisitores nequaquam concedunt, quia ipsi aliquando etiam sunt defectuosi in ista parte, sed hoc non contingit ipsis ex meretricibus, sed quando in balneis se non praevident. Idcirco precor dominationem vestram humiliter et devotarie, quod velitis vestra decisione determinare rei veritatem et interrogare uxorem Doctoris Joh. Pfefferkorn, ex quo cum ea bene statis, et illa non verecundatur dicere vobis quaecunque vultis propter illam amicabilem conversationem quam habetis cum viro suo. Et ego etiam audio, quod estis ejus confessor: propterea potestis compellere sub poena sanctae obedientiae. Dicatis domina mi, nolite verecundari, ego scio quod estis honesta persona, sicut est una in Colonia, non peto inhonestum a vobis, sed ut manifestetis mihi rei veritatem: utrum maritus vester habet praeputium vel non, dicatis audacter sine verecundia, amore Dei quid tacetis? Verum ego nolo vos docere, vos melius scitis, quomodo debetis vos habere cum mulieribus quam ego. Datum raptim ex Erphordia.

3) Es ist ein noch jetzt in der nichtgelehrten Welt vielfach verbreiteter Irrthum, daß vor Luther gar keine Verdeutschung der Bibel existirt habe. Die älteste, allerdings nur nach der Vulgata gefertigte Uebertragung der Bibel in's Deutsche ist die des Matthias von Beheim (um 1343). Anton Koburger gab 1483 eine Bibelübersetzung heraus, wieder eine andere ein gewisser Otmar 1507. Luther begann schon 1517 an der seinigen zu arbeiten und vollendete sie 1534. Der Unterschied zwischen der otmarischen und lutherischen Verdeutschung mag sich aus folgender Probe ergeben:

Otmar.

Aber der herre antwort job von dem windtspreuel und sprach: Wer ist der, der da einweltzet die urtayl mit ungelerten worten. Begürte deine lenden als ein mann, ich frage dich und du antworte mir. Wo warest du, do ich setzet die grundtfeste der erde. Zayge mir, ob du hast die vernunft. Wer satzt ir maßs, ob du es erkantest oder wer strecket uber sy die linien, auff die ire grundtfesten sein gestercket. Oder wer leget iren winkelstain. Do mich lobeten die mörgenlichen steren mit einander und jubilierten alle süne gottes. Wer beschloß das möre mit den thüren. do es fürbrache all für geend von dem leybe. Do ich leget die wolken sein gewand und do ich es umwickelet mit der tunckelung als mit thüchen der kindheyt. Ich umbgabe es mit meinen enden und satzt den rigel und die thüren und sprach. Du kumpst untz her und du geest nit fürbaß, und hie zerbrichest du dein wülend flüß.

Luther.

Und der Herr antwortet Hiob aus einem wetter und sprach. Wer ist der, der so felet in der weisheit und redet so mit unverstand? Gürte deine Lenden wie ein Mann; Ich will dich fragen, lere mich. Wo warestu, da ich die Erde gründet? Sage mirs, bistu so klug. Weissestu, wer ir das Maß gesetzt hat? Oder wer über sie ein Richtschnur gezogen hat? Oder worauff stehn ire Füsse versencket? Oder wer hat jr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne miteinender lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe. Da ichs mit Wolken kleidet, vnd in tunkel einwikkelt wie in windeln. Da ich jm den laufft brach mit meinem Tham, vnd setzet jm riegel und thür. Vnd sprach, Bis hieher soltu komen, vnd nicht weiter, Hie sollen sich legen deine stoltzen wellen.

4) „Vnd bey leib lauff nit hinweg (wie etliche thun) und meinen sie thun recht vnd wol daran. Nit, nit so, lieber bruder, du mußt dencken, daß du dein Freiheyt verloren hast vnd eygen geworden bist, daraus du dich selbs on wissen vnd willen deines Herrn nicht on sünd vnd vngehorsame würcken kanst. Denn du raubest und stiehlest deinem Herrn deinen leib, welchen er kaufft hat oder sunst zu jm bracht, daß er fürthin nit dein, sondern sein gut ist, wie ein Vich oder andere seine habe." Luther a. a. O.

5) Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde das Zeitungswesen bereits Gegenstand literarhistorischer Beschäftigung, wie aus folgendem Buchtitel zu ersehen: „Curieuse Nachricht von denen heut zu Tage grande mode gewordenen Journal-Quartal- und Annual-Schrifften, darinnen die einige Jahre her in Teutscher, Lateinischer, Französischer, Italienischer und Holländischer Sprache häufig geschriebenen Journale erzählet und bey denen meisten gemeldet, Wer selbige verfertigt, wann sie angefangen, aufgehöret oder ob bis itzt continuiret werden, Nebst beigefügten unpartheiischen Urtheilen und andern curieusen observationibus von M. P. H. (Freyburg 1713)." Ich merke bei dieser Gelegenheit noch an, daß die Literarhistorie und Bibliographie in Deutschland begründet wurde durch Voglers Universalis in notitiam cujusque generis bonorum scriptorum introductio (1670) und zunächst fortgeführt durch Morhofs Polyhistor (1688) und Struve's Introductio in rem literariam usumque Bibliothecarum (1704).

6) Z. B. der treffliche Hanns Sachs:

„Man sagt, es sei in deutschen Landen
Gar ein bös Volk auferstanden,
Welche man nennet die Landsknecht . . .
Man sagt, sie fasten nicht gern,
Sind lieber allzeit voll,

Mit schlemmen prassen sey ihnen wohl.
Achten sich betens auch nicht viel,
Sondern man sagt, wie ob dem Spiel
Sie übel fluchen und plagen darneben,
Auch wie sie nicht viel Almuß geben,
Sondern laufen selb auf der Gart.
Essen oft übel und liegen hart.
Doch dienen sie gern alle Zeit
Einem Kriegsherrn, der ihnen Geld geit.
Er hab gleich recht oder nit,
Da bekümmern sie sich nicht mit . . .
Wilder Leute hab ich nie gesehen,
Ihre Kleider aus den wildsten Sitten,
Zerflammt, zerhauen und zerschnitten,
Einstheils ihr Schenkel blecken thäten,
Die andern groß weit Hosen hätten,
Die ihnen bis auf die Füß herabhingen,
Wie die gehos'ten Tauber gingen.
Ihr Angesicht schrammet und knebelbartet,
Auf das allerwildest geartet;
In summa wüst aller Gestalt,
Wie man vor Jahren die Teufel malt."

Von landsknechtischer Kriegsweise gibt ein ausführliches Gedicht von Hanns Sachs, betitelt „Landsknecht Spiegel" anschauliche Bilder. Ein anderer Zeitgenosse der Landsknechte führt zur Charakteristik ihrer Trunksucht an: „Der Landsknecht Stahl nahm nur vier Gulden Monatssold, denn nähm er acht, söff er sich todt."

7) In seinem Germaniae Chronicon (1538) erzählt Seb. Frank von diesem merkwürdigen Manne folgendes: „Dieser hochweiß und berümpt Fürst (Kaiser Max I.) het einen schalcksnarren, Cuntz von der Rosen genannt, gar in grossem vertrawen vnd ansehen bey jm, den er in hohen wichtigen hendeln vnd tos nöten probiert vnd allzeit weiß, trew vnd vnder gestalt der thorheit gar anschlegig faude, der auch jn etlich mal gewarnet vnd beim Leben erhalten hett, also daz dieser schalcksnarr hoch von jm begabt, nit der geringst vnder Maximilian gar gehaimen räthen ward geacht. Von diesem Cuntzen sagt man souil kurzweil vnd abentheur, so er allzeit durch sundere geschwindigkeit vnd vernunfft in gestalt ains narren hat angericht, das ayn eygene histori von jm were zuschreiben, yetz hat er alle blinden in Augspurg zusamen bracht vnd jn ain saw an ain pfal auf offnem blatz bunden, da yeden ain kolben in die hand geben, welcher die saw erschlag, des sey sie, da seynd die blinden zugefaren, vnd ainander nach der saw über die lenden vnd grind geschlagen, das jhr etlich zur erden gesunken, das überauß lächerlich zusehen gewesen." (Ohne etwas Barbarei lief in der guten frommen alten Zeit selbst der Spaß nicht ab.) „Eins mals als dem Kaiser in kriegßlaufen gelt ist abgelauffen, hat er jm in ernstem schimpff gerathen, er soll ain schreiber werden, so hab er auch gelt, dadurch sainer Maiestät durch sein weise thorheit zuuersten geben, der schreiber alfantz, finantz, geitz vnd reichthumb, dann das sunders die Hertzogen von Oesterreich an jn haben, daz sie sich fürstlich lassen niessen vnd wol beropffen. Cuntz von der Rosen hat uff ain fart eim spectakel zu Augspurg zugsehen, vnd mit andern aiff ain rörkasten gestanden, aussen auff den rand herumb, da ye ainer den andern gefasst vnd vor fall gehalten hatt, wie ein aneinander glüte kettin, da ist Cuntz mit willen hinter sich zuruck in brunnen gefallen vnd alle die

auff dem ranfft des brunnens gestanden, mit jm in kasten geworffen, daz das wasser ob jn zusamen geschlagen hat vnd ein groß gelächter vnd geprümmel im volck gemacht. Summa an kurtzweil ist jm nie gerunnen."

8) Kuhlmann wurde 1657 zu Breslau geboren und nach einem höchst abenteuerlichen Lebenswandel 1689 zu Moskau lebendig verbrannt, weil seine Schwärmerei zuletzt so toll geworden, daß er laut verkündigte, er sei Christus, der Sohn Gottes. Im Jahr 1686 gab er zu Amsterdam den sogenannten „Kühlpsalter" (Kuhlmannspsalter) heraus, in welchem Lieder wie das folgende vorkommen:

„Libküsse Jesus süsse tribe
Der süssen süsten süsten libe
Mit ewig süsserm Jesuskus
Im ewigsüssern libesflus.
Libquelle Jesus libe liber
I mehr sie quillet ewig über
I mehr sie ewigst dich liebküsst;
I mehr sie ewigst dich durchsüsst,
Durchsüssend ewigst dich umhertzet,
Umhertzend ewigst in dich stertzet."

9) Der Originaltitel der Karolina lautet: „Des allerdurchleuchtigsten großmechtigsten vnüberwindtlichsten Keyser Karls des fünfften: vnd des heyligen Römischen Reichs peinlich gerichts ordnung, auf den Reichstägen zu Augspurgk vnd Regenspurgk, in jaren dreyssig, vnd zwei vnd dreissig gehalten, auffgericht vnd beschlossen."

Der erste Paragraph handelt von Besetzung der Gerichte und hebt mit den Worten an: „Item erstlich setzen, ordnen und wöllen wir, daß alle peinlich Gericht mit Richtern, vrtheilern vnd gerichtßschreibern versehen vnd besetzt werden sollen, von frommen erbarn verstendigen vnd erfarnen personen, so tugentlichst vnd best die selbigen nach gelegenheyt jedes orts gehabt vnd zubekommen sein."

Aus dem Artikel über Anwendung der „peinlich frag" (Folter) geht bei aller Scheußlichkeit dieses Beweismittels doch noch eine gewisse Rücksicht auf das menschliche Gefühl hervor, welche freilich in der Praxis nur in den seltensten Fällen beobachtet wurde. Die Strafansätze sind ganz in der drakonischen Weise bestimmt, welche wir im späteren Mittelalter vorfanden. Wir wollen einige dieser Bestimmungen hersetzen:

„Item welche falsch siegel, brief, instrument, vrbar, renth oder zinßbücher oder register machen, die sollen an leib oder leben, nach dem die felschung vil oder wenig boßhafftig vnd schedlich geschicht, nach radt der rechtuerstendigen peinlich gestrafft werden."

„Item die boßhafftigen überwunden brenner (Brandstifter) sollen mit dem fewer vom leben zum todt gericht werden."

„Item eyn jeder boßhafftiger überwundener rauber soll mit dem schwerdt oder wie an jedem ort in disen fellen mit guter gewonheyt herkommen ist, doch am leben gestraft werden."

„Item so jemand den leuten durch zauberey schaden oder nachtheyl zufügt, soll man straffen vom leben zum todt, vnd man soll solche straff mit dem fewer thun."

Neben den furchtbaren Bestimmungen der Karolina über Schärfung der Todesurtheile (reißen mit glühenden Zangen, viertheilen, pfählen, lebendigbegraben), fällt wenigstens der Grundsatz wohlthuend auf, daß „so jemandt durch recht hungers not, die er, sein weib oder kinder leiden, etwas von essenden dingen zu stelen geursacht würde", das Vergehen als „vnsträfflich" angesehen werden dürfe.

10) Der Stil von Khevenhillers berühmtem Geschichtswerke charakterisirt sich schon durch die Widmung an Kaiser Ferdinand III. „Es ist nunmehr etlich Jahr, daß ich mit grosser Mühe vnd Arbeit ein Universal History von 200 Jahren her, zu meiner selbst eigenen Nachrichtung vnd Curiositet in wehrender meiner von Ihr Kays. Mayest. Höchstseligisten angedenckens Allergnädigist anbefolchenen Vierzehen Jährigen Gesandtschaft, neben meiner gehaimen Rathstell, vnd bey Ewer Kayserl. Mayest. Gemahlin Obrister Hoffmaister Ambt zusammen getragen, vnd nach dem Ich darmit bey Tag vnd Nacht viel Zeit, Sorg, Mühe vnd Vnkosten angewendt, so hab ich solches alles wol anlegen: vnd dadurch mein Allergehorsambiste Schuldigkeit erzeigen, benennte History in Annales vnd dieselbige in zwölff Theil, das ist von höchstgedachter Kays. Mayest. Geburt an biß zu dero Zeitlichen abscheiden auß diesem Jammerthal, zweiffels ohne in die Ewige Glory, ab vnd außtheilen wöllen, vnd mich derohalben sie Annales Ferdinandeos zu nennen vnd Ewer Kays. Mayest. zu einen Allergnädigsten Protectore diß Wercks mit dem schuldigsten vnderthenigisten respect zuerkiesen vnd es derselben Allergehorsamist zu dedicieren vnderstanden," u. s. f.

11) Aus einer Sammlung alchymistischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts, die ich zusammengebracht habe, schreibe ich einen der Titel ab, welcher also lautet: „Rosarium novum et olympicum et benedictum. Das ist: Ein newer Gebenedeyter Philosophischer ROSENGART, darinnen vom aller weisesten König Salomone, H. Salomone Trismosino, H. Trithemio, D. Theophrasto etc. gewiesen wirdt, wie der Gebenedeyte Guldene Zweig vnd Tincturschatz, vom vnverwelcklichen Orientalischen Baum der Hesperidum, vermittels Göttlicher Gnaden, abzubrechen vnd zu erlangen sey: Allen vnd jeden Filiis doctrinae Hermeticae, vnd D. Theophrasticae Liebhabern zu gutem trewlich eröffnet in zwee Theilen Per Benedictum Figulum. Getruckt zu Basel, in verlegung des Autoris, Anno 1608."

Ich kann dem Leser nicht helfen, er muß auch noch eine kurze Probe aus der gleichzeitigen gereimten „Practica vom vniuersal oder gebenedeyten Tinktur Stein der Weisen" hinnehmen. Nachdem der anonyme Verfasser ein langes und breites darüber gesagt, daß diese Praktik von Gott und nicht vom Teufel sei, fährt er fort:

„Daß ich nun komm zum Anfang schier, Mercurium den sublimir,
Aus Vitriol den Geist mit führ, den rechten solt wol kennen hier:
Der ihn hefft an das Creutz mit schmach, jag ihm Vulcanum hefftig nach,
Damit die starcken Windskräffte all in ihm vereinigt sey — zu mahl:
Dann nimm jhn von dem Creutz hernieder vnd gieb jhm newe Erden wider,
Wie er zuvor durchgangen ist mit Saltz nach jhrem Gwicht vermischt,
Des Lauffers zwey, des andern vier, eins von dem Saltz hierunter rühr:
Dann treib jhn wider auß dem Fewr mit grossem Gwalt vnd Vngehewr;
Zu siebenmal beweiß jhm das, so wirdt er kräfftig desto baß,
Weiß vnd so klar wie ein Chrystall, seyns gleichen findst nicht vberall.
Wann dann er lebend gstorben ist, zu siebenmahl durchs Feuwr gwiß,
So behalt jhn rein in einem Glaß, biß d'wilt endlich vermählen das
Mit Sonn vnd Mond subtil fein, damit wird gmacht der Weisen Stein."

So geht der Unsinn viele Seiten lang weiter.

12) Die Normen der akademischen Disputationen legt die Disputirordnung dar, wie sie seit 1536 zu Wittenberg gesetzlich war. „In den drei hohen Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medicin) solle alle Vierteljahr einmal disputirt

werden, und ob sich gleich von wegen vorfallender Doktorpromotionen dazwischen Disputationen zutragen, so sollen doch diese nicht gerechnet werden. Jeder besoldete Lektor soll, wann ihn die Ordnung trifft, eine solche Disputation zu halten verpflichtet sein und für seine Mühe und Fleiß soll er auf das Mal seiner gehaltenen Disputation zwei Gulden, der Respondent einen Gulden erhalten und einem jeden Arguenten oder Opponenten, wo sein Fleiß gespürt wird, sollen alsbald nach gehaltener Disputation fünf Groschen gegeben werden. In Artibus (philos. Fakultät) soll Sonnabends und zwar am ersten eine Disputation und am andern eine Deklamation und also für und für wechselweise gehalten werden, und sollen alle Magistri, Professores und andere, so in der Fakultät sind, zu disputiren schuldig sein. Die Rhetores, der gräkus Lektor und der Lektor Terentii sollen die Deklamationen bestellen und nach einander soll einer im Jahr einmal deklamiren. Ein jeder Präsident soll von seiner Disputation fünf, der Respondent vier und jeder Opponent zwei Groschen, jeder Deklamant auch zwei Groschen haben. Wer von den Professoren, wenn die Ordnung ihn trifft, nicht disputirt oder deklamirt, der soll um einen halben Gulden gestraft werden."

13) Ist der Ausdruck Bursch, welcher bald allgemein zur Bezeichnung des Studenten üblich wurde, von den Bursen abzuleiten, so daß aus bursarius (Mitglied einer Bursa) allmälig Bursch geworden wäre? Man bestreitet es. Aber Thatsache ist, daß schon zur Zeit des Doktor Faust, wie aus dem Faustbuch erhellt, der Ausdruck „die Bursch", was doch leicht aus bursa korrumpirt sein kann, eine studentische Genossenschaft bezeichnete. Dem Worte Philister hat man viele Ableitungen gegeben. Am glaublichsten scheint, daß es bei folgender Gelegenheit entstanden sei. Zu Jena hatten sich 1693 Studenten mit Handwerkern gerauft und waren dabei nicht am besten gefahren. Am Sonntag darauf verflocht ein Pastor Götz diese Geschichte in seine Predigt, welcher er den Text: „Simson, Philister über dir!" voranstellte. Das wurde dann unter der akademischen Jugend zum Stichwort und binnen kurzem waren Philisterthum und Bürgerthum in der Studentensprache gleichbedeutende Worte.

14) Wie z. B. in gar nicht übler Weise in der folgenden Strophe eines Soldatenliedes:

„Die Fürsten in der Schlacht
Sind unsre Professores.
Wir geben Tag und Nacht
Ab wackre Auditores.
Mars ist Magnifikus,
Allwo sein Stab regieret,
Den Purpurmantel führet,
Der alles schlichten muß."

15) Wie aufrichtig und stark der Glaube an die Zauberkräfte der Erdmännchen war, mit welchen die Nachrichter einen einträglichen Handel trieben, mag nachstehender Brief eines leipziger Bürgers an seinen Bruder in Riga aus dem Jahre 1575 beweisen (Scheible's „Kloster", Bd. 6, S. 180): „Brüderliche Liebe und Treue und sonst alles gutes bevor, lieber Bruder. Ich habe dein Schreiben überkommen und zum Theile genug wohl verstahn, wie daß du lieber Bruder an deinem Hufe oder Hove schaden gelitten hast, daß deine rinder, schweine, Kühe, pferde, Schaafe alles absterben, dein wein und Bier versäure im Keller, und deine Nahrung ganz und gar zuruckgeht, und du ob dem allem mit deiner Hausfrauen in großer zwietracht lebest, welches

mir von deinetwegen ein groß Herzeleid ist zu hören. So hab ich mich nu von deinetwegen höchlich bemühet und bin zu den Leuten gangen, die solcher dingk Verstand haben, hab rath von deinetwegen bei ihnen suchen wöllen und hab sie auch darneben gefraget, woher du solches Unglück haben müsstest. Da haben sie geantwortet, du hättest solches Unglück nicht von Gott, sondern von bösen Leuten, und dir könne nicht geholfen werden, du hättest denn ein Alrunifen oder Ertmänneken, und wenn du solches in deinem Haus oder Hove hättest, so würde es sich mit dir wohl bald anders schiken. So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet und bin zu den Leuten gangen die solches gehabt haben, als bey unserm Scharfrichter und habe ihm dafür geben als nemlich mit 64 Thaler und des Budels knecht ein Drinkgeld. Solches soll dir nu aus liebe und Treue geschenket seyn. Und so solltu es lernen wie ich dir schreibe in diesem Brieve. Wenn du den Erdmann in deinen Hause oder Hove überkömmest, so laß es drey Tage ruhen ehr du darzu gehest, nach den drei Tagen so hebe es uff und bade es in warmen Wasser, mit dem bade soltu besprengen dein Vieh und die sullen deines Hauses, da du und die deinen übergehen, so wird es sich mit dir wol bald anders schiken und du wirst wol wiederum zu dem deinen kommen, wenn du dieses Ertmänneken wirst zu rate halten, und du solt es alle Jahr viermal baden, und so oft du es badest, so solt du es wiederum in sein Seiden kleidt winden und legen es bei deinen besten kleidtern die du hast so darffstu Ihme nicht mehr thun. Das Bad darinn du es badest ist auch sonderlich gut, wann eine Frau in kindsnöthen ist und nit geberen kann, daß sie ein löffel voll davon trinket, so bärt sie mit Freuden und Dankbarkeit, und wann du für richt oder Rath zu thun hast so steke den Ertmann bei dir unter rechten Arm so bekömmstu eine gerechte Sach, sie sey recht oder unrecht. Hiemit Gott befohlen. Datum Leipzig Sonntag vor Fastnacht 1575. Hans N."

16) Eine solche Stimme erhebt sich in einem 1593 zu Basel gedruckten Büchlein, welches, wenn ich nicht irre, bisher von keinem Bearbeiter des Hexenwesens beachtet wurde. Es führt den Titel: „Christlich Bedencken vnnd erinnerung von Zauberey. Beschrieben durch Augustin Lerheimer". Der Autor sagt S. 146 über den im Text berührten Gegenstand: „Dermassen werden die Hexen in ihrem Sinn betrogen in Bulschafft mit dem Sathan. Ist kein natürlich Werck noch wahrer natürlicher lust dabey wie sie selbs bekennen, es sey ihnen nicht alß wann sie bei Männern ligen vnd sey der Saame unlieblich vnd kalt. Denn was kan ein Geist vnd ein Leib mit einander schaffen, deren Natur vnd Eigenschaft so gantz vnd gar vngleich seind, sich keineswegs zu solchem Werck zusammen schicken vnd reimen. Vnd daß es zu mehrmahlen eine Fantasey, vnd eine Eynbildung sey, zeigen die Hexen damit an, daß sie bekennen, sie seynd vom Geist beschlaffen, da sie bey ihrem Mann im Bette gelegen, vnd er habs nicht empfunden." In recht krassgläubiger Weise stellt sich der Wahn der teufelischen Buhlschaft in folgender Historie dar, welche der zeitgenössische protestantische Theolog Anhorn aus Del Rio's Disquisitiones magicae „anzeucht" und die also lautet: „Der Teuffel hat durch unterschiedliche Erscheinungen in Gestalt eines Liecht-Engels eine Jungfraw sehr stolz vnd hochmüthig gemacht vnd sie beredt, sie sey an Heiligkeit der H. hochgelobten Jungfrawen Mariä gleich vnd mangle jhr nichts weiters als daß sie eine reine Jungfraw bleibe vnd doch auch schwanger werde vnd gebäre: nach welchem sie sehr verlangt. Laßt sich deßwegen einstmahls bei der Verrichtung ihres Gottesdienstes bedunken, sie höre ein Stimm zu jhr also sagen: Sey getrost du meine Geliebte, du hast von Gott erbetten was du begehrst hast, du solt fruchtbar werden und doch das Lob deiner Keuschheit behalten. Sey getrost,

du bist vom Himmel geschwängert worden. Auf welches sie sich mit dem Teufel vermischt, der sich jhro für einen Engel des Liechts angegeben. Als sie nacher Hauß kommen, fühlet sie, daß jhr Bauch anfange geschwellen, vnd da die zeit vorhanden seyn vermeynet, daß sie gebären solte, gehet sie zu einem frommen, klugen, jhro wolbekandten ehrlichen Burger, erzehlet jhme alle Sach vnd bittet jhn, jhro zu bewilligen, daß sie in einem sonderbaren eigenen Gemach seines Haußes heymlich vnd in stille gebären möchte. Der gute ehrliche Mann stellte zwar dieser Tochter Erzellung von den gehabten Offenbarungen keinen Glauben zu, wolte aber jedoch jhro seine Herberg nicht gern versagen. Nimt sie deßwegen in seine Behausung auf vnd bestellet jhro eine getrewe Webe-Muter. Die vermeinte schwangere Jungfraw fieng an von den Geburtsschmerzen peinlich geplagt zu werden und gebar endtlich, anstatt einer menschlichen Leibesfrucht, eine große Mänge erschröcklicher, wüster haarichter Würmer, welche so gräßlich anzusehen gewesen, daß männiglich dafür erschrocken, vnd so grewlichen Gestank von sich gegeben, daß die Anwesenden kaum mehr Athem holen mögen. Also hat daß elende, hoffärtige Jungfräwlein sich endtlich vmb seiner Hoffart willen von dem läidigen Teuffel geblendet vnd betrogen befunden."

17) Der ehrliche Hauber (um 1737 schaumburgisch-lippe'scher Superintendent) sagt über den Hexenhammer: „Alles, was man von einem Inquisitore der Ketzerey und von den damaligen Zeiten, da das Reich der Finsterniß und Bosheit auf das höchste gestiegen war, sich nur vorstellen kann, das findet sich in diesem Buche mit einander verbunden: Bosheit, Tumbeit, Unbarmherzigkeit, Heucheley, Arglistigkeit, Unreinigkeit, Fabelhaftigkeit, leeres Geschwätze." Er setzt bei, der Autor schreibe „mehr wie ein Henker als wie ein Geistlicher" und in Hinsicht auf seine Unflätbigkeit „wie ein Kerl, der etliche bordels ausgehuret hat".

18) Folgende protokollarische Darstellung der Folterung einer Frau vom Jahr 1631 mag dem Leser zeigen, daß meine Schilderung der Gräuel des Hexenprocesses eher eine gemilderte als übertriebene ist. „1) Der Scharfrichter hat der Delinquentin die Hände gebunden und auch auf die Leiter gezogen, hierauf angefangen sie zu schrauben und auf alle Puncta so geschraubet, daß ihr das Herz im Leibe zerbrechen mögen, und sey keine Barmherzigkeit da gewesen. 2) Und ob sie gleich bei solcher Marter nichts bekennet, habe man doch ohne rechtliches Erkenntniß die Tortur wiederholet und der Scharfrichter ihr, da sie schwangeres Leibes gewesen, die Hände gebunden, ihr die Haare abgeschnitten und auf die Leiter gesetzt, Branntwein auf den Kopf gegossen und die Kolbe vollends wollen abbrennen. 3) Ihr Schwefelfedern unter die Arme und an den Hals gebrannt. 4) Sie hinten hinauf rückwärts mit den Händen an die Decke gezogen. 5) Welches hinauf- und niederziehen vier ganze Stunden gewährt, bis sie (die Richter) zum Morgenbrote gegangen. 6) Als sie wiedergekommen, der Meister (Henker) sie mit den Händen und Füßen auf den Rücken zusammengebunden. 7) Ihr Branntwein auf den Rücken gegossen und angezündet. 8) Darnach eben viele Gewichte ihr auf den Rücken geleget und in die Höhe gezogen. 9) Nach diesem sie wieder auf die Leiter geleget. 10) Ihr ein ungehöffelt Brett mit Stacheln unter den Rücken geleget und mit den Händen bis an die Decke aufgezogen. 11) Ferner hat der Meister ihr die Füße zusammengebunden, eine Klafterstütze, 50 Pfund schwer, unten an die Füße niederwärts gehangen, daß sie nicht anders gemeinet, sie würde bleiben und das Herz ersticken. 12) Bei diesem ist es nicht blieben, sondern der Meister ihr die Füße wieder aufgemacht und die Beine geschraubet, daß ihr das Blut zu den Zehen herausgegangen. 13) Bei diesem ist es auch

nicht geblieben, sondern sie ist zum andernmal auf alle Punkte geschraubt worden. 14) Der (Henker) von Dreißigacker hat die dritte Marter mit ihr angefangen, welcher sie erstlich auf die Bank gesetzet. Als sie das Hembe angezogen, hat er zu ihr gesaget: ich nehme dich nicht an auf ein oder zween, auf drei, auch nicht auf acht Tage, auf vier Wochen, auf ein halb oder ganz Jahr, so lange du lebest, so lange du es doch nicht getreiben kannst, und wenn du meinest, daß du nicht bekennen willst, daß du sollst zu Tode gemartert werden, so sollst du doch verbrannt werden. 15) Hat sie sein Eidam mit den Händen aufgezogen, daß sie nicht athmen können. 16) Und der von Dreißigacker sie mit der Karbatschen um die Lenden gehauen. 17) Darnach sie in den Schraubstock gesetzet, darinnen sie sechs Stunden gesessen und 18) mit der Karbatschen jämmerlich zerhauen worden; bei diesem es den ersten Tag verblieben. 19) Den andern Tag, als sie wiedergekommen, ist die vierte Marter mit ihr fürgenommen worden und sie auf etliche Punkte geschraubet und sechs Stunden darin gesessen." — Meines erachtens können derartige Dokumente den Lobpreisern der „guten alten frommen Zeit" nicht oft genug vor Augen gehalten werden.

19) „Die den 21. Juni 1749 früh zwischen 8 und 9 Uhr vorgegangene Exekution der wegen ausgeübter Hexerei zum Schwerd und Feuer verdammten Maria Renata aus dem Kloster zu Unterzell.

Nachdeme am Tag der gegen Mariam Renatam vorzunehmen seyenden Exekution eine hochfürstl. weltliche Regierungs-Comission aus besonderen Absichten auf das Schloß Marienberg abgegangen ware, und bey derselben Ankunft in Erfahrung gebracht hatte, daß besagte Renata ganz wohl zum Todt bereitet seye, und kurz zu vor, nachdeme sie sich mit einer nach ihrem eigenen Gefallen angeordneten Wein-Suppe gelabet hatte, das Lied: „Wann wird doch mein Jesus kommen" selbsten angestimmt und gesungen, auch hernach sehnlichst verlangt, es möchten nicht nur der P. Maurus O. S. Benedicti ad Scotos als ihr Beichtvater und P. Gaar S. J. als Galgen Pater, sondern auch P. Staudinger dermaliger Minister; P. Voit und P. Wiedenhoffer sämmtl. Jesuiten, sondern P. Guardian und Pater Lector deren P. P. Capucinern sie Renatam bis zu dem Richtplatz (welcher ware in der mittleren Bastey gegen Höchberg zu) zu dem Ende begleiten, damit der höllische Feind in der letzteren Stund ihres Lebens kein Gewalt über sie haben möchte. Nachdem nun die Stund angekommen, daß gegen ihr das Endurtheil sollte vollzogen werden, hat man ihr angedeutet, daß aus ihrer Kustodie sie fortgehen sollte, und wurde bey ihrem Eintritt in den großen Saal ihr vom hochfürstl. Malefiz-Secretario in Beyseyn des hochfürstl. Hofschultheisens und zwei Stadtgerichts-Schöpfen und Assessorn das Enturtheil abgelesen, beynebens, weilen sie Renata wegen 69 bis 70 jährigen Alters zu gehen ohnvermögend ware, von 2 Nachtarbeitern in einem hierzu verfertigten hölzernen Stuhl zum Richtplatz getragen, welche ein Commando Soldaten begleitet hatte. Während diesem hat P. Gaar jedesmalen seine geistlichen Gebeter vorgebethet, und es hatten nicht nur sämmtl. P. P., sondern auch die Renata selbsten inbrünstig nachgebethet, und in allem eine vollkommene Gelassenheit bezeigt, dergestalten, daß wann nicht wegen ihrer selbstigen Einbekanntnus und des alltäglichen Augenscheins deren Besessenen ihrer getriebenen Hexerey überzeugt sey, mann hätte glauben sollen, daß solche angebliche Bosheiten nicht könnten geschehen seyn. Als nun Renata an das Ort, wo sie mit dem Schwerd ist hingerichtet worden, gekommen ware, hat sie ihr Gebeth eifrig fortgesetzt, und dem Scharpfrichter, so bey ihr gewöhnlichermassen eine deprecation abgelegt, ganz bescheiden abgefertigt, sodann sich mit Gott durch eine reumüthige Beicht nochmalen versöhnet, auch nach geendigter

Beicht die heilige 5 Wunden an dem Cruzifix geküsset, und die Absolution von besagtem P. Mauro empfangen, nicht minder eine öffentliche Reu und Leid erwecket, auch die Glaubensbekanntnis mit heller Stimme abgelegt, endlichen sich von ihrem Tragstuhl aufgemacht, und mit vieler Behändigkeit sich auf den Scharpfrichters Stuhl niedergesetzt, worauf der Scharpfrichter und dessen Gehülfe sie theils an Händen und theils an den Stuhl angebunden hatten. Die Kleidung Renatas bestunden in einem braunen und schwarz gedupften kottonenen Contouchel, einem langen Rock, weißen Nonnenschürz mit einem großen Büßtücher, weißes und breit ausgelegtes Halstuch, unten eine weiße Nonnen- und oben eine schwarztaffente Matrazen Hauben, in Summa: nach dem Sprichwort: eine alte und arme Wetter Hex. Da nun sie Renata so gebundener auf dem Stuhl gesessen, hat der Scharpfrichter mit Gehülf ihr Renata die beiden Hauben vom Kopf genommen, und als ein Spolium in seinen Schubsack gestecket, hernach ihr den Hals entblößet, und eine schwarze Haube aufgesetzt, wo mittler Zeit der Kitzinger Scharpfrichter das Schwerd entblößt, und mit einer so ausnehmenden Geschicklichkeit den Kopf abgehauen, daß alle umstehende das vollkommenste Vergnügen über diesen so glücklichen Vollzug haben verspühren lassen. Man hat während dieser Exekution observiret, daß sich oben in der Luft, so lang nämlich solche Exekution angedauert, ein Vogels Geier aufgehalten habe, sogleich aber hernach verschwunden sey. Was aber solches bedeutet, wird derjenige wissen, welchen Renata als ihren Richter nach ihrem Todt hat sehen müssen. Man hatte hierauf ihren Körper nach dem Platz, wo vorhin auch Hexen verbrennt worden, und von dem Wald gegen Büttelbrunn zu liegt, wo auch ein großer Scheiterhauf aufgerichtet war, durch besagte Nachtarbeiter tragen, ihren Kopf auf einer Stangen gegen das Kloster Zell zu aufstecken, und den übrigen Leichnam auf den Scheiterhaufen werfen lassen, ehe aber das Feuer angezündet worden, hatte mehr gedachter P. Gaar auf Befehl Sr. hochfürstl. Gnaden eine Anrede in Ansehung dieses Lasters sonderheitlich ratione complicitatis an die Anwesenden bei einer halben Stunde abgehalten, wohernach sothaner Scheiterhauf auf vier Ecken angesteckt, und mit dem Feuer bis Abends um 6 Uhr angehalten worden ist. Es kommt indessen zu remarquiren, daß in dieser nämlichen Stund, als Renata hingerichtet worden, die besessenen Klosterfrauen ganz ruhig sich betragen, und mit einer noch nie verspürten Gelassenheit den heil. Rosen-Kranz in choro abgebethen haben, und obwohlen die böse Geister durch diese Klosterfrauen in den letztern 3 Tägen mit vielem Frohlocken sich haben vernehmen lassen, daß inner 16 Stunden die Renata bey ihnen in ihrem Reich seyn werde, so spürt man gleichwohlen nach dieser Exekution an ihnen keine Freude mehr, sondern vielmehr eine Traurigkeit, und man hofft demnächst, diese Chorfrauen von dieser Hexerei völlig befreyt zu sehen. Uebrigens zweifelt man nicht, es werde Renata in Ansehung der kräftigsten Fürbitt Maria von Steinbach, welche Renata Zeit ihres klösterlichen Aufenthalts verehret, und einsmal zu derselben klagend gesagt haben solle „Maria, du weißt in was für einem elenden Stand ich stecke, und dessentwillen mir nicht zu helfen wisse," ein glückliches Sterbstündlein erhalten haben, wie sie dann auch dem P. Voit S. J. eröffnet, und mit einem steifen Vertrauen gesagt haben solle: „Sie sehe für gewiß, wie Maria ihre Arme ausstrecke, und Sie große Sünderin zu Gnad aufnehmen wolle.".—

Was mich anbelangt, der solches geschrieben, und als ein Deputirter sothaner Exekution hat beiwohnen müssen, wünsche ich derselben von Herzen eine ewige Ruhe und eine glückliche Auferstehung."

20) Ich habe diesen Hexenproceß, den letzten, welcher den Boden eines Landes deutscher Zunge schändete, einer aktenmäßigen Darstellung unterzogen

in meinen „Studien", Bd. III, S. 257—296. Auch in der Gesammtausgabe meiner Essays („Menschliche Tragikomödie"), Bd. II, S. 197 fg. gedruckt.

21) Unter Fischarts Satiren sind besonders auszuzeichnen: die höchst burleske „Flöh-Haz", ferner „das podagrammische Trostbüchlein", welches die „gliederkrämpfige Fußkitzlerin" verherrlicht, die zum Gefolge hat „ein Gezött von Bisamstinckigen Frawenzimmer", als da sind „Methe von Trunckenhaid vnd Acratia von Vnmässingen, Polyphagia von Fraßhausen und Schleckspitzen, Misaponia von Faulgenglingen, Schlaffhulda von Federhaussen, Woluftas von Wollusthausen, Lusthuria, Hirtzstoltzin, Sorgenon, Schmähloch, Kitzeltrut, Pfulmenkeck, Gailrich"; ferner „der Barfüßer Sekten und Kuttenstreit", „der Bienenkorb des heyligen römischen Immenschwarms" und „das vierhörnige Jesuwiderhütlein", gerichtet gegen den Orden des „Ignazio Lugiovoll". Wie ernsthaft schön Fischart dichten konnte, wenn er wollte, beweist sein „Glückhaftes Schiff", eine der besten poetischen Erzählungen unserer Sprache. Sein Hauptwerk ist übrigens der dem Rabelais nachgedichtete satirische Heldenroman, „die Geschichtsklitterung", ein wahres Manifest des gesunden Menschenverstandes. Der Titel dieses Buches kann und mag eine Vorstellung von Fischarts Stil geben. „Affentheuerlich Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rhaten der vor kurtzen langen vnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua vnd deß Eiteldurstigen Durchdurstlechtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Vtopien, Jederwelt Nullatenenten vnd Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien, Fäumlappen, Dipsolder, Dürstling vnd dudischen Inseln; auch Großfürsten im Finsterhall vnd Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt uff Nichelburg vnd Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Nirgendheim. Etwan von Frantz Rabelais Frantzösisch entworfen: nun aber vberschröcklich lustig in einen Teutschen Model vergossen vnd ungefährlich oben hin, wie man den Grindigen laußt, in vnser Mutter Lallen vber drunder gesetzt. Auch zu diesen Truck wider uff den Amboß gebracht vnd dermassen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnus deutungen verposselt, verschmidt und verdängelt, daß nichts das Eysen Nisi dran mangelt. Durch Huldrich Elloposkleron. Gedruckt zu Grenflug im Gänsserich 1594."

22) Manuels im Jahre 1522 aufgeführten Tendenzstücke ziehen die ganze politisch-religiöse Situation jener Zeit in den Kreis ihrer kühnen Satire. In dem einen derselben erscheint Christus, auf dem Haupte die Dornenkrone, um ihn im Kreise seine Jünger und als Gefolge eine Schar von Armen, Blinden und Lahmen, ihm aber gegenüber der Papst auf prächtigem Roß, in blankem Harnisch, gefolgt von einer großen Kriegerbande zu Pferd und zu Fuß mit allem „Zubehör von Fahnen und Trompeten, Posaunen, Trommeln, Pfeifen, Karthaunen, Huren und Buben, reich und hochprächtig, als wäre er der türkische Kaiser." In dem andern treten eine Menge der verschiedenartigsten Personen auf, deren Reden die damalige Sachlage und Stimmung ganz vortrefflich wiedergeben. Der Prior Nelling z. B. klagt, das Volk wolle sich durch die geistlichen Kniffe sein Geld nicht mehr aus der Tasche stibitzen lassen:

„Herr Abt, der Teufel ist im Spiel,
Das man uns nit meh opfern will.
Ich sag auf den kanzeln was ich will
Vom Fegfeuer oder von der Höll
Und lüg, daß mir der Schweiß ausgat,
Wie das im Arnold geschrieben stat,
Es ist verloren, sie geben nüt drum;
Wo ich im wirthshaus zu ihnen kumm,

So heben sie an zu arguiren.
Will ich dann mit ihnen disputiren,
Das so unsern Nutz antrifft,
So sprechens: erzeigs mit geschrift
Und namlich die recht biblisch sei
Und nit mit Römischer büberei.
Sprech ich, es müß Römischer ablaß sein,
So spricht der bauer, er sch . . . . drein;
So sprech ich denn: Bauer, du bist jetzt im bann,
So spricht der bauer: ich wüschti den Arß dran
An Römischen ablaß und dann allbed,
Ich mein das der Teufel aus ihm redt . . ."

Der Vikar Fabler wirft die ganze Schuld der reformatorischen Bewegung auf die Buchdruckerkunst:

„Die Drucker han sie all vergift,
Sie han das Evangelium gefressen
Und sin jetzt mit Paulo besessen.
Die Bibel han sie gar durchsucht,
Sie sind verwegen und verrucht."

Der Kaplan Nüßblust thut sich auch gegen die Neuerung auf und meint, es sei recht dumm, den Cölibat anzugreifen; denn:

„So haben wir alle Tag eine neue,
Auf daß, so bald es uns gereue,
Daß eine wird ungschaffen alt
Oder uns sonst nit mehr gfallt,
So schicken wir sie aus dem haus.
Die freyheit wäre dann gar aus,
Wo wir müßten Ehweiber han,
So müßten wir gebunden stan."

Dagegen bemerkt die „Seelenkuh" Lucia Schnebeli, daß der Cölibat auch seine Inkonvenienzen habe:

„Der Papst wär mir wohl ein rechter man,
Aber der Bischof wil ein Hut uff han,
Dem muß mein Herr jetzt alle jahr
Legen vier gut Rheinisch Gulden dar,
Darum datz wir bey einander sind.
Wenn ich denn ouch mach ein kind,
So hat er wieder seinen Nutz davon —
Vor bin ich lang im frawenhaus gesin
Zu Straßburg danieden an dem Rhin,
Doch gewann mein hurenwirth nit so viel
An uns allen, das ich glauben will,
Als ich dem Bischof hab müssen geben . . ."

23) Die „Prosodia germanica oder das Buch von der teutschen Poeterey" beginnt so recht im theologischen Geiste der Zeit seiner Entstehung mit den Worten: „Die Poeterey ist anfangs nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie und Unterricht von Göttlichen Sachen. Dann weil die erste und rawe Welt gröber und ungeschlachter war, als daß sie hätten die Lehren von der Weisheit und Himmelischen Dingen recht fassen und verstehen können, so

haben weise Männer, was sie zur Erbawung der Gottesfurcht, guter Sitten und Wandels erfunden, in Reime und Fabeln, welche insonderheit der gemeine Pöfel zu hören geneiget ist, verstecken und verbergen müssen." Von der Aesthetik des Buches mögen folgende Sätze einige Vorstellungen geben. „Die Tragödie ist an der Majestät dem Heroischen Gedichte gemäße, ohne daß sie selten leidet, daß man geringen Standes Personen und schlechte Sachen einführe: weil sie nur von Königen und Königlichen Willen, Todtschlägen, Verzweiffelungen, Kinder und Vättermorden, Brande, Blutschanden, Kriegen und Auffruhr, Klagen, Seuffzen, Heulen und dergleichen handelt. Die Komödie bestehet in schlechtem Wesen und Personen, redet von Hochzeiten, Gastgebotten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmräthigen Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten verlauffen."

24) Die leidenschaftliche Sprache der gryph'schen Tragik schlägt vielfach geradezu in's lächerliche um. Was man damals erhaben und schön fand, können schon folgende Tiraden zeigen:

„Du schwefelichte Brunst der donnerhafften Flammen,
Schlag los, schlag über sie, schlag über uns zusammen!
Brich Abgrund, brich entzwei und schlucke, kann es sein,
Du Kluft der Ewigkeit, uns und die Mörder ein! . . . .

Die donnerschwangren Wolken brechen
Und sprützen um und um zertheilte Blitzen aus!
Ich komme Tod und Mord zu rächen!
Und zieh dieß Schwerdt auf euch ihr Henker und eur Haus!
Komm Schwerdt, komm Bürgerkrieg, komm Flamme,
Kommt, weil ich Albion verdamme.
Ihr Seuchen spannt die schnellen Bogen!
Komm, komm geschwinder Tod! nimm Aller Gräntzen ein!
Der Hunger ist vorangezogen
Und wird an Seelen statt an dürren Gliedern sein.
Komm Zwytracht, hetze Schwerdt an Schwerdter!
Komm Furcht, besetz all End und Oerter!
Komm Eigenmord, mit Strang und Stahl!
Komm Angst, mit allzeit neuer Qual!
Ich schwöre noch einmal bei aller Printzen König
Und der entseelten Leich, daß Albion zu wenig,
Zu dämpffen meine Gluth, daß Albion ersäufft,
Wo es sich reuend nicht in Thränen ganz verläufft!"

25) Wie sie es machten und trieben, illustrirt der nachstehende —

Komödienzettel von 1650.

(Das Original befindet sich auf der Rathhausbibliothek zu Nürnberg.)

Zu wissen sei jedermann, daß allhier eine ganz newe Compagny Comödianten so niemals zuvor hier zu Lande gesehen, mit einem sehr lustigen Pickelhering, welche täglich agiren werden schöne Comödien, schöne Tragödien, Pastorellen i. e. Scheffereien, und Historien, vermengt mit lieblichen und lustigen Interludien und zwar hewt Mohntags werden sie agiren

das Fried wünschende und mit Fried beseligte Teutschland.

Eine sehr herrliche Mahlerey von dem gloriosen Herrn Johanne Bistenio gesetzt und zum erstenmal in Hamburg, dem Autor zu großen Ehren und den Spectatoribus zu großer Ergetzlichkeit auf dem Schawplatz präsentiret. Sie hält in sich verblümter Weise den gantzen teutschen Krieg. Ist hier von keinen Comediantibus zuvor gesehen. Nach der Comedia soll präsentirt werden ein schön Pallet und ein lächerliches Possenspiel, die venerirten Amatores solcher Schauspiele wollen sich nach Mittags Glocke 2 einstellen im Fechthaoß, allda umb die bestimmte Zeit praecise soll angefangen werden.

P. S. Mittwochs den 21. Aprillis werden sie präsentiren eine sehr lustige Comoedy titulirt:

Die Liebessüssigkeit verendert sich in Todesbitterkeit.

Mit tiefster Devotion,

Nürnberg d. 19. Aprillis 1650 — Casparus Schönhüttius. Principal.

26) In welchem Ton die Hannswurstkomödie sich bewegte, möge folgende Hannswurstarie (Devrient I, 449) andeuten, die noch zu den saubersten und züchtigsten gehört:

„Potz Gift! es macht der Zorn
Am ganzen Leib mich schwitzen,
Ich stink von hinten und von vorn
Nach Donnern und nach Blitzen;
Es fangt der Grimm in mir
Wie Feuer an zu glosen,
Die Gluth bricht aus den Hosen
Zu meinem eignen Graus mit Knall und Schall herfür.

Wart, schmirkelnder Skapin,
Ich werde dich kristiren
Und dir mit Terpentin
Den breiten Hintern schmieren.
Du wackelnd dickes Aaß,
Ich werde dich kuranzen,
Ich drück' dich wie ein Wanzen
Und stech' dir gar ein Loch in dein vier-Eimerfaß.

Sollst du, Nußbeißer, mich
Um meinen Schatz bemausen?
Wart, Pluntzen, ich will dich
Dafür mit Kolben lausen.
Ich schmeiß dich braun und blau,
Du razza maledetta,
Ja wenn ichs Gwehr da hätte,
So spießt' ich dich sogar wie eine wilde Sau."

27) Klopstock hat die deutsche Sprache bekanntlich in einer seiner schönsten Oden gefeiert. Ich meine aber im Text insbesondere sein Epigramm: —

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich."

Zum dritten Buch.

1) Das Wort „Rokoko" ist freilich, wenigstens dem „Rheinischen Antiquarius" zufolge, jüngeren Ursprungs. Herr von Stramberg erzählt nämlich die Entstehung desselben folgendermaßen: „In heiterer Laune nach dem Diner erkundigten sich ein französischer Prinz und andere Emigrirte in Koblenz auf der Straße nach einem Händler mit alten Möbeln und Kleidern. Ein guter Deutscher suchte in seiner Muttersprache ihnen verständlich zu machen, daß ein Rock vor dessen Laden hänge. Oui, oui, roc, rococo! rief der Prinz lachend. Während der Restauration wurde es an der königlichen Tafel erzählt und als Einfall eines Prinzen natürlich geistreich gefunden."

2) „Es glänzt der Tulpenflor, durchschnitten von Alleen,
Wo zwischen Taxus still die weißen Statuen stehen,
Mit goldnen Kugeln spielt die Wasserkunst im Becken,
Im Laube lauert Sphinx, anmuthig zu erschrecken.

Die schöne Chloe heut spazieret in dem Garten,
Zur Seit ein Kavalier, ihr höflich aufzuwarten,
Und hinter ihnen leis Kupido kommt gezogen,
Bald duckend sich im Grün, bald zielend mit dem Bogen.

Es neigt der Kavalier sich in galantem Kosen,
Mit ihrem Fächer schlägt sie manchmal nach dem Losen.
Es rauscht der taftne Rock, es blitzen seine Schnallen,
Dazwischen hört man oft ein art'ges Lachen schallen.

Jetzt aber hebt vom Schloß, da sich's im West will röthen,
Die Thurmuhr schmachtend an ein Menuett zu flöten;
Die Laube ist so still, er wirft sein Tuch zur Erde
Und stürzet auf ein Knie mit zärtlicher Gebärde.

„Wie wird mir, ach, ach, ach, es fängt schon an zu dunkeln" —
So angenehmer nur seh' ich zwei Sterne funkeln —
„Verwegner Kavalier!" — Ha, Chloe, darf ich hoffen?
Da schießt Kupido los und hat sie gut getroffen."

3) Als Probe des Stils von Maria Theresia stehe hier ihr berühmtes Handbillet an den Fürsten Kaunitz, womit sie im Jahre 1772 ihre Unterzeichnung des Theilungstraktats von Polen begleitete. „Als alle Meine Länder

angefochten wurden" — (nach dem Tode ihres Vaters, Karl's VI.) — „und gar nit wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß so zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt vor ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pollen oder von der Moldau und Wallachey unnser ehr und reputation in die schanz schlagen? Ich merk woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum laß ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

4) Als die Prediger nach Friedrichs Thronbesteigung baten, man möchte ihnen ihr Deputatgetreide, welches Friedrich Wilhelm I. in Geld fixirt hatte, wieder in natura verabfolgen lassen, reskribirte Friedrich: „Nein es Mus bei des Seligen Königs verfaßungen bleiben, wenn auch 100 priesters heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wider Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber Prister leben von das Himlische Manna was von da oben Kömt und ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodt-Korn gekrigt und ist im Neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden." Als der potsdamer Hofprediger Cochius 1771 um eine bessere Stelle bat, schrieb der König zurück: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dißer Welt. So müssen die prediger auch denken, dann predigen Sie Nach Ihren Thodt im Duhm von Neuen Jerusalem". Im Jahre 1745 bat die Pietistenpartei, welche die Universität Halle beherrschte, um Abschaffung der Komödianten daselbst, weil sich die Studenten im Theater geprügelt hätten. Der König schrieb auf den Rand der Eingabe: „Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran, sie Sollen Spillen und Hr. Francke oder wie der Schurke heisset, Soll darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstellung eine öfentliche Reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist. Die Halischen Pfafen müsen kurz gehalten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und Mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Auctorität einräumen." Dem Generalmajor von Rothkirch, welcher 1779 um eine Stiftspräbende für eine seiner Töchter bat, gab Friedrich den Bescheid: „Es seynd dreißig bis vierzig anwartschaften auf jeder Stelle. Er sol hübsch Jungens Machen, die kan ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin." Auf die Bitte des Generalmajors von Bronikowski, die Heirat seiner Schwester mit dem Kornet von Zmiewsky zu gestatten, lautete die Resolution: „Nein, den Husaren müsen nicht durch die scheide, sondern durch den Säbel ihr glückh machen." Zu Friedrichs Schwächen gehörte seine unzweifelhafte Vorliebe für den Adel. Er wollte nur Adelige zu Officieren haben und mißbilligte im höchsten Grade die sogenannten Mißheirathen zwischen Edelleuten und Bürgermädchen. Dessenungeachtet trat er mitunter junkerlichen Anmaßungen mit Entschiedenheit entgegen und fertigte unbegründete Ansprüche des Adels oft mit den schneidendsten Ausdrücken ab. Als der Hofmarschall Graf Schulenburg für seinen Sohn, weil derselbe Graf sei, um eine Officiersstelle bat, schrieb der König zur Antwort: „Junge Grafen, die nichts lernen, seindt Ignoranten bei allen Landen, in England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf ein Schiff, um die Manoeuvres dieses dienstes zu lernen. Im Fal nun einmal ein wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden solte, so Mus er sich auf Titel und geburth nichts einbilden, den das seind nur narrenspossen, sondern es kömt nur allezeit auf sein Merite personnel an."

5) Unterm 13. Juli 1787 schrieb Joseph II. folgenden merkwürdigen, des Kaisers Verstand und Herz gleich ehrenden Brief an den Koadjutor von Dalberg. „Ich habe, mein lieber Baron, mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gerne nehm' ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gerne so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein.... Gleich Ihnen hab' ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte; ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen — hierin liegt der Stein der Weisen. Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, besonders der Untergebenen, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren und sie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterei machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eigenen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten und sich nothwendig zu machen, indem man Märchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht und wornach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären. In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei, muß ein Allen gemeinschaftliches Objekt vorhanden sein, aber das Wort Patriotismus, dessen man sich gegenwärtig so gemeinlich bedient, sollte ausschließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriken, Verbindungen bilden und Besorgnisse rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, alles unterwerfen möchte. Wenn unsere guten deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten; wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussomanie noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von andern erborgt: wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elenden Pedanten und Intrikanten sind."

6) Mit welchem Mißtrauen und Haß die Orthodoxie von Anfang an gegen den Pietismus auftrat, ist aus zahllosen Schriften jener Zeit zu ersehen. Wir wollen hier nur auf ein Karmen hinweisen, welches ein gräflich waldeck'scher Hofbeamter, Rauchbar auf Lengefeld, im Jahre 1710 gegen die Pietisten schleuderte. Es heißt darin: —

„Die Kirche Gottes ist mit tausend Noth umgeben,
Die Wölfe haben sich im Schafstall einquartiert,
Es will fast jedermann der Wahrheit widerstreben,
Durch falsche Prediger ist nun die Welt verführt.
Der Wiedertäufer List, der Quäker Träumereien,
Der Chiliasten Schwarm und Böhmens Schwindelgeist
Beginnt zu dieser Zeit sich wieder zu erneuen;
Der Pietisten Rott', so jetzt mit Macht einreißt,
Die ist's, die alle dies zur Welt auf's neu gebieret
Durch ihre Schleicherei und falsche Heiligkeit;
Die ist's, die Gottes Haus in tausend Unglück' führet
Und Belials Geschmeiß in Jonä Acker streut."

7) Dieser Laufpaß Schubarts, d. h. der herzogliche Erlaß an das Oberamt Ludwigsburg, ist ein sprechendes Beispiel von dem damaligen Kanzleistil, welchen, wie oben im Text erwähnt worden, Friedrich der Große „was verteufeltes“ nannte. Er lautet:

„Von Gottes Gnaden Karl, Herzog u. s. f. Unsern Gruß zuvor, Hochgelehrter, Ersamer, lieber Getreuer. Was gegen den Stadt Organisten Schubart bey Euch sowohl in puncto eines mit Barbara Streicherin aus Aalen begangenen Ehbruchs, als auch wegen einer zu Anfang dieses Jahres in das Publicum verbreiteten Scarteque vorgekommen, solches haben Wir Uns aus Euren an Unsere Herzogl. Regierung und Ehgericht in causa unterthänigst erstatteten Berichten des mehrern gehorsamst vortragen lassen. Obwolen nun besagter Schubart, so viel das adulterium mit der Streicherin betrifft, sein ableugnens ungeachtet, dermaßen gravirt ist, daß derselbe als tantum non convictus mit der helftigen adulterien Strafe zu belegen wäre: So Wollen Wir jedoch von deren Einzug bey ihm gnädigst abstrahiren; dagegen aber denselben bey seinen neuerlichen Vergehungen, und in Rücksicht seiner von jeher bezeugten schlechten Aufführung, seines Organisten Diensts nicht allein entsetzt, sondern auch verordnet haben, daß ihm um des in dem Publico in so mancherley Betracht gestiffteten Aergernisses willen das consilium abeundi gegeben werden solle. Und habt Ihr dahero dem Schubart hievon die Eröffnung zu thun, mit dem Bedeuten, sich aus Unseren Herzoglichen Landen hienächstens unfehlbar zu entfernen. An dem beschiehet Unser gnädigster Will und Meynung, und wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc.“

8) Göthe hat diese Situation in folgenden Scherzversen verewigt:

„Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch, des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes, der Prophet,
Mit Räthseln wohl versiegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Kubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereis't,
Hätt ein Stück Salmen aufgespeis't.
Vater Basedow unter dieser Zeit
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der andere sehr
Und wollte gar nicht hören mehr
Und sagt', es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt einen Hahnen aufgefressen.“

9) Laukhard theilt folgende Schilderung eines „honorigen" Burschen von damals in Versen mit, welche ein gewisser Held verfasst hatte und die beweisen, daß der deutsche Student in den 70ger und 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem „Renommisten" Zachariä's noch immer auf ein Haar glich. Man höre nur:

„Wer ist ein rechter Bursch! Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt (den Hieber auf dem Pflaster), brüllt und brauset,
Der die Philister schwänzt, die Professores prellt
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt;
Der stets im Karcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommiret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegiret.
Das ist ein firmer Bursch, und wer's nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht,
In's Saufhaus niemal kommt, nur in's Kollegium,
Was ist das für ein Kerl? Das ist ein Drastikum!"

10) Karl Friedrich Bahrdt, geb. 1741 zu Bischofswerda, gest. 1792 in Halle, ist einer der merkwürdigsten gelehrten Abenteurer des vorigen Jahrhunderts. Sein Hauptwerk waren „Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen," eine aufklärerisch paraphrasirende Uebersetzung des neuen Testaments. Spaßhaft ist es, zu hören, wie sich seine Gemeinde über Bahrdt äußerte, als er, von dem Grafen von Leiningen-Dachsburg als Superintendent nach Dürkheim a. d. Haardt berufen worden war. „He glebet mech kenen Gott," sagte der eine. „Ne," erwiderte der andere, „he glebet mech nur kenen Vater." „Ei nicht doch," meinte ein dritter, „er leegnet ja den Sohn." „Den Teubel gleebet er hal ich och nich," setzte ein vierter hinzu. Die Wahrheit ist, daß Bahrdt damals das Dogma der Dreieinigkeit, die Versöhnungstheorie, den Glauben an die übernatürliche Gnade, an die Erbsünde und an die Ewigkeit der Höllenstrafen aufgegeben hatte, den Glauben an unmittelbare Sendung Jesu aber und an die Göttlichkeit der Bibel noch festhielt.

11) Die Raumverhältnisse des vorliegenden Buches gestatten kein näheres eintreten auf die große literarische Revolution, welche sich vom Jahre 1750 an in Deutschland bewerkstelligte. Es sei mir daher gestattet, zu verweisen auf mein Werk „Schiller und seine Zeit", wo ich im 4. Kapitel des I. Buches die Sturm- und Drangperiode ausführlich dargestellt habe (Prachtausgabe, S. 112 fg., Volksausg. 4. Aufl. I, 111 f.); sowie auf mein Werk „Blücher, seine Zeit und sein Leben", wo ich im 1. Buch die Zeit des „aufgeklärten" Despotismus, im 2. Buch die Gesellschaft des Rokoko-Zeitalters und im 3. Buch (Kap. 1 und 2) die Reform- und Revolutionsliteratur einer quellenmäßigen Erörterung unterzog (Blücher, 2. Aufl. I, 12—60; 73 bis 139; 140—170). Manches, was in vorliegender Schrift nur angedeutet werden konnte, hat auch in meiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt" (3. Aufl. Buch III, Kap. 5, 6 und 7; Bd. II, S. 177—301) seine Ausführung gefunden.

12) Z. B. in dem gegen den Sachsenbesieger Karl gerichteten Bardenlied, wo Stolberg die Weser ansingt:

„Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,

Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Blut,
Der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen."

Ganz anders sprach sich das Freiheitsgefühl in Bürger aus. Man halte nur mit obigem Bombast sein Impromptü zusammen:

„So lang ein edler Biedermann
Mit einem Glied sein Brot verdienen kann,
So lange schäm' er sich, nach Gnadenbrot zu lungern!
Und thut ihm endlich keins mehr gut,
So hab' er Stolz genug und Muth,
Sich aus der Welt hinaus zu hungern."

13) „Ein edler Geist klebt nicht am Staube,
Er raget über Zeit und Stand;
Ihn engt nicht Volksgebrauch noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder:
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder;
Der Kelt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich e i n e n Gott."

14) Dieses deutsche Uebel fängt allmälig an sich zu verlieren, aber wie lange ist es denn her, daß unsere Bauern nur mit zittern und zagen eine Amtsstube, selbst die des subalternsten Beamten betraten? Der verrufenste Bureaukraten-Grobianismus herrschte in dem Schreiberparadies Altwirtemberg, in Baiern und in Oestreich. In letzterem Lande hatte der wackere Seume auf seinem Spaziergang nach Syrakus (1802) sein tragikomisches Passabenteuer, das wir ihn erzählen lassen wollen. Der Präsident der italischen Kanzlei zu Wien, welcher dem Reisenden seinen Paß visiren sollte, empfing ihn mit den Worten: „Währ üß Aehr?" So fragte er mich mit einem stierglotzenden Molochsgesicht in dem dicksten wiener Bratwurstdialekt. Ich ehre das Idiom jeder Provinz, so lange es das Organ der Humanität ist, und die braven Wiener mit ihrer Gutmüthigkeit haben mir nur selten das Gefühl regegemacht, daß ihre Aussprache etwas besser sein sollte. Ich that ein kurzes Stoßgebetchen an die heilige Humanität, daß sie mir hier etwas Geduld gäbe, und sagte meinen Namen, indem ich auf den Paß zeigte. „Wu will er hünn?" Steht im Passe: nach Italien. „Italien üß grohß." Vor der Hand nach Venedig und sodann weiter. „Släftr holtr sähr fuehl sulch llüederlichches Gesüendel harümmer." Nun Freund, was war hier zu thun? Dem Menschen zu antworten, wie er es verdiente? Er hätte leicht Mittel und Wege gefunden, mich wenigstens acht Tage aufzuhalten, wenn er mich nicht gar zurückgeschickt hätte; denn er war ja ein Stück von Minister. Ich suchte eine alte militärische Aufwallung mit Gewalt zu unterdrücken. „Wu wüll Aehr weiter hünn?" Vorzüglich nach Sicilien. Er glotzte von neuem und fragte: „Was wüll Aehr da machchen?" Ich will den Theokrit studiren. Weiß der Himmel, was er denken mochte; er sah mich an und sah auf den Paß und sah mich wieder an und schrieb sodann etwas auf den Paß, welches, wie ich nachher sah, der Befehl zur Ausfertigung eines andern war. „Abber Aehr dörf süchch nücht ünn Venedig uffhalten." Ich bin es nicht willens, antwortete ich mit dem ganzen Murrsinn der düsteren Laune, und bekomme hier auch nicht Lust dazu. Er beglotzte mich noch einmal, gab mir den Paß und ich ging."

15) „O, Kaiser, du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!
Und ein Gesetz und eine schöne Sprache
Und redliche Religion:
Vollende deines Stammes schönste Sache
Auf deines Rudolfs Thron,
Daß Deutschlands Söhne sich wie Brüder lieben
Und deutsche Sitt' und Wissenschaft,
Von Thronen, ach, so lange schon vertrieben,
Mit unsrer Väter Kraft
Zurückekehren, daß die holden Zeiten,
Die Friederich von ferne sieht
Und nicht beförderte, sich um dich breiten
Und sei'n dein ewig Lied."

16) Ich könnte Dutzende von solchen Aeußerungen anführen, beschränke mich aber, auf eine der merkwürdigsten hinzuweisen, auf eine Ode, welch im Aprilheft der „Berliner Monatsschrift" für 1783, man bemerke 1783, vorkommt. Diese Ode feiert den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner und schließt mit der Strophe:

„Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst und ein glücklicher Volksstaat grünest!"

17) In dem 1774 geschriebenen Idyll „Die Leibeigenen" läßt Voss einen derselben sprechen:

„Was? noch Treue verlangt der unbarmherzige Frohnherr?
Der mit Diensten des Rechts — sei Gott es geklagt — und der Willkür
Uns wie die Pferde quält und kaum wie die Pferde beköstigt?
Der, wenn darbend ein Mann für Weib und Kinderchen Brotkorn
Heischt vom belasteten Speicher, ihn erst mit dem Prügel bewillkommt,
Dann aus gestrichenem Maß einschüttet den kärglichen Vorschuß?
Der auch des bittersten Mangels Befriedigung, welche der Pfarrer
Selbst nicht Diebstahl nennt, in barbarischen Marterkammern
Züchtiget und an Geschrei und Angstgebärden sich kitzelt?
Der die Mädchen des Dorfs missbraucht und die Knaben wie Lastvieh
Auferzöge, wenn nicht sich erbarmeten Pfarrer und Küster,
Welche, gehasst vom Junker, Vernunft uns lehren und Rechtthun?
Nein, nicht Sünde fürwahr ist solcherlei Frohnes Versäumniß."

18) „Abenteuerliche" Schmeichelei ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man Gleim leiern hört:

„Von unsern deutschen Fürsten spricht
Selbst die Verleumdung böses nicht!
Sie sind, was unsre Weisen wollen,
Daß es die Fürsten sei'n, und wenn sie's noch nicht sind,
Nach Möglichkeit geschwind
Zu ihrem besten werden sollen.

An ihren Thronen steht kein Knecht!
Sie machen ihrem Fürstenstande
Bei Welt und Nachwelt keine Schande;
Der deutschen Menschen ist der deutschen Fürsten Recht!
Sie wollen alle keine Götter
Der Erde sein durch Macht und List;
Gesteht's, ihr Neider und ihr Spötter,
Daß dies die Wahrheit ist."

19) Die verbissene Wuth des deutschen Patriotismus jener Tage, den bis zur Grausamkeit gehenden Rachegrimm gibt Heinrich von Kleists Gedicht: „Germania an ihre Kinder" (1809) unübertrefflich wieder. Wir führen deßhalb einige Strophen an:

„Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Au'n,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oderthal bebau'n,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!
Chor. Horchet! Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, muth'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküsst,
In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!
Chor. Zu den Waffen, zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt in's Thal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher geh'n:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ocean.
Chor. So verlasst, voran den Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Ueber diese Franken her!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß!

Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Lasst, gestaut von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Gränze sein!
Chor. Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.".

20) Ich wüsste kein Dokument, das den religiös-politischen Sturmschritt der Völkerbewegung von 1813—14 charakteristischer hörbar werden ließe, als es das „Sturmlied" thut, welches der Romantiker Klemens Brentano seinem zwischen den Schlachten von Kulm und Leipzig gedichteten dramatischen Spiel „Viktoria und ihre Geschwister" einfügte.

„Auf, ihr Brüder! schließt die Glieder, stoßet nieder,
Wer nicht treu und fromm und bieder!
Dann kehrt uns die Freiheit wieder.
Allzusammen zu den Flammen wir verdammen,
Die nicht aus dem Heile stammen
Und der Freiheit Thor verrammen.
Seht die Preußen, seht die Reußen, die uns preisen,
Daß wir aus Tyranneneisen
Helfen stark die Völker reißen.
Freie Britten siegreich stritten, Schweden schritten
Stark auf ehrenfesten Tritten
Auch in dieses Kampfes Mitten.
Baierns Löwen sich erheben, Schwaben streben,
Alle an dem Kranz zu weben,
Den wir deutscher Freiheit geben.
Niederlanden, aus den Banden bald erstanden,
Blicken schon nach Hollands Stranden,
Ob orange Flaggen landen.
Spaniens Helden Sieg uns melden, alle Welten
An des Himmels Sternenzelten
Sich zum Siegsgestirn ausstellten.
Alle Sterne nah und ferne seh'n es gerne,
Daß der Hochmuth Demuth lerne
Und das Unheil sich entferne!
Wo wir kriegen, wo wir siegen, hochauffliegen
Die längst an den Fesseln biegen,
Deutsche, die sich nicht mehr schmiegen.
Lang am Bache ging der Drache, Rach' erwache!
Und den Krug zum Scherben mache,
Daß die ganze Welt auflache!
Siegen, sterben, Heil erwerben, fromme Erben
Sollen nicht durch uns verderben,
Schlagt den Teufelskrug in Scherben!
Nicht verwirret, wenn es klirret, wenn es schwirret,
Wenn sich eine Kugel irret
Und ein Held zur Erde klirret.

Donner hallen, Hörner schallen, Kugeln prallen,
Feinde rings in Scharen fallen,
Ringsum streckt der Tod die Krallen.
Brust an Rücken, aufwärts drücken, wild Entzücken!
Nicht in Todes Abgrund blicken!
Feindes Leichen bauen Brücken!
Nur nicht schwindeln vor den Kindeln, die auf Bündeln,
Dicht wie eines Sturmdachs Schindeln,
Liegen rings in Todeswindeln.
Immer weiter, hoch die Leiter, Gottes Streiter,
Wer gestürzt, der ist Gefreiter,
Wer gesieget, ist Hochzeiter!
Gott mein Retter! auf ich klettr', Kugelwetter
Von der Schanze niederschmetter'
Dieser Blutzeit falsche Götter!
Flamme wehet, Jammer flehet, nicht drein sehet,
Nieder sei der Feind gemähet,
Daß uns beff're Saat aufgehet!
Bajonnette, um die Wette, stoßt die Kette
Nieder an des Flusses Bette,
Daß kein Deutschlands Feind sich rette!
Trommel rase durch die Straße, wüthend grase
Bundesschwert, dem Tod zum Fraße,
Bis der Feind zum Rückzug blase!
Hand sich reichen, über Leichen aufwärtssteigen,
Lasst der Bundesfahnen Zeichen
Auf der deutschen Höh' hinstreichen!
Nun Hurrah, Recht geschah, Feind war da,
Wer ihm recht in's Auge sah,
Rufe frei: Viktoria!
Deo in excelsis gloria!"

21) Der berüchtigte Witt sagt in den „Fragmenten aus meinem Leben und meiner Zeit" (Anlage II), nirgends finde sich der Geist der Zeit so klar ausgesprochen, als in dem „Großen Lied", und fährt dann fort: „Schon Ende des Jahres 1818 unterhielten wir uns häufig über den Plan, einen positiven Bund auf Tod und Leben zu errichten und zu dem Ende von allen Seiten auf dem Westerwalde zusammenzukommen. In der Kirche eines uns angehörenden Pfarrers sollte dann das große Lied vorgetragen und das Bundesfest mit dem gemeinsam eingenommenen Abendmahl beschlossen werden." Die am meisten charakteristische Stelle des Gedichts lautet:

„Brüder, so kann's nicht gehn,
Lasst uns zusammen stehn,
Duldet's nicht mehr!
Freiheit, dein Baum fault ab,
Jeder am Bettelstab
Beißt bald in's Hungergrab —
Volk, in's Gewehr!

Brüder in Gold und Seid',
Brüder im Bauernkleid,
Reicht euch die Hand!

Allen ruft Deutschlands Noth,
Allen des Herrn Gebot,
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land!

Dann wird's, dann bleibt's nur gut,
Wenn du an Gut und Blut
Wagst Blut und Gut;
Wenn du Gewehr und Axt,
Schlachtbeil und Sense packst,
Zwingherrn den Kopf abhackst —
Brenn', alter Muth!"

Heine hat im 1. Bande seiner Reisebilder die burschenschaftliche Bewegung herb satirisirt. Immermann parodirte in seinen „Epigonen" die Ausdrucksweise der gedankenlos exaltirten unter den Burschenschaftern vortrefflich, indem er einen derselben sprechen ließ: „Die Zeit ist groß, wir müssen großes leisten, um vor ihr groß zu bestehen. Eingreifen müssen wir in ihre Räder, mit dem Strome schwimmen und die Dämme und Klippen zerbrechen, welche die Hölle ihm in den Weg thürmt. Jetzt sind wir daran, das Volk aufzuklären. Frisch, fromm, fröhlich, frei! das ist immer die Hauptsache. Auf einen Kopf oder ein paar krummgeschlossene Knochen kommt es dabei nicht an; mehr als todtmachen können sie uns nicht. Das Reich ist eingetheilt, es geht wieder in die zehn Kreise nach Homanns Karte; das war das sicherste. Morgen wird bestimmt, was aus den Fürsten werden soll, ob wir sie alle erstechen müssen oder ob man wenigstens inbetreff einiger Gnade vor Recht ergehen lassen kann. Die Festungen sind unser, der Oelmüller hat einen geheimen Gang neben seinem Teiche und der Major wird Großfeldherr. Ich nehme Mecklenburg hin, ausgenommen Güstrow, was Schneppe aus Greifswald nicht fahren lassen wollte. Berlin wird niedergerissen und Jahn baut die neue Hauptstadt an der Elbe. Er wird auch Obermeister der Zucht. In der Bundeskasse haben wir dreiundsechszig Thaler; es kann alle Tage losgehn."

22) Im 2. Bande der „Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform" (1846) findet sich unter dem Titel „Après le déluge" (S. 226) ein Entwurf zu einer neuen Gesellschaftsverfassung aus der Feder eines deutschen Kommunisten. Einige Auszüge daraus mögen das im Text Gesagte bestätigen. „Der Staat wird in eine große Gemeinschaft umgeschaffen. — Das Recht der Erbschaft ist aufgehoben. — Alle gesunden arbeitsfähigen Mitglieder der Gemeinschaft sind verpflichtet, gemeinschaftlich für Producirung der Gesellschaftsbedürfnisse zu wirken. Dafür verbürgt die Gesellschaft jedem seine menschliche Existenz, d. h. sie verschafft ihm sowohl die Mittel, sich geistig auszubilden, als auch alles, was zu seinem materiellen Wohlsein nöthig ist. — Es gibt keine höheren oder niederen Arbeiten; jede Arbeit, die zum Wohl des ganzen verrichtet wird, ist ehrenwerth. — Die Gemeinschaft hat keine Regierung, sondern nur eine oberste Verwaltung nöthig, welche die Gemeindeverwaltungen kontrolirt und Produktion und Konsumtion harmonisch gestaltet, so daß kein Mißverhältniß zwischen Arbeit und Genuß eintreten kann. — Die Gemeinschaft versichert jedem Mitgliede eine gesunde, bequeme und gutmöblirte Wohnung, passende und geschmackvolle Kleidung, Wäsche, Beleuchtung und Heizung, eine genügende Quantität gesunder Nahrungsmittel, ärztliche Hilfe, freien und für alle gleichmäßigen Unterricht. — Die oberste Verwaltung wird von allen großjährigen Gemeinschaftsmitgliedern mit absoluter Stimmenmehrheit auf eine bestimmte Frist

gewählt. Keine öffentliche Funktion gewährt dem Beauftragten irgend einen äußern Vorzug. — Aller Einzelhandel mit fremden Völkern ist verboten. Die Verwaltung verschafft der Gemeinschaft alle nöthigen Gegenstände, indem sie ihren Ueberfluß an Erzeugnissen des Ackerbaus und der Künste gegen andere des Auslands umtauscht. — Die Nationalschuld ist inbezug auf die Gläubiger im Lande selbst erloschen. Die Schulden jedes Bewohners des Landes gegen einen andern Mitbewohner hören auf, sobald er Mitglied der Gemeinschaft wird. — Die Gemeinschaft lässt kein Geld prägen. — Gefängniß- und Todesstrafen sind abgeschafft. Vergehen wie Faulheit, Unmäßigkeit u. s. w. werden mit Verweisen, Entziehung der Arbeit, Ausschließung von Verwaltungsstellen bestraft, unnatürliche Verbrechen wie Mord und Diebstahl mit Verweisung aus der Gemeinschaft. — Es gibt keine bezahlten Priester mehr. Dagegen sind alle Meinungen und Ansichten geduldet und jede Meinungsäußerung gestattet. — Zur Giltigkeit der Ehe bedarf es nicht der priesterlichen Einsegnung, sondern einer öffentlichen Liebeserklärung vor den Mitgliedern der Gemeinde, in welcher das Brautpaar sich niederlassen will. Die Auflösung der Ehe erfolgt, wenn die gegenseitige Zuneigung aufgehört hat und das Ehepaar eine öffentliche Erklärung in diesem Sinne abgegeben. — Die Erziehung ist allgemein, d. h. jedem werden auf Kosten der Gemeinschaft die gleichen Mittel zur Ausbildung seiner Kräfte geboten. Leitendes Princip der Erziehung ist, den Menschen zum körperlich-gesunden, geistig-vernünftigen Wesen und zum sittlichen Charakter zu bilden. — Jede Wissenschaft wird verallgemeinert, d. h. alle Heimlichkeit, alle Charlatanerie muß aufhören. Die Kunst ist Gemeingut und wird lebendig, d. h. sie erlangt das Bewusstsein ihrer Bestimmung, das menschliche Leben allgemein zu verschönern."

23) Man nehme, ganz abgesehen von „brutalen Thatsachen", welche diese Behauptung zur Genüge erweisen, nur eins der Gesangbücher zur Hand, die in den pietistischen Konventikeln gebräuchlich sind. Man wird darin Lämmleinbruderschaftswollüsteleien finden, die ohne große Veränderung in einem Tempel der Baaltis gesungen werden könnten. Andererseits würde das berühmte „Wundenlied", worin es heißt:

„Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden-Wunden-Wundenflut,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden
Macht Wunden-Wunden-Wundenmuth
Und Wunden Herzenswunden Wunden!
Geiselwunden, Dornenwunden!
Nagelschrunden, Speerschlitzwunden!
Grüß euch Gott, ihr Wunden! —"

unseres erachtens ohne Anstand bei einem großen Opferfeste des Moloch oder des Huitzilopochtli als begleitender Psalm sich haben anstimmen lassen.

24) Leser, welche sich über diese Tragödie des religiösen Wahns näher unterrichten wollen, verweise ich auf mein Buch: „Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch", 2. verbess. Aufl. 1874, worin ich auf der Basis der Untersuchungs- und Procedur-Akten, sowie genauer Lokalstudien, eine kulturhistorische Darstellung dieses höchst merkwürdigen, ja beispiellosen religionsgeschichtlichen Kapitels gegeben habe.

25) Ich will etliche Proben von naivem Unsinn mittheilen. Im Jahre 1844 wurde im badischen Amte Steinbach einem Hirten, welcher durch einen wüthenden Stier getödtet worden war, diese Grabschrift gesetzt:

„Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in Gottes Schoß;
Musst' Frau und Kind verlassen
Und kam zu Gott in Ruh'
Durch dich, o Rindvieh, du!"

Im Jahre 1858 sah ich in der Wallfahrtskapelle der Maria zum Schnee auf dem Rigi eine Votivtafel, auf welcher ein ebenfalls von einem Stier angegriffener Senn gemalt war, mit folgender Inschrift:

„In meiner größten Noth und Gram
Rief ich Maria auf diesem Berg an;
Als der Stier mich drohte zu durchbohren,
Da hab' ich Mariam auserkoren.
Sobald die Fürbitte zu Gott gedrungen,
So ist die Noth sogleich verschwunden.
Drum, lieber Leser! was ich bitt',
Verlasse doch Mariam nitt."

In demselben Jahre 1858 las ich auf einem Friedhofe des aargauer Freiamts diese Grabschrift:

„Hier liegt der Gottverehrer,
Der vorstand der Schul' als Lehrer;
Er begann seine Laufbahn als Aushauer
Und war sechs Jahr Fürg'schauer.
Er wirkte dann mit Rath und That
Und ischt auch gsessen im großen Rath.
Jetzt sitzt er nun verklärt in Himmelslichter,
Der gewesene Friedensrichter."

Es ist nur billig, diesen Auslassungen naturwüchsigen Unsinns auch eine Probe von Kultur-Unsinn, falls das Wort gestattet ist, folgen zu lassen. Nämlich die „Rede des Präsidenten einer Schulpflege vor der Wahl eines Lehrers", welche Rede in einer Gemeindeversammlung im Kanton Thurgau in den 50ger Jahren gehalten und von meinem Bruder Thomas Scherr in seinem „Pädagogischen Bilderbuch" (I, 88) mitgetheilt worden ist als eine Probe der Institutsbildung, wie sie „im Welschland" zu holen. Die Rede lautete: —

„Werthe Schulgenossen!

„Da wir nun in so zahlreicher Versammlung jetzt versammelt sind, um die feierliche Wahl eines Lehrers vorzunehmen. Ich fühle mich aber dabei innigst veranlasst, euch meine tiefsten Gefühle auszudrücken, welche ganz mein volles Herz überströmen und erfüllen, wo es eine sehr wichtige Sache ist bei der Wahl eines Lehrers. Verehrteste Schulgenossen! Wir wissen es alle und ich hab' es auch sehr erfahren, daß unsre Schule, welche bis jetzt noch sehr im Rückstande geblieben ist, bezüglich der Kulturereignisse; was aber davon herkommt, darum wir kein ganz gebildeter Schullehrer bisanhin nicht gehabt haben, und zwar namentlich in der „Pädagoschik", sowol poetisch als praxisch: il a manqué d'esprit, wie der Franzose sagt, und daher kommt es, daß er so wenig geistreiche Personen unterrichtet hat. Da ich mich nun auch hier versammelt habe bei dieser feierlichen Wahl, so ist es meine Verpflichtung, euch vorzutragen. Besonders aber in Desposition zu geben, welche Forderungen wir an den neuen Lehrer stellen müssen. Die erste Forderung ist darin, daß ein Lehrer Schenie und Talent habe. Nur ein schenievoller Lehrer mit großen

Talenten kann seine Forderungen vollständig begnügen. Das zweite ist, daß ein Lehrer in Religion und Moralität stark sei, und zwar nicht bloß in Worten, sondern in rationeller Vernunft, wo die Auslegung des specifischen Glaubens hingehört. Dann zum dritten muß ein Lehrer erfahren und fertig sein in Wissenschaften und Künsten. Es kann nicht mehr genügen an lesen, schreiben und rechnen in der bisherigen Steigung, sondern die Kulturerscheinungen gehen viel höher, wobei ganz vorzüglich darauf zu halten, daß die Kinder geistreiche Aufsätze machen, und nicht so simpel und einfach, wie bis jetzt. Der Geistesreichthum ist der höchste Schatz, und diesen soll ein Lehrer in den orthographischen Aufsätzen nach der Loschik fixiren. So lange nicht ein jeder Schüler mit dem Dichter sagen kann:

„Auch ich war in Arkadien geboren" —

so lange fehlt es am Unterricht in geistreichen Aufsätzen, und das ist das erste Resultat der höhern Padägoschik.

Dann aber kommen hauptsächlich die Naturwissenschaften, welche für Handel, Gewerbe und Agrikulturwirthschaft die größte Wichtigkeit sind. Wenn die Kinder nicht die Bestandtheile der Atmoschpäre unterscheiden lernen: wie sollen sie dann Fortschritte in der Botanik und Physik machen? Wenn sie das Phänomen nicht erkennen, wie sollen sie das Temperament unterscheiden? Es ist jetzt ganz anders, als vor 100 Jahren, die Natur ist enorm fortgeschritten, und wer nicht folgt, bleibt zurück. Die Scheometrie Descriptiw haben wir auch im Institut erlernt und sie sollte nothwendig auf die zweite Gleichheit konstruirt werden; dazu kann dann die Scheographie nicht mehr beschränkt bleiben, sondern sie muß die longitude und latitude ausfindig machen in den mathematischen Graden; denn das weiß jeder Staatsmann, daß die Fundamentalbasis der Grundlage eines Kulturgesetzes auf die kalligraphische Vermessung der Liegenschaften abgestellt ist. Wenn dann das Zeichnen nicht spereſektivisch betrieben wird, so wird niemand befriedigt sein, und eben so muß jedes Kind harmonisch sein Lied singen nach den gesetzten Noten. Noch muß ich aber besonders beifügen von der historischen Bildungsgeschichte; denn sans l'histoire universelle et specielle — wo sollte da ein begeisterter Patriot entstehen? Wenn man vergleicht zwischen Deutschen und Franzosen, so ist der Unterschied im erstaunen begriffen, bezüglich der feinen Bildung und dem Anstand, sogar schon bei den Kindern, weil die Geschichtskultur sehr im Schwunge steht. Verehrte Schulgenossen! Ich schließe nun mit dem Hauptpunkte, welcher gesetzt ist in der Bildung, nämlich wegen der Halbbildung. Es ist eine allgemeine Klage unter den gebildeten Gelehrten, daß es nicht so sei, sondern die meisten Schullehrer nur halb und nicht ganz. Wir aber wollen jetzt ein ganz gebildeter, und darum muß verlangt sein, daß der die Schule zu erwählender Lehrer auch etliche Progres in der französischen Sprache gemacht habe, denn ohne welches er nur ein halbgebildeter Mensch sein wird. Ich schließe nun, indem ich endige. Aber nochmals: forcirt die Bildung in dieser Wahl! wo das Wohl der Familie, der Gemeinde und des Staates davon absteht; denn wo ein Volk diese nicht aufnimmt, da ist es am Rande des Abgrunds im Untergang des Verderbens."

26) Einen schönen, obzwar elegisch ausklingenden Ausdruck hat Hoffmann in seiner im Text erwähnten Komödie dem nationalen Gefühle gegeben, indem er den Chor sprechen ließ:

„Du gepriesenes Land des germanischen Volks, wie bist du vor andern gesegnet,
Daß der schwelgende Blick ringsum auf der Flur nur des Reichthums Fülle begegnet!
Tief beuget die köstliche Aehre den Halm und die Saaten, die goldenen, wogen
Und heimwärts schwankt die erfreuliche Last, von stampfenden Rossen gezogen.
Da gedeih'n erquickliche Früchte genug, frisch glänzend in dunkelem Laube,
Und es träuft, auf sonnigen Hügeln geglüht, uns der Wein aus köstlicher Traube.
Breit rauschen die herrlichen Ströme hinab, nach dem Meer in Eile gewendet,
Von dem Kiele gefurcht, der Schätze uns bringt, von entferntester Zone gesendet.
Ehrwürdig im Schmuck der vergangenen Zeit, sich erfreuend gemeinsamen Bandes,
Viel' blühende Städt' am Ufer entlang und zerstreut auf der Fläche des Landes!
Und allorts lebet ein kräftig Geschlecht von Männern, geübt in den Waffen
Und vertrauenden Sinns, voll edelen Muths und zu rühmlichen Thaten geschaffen.
Was beharrender Fleiß in Gewerben vermag, wird von kundigen Händen gestaltet;
Wie kaum vordem hat frisch sich die Kunst zu der prächtigsten Blüthe entfaltet;
Um des Wissens Altar steh'n Priester geschart, von heiligem Ernste durchdrungen;
Manch herrliches Lied aus begeisterter Brust ist jüngst noch den Sängern gelungen.
Du gepriesenes Land des germanischen Volks, wie bist du vor andern gesegnet,
Daß der schwelgende Blick ringsum auf der Flur nur des Reichthums Fülle begegnet.
Und dennoch sind wir Bettler! Es fehlt uns das höchste, was Menschen erstreben.
Uns fehlet die Freiheit! Es fehlt uns die Luft und das innerlich athmende Leben,
Das den Busen erwärmt und den Pulsschlag hebt und zu tüchtigen Thaten den Muth gibt:
Hier lohnt sich der Kampf! Hier ring' um den Preis, wer der Menschheit heiligstes Gut liebt."

27) An frecher Rohheit und brutaler Schamlosigkeit lassen die Kundgebungen des „konsequenten" Materialismus, dem das Sittengesetz ein verhasster Stein des Anstoßes ist, nichts zu wünschen übrig. J. Huber hat in seinen 1874—75 veröffentlichten „Wissenschaftlichen Tagesfragen" aus dem „Tagebuch eines Materialisten" von R. Schuricht (1860) folgende Stelle angezogen, höchst lehrreiche „Absonderungen" eines wüsten Gehirns. Das materialistische Kraftgenie orakelt also: „Gut ist der Genuß, der Taumel, gut die Liebe, gut aber auch der Haß; denn er ist ein ganz leidliches Aequivalent da, wo man keine Liebe haben kann. Gut ist der Besitz, weil er umgesetzt werden kann in Genuß; gut ist die Macht, weil sie unseren Stolz befriedigt; gut ist die Wahrheit, solange sie uns Genuß bereitet; gut sind aber auch die Lüge, der Meineid, Verstellung, List und Schmeichelei, wenn sie uns Vortheil bringen. Gut ist die Treue, solange sie belohnt wird; gut ist aber auch der Verrath, wenn er höher im Preise steht als die Treue und wenn die Treue zum Verbrechen wird. Gut ist die Ehe, solange sie uns beglückt; gut ist der Ehebruch für den, welchen die Ehe langweilt, und für den, welcher eine verheiratete Person liebt. Gut sind Betrug, Diebstahl, Raub und Mord, sobald sie zum Besitz und Genusse führen; gut ist die Rache, welche unser beleidigtes Selbstgefühl zufriedenstellt. Gut ist das Leben, solang' es für uns ein Räthsel ist; gut ist aber auch der Selbstmord, sobald wir das Räthsel gelöst haben. Da jedoch der Kulminationspunkt jedes Genusses Enttäuschung und Prosa ist und mit der letzten Illusion auch das letzte Glück verloren geht, so wäre im wahren Sinne wohl nur derjenige klug, welcher aus der Wissenschaft die letzte Konsequenz zieht, d. h. Blausäure nimmt und zwar augenblicklich."

28) Die „Allgemeine Zeitung" brachte in ihrer Nummer vom 24. Januar 1871 einen „Versailles, 18. Januar" datirten Bericht über „Die Proklamation des deutschen Kaiserreiches". Dieser von einem Augen- und Ohrenzeugen

(P. Hassel?) am Tage der Ceremonie selbst unter dem frischesten Eindruck niedergeschriebene Bericht ist ein geschichtliches Dokument. Deßhalb lasse ich es hier folgen. Aber nicht nur deßhalb, sondern auch darum, weil es in seiner byzantisch-officiellen Stilisirung ganz vortrefflich den einseitig militärisch-höfischen Charakter dieser Staatsaktion wiedergibt. — „In dem Schlosse Ludwigs XIV., dem alten Centrum einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand am 18. Januar, dem 170jährigen Gedenktag des preußischen Königthums, die feierliche Proklamation des deutschen Kaiserreichs statt. Wenn auch die Verhältnisse der Zeit es bedingten, daß in diesem für ewig denkwürdigen Augenblick die Armee das deutsche Volk zu vertreten hatte, so waren doch die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet, wo, im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen, König Wilhelm verkündete, daß er für sich und seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigen Titel des deutschen Kaisers, auf den, trotz mehr als 60jähriger Unterbrechung, die Sehnsucht der Nation gerichtet blieb, in neuem Glanz wiederherstellen wolle. Noch gestattet die Verblendung des Feindes nicht, daß das deutsche Reich die Wehr, die es zur Vertheidigung seiner Ehre ergriffen hat, aus der Hand legt. Wie die deutsche Einheit in hartem Kampfe, so wird auch das deutsche Kaiserthum in den letzten sich vorbereitenden Kriegsthaten seine Weihe empfangen. Durch opfervolle Hingebung aller Stände hat das deutsche Volk bekundet, daß die streitbaren Tugenden seiner Vorvordern mit unversehrter Jugendsfülle in ihm weiterleben; es hat sich im Rathe der großen Nationen eine Stellung errungen, die niemand ihm mehr anfechten kann, und darf auf dieser Höhe des Sieges, keinen Gegner fürchtend, aber auch keinem andern Volk sein Glück beneidend, weise und maßvoll in seinem thun, die friedliche Bestimmung annehmen, die seines ersten Kaisers Verkündigung dem neuen deutschen Gemeinwesen vorschreibt. Diese Bestimmung aber, sie liegt ausgesprochen in dem Satze, daß der Kaiser sein will „ein Mehrer des Reichs nicht im Sinne der Eroberung, sondern im Sinne der Kultur, der Freiheit, der Gesittung". Soviel am deutschen Volke liegt, werden nach diesem Kriege die Waffen Europa's schweigen, und anbrechen wird die Zeit, wo die Völker dem friedlichen Ausbau ihrer staatlichen Organisationen leben können. Das deutsche Volk und die deutsche Armee dürfen in den gegenwärtigen Stunden fester als je an die Erfüllung ihrer Friedenswünsche glauben. Nachrichten entscheidender Siege durchfliegen heute, am ersten Tage des Kaiserreichs, alle deutschen Gaue und beleben die Hoffnung, daß dem Kaiserfest in naher Zeit die Friedensfeste folgen werden.

Die unabweislichen Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten, daß alle Theile des um Paris lagernden deutschen Heers sich in gleichmäßiger Stärke an der Kaiserfeier betheiligten. Von den entfernter liegenden Truppen wie von denen der Maas-Armee hatten nur einzelne Deputationen entsandt werden können. Die obersten Führer aber und mit ihnen Abgesandte des Officierskorps waren zur Stelle erschienen. Auch für den Bereich der III. Armee hatte die Ordre des Kronprinzen bestimmt, daß von jedem Regiment sich nur 3—4 Vertreter in Begleitung der Fahnen, und außerdem von den höhern Officieren nur diejenigen nach Versailles begeben sollten, denen die dienstlichen Interessen eine kurze Abwesenheit von ihrem Kommando erlaubten. Den beiden baierischen Korps war freigestellt worden, ob sie an der Festlichkeit theilnehmen wollten. Sie entsprachen dieser Aufforderung, indem sie den größten Theil ihrer Fahnen nach Versailles abschickten, und außerdem sich durch die sämmtlichen Prinzen des königlich wittelsbach'schen Hauses, die im Felde vor

Paris stehen, sowie durch zahlreiche Deputationen der Officiere und mehrere Detaschements baierischer Soldaten vertreten ließen.

Für die Einleitung der Feier war Abends vorher beschlossen worden, daß S. k. H. der Kronprinz sich von seinem Hauptquartier aus zu Pferd, gefolgt von seinem Stab, in die Präfektur begeben, und von hier aus Se. Majestät die „Avenue de Paris“ entlang in das Schloß geleiten sollte. Die ungünstige Witterung jedoch verhinderte diesen Festzug. Der Kronprinz fuhr daher, den Stabschef Generallieutenant von Blumenthal an der Seite und seine Adjutanten im Gefolge, die zum Hauptquartier kommandirten Feldgensdarmen, Preußen, Wirtemberger, Badener, Baiern an der Spitze und einen Zug vom schlesischen Dragoner-Regiment Sr. k. Hoh. als Cortége, nach dem Schlosse, um hier in der Säulenhalle des östlichen Eingangs, an der „Treppe der Prinzen“, seinen erlauchten Vater zu empfangen. Auf dem Schloßhofe stand, ebenso wie vor der Hauptwache, die sich an der Avenue gegenüber der Präfektur befindet, als Ehrenwache eine Kompagnie des (VII.) Königs-Grenadier-Regiments mit seiner Fahne. Se. Majestät verließ das Hauptquartier Schlag 12 Uhr. Vor dem Schloß angekommen, ließ er es auch heute sich nicht nehmen, die Truppen der Ehrenwache zu inspiciren.

Während Se. Majestät, umgeben von den Prinzen, den Fürsten, Generalen und Ministern, noch einige Augenblicke in den Vorzimmern der Festräume — es waren, wie am 1. Januar, die „chambres de la Reine“ — verweilte, hatte sich in dem Sale, wo die eigentliche Feierlichkeit stattfinden sollte, der Galerie des Glaces, die Versammlung folgendergestalt geordnet. An dem Mittelpfeiler der Südseite, die nach dem Park geht, stand der Altar, mit einer rothen Decke bekleidet, welche als Symbol das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug. Rechts und links vom Altar, auf derselben Front des Saales, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der schmalen Ostseite des Festraumes. Es waren 5 Fahnen des Gardekorps, und zwar eine des ersten Garderegiments und 4 von 4 Gardelandwehrregimentern, die letzteren begleitet von 12 Fahnenunterofficieren der 12 Bataillone. Ferner waren aufgestellt 18 Fahnen des 5. Korps, 10 Fahnen des 1. baierischen, 8 Fahnen des 2. baierischen, 10 Fahnen des 6ten Korps, 5 Fahnen von der 21. Division des 11. Korps, im ganzen also 56. Die Wirtemberger hatten keine Fahnen geschickt, waren aber durch zahlreiche Officiere vertreten. Auf der nördlichen Langseite des Saales ordneten sich die Officiere, jedoch so, daß der Mittelraum vor dem Altar frei blieb. Die Zahl der anwesenden Officiere betrug zwischen 500 und 600. Die Officiere der verschiedenen Truppentheile hatten sich so zu ordnen, daß bei dem Vorbeimarsch vor Se. Majestät die ganzen Bataillone vereinigt blieben. Für die Aufstellung der Fahnen und der mit ihnen entsandten Mannschaften sorgte Major v. Dressow vom Oberkommando der dritten Armee. Die übrigen Anordnungen wurden vom Oberhofmarschall Grafen Pückler, Oberceremonienmeister Grafen Perponcher und dem Kommandanten von Versailles, General v. Voigts-Rhetz, bewerkstelligt. Am Altar fungirten Vertreter der Feldgeistlichkeit: Hof- und Garnisonsprediger Rogge, welcher den Gottesdienst verrichtete, die Divisionsprediger Abel und Richter vom 5. Korps, der Oberpfarrer für die Lazarethe der dritten Armee Rettig, Konsistorialrath und Divisionsprediger vom 11. Korps Lohmann, Divisionspfarrer Hosemann, Konsistorialrath Oberpfarrer vom 6ten Korps, Reitzenstein.

Bald nach 12¼ Uhr trat Se. Majestät in den Festsaal ein, während ein Sängerchor, zusammengesetzt aus Mannschaften des 7., 47. und 58. Regiments,

das „Jauchzet dem Herrn alle Welt" anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Aufstellung. Im Halbkreise um Se. Majestät die Prinzen und Fürsten: S. k. Hoh. der Kronprinz, die Prinzen Karl und Adalbert, der Kronprinz von Sachsen, die Großherzoge von Baden, Sachsen-Weimar und Oldenburg, der präsumtive Thronfolger Prinz Wilhelm von Wirtemberg, die Prinzen Otto, Leopold und Luitpold von Baiern, der Herzog von Koburg, der Herzog von Meiningen, die Erbgroßherzoge von Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz und von Oldenburg, der Erbprinz von Meiningen, der Erbprinz von Anhalt, der Erbprinz von Hohenzollern, die Herzoge Eugen der ältere und Eugen der jüngere von Wirtemberg, der Prinz Georg von Sachsen, Prinz August von Wirtemberg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Altenburg, der Herzog von Augustenburg, der Fürst von Schaumburg-Lippe, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, die Fürsten von Wied, Puttbus, Lynar, Pleß, Biron von Kurland, die Prinzen Kroy und Reuß. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister. An der Spitze des linken Flügels der Bundeskanzler und der Hausminister Frhr. v. Schleinitz, die Generale v. Moltke, v. Hindersin, v. Boyen, v. Alvensleben (4. Korps), v. Kirchbach (5. Korps), v. Tümpling (6. Korps), v. Blumenthal, v. Stosch, v. Podbielsky, v. Kameke, Prinz Kraft v. Hohenlohe, v. Sandrart, v. Schmidt, v. Voigts-Rhetz, v. Loën, v. Hoffmann, v. Schimmelmann, v. Hausmann, v. Haake, v. Herkt, Henning, v. Schöntoff, v. Schachtmeyer, v. Malachowski, die baierischen Generale v. Hartmann, v. Walther, v. Lutz, v. Bothmer, der wirtembergische General v. Baumbach, der badische v. Neubronn, der weimarische v. Egloffstein, der englische Militärbevollmächtigte General Walker, der russische von Guérn, der baierische v. Freyberg, der wirtembergische von Faber, der englische Abgesandte Hr. Odo Russell.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr." Dann folgte die Liturgie in der gewöhnlichen für den Militärgottesdienst üblichen Form, und darauf die Predigt über Psalm 21. Nachdem der Gesang: „Nun danket alle Gott" und der Segen die kirchliche Feierlichkeit beendet hatten, schritt Se. Majestät zwischen den Reihen der Versammlung, auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proklamation an das deutsche Volk". Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein. Se. kaiserliche Majestät umarmte dann den Kronprinzen, den Prinzen Karl und die ihm persönlich verwandten Fürsten. Der Kaiser ließ darauf die Deputationen der Officiere an sich vorüber passiren und ging an den Reihen der im Sal aufgestellten Truppen entlang. Die Musikkorps hatten sich inzwischen in dem an die Gallerie östlich anstoßenden „Friedenssal" (Salle de la paix) aufgestellt. Sie begrüßten Se. Majestät, als Allerhöchstderselbe, von den Prinzen, Fürsten und Generalen begleitet, den Festraum verließ, mit dem hohenfriedberger Marsch. Die Officiere folgten Sr. Majestät und auch die Fahnen wurden von den begleitenden Mannschaften in Empfang genommen. Den Deputationen, die nachmittags Versailles wieder verließen, gab der Kaiser ein Festmahl im „Hôtel de France"; die Truppen erhielten ein Geldgeschenk. Se. Majestät der Kaiser hat am 18. Januar zahlreiche Beförderungen in den höheren Chargen der preußischen Armee unterzeichnet und dem baierischen Infanterieregiment, das allerhöchstseinen Namen trägt, 16 eiserne Kreuze zweiter Klasse verliehen."

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.





